This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

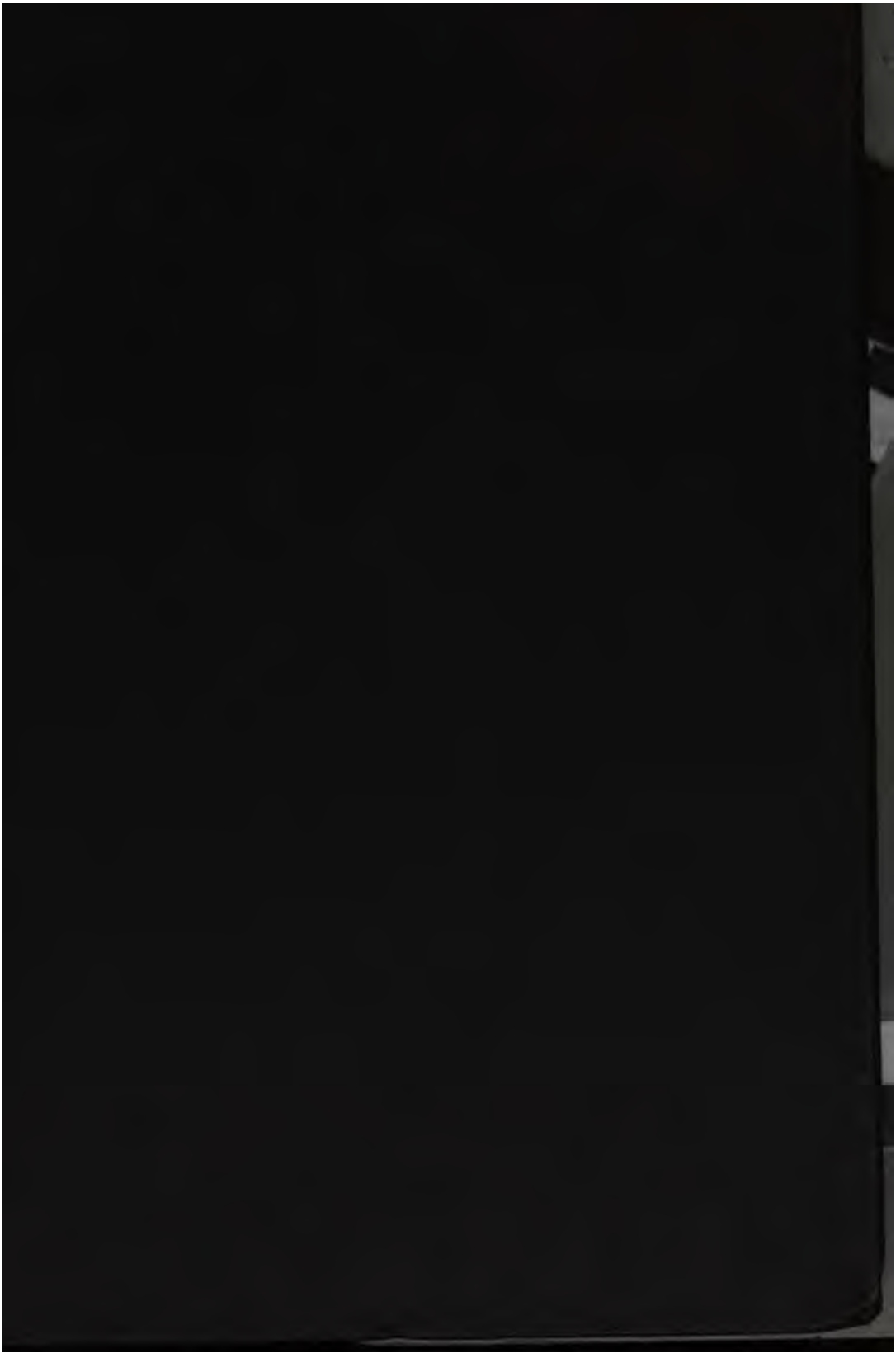
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Basler Missions-Agentur
in Stuttgart, Heusteigstr. 34.

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

W. Löckle.

1887. — Einunddreißigster Jahrgang. — 1887.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1887.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 5 1969

Inhalt.

Seite

Die Geduld beim Missionswerk. Eine Zeitbetrachtung . . 1
Zur Vorgeschichte der Basler Mission im Kamerungebiet und in Viktoria. Von Miss. Insp. Oehler 11
Totenverehrung in China. Von Miss. Schultze in Tschongtschun 25. 80
Die Zukunft der Mission. Rede von Pfarrer Gutbrod in Kohlberg 49
Die neuesten Nachrichten aus Uganda 65
Ist Japan nahezu evangelisiert? 86
Aus den Jahresberichten deutscher Missionsgesellschaften 97. 146
Aus Bischof Hanningtons letzten Tagen 111
Missionsarbeit in Malabar. Vortrag von Miss. J. Frohnmeyer 129
Heiratsgesetz und Hochzeitfeier im Kurgland. Von Miss. F. Veil 152
Die Erziehung des Negers zur Arbeit. Mit besonderer Rücksicht auf die Basler Mission in Westafrika 177. 243
Meine Reise von China in die Heimat. Von Missionar R. Lechler 193. 225. 257. 305. 353
Der Islam in Afrika 277
Eine westafrikanische Synode 283
Die Mission unter den Batauana 323
Korea 336
Hanningtons Reisen in Ost-Afrika 385. 457. 496
Wo und wie sollen neugewonnene Christen wohnen? Von Pfr. Bellon (früher Miss. auf der Goldküste) 412
Die Rheinische Mission und die Kolonialmächte . . 420
Ein Blatt aus der Geschichte der Brüdermission oder ein Missionsversuch auf der Goldküste vor 150 Jahren. Von Miss. P. Steiner 433. 481

Bücherſchau: Seite

Grundemann: Die deutſchen Schutzgebiete in Afrika und in der Südſee 48
Thompson: Future Probation and Foreign Missions . . 48
Oppel und Ludwig: H. Hirt's Geographiſche Bildertafeln. III. 1. Europa 128
Hentſchel und Märkel: Umſchau in Heimat und Fremde. I. Deutſchland 128
Strack: Nathanael. Zeitſchrift für die Arbeit an Iſrael . . 176
Almanac for 1887 issued by American Board 176
Withrow: the Condition of the Heathen and their Conversion . 176
Merensky: Wie erzieht man am beſten den Neger zur Plantagenarbeit? 224
Bibo: Dasſelbe 256
Grundemann: Miſſions-Schulwandkarte 224. 304
Lemme: Die Macht des Gebets mit beſ. Beziehg. auf Krankenheilung 224
Plath: Deutſche Kolonialmiſſion 256
Weitbrecht: Cataloque of Urdu christian literature . . 256
Warneck: Die Miſſion in der Schule 304
Bahls Miſſionsatlas. 4. Heft. Auſtralien und Europa . . . 304
K. E. G. Mörike. Leben und Leiden eines ſchwäbiſchen Kandidaten in Indien 304
Weitbrecht: Intidel Literature in India 304
v. Zychlinski: Fünfundzwanzig Miſſionslieder 352
Inauguration solenelle de la maison des missions de Paris . 352
Schick: Miſſionsfeſtpredigt 384
Johnston: A Century of Protestant Missions 384
Evang. Miſſionskalender für 1888 432
Tiſchhauſer: Handbuch der Kirchengeſchichte 480
Lechler: Meine Heimreiſe aus China über Hawaii . . . 480
Die Bibelfrau von St. Petersburg. Eine Weihnachtsgeſchichte . 512
Kratzenſtein: Kurze Geſchichte der Berliner Miſſion in Südafrika 512
Warneck: Pflanzung und Pflege des Miſſionslebens in Gemeinde und Schule 512
Weihnachtsgruß 512

Miſſionszeitung: Siehe das Regiſter 513–516

Alfred Sauer.

Die Geduld beim Missionswerk.

Eine Zeitbetrachtung vom Herausgeber.

Unser Gott ist ein Gott der Geduld. — Er kann warten und gewöhnt die Seinen ans Warten. Darum muß alles, was von Gott ist, das Siegel der Geduld an sich tragen. Die Sünde ist so oft nichts anderes als Ungeduld. Der Mensch kann Gottes Zeit nicht abwarten und so greift er eigenmächtig ein. Dadurch beraubt er sich des Anspruchs auf Gottes Hilfe und der inneren Gewißheit, ohne welche niemand wahrhaft Gutes und Bleibendes zustande bringen kann. Weil die Mission ein Gotteswerk ist, so ist sie notwendig auch ein Geduldswerk. Wer den Heiden das Wort der Wahrheit verkündigen will, muß Geduld mitbringen und muß dieselbe immer mehr lernen, sonst kann er unmöglich etwas ausrichten. Jede andere Arbeit weist früher als die Missionsarbeit Erfolge auf und ihre scheinbare Erfolglosigkeit ist ein Hauptgrund, warum diese Arbeit so lange vor der Welt Schmach tragen mußte. Es hieße Holz in den Wald tragen, wenn wir Beispiele dafür aufzählen wollten, daß jede Mission eine Geduldsprobe ist. Wohin wir blicken, bemerken wir, daß die erste grundlegende Arbeit eine besonders mühselige ist und daß auch dann, wenn einmal eine Anzahl von Christen gesammelt sind, das äußere Wachstum gewöhnlich ein so langsames ist, daß dasselbe in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Opfern zu stehen scheint. Gerade diejenigen Missionare aber, welche Jahre, ja Jahrzehnte lang auf einem unfruchtbaren Boden ausharrten, dürfen auch die Erfahrung machen, daß ihre Geduld belohnt wird. Wäre die Mission nicht ein Werk der Geduld, so wären besonders gesegnete Missionsgebiete heute noch völlig heidnisch.

Die Missionsgemeinde in der Heimat wird auch reichlich in der Geduld geübt. Wir möchten gerne von Erfolgen hören. Es geht uns leicht zu langsam, weil wir die Schwierigkeit der Arbeit nicht genug kennen. Die Missionszeitschriften sollen immer Neues vom Missionsgebiet berichten, selbstverständlich erwünschte Fortschritte. Wir denken nicht daran, daß man von Fortschritten in der Christenheit auch nicht viel berichten kann. Es geht so oft rückwärts, auch da, wo das lautere Evangelium verkündigt wird; das Beste aber, was da ist und wächst, können wir nicht genau beobachten oder gar aufzählen. Was wir nun bei uns begreiflich finden, wollen wir auf dem Missionsgebiet nicht dulden; da soll es vorangehen. Gott zügelt und straft unsere Ungeduld. Er nimmt Arbeiter, die kaum begonnen haben, hinweg. Er läßt es geschehen, daß allerlei Störungen eintreten, welche den fröhlichen Fortgang des Werkes hemmen. Wer nicht bloß bisweilen von der Mission hört, sondern mit ihr vertraut ist, muß gar manche Vereitlung besonderer Wünsche und Hoffnungen erleben, kann oft nicht begreifen, warum der Herr sein Werk nicht rascher zunehmen läßt. Die Mission ist allen denen, welche in und mit ihr leben, eine rechte Schule der Geduld und ebendarum eine gründliche Anleitung dazu, Gottes Wege kennen zu lernen.

Die Geduld aber soll fest bleiben bis ans Ende (Jak. 1, 4). Gerade jetzt, in unserem unruhigen, nervösen Zeitalter ist sie besonders vonnöten. Daran ist kein Zweifel, daß wir in einer ungewöhnlichen Zeit leben, in einer Zeit, welche nicht bloß viele Fragen aufwirft, sondern auch viele löst. Wir sind gewohnt, Dinge unternommen und durchgeführt zu sehen, welche einem früheren Geschlecht unmöglich schienen. Der Erfolg hat uns geblendet und ist recht ein Götze unserer Zeit geworden. Wie man sich vor errungenen Erfolgen beugt, unbekümmert darum, ob sie erlaubten Mitteln zu verdanken sind oder nicht, so sucht man immer größere Erfolge herbeizuführen und meint, der Schritt der Weltgeschichte sei nun einmal ein beschleunigter geworden und so müsse sich von unserem Geschlecht erzwingen lassen, woran vergangene Jahrhunderte sich vergeblich abgemüht haben. Diese unruhige Hast hat sich auch der christlichen Kreise bemächtigt und ist eine ernstliche Gefahr für die Mission. Bisher verstand es sich von selbst, daß die Ausbreitung des Evangeliums nur langsame Fortschritte machte. Man wußte es nicht anders und erwartete es nicht anders. Aber nun möchte man gerne eine Mission

im größeren Stil und mit rascherem Gang. Es haben sich in diesem Jahrhundert Thüren geöffnet, die seither hartnäckig verschlossen waren. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß das Evangelium überall in der weiten Welt verkündigt werden darf, und so werden schon Berechnungen angestellt, wie lange es noch dauern werde, bis große Länder wie Ostindien, China, Japan christianisiert seien. Dabei vergessen wir leicht, daß die Mission auch jetzt noch, obwohl unser Jahrhundert ein Missionsjahrhundert ist, wie es noch keines gegeben, in den Anfängen steht. Es ist immer noch nicht so weit gekommen, daß ganze große Völker sich dem Evangelium zuwenden, und wo es den Anschein hat, als ob die Evangelisierung eines Landes nahe bevorstehe, da tauchen auch wieder Gefahren auf, die wir nicht unterschätzen dürfen. Doch, man mag immerhin sagen, Illusionen in Betreff der bald zu erwartenden großartigen Missionserfolge seien harmlos, ja können sogar von guter Wirkung sein. Dagegen liegt jedenfalls eine wirkliche Gefahr darin, daß durch die Kolonialbewegung die ganze Art der deutsch-evangelischen Mission, unsere Auffassung des Missionsberufs und unser Missionsbetrieb in Mitleidenschaft gezogen werden.

Wenn auch schon vor der Erwerbung deutscher Kolonien ein Umschwung in der öffentlichen Meinung Deutschlands hinsichtlich der Mission sich angebahnt hatte, so ist doch zweifellos erst durch die Thatsache deutschen Kolonialbesitzes die Mission bei uns ein Gegenstand des allgemeinen Interesses geworden. Noch vor wenigen Jahren konnte es geschehen, daß im deutschen Reichstag höhnisch bemerkt wurde, die Denkschrift der Regierung in Betreff der Samoavorlage spreche von dem Missionarswesen mit Humor. Jetzt wird die Mission auf einmal nicht bloß beachtet, sondern gelobt. Wie eigentümlich ist uns Missionsleuten zu Mut, wenn wir jetzt allerlei Angenehmes über die Mission in den liberalen Zeitungen lesen, wenn wir sehen, daß man sich bemüht, unsere Erfolge anzuerkennen und wenn wir zugleich bemerken, wie viel man uns noch zutraut. Muß es uns nicht gehen wie jenem Athener, der unerwarteterweise einmal beim Volk Beifall fand und nun fragte: Habe ich denn etwas Thörichtes gesagt? Wir müssen uns recht sehr hüten, damit wir nicht allzuviel gelobt werden. Kein Mensch kann viel Lob ertragen; es geht uns in der Mission nicht anders. Aber die Anerkennung, die nun der Mission reichlich gespendet wird, ist weder eine rückhaltlose, noch eine

uneigennützige. Es werden Zumutungen an die Mission gestellt, die nichts anderes bedeuten, als ein Aufgeben der Methode, ja des Fundamentes der bisherigen Mission. Seltsam ist es freilich, daß man der Mission, die nicht von gestern her ist und die seither nicht vergeblich gearbeitet hat, nun guten Rat geben will, wie sie es machen müsse, um die Heiden zu bekehren; doppelt seltsam, wenn solche Ratschläge von Leuten kommen, die eine naive Unkenntnis der Missionsleistungen, ja einen völligen Mangel an Verständnis für das wahre Wesen der Mission an den Tag legen. Auf dem vom 13.—16. September v. J. in Berlin gehaltenen Allgemeinen deutschen Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen meinte Graf Joachim v. Pfeil, es müsse von seiten der Missionare weniger gebetet und mehr zu praktischer Arbeit angeleitet werden. Den Schwarzen, die freilich meist nicht wissen, wie sie auf einmal Unterthanen eines großen auswärtigen Reiches geworden sind, muß mit unerbittlicher Konsequenz Gehorsam und Lust zur Arbeit anerzogen werden, wobei man sich vor falscher Humanitätsduselei zu hüten hat. Bei diesem Erziehungswerk soll die Mission mithelfen und weil die Missionare, wie sie seither waren, schwerlich dieser neuen Aufgabe gewachsen wären, so ist bei ihrer Ausbildung anstatt der immer doch mangelhaften Schulbildung vielmehr praktische Ausbildung zur Arbeit als Hauptgegenstand der Unterweisung zu behandeln. Diese Forderungen blieben auf jenem Kongreß nicht unwidersprochen; aber sie stehen keineswegs vereinzelt da. Wir vermögen uns nicht der Hoffnung hinzugeben, daß die deutsche Mission sich der kolonialpolitischen Strömung ganz werde entziehen können. Im Gegenteil befürchten wir, es möchte zu einer beklagenswerten Vermischung kolonialer und missionarischer Interessen kommen. Vielleicht werden wir bald davon hören. Aber weil die Versuchung keine geringe ist, durch Anlehnung an politische und handelspolitische Unternehmungen der Mission Eingang verschaffen zu wollen, oder durch Entgegenkommen gegen die zurzeit vorhandene missionsfreundliche Strömung die eigentlichsten Missionsgedanken zu verhüllen, wenn nicht zu verleugnen, darum ist es unbedingt notwendig, daß die Anhänger der alten „pietistischen" Missionsmethode sich des ungeduldigen, unklaren Drängens erwehren und unerschütterlich auf dem Grunde stehen bleiben, den der Herr selbst der Mission gegeben hat. Wir haben nur das Evangelium zu treiben und wir vermögen den Gang desselben durch die Welt

nicht zu beschleunigen. Gottes Sache ist es zu bestimmen, wann und wo Mission getrieben werden soll. Er pflegt sich nicht zu überstürzen; darum sei auch uns alle ungesunde Hast, alles Machenwollen ferne.

Der Kolonialbewegung freuen wir uns, obgleich sich schon manches daran angeheftet hat, was wir vom christlichen Standpunkt nicht zu billigen vermögen. Wir müßten blind sein, wenn wir nicht sähen, daß Gott neue Thüren geöffnet hat. Die Jagd nach herrenlosem Gebiet, welche wenig mehr zum Annektieren übrig gelassen hat, muß nach Gottes Willen dazu dienen, große Strecken heidnischer Länder dem Evangelium zugänglicher zu machen und wir dürfen gewiß die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als einen entscheidenden Wendepunkt in der Missionsgeschichte ansehen. Aber wir müssen gewissenhaft zwischen Kolonialbegeisterung und Missionseifer unterscheiden und müssen dabei bleiben: „Die Kolonien der Kirche sind die Missionen," sei es nun, daß unsere Missionsgebiete unter deutscher oder unter fremder Oberhoheit stehen. Gott bewahre uns vor einer Verquickung von Patriotismus und Mission, wie sie den Franzosen eigentümlich ist. In Frankreich betrachtet man die Mission als ein Hilfsmittel zur Unterwerfung der Kolonien.*) Diese unselige Vermischung dessen, was Gott geschieden hat, ist nicht bloß der evangelischen Mission zur schweren Schädigung geworden — man denke an die englische Mission auf Tahiti — sondern ist auch verhängnisvoll für die katholische Mission. Die Christenmorde im Tonkin erklären sich daraus, daß die katholischen Missionare als Agenten der französischen Regierung angesehen werden, was sie auch thatsächlich sind. Man hat bekanntlich auch auf deutscher Seite den Anspruch erhoben, daß die englischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten einer deutsch-nationalen Mission weichen müssen. Hoffentlich werden solche engherzige, der wahren Missionsidee geradezu hohnsprechende Anforderungen nirgends verwirklicht werden. Wir können unmöglich dazu mitwirken, eine auswärtige, insbesondere eng-

*) Bezeichnend ist, was wir in der Zeitschrift der Pariser Missionsgesellschaft (1886, Augustheft S. 289) lesen: „Wir wissen aus völlig sicherer Quelle, daß französische Missionare im französischen Kongogebiet gerne aufgenommen würden und daß ihre Stellung genau dieselbe wie die der Katholiken wäre, unter der einzigen Bedingung, daß sie nur von einer französischen Missionsgesellschaft abhängen."

lische Mission zu verdrängen und dürfen nur dann in das Arbeitsgebiet einer auswärtigen Gesellschaft eintreten, wenn sie dasselbe, wie die Baptisten in Kamerun, ohne unser Zuthun geräumt hat. Im übrigen müssen wir uns hinsichtlich des Gewinns, den die deutschen Kolonien der Mission bringen sollen, abwartend verhalten. Was wir vorerst zu sehen vermögen ist dies, daß die Kolonien dazu dienen, reiche Kaufleute noch reicher zu machen. Was sonst noch Gutes aus unseren Kolonien hervorgehen wird, was insbesondere die Mission denselben zu verdanken haben wird, kann erst die Zukunft lehren. Die neuen Missionsunternehmungen in den deutschen Kolonien vermögen der Natur der Sache nach noch nicht von Erfolgen zu reden. Der rheinischen Mission aber, welche längst auf einem nun deutsch gewordenen Gebiete gearbeitet hat, ist das deutsche Protektorat bis jetzt eher eine Hemmung als eine Förderung gewesen. Auf den Marschallsinseln hat die Aera des „regierenden Kaufmanns" auch nicht eben missionsfreundlich begonnen. (Missions-Magazin vom Mai 1886, S. 219 f. Der Vorfall wird allerdings jetzt anders dargestellt.)

Bei der unzweifelhaft wohlwollenden Gesinnung der Reichsregierung gegen die Mission dürfen wir hoffen, daß letztere in den deutschen Schutzgebieten diejenige Förderung finden werde, welche ihr die englische Verwaltung angedeihen läßt. Aber wenn auch aus der deutschen Kolonialbewegung wirklich ein Aufschwung der Missionssache hervorgeht, davon darf doch keine Rede sein, daß wir um der uns winkenden Erfolge willen die längst erprobte Missionsmethode ändern würden. Damit würden wir uns nicht bloß verwerflicher Ungeduld, sondern geradezu unverantwortlicher Verleugnung schuldig machen. Eine Sache, die nicht unser, sondern des Herrn ist, darf nicht von vorübergehenden Strömungen abhängig gemacht werden. Nach wie vor können wir auf nichts anderes ausgehen, als darauf, die Heiden zu evangelischen Christen zu machen. Dazu hat uns der Herr sein Wort gegeben und dieses Wort genügt überall, ebenso bei den gebildeten Hindu und Chinesen, wie bei den verkommenen Papua. Der Apostel Paulus hat wahrlich die Arbeit nicht bloß selbst geübt, sondern sie auch hochgeschätzt. Dennoch hat er nirgends die Leute zur Arbeit erzogen, sondern zum Gehorsam des Glaubens. Wo aber die Neigung hervortrat, die Arbeit zu versäumen, da ist er solchem Unwesen entgegengetreten, weil es sich mit einem christlichen Glaubensleben nicht verträgt. Ebenso hat die Mission seither die Heiden zur

Arbeit angehalten, nicht weil sie darin ihre erste Aufgabe gesehen hätte, sondern weil ein wirklich christlicher Wandel nicht mit einem trägen Leben zusammen bestehen kann, weil insbesondere christliches Ehr- und Pflichtgefühl verlangt, daß jeder seinen Unterhalt durch eigene Arbeit verdiene. Wo man uns den guten Rat giebt, die Heiden mehr zum Arbeiten als zum Beten anzuhalten, weiß man schwerlich, wie viel die Mission gerade dazu beigetragen hat, die trägen Neger und Hindu an fleißige Arbeit zu gewöhnen. Nach wie vor wird die Mission sich als eine Kulturmacht erweisen. Aber wir gehen nicht darauf aus, die Heiden vor allem zu kultivieren oder gar an Bedürfnisse zu gewöhnen, welche dem europäischen Handel einträglich würden. Vielmehr wissen wir, daß die Kultur ganz von selbst im Gefolge des Christentums erscheint, und so bleiben wir unbeirrt dabei: prediget das Evangelium aller Kreatur.

Weil wir dem Missionswerk den Charakter der Geduld, des Wartens auf Gottes Winke und Führungen nicht nehmen dürfen, so dürfen wir auch nicht zu viele Punkte auf einmal besetzen. Man bekommt bisweilen den Eindruck, als ob es jetzt gälte, so rasch als möglich überall hin Missionare zu schicken und namentlich neuentdeckte oder neuerschlossene Gebiete unverzüglich in Arbeit zu nehmen. Hätten wir auf den alten Missionsgebieten Ueberfluß an Arbeitern, so wäre nichts begreiflicher als diese eilige Besetzung neuer Missionsfelder. Aber da so oft darüber geklagt werden muß, daß man nicht genug Missionare zur Verfügung habe, um das Werk in den seither schon besetzten Gebieten fortzuführen, so ist jenes Vorwärtsdrängen entschieden ungesund. Insbesondere sind die Missionen deutscher Zunge nicht imstande, gleichen Schritt mit den deutschen Erwerbungen in den überseeischen Ländern zu halten. Solange die Bethätigung des Missionsinteresses nicht eine weit lebhaftere wird, können wir nicht daran denken, eine ganze Reihe neuer Gebiete auf einmal zu besetzen. Wir würden dadurch unsere Kräfte nur zersplittern und müßten die alten, mit vielen Opfern angebauten Missionsgebiete vernachlässigen. Es ist darum auch nicht eben als eine erfreuliche Erscheinung zu begrüßen, daß die letzten Jahre so besonders fruchtbar an neuen Missionsgesellschaften gewesen sind. Man konnte sich schon zuvor fragen, ob nicht zu viele Missionsherde in Deutschland vorhanden seien. Der Zuwachs von Missionsgesellschaften, den die Kolonialbewegung uns gebracht hat, ist immerhin von problematischem Wert.

Ein Mangel an der unerläßlichen Geduld verbirgt sich wohl auch in dem Bestreben, die Gemeinden auf dem Missionsgebiet so rasch als nur immer möglich selbständig zu machen, damit Geldmittel und europäische Arbeiter für andere Gebiete verwendbar werden. Es ist charakteristisch, daß in den englischen und amerikanischen Missionszeitschriften das Wort selfsupport (Selbstunterhaltung) eine so bedeutende Rolle spielt. Unsere angelsächsischen Vettern sind im allgemeinen mehr zum Vorwärtsdrängen geneigt als wir. Die deutschen Missionen gehen auch darauf aus, die Gemeinden aus den Heiden allmählich auf eigene Füße zu stellen und es sind in dieser Beziehung schon erfreuliche Erfolge erzielt worden. Aber überstürzen darf man sich auch hiebei nicht, sonst sind Rückschläge unvermeidlich. Solange die Heidenchristen innerlich noch wenig befestigt sind, kann man ihnen auch keine finanzielle Unabhängigkeit zumuten. Es gilt hier mit weiser Erwägung der Umstände langsam dem Ziele der Selbständigmachung näher zu rücken. Auch der Gedanke, daß die Missionare durch eigene Arbeit für ihren Unterhalt sorgen sollen, hängt schließlich mit der Absicht zusammen, recht rasch zu missionieren. Hat die Missionsgesellschaft nur die Ueberfahrtskosten für die Missionare und allenfalls deren Unterhalt für einige Jahre zu bestreiten, so kann sie weit mehr Missionare aussenden, als wenn sie ihre Arbeiter besoldet, so lange sie in der Arbeit stehen. Der in Westafrika missionierende Bischof W. Taylor ist ebenso ein Beispiel für jenes ungestüme, unstäte Vorwärtseilen, wie für die übertriebene Forderung, daß die Mission sich selbst erhalten müsse. Ein baptistisches Missionsblatt bemerkt ganz richtig: „Es ist durch Erfahrung festgestellt, daß wenn die Arbeiter sich selbst erhalten, sie verhältnißmäßig wenig Missionsarbeit thun können, da ihre Zeit und Kraft großenteils Arbeiten gewidmet werden, welche den Lebensunterhalt beschaffen müssen. Es fragt sich, ob die Leute von Bischof Taylors Gesellschaft berechtigt sind, sich Missionare zu nennen. Es möchte scheinen, daß sie eher christliche Kolonisten seien." Derartige Experimente, die man anderswo auch gemacht, aber wieder aufgegeben hat, sind nur Symptome davon, daß die Mission anfängt, das Warten zu verlernen.

Ein anderer Beweis von überhandnehmender Ungeduld ist die Sucht, auf alle mögliche Weise Geld für Missionszwecke herbeizuschaffen. Auch hierin gehen Engländer und Amerikaner uns voran. Es ist bekannt, wie man es in jenen Ländern versteht, den Leuten

auf den Beutel zu klopfen und wer den Erfolg als eine Rechtfertigung ansieht, der kann in diesem Stück von den praktischen Engländern und Amerikanern vieles lernen. Aber bei uns ist nicht bloß weniger Lust, für die Mission große Beiträge zu geben, sondern auch mehr Scheu vorhanden, solche Beiträge auf eine mehr oder weniger liebenswürdige Art zu erpressen. Noch betrachten wir das Geld nicht als die Hauptsache bei der Heidenbekehrung und wenn angesehene amerikanische Missionszeitschriften regelmäßig mit einer Uebersicht über die eingegangenen Gelder beginnen, während wir derartige Verzeichnisse an den Schluß stellen, so ist diese Verschiedenheit der Praxis keine ganz zufällige. Doch dem sei wie ihm wolle. Jedenfalls dürfen wir des Apostels Mahnung, wir sollen so wandeln, daß wir derer, die draußen sind, nicht bedürfen, gerade bei der Mission und namentlich in der Gegenwart nicht außer Acht lassen. Es hat in der That etwas Peinliches, wenn man auch bei denen um Beiträge anklopft, welche sich gegen die Mission kühl bis ans Herz hinan verhalten. Eine in China erscheinende Missionszeitschrift sagt: „In diesem kaufmännischen Zeitalter hat sich ein kaufmännischer Geist in die Kirche eingeschlichen. Wie in geschäftlichen Dingen überhaupt, nimmt man auch bei religiösen Unternehmungen an, daß ein gewisses Kapital, das man verständig angelegt habe, naturgemäß ein sicheres Resultat herbeiführen werde. Der Erfolg einer Mission wird nach der in die Kasse fließenden Summe Geldes bemessen.“ Lieber weniger ausrichten, als mit solchen Mitteln, die man uns ungerne gegeben hat, mehr zustande bringen.

Lassen wir überhaupt die Zahlen, die Statistik nicht überwuchern. Wie man gerne immer größere Missionsbeiträge vorführt und dabei jedesmal noch höhere Forderungen erhebt, so stellt man auch gerne die wachsende Zahl der Bekehrten zur Schau. Das Missionspublikum wird an den Anspruch gewöhnt, daß die Gemeinden unter den Heiden nach mathematischen Verhältnissen wachsen müssen, und wenn irgendwo ein Stillstand eintritt, so läßt das Interesse für ein solches Gebiet nach, während doch gerade einem solchen Teil des Arbeitsfeldes sich besondere Teilnahme und Fürbitte zuwenden sollte. Die Missionsleitungen aber, welche ihr Hauptaugenmerk darauf richten, die Zahl der Gemeindeglieder zu steigern, sind in der großen Gefahr, das Werk auf eine unevangelische Art zu treiben. Es ist bekannt, daß die katholische Missionspraxis vor allem darauf ausgeht, möglichst viele

Heiden zu taufen. Ebenso bekannt ist, daß die Methodisten sich nicht scheuen, in fremde Missionsgebiete einzudringen und die Bekehrten anderer evangelischer Missionsgesellschaften zu sich herüberzuziehen. Das Heil der Seelen giebt den Vorwand zu solch unredlichem Beginnen ab. Der wahre Beweggrund ist der, daß man möglichst viele Bekehrte aufweisen will. Es kann eine Mission bei äußerem Wachstum doch in einem inneren Rückgang begriffen sein, und ebenso kann eine Mission, welche eine Zeit der Dürre erleben muß, nachher um so fröhlicher aufblühen. Das Paradieren mit großen Zahlen ist nicht missionsmäßig. Wenn auch in Zukunft unsere Missionen nur langsam wachsen, so soll uns dies nicht beunruhigen. Das Unkraut wächst in der Regel schneller als die gute Frucht.

Haben wir rechten Missionssinn, so gehen wir nicht darauf aus, nur immer Neuigkeiten aus der Mission zu hören und wollen nicht bloß Fortschritte uns berichten lassen, sondern auch Rückschritte. Der obenerwähnte chinesische Missionar sagt: „Um reichlichere Beiträge zu bekommen, werden nur die mehr günstigen und ermutigenden Thatsachen dem Publikum mitgeteilt, so daß die Leute merken, wie sie ihre Beiträge nicht für einen verfehlten Zweck, sondern für eine im Gedeihen begriffene Sache zahlen." Wir hoffen, daß die Missionen deutscher Zunge sich solcher Schönfärberei oder doch Appretierung nicht schuldig machen. Wir sind dem Missionspublikum die volle Wahrheit schuldig, und wenn eine wohlgemeinte Unternehmung mißlingt, so dürfen wir uns nicht scheuen, den begangenen Fehler einzugestehen. Wer des Herrn Werk treibt, muß auch kleine Unlauterkeiten meiden und darf sich nicht zur Rechtfertigung etwaiger Verhüllungen und Dekorationskünste darauf berufen, daß der Zweck ein edler sei. Es soll überhaupt in keiner Weise eine quantitative Auffassung der Mission bei uns zur Geltung kommen. Die Hauptsache ist dies, daß wir mit ganzem Eifer der Missionssache uns hingeben. Den Erfolg unseres Thuns, ebenso daheim wie draußen, muß der Herr geben. Er läßt sich nicht zwingen und wir wollen ihn nicht zwingen. Je länger je mehr thun, das ist Christenpflicht: aber in der Geduld guten Werkes wollen wir dem Herrn anheimstellen, was er in der Mission und durch dieselbe geben will.

Zur Vorgeschichte der Basler Mission im Kamerungebiet und in Viktoria.*)

(Von Missionsinspektor Oehler in Basel.)

Mit Beginn des neuen Jahres werden so Gott will die ersten Basler Sendboten ihre Missionsarbeit im Kamerungebiet und in Viktoria beginnen. Von den fünf für diese neue Mission bestimmten Brüdern haben zwei schon Erfahrung in afrikanischen Verhältnissen: G. Munz, der schon als Missionar auf der Goldküste gewirkt hat, und J. Leuze, der auf der Sklavenküste zuerst als Kaufmann und nachher kürzere Zeit im Dienst der Norddeutschen Missionsgesellschaft als Kassier thätig gewesen ist. Die drei andern, Ch. Dilger, F. Becher und J. Bizer haben eben erst ihre Ausbildung im Missionshaus beendigt. Auf eine Unternehmung, die noch so in den allerersten Anfängen steht und deren Entwickelung so unsicher ist wie diese Mission in dem gefährlichen tropischen Westafrika, lenkt man nicht gerne die öffentliche Aufmerksamkeit. Solche Werke werden besser in der Stille unternommen. Allein diese Kamerunmission hat von Anfang an so sehr die Teilnahme nicht nur der Missionsfreunde, sondern auch weiterer Kreise wachgerufen, daß man sagen kann: sie war ein Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit geworden, noch ehe sie ins Dasein getreten war. Schon darin liegt eine Aufforderung, zuverlässigen und urkundlich genauen Bericht über ihre nun zum Abschluß kommende Vorgeschichte und über ihr Ziel zu geben. Eine zweite Aufforderung dazu liegt in dem Umstand, daß die Kamerunmission wie die fast gleichzeitig

*) Wer sich gerne eingehender über Kamerun und die dortige Mission unterrichtet, den verweisen wir auf den Artikel im Missionsmagazin 1859, S. 85ff. „Fernando Po"; — ferner auf die Biographie von Alfred Saker, englisch von Dr. Underhill (London, Buchhandlung der Bapt. Miss.-Soc.), ins Deutsche übersetzt von J. G. Lehmann, Hamburg 1885; — ferner: Dr. B. Schwarz, Kamerun, Reise in die Hinterlande der Kolonie, Leipzig 1886 (357 Seiten). — Ganz kurz ist das Wesentliche enthalten in: Römer, Kamerun, Land, Leute und Mission, zweite ergänzte Auflage. Basel 1887 (mit einer kleinen Karte) 20 Pfg. — Sämtlich durch die Missionsbuchhandlung Basel zu beziehen.

ins Leben getretene deutsche Mission in Ostafrika einen Wendepunkt, man wird sagen dürfen, einen bedeutsamen Fortschritt für das deutsche Missionsleben bezeichnet, den Beginn deutscher Missionsarbeit in deutschen Schutzgebieten. Mit einer gewissen Spannung fragen die deutschen Missionsfreunde, welche Stellung die deutsche Reichsregierung der Mission gegenüber einnehmen und in welchem Sinn die evangelische deutsche Mission die neue Aufgabe angreifen und zu erfüllen suchen wird. Auch nach dieser Richtung hin mag die folgende Darstellung manchem einen Dienst erweisen.

Als im Sommer 1884 die Zeitungen die Nachricht von der Besitzergreifung des Kamerungebietes seitens des deutschen Reiches brachten, da machte diese unerwartete Kunde großes Aufsehen. Man freute sich in Deutschland, das deutsche Reich in die Reihe der Kolonialmächte eintreten zu sehen. Der Name Kamerun, vorher von den wenigsten gekannt und genannt, war bald in aller Munde. Das jetzt in Deutschland wachgerufene lebhafte Interesse für die überseeischen Länder bekam immer neue Nahrung durch die rasch aufeinanderfolgenden neuen Erwerbungen in Afrika, besonders in Ostafrika und auf den australischen Inseln. Aber die erste Liebe der Freunde der Kolonien gehörte doch dem Kamerungebiet und daher erhielt sich auch in Deutschland eine gewisse Vorliebe für dieses Land, ob es gleich auch nach der neuesten Ausdehnung seiner Grenzen, darnach es etwa dem vierten Teil von Deutschland gleichkommen mag, klein ist im Vergleich zu den ausgedehnten deutschen Erwerbungen in Ostafrika.

In den nun die Spalten der Zeitungen füllenden Mitteilungen über die Schutzgebiete und Erörterungen über die beste Art sie nutzbar zu machen, wurde mehr und mehr auch der Mission gedacht. Man begann auf ihre Bedeutung für ihre Zivilisation wilder Völker hinzuweisen und forderte Missionare für Kamerun, überhaupt für die Schutzgebiete. Die bisher nicht gekannte, verachtete, gelegenheitlich auch verlästerte Mission begann, wenn sie seitens Deutscher in deutschen Gebieten getrieben würde, für ein patriotisches Werk zu gelten. Als Schullehrer und Handwerksmeister, überhaupt als Zivilisatoren schienen die Missionare sehr brauchbar zu sein, den Wert der Kolonien zu heben und die Schutzgebiete erst recht nutzbar und fruchtbar zu machen. Die Verkündigung des Evangeliums war man vielfach bereit ihnen zu erlassen. Solche Stimmen waren nicht ge-

eignet, auf Missionsfreunde und Missionsleitungen, welche sich des Wesens und Zweckes der Mission bewußt blieben, einen Eindruck zu machen, wenn es nicht der war, daß die Mission heute mehr als sonst darauf achten muß, daß ihr nicht ihr Ziel verrückt werde. Aber gleichgültig konnten die Missionskreise den neuen Erwerbungen gegenüber doch nicht bleiben. Man mußte sich doch sagen, daß der Mission neue Thüren aufgethan seien, und die deutschen Missionsfreunde mußten sich fragen, ob die neuen Missionsgelegenheiten für sie, denen zahlreiche heidnische Stämme mit einemmale näher gerückt waren, nicht neue Missionsverpflichtungen mit sich bringen. So wurden die Kolonialangelegenheiten zu Missionsangelegenheiten.

Bezüglich des Kamerungebiets, das ohnedies im Vordergrund stand, wurde die Frage einer deutschen evangelischen Mission dringender durch zwei Umstände, nämlich durch den Entschluß der englischen baptistischen Missionsgesellschaft zu London, welche bisher dort gearbeitet hatte, ihre Arbeit in die Hände einer deutschen Gesellschaft zu legen, und durch den Versuch einer römischen Mission, sich im Kamerungebiet festzusetzen.

Jene baptistische Gesellschaft hatte seit dem Jahr 1845 am Kamerunfluß und später auch am Fuß des großen Kamerungebirges in Viktoria gearbeitet. Der treffliche Alfred Saker hatte die Bahn gebrochen und durch seine ebenso treue und standhafte als vielseitige und weise Arbeit schöne Erfolge errungen. Er hatte kleine Gemeinden gesammelt, eingeborene Gehilfen herangezogen, Schulen eingerichtet, die heilige Schrift in die Duallasprache übersetzt und überdies viel zur Einführung christlicher Kultur und Milderung heidnischer Sitten gethan. Seine Mitarbeiter und Nachfolger setzten sein Werk fort, nachdem er sein Arbeitsfeld hatte verlassen müssen. Da kam die Besitzergreifung des Landes durch Deutschland. In wieweit die baptistischen Missionare Grund hatten, sich über die ihnen bei der Besitzergreifung und den darauf folgenden Kämpfen widerfahrene Behandlung zu beklagen, ist dem Verfasser unbekannt. Thatsache ist, daß der Uebergang des Landes in deutschen Besitz den Gedanken, die Arbeit dort abzugeben, entweder hervorgerufen oder verstärkt hat. Thatsache ist aber auch, daß die englischen Missionare durch die deutsche Regierung nicht verdrängt worden sind. Verfasser weiß aus zuverlässiger Quelle, daß ihnen gesagt worden ist, man würde ihr Verbleiben nicht ungerne sehen. Man wird, um den

Entschluß der englischen Missionsgesellschaft zu verstehen, immerhin in Betracht ziehen müssen, daß es dem Engländer ein ungewohnt Ding ist, sich in Gebieten, auf die ihm weit eher England als Deutschland — dessen Kolonialbestrebungen ja in England leicht als Anmaßung erscheinen — ein Recht zu haben schien, unter deutscher Herrschaft zu wissen. Es waren aber überhaupt nicht nur die politischen Verhältnisse, welche jenen Entschluß den Baptisten nahelegten, sondern es war auch das Bedürfnis, ihre Kräfte zu vereinigen, da die Gesellschaft im Jahr 1878 eine wie es scheint hoffnungsvolle Mission am Kongo begonnen hatte. Bei den großen Opfern, die eine Mission im tropischen Afrika an Menschen und an Geldmitteln fordert, fand sie es schwierig, neben dieser neuen die alte Mission kräftig fortzuführen. Wenn also in deutschen evangelischen Missionskreisen der Gedanke einer Kamerunmission erwogen wurde, so kam man damit den Gedanken der englischen Missionsgesellschaft entgegen, und die Männer, welche die Anregung zur Uebernahme dieser Mission seitens der Basler Gesellschaft gaben, ließen sich dabei durch ihre Kenntnis von den Wünschen der Baptisten mitbestimmen. So wenig fand also ein Versuch statt, eine andere Gesellschaft aus ihrem Gebiet zu verdrängen, daß vielmehr ein Eingehen auf die eigenen Wünsche der andern Gesellschaft vorliegt.

Noch ehe die deutsche evangelische Mission einen ernstlichen Schritt in der Sache gethan hatte, hatte sich eine römisch-katholische Mission, die ihren Sitz in Paris hat, beim Auswärtigen Amt des deutschen Reiches um die Erlaubnis sich im Kamerungebiet niederzulassen beworben. Der französische Charakter dieser Mission, dazu, daß sie einem in Deutschland verbotenen Orden angehört, veranlaßten einen abschlägigen Bescheid. Damit man den ersten Grund würdige, muß man bedenken, daß römische Mission und französische Politik einander in die Hände zu arbeiten pflegen. Die Kunde von diesem mißglückten Versuch der Römischen verbreitete sich zuerst durch katholische Blätter zugleich mit der Erfindung, die Reichsregierung habe sich mit der Basler Missionsgesellschaft über die Mission in Kamerun verständigt,*) um dieselbe Zeit, als in der letzten Woche des

*) Die „Germania" berichtete damals: „Nach längerem Aufenthalt und mehrmaligen Konferenzen im Auswärtigen Amt wurde den Missionären der Bescheid gegeben, daß ein deutsches Missionshaus auf preußischem Gebiet wegen der Maigesetze nicht errichtet werden könne und daß Niederlassungen

Oktobers 1885 Vertreter deutscher evangelischer Missionsgesellschaften in Bremen zu einer Konferenz versammelt waren. Einer der Zwecke dieser Konferenz war die Verständigung über die Missionsarbeit in den deutschen Schutzgebieten. Die Kunde von den Bestrebungen der Römischen kam daher zur rechten Zeit; sie mußte die Besetzung Kameruns durch evangelische Missionare um so dringlicher erscheinen lassen. Denn gegenüber der gegenwärtigen Machtentfaltung Roms und des Jesuitismus zur Ausbreitung des päpstlichen Weltreiches und Zerstörung des evangelischen Christentums wird sich die evangelische Mission, wie überhaupt die evangelische Kirche, mehr und mehr als im Kampf mit Rom stehend betrachten müssen.

Nach einer ihr zuvor von Dr. Fabri zugegangenen Aufforderung, die Kamerunmission in Erwägung zu ziehen, mußte die Basler Missionsgesellschaft als wahrscheinlich in Aussicht nehmen, daß diese Aufforderung auch von der Bremer Konferenz an sie ergehen werde. Dies geschah denn auch durch einmütigen Beschluß, nachdem die Vertreter der Norddeutschen Missionsgesellschaft, auf welche auch einige Stimmen hingewiesen hatten, erklärt hatten, daß ihre Gesellschaft gegenwärtig nicht einmal an Erweiterung ihrer Arbeit auf der Sklavenküste in das Togogebiet hinüber, geschweige an Uebernahme der Kamerunmission denken könne. Die Basler Abgeordneten konnten ihrer Instruktion gemäß zunächst nur auf die schweren Bedenken ihrer Kommittee gegen die ihr angesonnene Mission hinweisen und beschränkten sich ohne irgend eine Zusage zu geben darauf, die erhaltene Aufforderung entgegenzunehmen, um sie der Basler Missionsleitung vorzulegen. Aber auch für den Fall, daß sie nicht geneigt sei, der Aufforderung zur Kamerunmission zu entsprechen, wurde die Basler Missionsgesellschaft gebeten, wenigstens einige ihrer Missionare von der Goldküste nach Kamerun zu schicken, damit dieselben der deutschen evangelischen Mission genaueren Bericht über die dortigen Verhältnisse geben könnten.

Die Aufforderungen der Bremer Konferenz begegneten in Basel wieder den alten gewichtigen Bedenken und der darauf sich grün-

katholischer Missionäre in Kamerun nicht gestattet würden, weil seitens der Reichsregierung mit der protestantischen Basler Missionsgesellschaft ein Vertrag abgeschlossen worden ist, nach welchem sich das Reich verpflichtet, katholischen Missionären keinerlei Niederlassungen in Kamerun zu gestatten." (Württemb. Staatsanzeiger vom 29. Oktober 1885.)

denden Abgeneigtheit, im Kamerungebiet vorzugehen. Man scheute am meisten die drohenden Opfer an Menschenleben. Doch glaubte man der evangelischen Mission den Dienst, durch Entsendung einer Kommission nach Kamerun mehr Licht über die dortigen Verhältnisse zu verschaffen, nicht verweigern zu dürfen; war doch die Möglichkeit, daß eine andere Gesellschaft das Werk auf sich nehme, wenigstens nicht ganz ausgeschlossen. Immerhin hatte man in Basel das Gefühl, daß man durch Entsendung dieser Kommission trotz aller Verwahrungen der Sache näher trete. Die Kamerunmission kam dadurch dem Herzen näher.

Der mit Spannung erwartete Bericht der Kommission, der übrigens auf den Wunsch Basels hin auch die Norddeutsche Missionsgesellschaft einen ihrer Missionare von der Sklavenküste beigesellt hatte, traf verhältnismäßig bald, im März 1886, in Basel ein. Er lautete günstiger, als man in Basel erwartet hatte; auch die Gesundheitsverhältnisse bezeichnete er als wenigstens nicht schlimmer als die der Goldküste. Eine genauere Erwägung der zur Verfügung stehenden persönlichen Kräfte ließ der Kommittee die neue Mission als nicht unmöglich erscheinen. Daß keine andere alte oder neue evangelische Gesellschaft eintreten werde, hatte sich inzwischen sicherer herausgestellt. Die Aufforderungen an Basel hatten sich gemehrt. Man wußte, daß die baptistische englische Missionsgesellschaft ihr Werk gerade an Basel gerne abgeben würde. Dazu kam das Bewußtsein, daß es eine Schmach für die evangelische Sache wäre, wenn nach Abweisung einer römischen Mission die Weigerung der evangelischen Mission, durch die geöffnete Thüre einzutreten, zuletzt doch eine Besetzung dieses Missionsgebiets durch Rom zur Folge gehabt hätte. Es wurde auch dessen gedacht, daß die Gemeinde in Viktoria infolge der Verdrängung der baptistischen Christen von Fernando-Po durch die Römischen entstanden war. Sollte man es nun zum zweitenmal geschehen lassen, daß die römische Kirche die Anfänge einer evangelischen zerstöre? Alles das bewirkte eine Umstimmung der Basler Missionskommittee. Doch beschloß sie zunächst, sich zu vergewissern, ob sich die Baptisten unter keinen Umständen im Kamerungebiet halten lassen und welches ihre Gründe seien. In einem Brief vom 18. März wurde ihnen daher folgendes vorgelegt: „1) Sind Sie ganz entschlossen, die Kamerunmission unter allen Umständen aufzugeben? 2) Wenn das der Fall ist, welches

sind Ihre Gründe? Nur die Besitzergreifung durch Deutschland? Das könnten wir als genügenden Beweggrund nicht anerkennen für einen so ernsten Schritt, bei dem das geistliche Wohl vieler Menschen in Frage kommt, die teils schon getauft, teils der Taufe nahe sind. Wollen Sie, daß wir Ihr Werk übernehmen, so müssen Sie uns zuerst überzeugen, daß Sie es nicht weiter zu führen vermögen. Unsere Gesellschaft ist nie von nationalen oder weltlichen Erwägungen ausgegangen, sondern hat sich allein auf den internationalen Standpunkt des Reiches Gottes gestellt. Deswegen tragen wir Bedenken, ein Arbeitsfeld zu betreten, das uns, wie es scheint, aus nationalen Beweggründen angeboten wird."

Darauf antwortete der Sekretär der baptistischen Missionsgesellschaft in einem Brief vom 24. März: „Auf die Frage, ob die baptistische Missionsgesellschaft entschlossen sei, die Kamerunmission unter allen Umständen aufzugeben, antworte ich entschieden: Nein. Die baptistische Missionsgesellschaft würde die Christen im Kamerungebiet nicht ohne religiöse Aufsicht lassen. In Erinnerung an alle die Segnungen der früheren Zeit könnte sie dieselben nicht aufgeben oder den Distrikt verlassen ohne die Gewißheit, daß eine andere evangelische Mission das Werk aufnehmen würde. Der Gründe, um derenwillen die Kommittee an Aufgeben der Kamerunmission denkt — worauf Ihre zweite Frage, wenn ich nicht irre, geht — sind es zwei oder drei: Nämlich unter den anders gewordenen Verhältnissen bezüglich der Regierung des Landes und bei der Einführung der deutschen Sprache, die der Niederlassung aufgenötigt wird, glauben wir, daß deutschredende Missionare wahrscheinlich mehr nützen würden, als englischredende und auch vom Volk lieber aufgenommen würden. Weiter hat die Kommittee schon längst das Verlangen, lieber ins Innere von Afrika einzudringen, und es öffnet sich ihr eben jetzt in Verbindung mit ihrer Kongomission die Thüre, die sie nicht unbeachtet lassen darf. Diese Kongomission erfordert so viele Mittel, so viel Menschen und so viel Geld, daß die Mittel der Kommittee aufs äußerste in Anspruch genommen werden. Könnte sie daher die Kamerunmission in die Hände einer andern evangelischen Missionsgesellschaft legen, so würde sie sich frei fühlen, sich der eine herrliche Aussicht eröffnenden Arbeit zu widmen, welche ihr in Verbindung mit der Kongomission sich darbietet. Sie fühlt, daß diese Mission alle ihre Kräfte an Menschen und Geld erfordert und daß sie, wenn

sie sich mit Ehren vom Kamerungebiet zurückziehen könnte, ihre Arbeit in Afrika auf das Kongogebiet konzentrieren könnte. Sie mögen aus dem Gesagten ersehen, daß das Verlangen der Kommittee in keiner Weise auf weltlichen Erwägungen beruht und gleich Ihnen erkennt die Kommittee keine solchen Grundsätze an, auch gilt ihr die Nationalität nichts, da ihr Streben nur darauf geht, „zu predigen das Evangelium aller Kreatur". Wenn Sie im letzten Abschnitt Ihres Briefes sagen: „Wenn die baptistische Missionsgesellschaft wünscht, daß die Basler Mission ihr Werk in Kamerun übernehme, so muß sie uns zuvor überzeugen, daß es ihr unmöglich ist, es weiterzuführen," so ist darüber kein Zweifel, daß die baptistische Missionsgesellschaft das Werk fortführen kann, das sie so viele Jahre hindurch getrieben hat. Es ist dies in keiner Weise unmöglich. Aber nach sorgfältiger Erwägung der ganz veränderten Sachlage infolge der neuesten Ereignisse ist die Kommittee zu dem Ergebnis gekommen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach deutschredende Missionare in Kamerun nützlicher sind und daß darum, wenn eine Verständigung mit der Basler Mission über die Fortführung der Kamerunmission erzielt werden könnte, die baptistische Missionsgesellschaft frei wäre, alle ihre Anstrengungen der ausgedehnteren Unternehmung am Kongo zu widmen."

Daran schloß sich noch die Versicherung, daß es gerade die durch ihre Arbeit auf der Goldküste den Baptisten bekannte Basler Mission ist, der die Baptisten ihre Arbeit „mit der größten Befriedigung" zur Weiterführung überlassen würden.

In Basel entnahm man aus diesem Brief, daß die Baptisten, auch wenn gewisse nationale Empfindungen mitwirken sollten, doch gute Gründe haben, die Arbeit im Kamerungebiet aufzugeben und daß jedenfalls, wenn sie bleiben würden, eine kräftige Fortführung der dortigen Mission nicht zu erwarten wäre. Demnach schien das Eintreten einer evangelischen Missionsgesellschaft deutschen Charakters angezeigt. So kam denn die Kommittee in Basel im April des Jahres zu dem Entschluß, der Uebernahme der Kamerunmission näher zu treten, jedoch dieselbe noch an die Erfüllung folgender drei Bedingungen zu knüpfen: 1) Zusicherung desjenigen Maßes von Freiheit und derjenigen Rechte, welche zu gedeihlichem Missionsbetrieb nach den Grundsätzen der Gesellschaft erforderlich scheinen, seitens der Reichsregierung; 2) ein annehmbares Abkommen mit der bap-

tistischen Missionsgesellschaft in London, sowohl hinsichtlich ihrer Liegenschaften in Kamerun und Viktoria, als hinsichtlich der Stellung der eingeborenen baptistischen Christen zur Basler Mission; 3) Zustimmung der mit der Gesellschaft verbundenen Freunde und Vereine.

Die üblichen Missionskonferenzen im Frühjahr in Straßburg, Karlsruhe, Stuttgart (wo auch der Frankfurter Missionsverein vertreten war) und Bern (welche auch von Freunden aus der französischen Schweiz besucht wurde), zu denen noch eine außerordentliche in Zürich kam, gaben zwar manchem erfahrenen und urteilsfähigen Missionsmann Anlaß, die ernsten Bedenken, welche sich gegen die neue Mission erhoben, zu betonen; aber im ganzen fand der Gedanke der Kamerunmission warme Unterstützung und freudige Zustimmung; und auch solche, denen zuerst die Bedenken überwogen, konnten sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Gott die Basler Mission nach Kamerun weise. Die schweizerischen Konferenzen nahmen im wesentlichen dieselbe Stellung zu der Frage ein wie die deutschen, und das war bedeutsam. Es war erfreulich zu beobachten, wie die deutschen Freunde das weltliche Interesse der Förderung der Kolonialpolitik ganz beiseite ließen und wie die schweizerischen einem Verdacht, als wolle man solchen Interessen dienen, in keiner Weise Einfluß gestatteten. Die deutschen und die schweizerischen Freunde betrachteten die Angelegenheit als das was sie ist, als Angelegenheit des Reiches Gottes. Damit war eine, die dritte, der obigen Bedingungen erfüllt.

Auch die Erfüllung der ersten ließ nicht lange auf sich warten. Ich teile die Eingabe der Kommittee an das Kaiserlich Deutsche Auswärtige Amt und die Antwort des letzteren hier vollständig mit. Beide Schriftstücke gingen durch die Hände des Herrn Missionsinspektors Zahn in Bremen als des Geschäftsführers des Ausschusses der Bremer Konferenz.

I. Gesuch der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel, betr. eine Heidenmission im Kamerungebiet.

Basel, den 1. Juni 1886.

Hohes Kaiserliches Deutsches Auswärtiges Amt bitten die unterzeichneten Vertreter der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel im Namen der leitenden Kommittee ehrerbietig um eine

Aeußerung darüber, ob gegen Uebernahme der bisher von englischen Baptisten im Kamerungebiet betriebenen Heidenmission durch die Evangelische Missionsgesellschaft in Basel von seiten des kaiserlichen Auswärtigen Amtes ein Hindernis vorliegt. Zwar sind die angeknüpften Verhandlungen mit der Baptistischen Missionsbehörde in London noch nicht abgeschlossen und hängt die Entscheidung unserer Gesellschaft außer von dem Ergebnis dieser Verhandlungen auch noch von anderen Umständen ab. Da aber die Entschließungen der Gesellschaft wesentlich durch die Stellung bedingt sind, welche die hohe Reichsregierung zu einer Basler Mission im Kamerungebiet einnehmen würde, so sehen wir uns schon jetzt zu unserem Gesuche veranlaßt.

Die Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel hat deutsch-schweizerischen Charakter. Der Hauptsache nach werden ihr sowohl die persönlichen Arbeitskräfte als die Geldmittel, über die sie verfügt, teils von der evangelischen Schweiz, teils von der evangelischen Bevölkerung Deutschlands geliefert, vornehmlich Südwest-Deutschlands. Unter ihren europäischen Missionaren sind gegen drei Viertel Deutsche, daneben einige wenige Deutsch-Russen oder Angehörige anderer Nationen, die übrigen Schweizer. In der leitenden Kommittee sind neben den Baslern immer einige Deutsche, meist Württemberger. Während der Präsident immer ein Basler war, ist der Inspektor, der in allen Angelegenheiten das Referat und die Exekutive hat, von Anfang an stets ein Württemberger gewesen. Die Lehrer an der Missionsschule waren bis jetzt mit wenigen Ausnahmen Deutsche, meist Württemberger.

Die Grundsätze, nach denen die Gesellschaft arbeitet, sind folgende:

1. Unter Ausschluß jeden politischen Zweckes verfolgt die Gesellschaft als ihr Ziel die Pflanzung evangelischen Christentums unter den Heiden und Sammlung der Gewonnenen zu evangelisch-christlichen Gemeinden.

2. Durch Errichtung christlicher Volksschulen sucht sie ihre Pflegebefohlenen in den Stand zu setzen, die heilige Schrift zu lesen, bestrebt sie sich überhaupt eine christliche Volksbildung hervorzubringen.

3. Durch höhere Schulen sucht sie Lehrer und Prediger aus den Eingeborenen heranzubilden und vorhandenen Bedürfnissen nach höherer Bildung in evangelischem Geiste zu entsprechen.

4. Das religiöse und sittliche Leben der gesammelten Gemeinden sucht sie durch Einführung einer christlichen Gemeindeordnung und Handhabung einer christlichen Kirchenzucht nach den Grundsätzen der heiligen Schrift zu pflegen.

5. Nicht nur zur Erleichterung der auf der Gesellschaft liegenden Last, sondern auch um der sittlichen Wirkungen willen sucht sie die Christen allmählich zur Bestreitung der Kosten für die Gemeindebedürfnisse zu erziehen.

6. Die Gesellschaft achtet es für ihre Pflicht, die nationalen Eigentümlichkeiten der Völker, unter denen sie arbeitet, soweit sie nicht als heidnisch dem Christentum weichen müssen, zu schonen. Sie pflegt daher in ihren Schulen in erster Linie die Volkssprache, ohne dadurch den Unterricht in einer anderen Sprache, sofern er Bedürfnis ist, auszuschließen.

Um nach diesen Grundsätzen arbeiten zu können, bedarf die Gesellschaft Freiheit der Bewegung, die ihr auf englischem Gebiet, z. B. auf der Goldküste, stets gelassen worden ist und um deren ausdrückliche Gewährung sie auch das hohe Auswärtige Amt für den Fall, daß sie die Kamerunmission übernimmt, hiemit bittet, da sie nur unter dieser Voraussetzung die Arbeit in Angriff nehmen könnte. Es würde sich dabei um Anerkennung folgender Rechte handeln:

1. Das Recht, Grundstücke zu erwerben zur Errichtung von Missionshäusern, Kirchen, Schulen, Prediger- und Lehrerwohnungen und — wenn sich dies wie auf der Goldküste als notwendig oder zweckmäßig erweisen sollte — zur Ansiedelung der gewonnenen Christen.

2. Das Recht, von den durch die Missionsgesellschaft oder die Christengemeinden erworbenen Grundstücken den Branntweinhandel und Branntweinschank auszuschließen.

3. Das Recht, die inneren kirchlichen Verhältnisse und Schulverhältnisse der zu sammelnden Gemeinden selbständig zu regeln, eine christliche Gemeindeordnung, die sich auch auf eheliche Verhältnisse erstreckt und mit Hilfe einer evangelischen Kirchenzucht aufrecht erhalten wird, einzuführen und Beiträge der Christen für Zwecke der Mission, der Kirche und Schule anzuordnen, zu erheben und zu verwalten.

Mit der Bitte um Gewährung dieser Rechte für den Fall ihrer Uebernahme der Kamerunmission wünscht die Gesellschaft nur sich so lange, als sie das Werk in Händen hat und die Verantwor-

tung dafür trägt, die für das Gedeihen einer schwierigen und viele Opfer fordernden Unternehmung nötige Freiheit zu sichern, ohne damit einer künftig nötig werdenden Regelung der Verhältnisse seitens der Regierung vorgreifen zu wollen.

Ehrerbietigst, Namens der Ev. Miss.-Gesellschaft zu Basel: Der Präsident: Dr. Riggenbach. Der Inspektor: Th. Oehler.

II. Antwort.

Berlin, den 12. Juni 1886.

Seiner Hochehrwürden dem Vorsitzenden des Ausschusses der Bremer Missions-Konferenz Herrn Inspektor F. M. Zahn, Bremen.

Auf das gefällige Schreiben vom 3. d. M., mit welchem Euer Hochehrwürden die Eingabe der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel vom 1. desselben Monats, betreffend die Uebernahme der Kamerunmission, übermittelt haben, erwidere ich ergebenst, daß ich in Anerkennung der Opfer, welche mit einem so segensreichen Werke verbunden sind, gern bereit bin, der gedachten Gesellschaft die zur Entfaltung ihrer Thätigkeit erforderliche freie Bewegung zu gewähren.

Von den besonders erbetenen Rechten kann der Gesellschaft die Befugnis, zur Errichtung von Missionshäusern, Kirchen, Schulen, Prediger- und Lehrerwohnungen und zur Ansiedelung der gewonnenen Christen Grundstücke zu erwerben,
in der Voraussetzung zugestanden werden, daß im Uebrigen diese Befugnis nach den für das Schutzgebiet geltenden Vorschriften ausgeübt wird.

Das weiter erbetene Recht, von den durch die Christengemeinden erworbenen Grundstücken den Branntweinhandel und den Branntweinschank auszuschließen, kann um so mehr zugelassen werden, als dasselbe nur ein Ausfluß des an den Grundstücken bestehenden Eigentums ist.

Auch bezüglich des Rechts, die inneren kirchlichen Verhältnisse und die Schulverhältnisse der zu sammelnden Gemeinden selbständig zu regeln, eine christliche Gemeindeordnung einzuführen und Beiträge der Christen für Zwecke der Mission, Kirche und Schule anzuordnen, wird der Gesellschaft freie Hand gelassen werden.

Vorausgesetzt ist dabei, daß die erwähnten Befugnisse, namentlich auch die Erhebung von Beiträgen für die Zwecke der Mission, sich nur auf die Mitglieder der zu sammelnden Gemeinden, nicht auf die Mitglieder und Angestellten der kaufmännischen Firmen erstrecken und selbstverständlich wird, wie in jedem anderen staatlichen Gebiet, auch in Kamerun mit der der Missionsgesellschaft gewährten Freiheit die Uebung der staatlichen Hoheitsrechte und der darin enthaltenen Oberaufsicht, sowie die Entscheidung der etwa entstehenden Streitigkeiten vereinigt werden können.

Ich darf die Erwartung aussprechen, daß diese Zusicherungen den Wünschen der Gesellschaft entgegenkommen und daß dieselbe den Beginn ihrer Thätigkeit nach Möglichkeit beschleunigen wird.

Gleichzeitig freut es mich hinzufügen zu können, daß das Syndikat für West-Afrika die Absicht der Basler Missionsgesellschaft, sich in Kamerun niederzulassen, mit Freuden begrüßt und daß die dort angesessenen Firmen erklärt haben, derselben ihre volle Sympathie entgegenzubringen und sie nach Kräften unterstützen zu wollen.

Eure Hochehrwürden ersuche ich ergebenst, Vorstehendes zur Kenntnis der Basler Missionsgesellschaft bringen und mich von deren Entschließung benachrichtigen zu wollen, damit eintretenden Falls der Kaiserliche Gouverneur mit den erforderlichen Weisungen versehen werde. (gez.) Berchem.

Durch diese Antwort des Auswärtigen Amtes sah sich die Kommittee vollständig befriedigt.

Schwieriger war die Verständigung mit der Baptistischen Missionsgesellschaft. Zwar bezüglich der Stellung der baptistischen Christen auf dem Missionsgebiet einigte man sich leicht. Die Basler Mission sichert ihnen Gewissensfreiheit zu und will ihnen ihre Taufpraxis nicht aufdrängen. Die baptistischen Eltern mögen ihre Kinder im späteren Alter durch Untertauchen taufen lassen. Hingegen wird die Basler Mission bei den durch ihren Dienst gewonnenen Christen die Kindertaufe einführen und keine Agitation gegen ihre Lehre und Praxis dulden. Mit den eingeborenen Lehrern und Predigern soll ein Versuch gemacht werden, ob sie sich der Basler Leitung fügen und auf einfache Predigt des Evangeliums beschränken können. Dagegen war man bezüglich des für die Gebäude und den Landbesitz der Baptistenmission zu zahlenden Preises sehr verschiedener Ansicht.

Die Baptisten besaßen nämlich am Fuße des großen Gebirges ein 1—2 deutsche Quadratmeilen großes zu der Ansiedelung Viktoria gehöriges Land. Die 2000 £, um die sie es seinerzeit erwarben, ruhten noch als Schuld auf demselben. Durch Abtretung der Missionsgebäude in Viktoria, welche ihren Abzug aus Viktoria zur Folge gehabt hätte, hätte dieses Land seinen Wert für die Baptisten verloren. Daher knüpften sie die Abtretung der Viktoriagebäude an die Bedingung, daß sie auch das Viktorialand verkaufen könnten. Sie forderten 3000 £ für das Land ohne die Gebäude. Die Basler Mission hätte dieses Land am liebsten nicht erworben, um nicht durch seinen Besitz zu einer Plantagenwirtschaft verleitet zu werden, die man vermeiden wollte. Jedenfalls wollte man entsprechend dem zweifelhaften Wert des ungeheuren Landbesitzes für die Mission nur einen sehr geringen Preis dafür zahlen. Da sich aber kein anderer Käufer fand, so sah sich Basel in die Lage versetzt, entweder auf die wichtige Station Viktoria vorläufig zu verzichten oder das Land mit zu kaufen. Da war es wirklich eine Förderung der Sache, daß das kaiserliche Auswärtige Amt sich erbot, bei den Verhandlungen, wenn sie in Berlin geführt würden, mitzuwirken. Auch das Deutsche Reich hatte nämlich ein Interesse dabei, sofern das ganz von deutschem Gebiet umschlossene Viktorialand so lang es den Baptisten gehörte, noch englischer Besitz war, wenn gleich England vertragsmäßig auf Ausübung der politischen Rechte daselbst verzichtet hatte. Hingegen sollte es, wenn es die Baptisten verkauft hätten, dem deutschen Schutzgebiet einverleibt werden. Die in der zweiten Woche des Septembers in Berlin geführten Verhandlungen führten denn auch schnell zu einem befriedigenden Ergebnis, hauptsächlich deswegen, weil es der Vermittlung des deutschen Reichsbeamten gelang, von einem Privatmann 1000 £ für das Viktorialand zu erlangen, der dadurch Mitbesitzer des Landes wird. Die baptistische Missionsgesellschaft trat ihre Missionsgebäude am Kamerunfluß und in Viktoria nebst den Außenstationen um 2000 £ und das Viktorialand um weitere 2000 £ an die Basler Mission ab. Diese aber wird die Hälfte des Viktorialandes wiederum jenem Privatmann, der den halben Preis bezahlt hat, überlassen. Der der Mission bleibende Landbesitz ist dann immer noch viel größer als nötig ist. Eine so große Summe von 1000 £ für denselben auszulegen aber war die Gesellschaft dadurch in den Stand gesetzt, daß ihr ein deutscher

Missionsfreund einen sehr bedeutenden Beitrag zu derselben zugesichert hatte. Die wirklichen Auslagen der Gesellschaft für Gebäude und Land zusammen belaufen sich so schließlich nur noch auf 2600 £ = 52,000 Mk.

Die Absichten der Basler Missionsgesellschaft aber, wenn sie nun das neue Missionsgebiet in Angriff nimmt, sind weder auf Plantagenbau und Erziehung der Neger zur Plantagenarbeit, noch auf Verbreitung der Kultur als eines selbständigen Zweckes, noch auf Förderung der deutschen Kolonialpolitik gerichtet, sondern auf Ausbreitung des Reiches Gottes im Dienste Jesu Christi. Die Früchte für Kultur und gedeihliche Entwicklung des Landes werden ja nicht ausbleiben, wenn die Mission ihr Werk thun kann; aber ihr eigentlicher Zweck, der ihre Thätigkeit bestimmt, ist und muß bleiben das Reich Gottes.

Totenverehrung in China.

Von Missionar Schultze in Tschongtschun.

Man hat sich oft gewundert, mit welcher Gleichgültigkeit der Chinese stirbt. Dafür hat man allerlei Erklärungsgründe gesucht und gefunden. Die einen geben die dunkeln Begriffe vom Leben nach dem Tode als Grund an. Anderen scheint dieser darin zu liegen, daß der Asiate die Liebe in ihrer ganzen Tiefe nicht kenne; es verbinden ihn keine so festen Familien- und Freundschaftsbande mit den Ueberlebenden wie den tiefer fühlenden Abendländer. Wieder andere schreiben einem gewissen Fatalismus der Chinesen die Schuld zu. Wie dem auch sei, Thatsache ist, daß der Asiate anders in den Tod geht als der Europäer. Geborenwerden und Sterben, die zwei Pole, zwischen denen sich das Menschenleben bewegt, sind ja so alltägliche Vorgänge, warum sich auch weitere Gedanken darüber machen? Wer vermag den einmal zerrissenen Lebensfaden wieder anzuknüpfen? „Leben und Sterben steht beim Himmel", wer vermag dem Himmel zu widerstehen? „Arznei heilt Krankheit, ändert aber nichts am bestimmten Los." Der Tod ist so selbstverständlich, daß jedermann ganz unbekümmert

vor dem Kranken sich darüber äußert, ob die Krankheit zum Tode sei oder nicht. Ja es kann vorkommen, daß sich die Familienglieder vor dem Sterbenden darüber zanken, wer die Beerdigungskosten zu tragen habe, wie viel Geld dieser Todesfall verschlingen werde. Der Sarg ist darum in China durchaus nichts Schrecken Einflößendes. Sich im voraus einen Sarg zu beschaffen, ermöglicht die Freude, ehe man sich der Welt empfiehlt, einen Blick auf seine letzte Wohnung zu werfen. In Sinon hörte ich ihn das große Haus nennen. Man trifft in Städten wie Kanton, Tschaotschufu u. s. w. große Sargmagazine. Da sind an den belebtesten Straßen Särge aufgeschichtet. Wer nicht Gelegenheit hat, in einem dieser Magazine sich nach eigenem Geschmack das letzte Haus auszuwählen und zu beschaffen, der versäumt es, wenn anders möglich, wenigstens nicht, auf die Berge zu steigen und einen Baum dazu zu bestimmen. Es kann sich dann begeben, daß der arme, todesmatte Kranke im gleichen Raume liegt, in dem der Schreiner ihm den Sarg zimmert. Für gute Kinder ist der Sarg ein herrliches Mittel, ihre kindliche Liebe gegen ihre Eltern zu bezeugen. Ist es doch ein süßer und angenehmer Trost für das Herz des Chinesen, wenn er einem bejahrten Vater oder einer greisen Mutter einen Sarg kaufen und denselben ihnen feierlich als Geschenk anbieten kann in einem Augenblick, wo sie am wenigsten daran denken; denn wenn man jemand liebt, so ist man stets darauf bedacht, ihm eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Doch kommen wir auf unseren Gegenstand. Wie denkt sich der Chinese die Auflösung im Tode? Der Mensch hat nach dem Glauben der Chinesen drei Seelen, eine im Kopf, eine in der Brust und eine in den unteren Extremitäten. Man unterscheidet eine sang fun, schlechthin Lebens-Seele, welche dem Tier- und Pflanzenreich gemein ist; eine Kok fun, Empfindungs-Seele, dem Tier und dem Menschen eigen; eine lin fun, Intelligenz-Seele, besitzt nur der Mensch. Oder auch bestimmt man das, was wir Seele nennen, als zehnteilige Einheit (sam fun, tshit phak), die sich zerlegt in drei dem zeugenden Prinzip angehörige und in sieben dem gebärenden Prinzip eignende Teile. Wird diese Einheit durch Entweichen der einen Kraft aufgehoben, so ist dies der Tod. Das gemeine Volk giebt sich nicht mit diesen Spekulationen ab. Nach dem Volksglauben hat man drei Seelen, deren eine nach dem Tode beim Leichnam, bezw. beim Grabe verweilt; eine geht ins Reich der Unterwelt

und eine nimmt ihren Platz bei der Ahnentafel. Darnach ergiebt sich eine dreifache Totenverehrung.

1) Die sich um den Leichnam drehende bei der Bestattung und am Grabe.

2) Die der ins Schattenreich versetzten Seele oder die Seelenmesse.

3) Die sich in der Ahnenhalle vollziehende oder der Ahnendienst.

Diese Dreiteilung vermag uns einigermaßen durch das Labyrinth der unendlich mannigfaltigen Zeremonien zu führen, wobei wir durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, da uns nur ein ganz kleiner Bruchteil des großen Chinesenvolkes mit seinen Gebräuchen und Sitten näher bekannt ist.

I.

Weiß und blau sind die Farben der Trauer in China. Sämtliche Beamten müssen nach einem Todesfall in der kaiserlichen Familie 24 Tage lang weiße und 27 Monate lang blaue Kleider tragen. Kindern bindet man statt der roten blaue Schnüre in den Zopf. So ist auch jedes Trauerhaus alsbald kenntlich an den blauen Plakaten mit weißer Aufschrift. Treten wir in ein solches ein. Wir befinden uns in dem größten Raume desselben, in der sogenannten Thang-ha. An der hinteren Wand bemerken wir die Ahnentafel. Links ist in China der Ehrenplatz; darum ist links von der Ahnentafel der eben Entschlafene auf dem Boden gebettet. In dem weiten Raume lassen sich die üblichen Zeremonien und die Vorkehrungen zur Beerdigung besser vornehmen. Aber warum läßt man den Kranken nicht in seinem Gemach oder doch wenigstens auf einem Bette sterben? Das verbietet einesteils die abergläubische Furcht der Ueberlebenden, andernteils soll er wohl angesichts der Ahnen sterben. Ist der Tod eingetreten, so begeben sich die nächsten Angehörigen mit einigen Opfergaben: Weihrauch, Opferkerzen, Papier und Wein an den nächstgelegenen Bach oder Fluß, um von den Geistern etwas Flußwasser zu erbitten, das nach Haus gebracht zur Waschung des Toten benutzt wird. Ist diese vor sich gegangen, so zieht man ihm die besten Kleider, die er zu Lebzeiten besessen, an, zwei und mehr Anzüge übereinander. Doch muß die Kleiderzahl bei männlichen Toten immer eine gerade, bei

weiblichen eine ungerade sein, so daß ein männlicher Toter wenigstens zwei Anzüge, eine weibliche Leiche mindestens einen Anzug anhaben muß. Mandarine und Graduierte bekommen die Amtstracht, der Kaiser den Drachenmantel angezogen. Außerdem giebt man dem Toten etwas Silbergeld (nicht überall gebräuchlich) in den Mund und in jede Hand einen Palmzweig. Den Weibern giebt man auch einen Kamm und zwar einen engen und einen weiten mit. An den Palmzweig, den die linke Hand hält, steckt man 12 weiche Kuchen. Mit dem Zweig in der Rechten soll der Abgeschiedene die bösen Hungergeister auf dem Weg in die Unterwelt vertreiben, mit den Kuchen aber die 12 Höllenhunde beschwichtigen. Das Geld im Munde dient zur Bestechung der Unterbeamten im Totenreich. Die guten Kleider garantieren eine günstige Aufnahme, denn Kleider machen Leute und der Chinese denkt sich das Jenseits ziemlich analog dem Diesseits. Ist so der Tote besorgt, so beginnt die Totenklage. Die Weiber raufen sich in den Haaren, begeben sich ihres Kopfputzes und erheben in gedehnten, wimmernden Lauten ihr Klagegeschrei, nicht selten bis zur völligen Heiserkeit. Ja es soll vorgekommen sein, daß sich eine blind geweint, eine andere sich bis zum Blutsturz exaltiert hat. Alle Familienglieder ziehen über ihre Kleider groben Hanfzeug an, der bei männlichen Personen ungenäht sein muß, bei den Weibern geheftet oder gesäumt sein darf. Das Wehklagen verstummt für eine Weile, wird aber um so lauter, so bald ein Glied der Verwandtschaft kommt. Ist es ein Verwandter väterlicherseits, so treten die Klageweiber neben die Leiche, gehört er der mütterlichen Verwandtschaft an, so knieen sie auf Strohbündeln nieder zum Empfang. Dabei ruft man den Verstorbenen bei allerlei schmeichelhaften Namen, rühmt laut alle möglichen Tugenden und Vorzüge an ihm, die er doch nie besessen. Ist der Verstorbene der Vater oder die Mutter des Hauses, so fällt dem ältesten Sohn ein Hauptteil der Zeremonien zu. Vor des Vaters Leiche muß er ein Päckchen Arznei anbeten, das dem Verstorbenen mitgegeben wird gegen alle Krankheitsschäden in der Unterwelt. Bei der Leiche der Mutter betet er vor einem Geräte, das ihn an die Schmerzen erinnert, welche die Mutter bei seiner Geburt ausgestanden. Von dem nächsten Verwandten des verstorbenen Vaters oder der dahingeschiedenen Mutter muß er sich — allerdings nur zum Schein — mit einem Schuh vor der Leiche prügeln lassen,

eine Zeremonie, durch die er die Versäumnisse der kindlichen Liebe und Pflicht gleichsam abbüßt. Von den Verwandten wird ihm ein Stock gegeben, der unten vierkantig zugeschnitten wird und so lang sein muß, daß er das Herz des Sohnes erreicht, damit er sich stützen kann, wenn es ihm an den drei gesetzmäßigen Fasttagen schwach wird. Daher der Name Jammerstab. Dieser Stock soll weiter den Zweck haben, dem Sohne als Waffe zu dienen gegen böse Einflüsse des Geistes des Verstorbenen. Da des Vaters Beruf ihn aus dem Hause geführt, so wird, wenn der Vater stirbt, jener Stock von dem das Haus umgebenden Bambus geschnitten. Der Mutter Arbeit ist im Hause, dessen Gebälk mit Farböl angestrichen ist; darum wird bei ihrem Tode dieser Stock vom Farbölbaum genommen. Weiter liegt dem Sohne ob, die Ahnentafel aus dem Holze eines nach Osten stehenden Kastanienbaums (wenn kein solcher da ist, von einer anderen harten und darum dauerhaften Holzart) machen zu lassen. Sie soll nach der Zahl der 12 Monde 12 Zoll hoch sein, nach den 4 Jahreszeiten 4 Zoll breit, nach den 12 chinesischen Stunden 12 Linien dick, nach der Himmelswölbung oben rund, nach den 4 Weltgegenden unten viereckig. Nachdem sie den Anstrich erhalten, wird zunächst oben in der Mitte das Zeichen für König geschrieben. Unter Zeremonien macht ein besonders dazu geladener angesehener Mann nachher auf dieses Zeichen oben einen Punkt und es wird so zum Zeichen für Herr. Darum wird dieser Vorgang „zum Herrn punktieren" genannt. Man sagt mir, das solle die Bedeutung haben: „Die Hölle hat kein Teil an ihm, da der König des Totenreichs ihn nun als Herrn anerkennt." Unter dieses Zeichen wird von oben nach unten Geschlecht und Vorname des oder der Verstorbenen und ein schmeichelhafter Titel eingraviert, links hievon abermals Name und Angehörigkeit des Verstorbenen nebst Geburtstag, während rechts der Name des Stifters, Todestag und Alter verzeichnet wird. Diese Tafel wird vom Sohne vor der Leiche aufgestellt. Vor dieser Tafel beginnt dann das Opferzeremoniell. Zuerst bringt der Sohn sein Opfer, bestehend in fünferlei Rohem und fünferlei Gekochtem: Fisch, Geflügel, Schweinefleisch, Wein ꝛc. Vom Weine wird etwas vor der Leiche auf den Boden gegossen. Während des Opfers kniet der Spendende nieder, verneigt sich wiederholt und liest von einem weißen Blatte eine Opferlitanei zur Verherrlichung des Verblichenen ab. Zum Beispiel:

„Ach! mein Vater! Du warst ein Mann, sanftmütigen Charakters. Du zeugtest mich, deinen Sohn. Diese Gnade bleibe unvergessen. Du lehrtest mich im Kindesalter, ließest mich einen Erwerbszweig finden. Auf dich mich verlassend lernte ich nur Tugend! Wer ist ehrwürdig, wenn du's nicht bist; wer ist nichtswürdig, wenn nicht ich? Wie ging es auch zu? Plötzlich überfiel dich die Krankheit. Du eiltest zu den Schatten! Dein weinender Sohn liegt vor dir, dich legte man hieher! Wein ist vor dir ausgegossen! Vater! Der du noch Wissen hast (nämlich von dem, was um dich vorgeht), nimm meine Opfer in Empfang! Ha! Du solltest Lohn empfangen!"

Der Reihe nach opfern dann die nächsten Verwandten. Die Opfergaben dienen hierauf zum Schmause, der nicht fehlen darf und zu dem viele Einladungskarten ausgingen, die in der Regel angenommen werden. Jeder bringt etwas in rotes Papier eingewickeltes Geld mit, an eine rote Schnur gefaßte 100—200 Käsch („Weinwasser" genannt). Obwohl dem Sohn des Hauses bei solchen Anlässen viel obliegt, so steht es ihm doch nicht zu, die Anordnungen zum eigentlichen Begräbnisse zu treffen oder Zeit und Ort zu bestimmen. Das ist Sache des Bruders des Verstorbenen. Dieser zieht bei Zeit- und Ortsbestimmung einen Wahrsager und einen Geomanten zu Rath. Ersterer hat einen glückbringenden Tag und an demselben eine günstige Stunde zu wählen. Gelingt ihm dieses nicht gleich, so wird die Beerdigung aufgeschoben. Der Sarg wird mit chinesischem Lack innen und außen luftdicht verpicht und einstweilen im Hause oder in einem aus Backsteinen dazu eigens aufgeführten Hüttchen beigesetzt, wo er Monate- ja Jahrelang (in Lyung-tsch'on kam ein Fall vor, wo diese Zeit 3 Jahre dauerte) bis auf den glücklichen Zeitpunkt zu stehen hat. Gewöhnlich läßt sich aber ein günstiger Tag finden und es handelt sich nun um die Wahl des Begräbnisplatzes, welche je nach der Bezahlung des Geomanten leicht abgemacht ist oder Schwierigkeiten verursacht. Es wird ein ungeheurer Wert hierauf gelegt; darum lassen es sich die meisten bei Lebzeiten ein Anliegen sein, ein gutes Fung schui (Wind und Wasser) für ihre dereinstige Ruhestätte zu finden. Diese Sitte steht in engstem Zusammenhang mit der chinesischen Anschauungsweise von den klimatischen Einflüssen. Darüber findet sich im Missions-Magazin 1869, S. 214 aus gewandter Feder eine

treffliche sehr lesenswerte Abhandlung. Es sei uns gestattet, daraus unserem Zweck entsprechend folgendes anzuführen: Ein milder Hauch von Süden her durchdringt im Frühling mit neuem Leben die ganze Natur, der von Norden ausgehende kalte Todeshauch lähmt beim Beginn des Winters im Pflanzen- wie im Tierreich das Wachstum und die Zeugungskraft. Der Süden ist der Sitz der guten, der Norden der der bösen Mächte. Menschen, lebende und tote, spüren diese Einflüsse gleichermaßen. Die letzteren stehen mit den noch Lebenden in derselben Wechselwirkung wie Baum und Wurzel. Sie teilen, wenn sie in ihren Gräbern den Geist der Belebung spüren, der sich gleich einer Luftschicht sanft von Süden her bewegt, denselben ihren Angehörigen mit. Ebenso bekommen es die Lebenden mit zu empfinden, wenn ihre Abgeschiedenen dem ertötenden Pesthauch von Norden her ausgesetzt sind. Im ersteren Fall wird die Familie grünen und blühen, im anderen dagegen erstarren und absterben. Aus dieser Anschauung ergeben sich die Erfordernisse einer glückbringenden Lage des Grabes. Auf andere geomantische Rücksichten und Kniffe, die Bodengestaltung und Bergformation betreffend, ob sich die Gestalt eines Tigers oder die eines Drachen ꝛc. natürlich mit einem ziemlichen Quantum Phantasie entdecken läßt, können wir hier nicht näher eingehen. Nur so viel sei noch gesagt: irgend eine Schutzmauer gegen den Nordwind und gegen Süden hin Wasser (eine Bedingung alles Lebens), am liebsten fließendes, gehört mit zu den Erfordernissen einer wirklich glückbringenden Lage. Ist diese gefunden, so wird das Grab aufgeworfen. Dasselbe ist gewöhnlich nicht viel tiefer als der Sarg. Das neue Grab wird jedoch immer erst geöffnet, und zwar von den Trägern des Sarges, wenn der Leichenzug angekommen ist. Um uns diesen anzusehen, kehren wir nochmals ins Trauerhaus zurück. Es bleibt uns erspart, in dasselbe einzutreten, denn schon kommt uns der ansehnliche Zug entgegen. Vorauf kommt ein Tragsessel. Darin sitzt kein Mensch, sondern ein Bild, das langes Leben vorstellt, und die oben beschriebene Tafel mit dem Namen des Verstorbenen. Von acht Trägern getragen folgt der Sarg, vor dem eine Schar Musikanten sehr primitiven Klarinetten scharfe Mistöne entlockt, begleitet vom schmetternden Lärm der Gongs*) und dem unaufhörlichen

*) Gongs sind chinesische beckenartige Musikinstrumente, welche mit einem hölzernen, mit Leder überzogenen Schlägel angeschlagen werden.

Knattern der Schwärmer. Hinter dem Sarge kommen die wehklagenden Hinterbliebenen in Hanfkleider gehüllt. Die Witwe gebart sich dabei wie eine Verrückte, bricht unterwegs etliche male zusammen und muß auf beiden Seiten gestützt und geführt werden. Auf künstlich geschnitzten aber plumpen Gestellen werden Opferspeisen, ein ganzes braun geschmortes Schwein ꝛc. getragen. Das junge Volk aus dem Kreise der nächsten Verwandtschaft trägt allerlei von dieser gestiftete Fahnen mit Verherrlichungsinschriften. Immer einer hinter dem andern nähert sich so der Zug dem Grabe. Unterwegs streut man Papierstücke aus, die Geld vorstellen sollen. Während der Sarg ins Grab gesenkt wird, weinen und wehklagen die Verwandten. Die Söhne des Verstorbenen streuen etwas Erde ins Grab, welche sie vorher im Zipfel ihres Trauerkleides gehalten haben. Das Grab wird nun gleich aufgefüllt; das ist schnell geschehen, weil es nicht tief ist. Die Leidtragenden warten so lange. Dann wird eine Schüssel mit gekochtem Reis ans Grab gestellt und etliche Schüsseln mit Fleisch und anderen Speisen, auch zwei Teller voll kleiner weißer Kuchen aus Reismehl. Diese werden nachher unter die Versammelten verteilt und am Grabe verzehrt. Weihrauch, Opferlichter und Verbrennen von Geld-Papier darf beim Opfer auch hier nicht fehlen. Außerdem wird dem Schutzgeiste des Grabes und den Bettelgeistern etwas Speise und Wein geopfert. Nach den verschiedenen Opfern nimmt der älteste Sohn die Ahnentafel aus dem Tragsessel und stellt sie auf das Grab. Sie soll nun die Person des Begrabenen darstellen. Dann kniet er nieder und spricht etliche Worte, daß das Gebein in die Erde, die Seele in die Tafel gehe. Sind die Feierlichkeiten am Grabe beendet, so trägt er die Tafel wieder zurück ins Haus, wo sie zunächst in die Nische des Hausgötzen oder ins sogenannte Seelenhaus, wovon weiter unten die Rede sein wird, gestellt wird. Ein allgemeiner Schmaus tröstet nun die Trauerversammlung. Selten ist dem Toten die Ruhe im Grabe lange beschieden. Irgend ein Vorfall in der Familie kann den Anlaß geben, eine andere Grabstätte für seine Gebeine zu suchen. Man gräbt dann am ersten des achten Monats die Gebeine aus, reinigt und trocknet sie an der Sonne und legt sie in einen irdenen Topf, „Goldtopf“ genannt, der, findet sich kein Glücksort in der Nähe des Dorfes, zu andern seinesgleichen gestellt oder im günstigen Fall in ein Omegagrab gesetzt wird. Wir nennen es Omegagrab,

weil es die Gestalt eines griechischen Omega (Ω) oder eines Hufeisens hat. Die einen wollen diese Form mit dem Bilde eines Lehnsessels erklären, in dem der Tote sitzend die auf den absteigenden Stufen am Grabe Opfernden empfange. Das Richtigere scheint uns die Ansicht zu sein, daß die nach Süden offene und tiefer liegende Hufeisenform, wie die Ohrmuschel am menschlichen Kopfe die Schallwellen, die von Süden kommenden Einflüsse auffangen und festhalten, durch den im Rücken des Grabes liegenden Erdwall aber die ungünstige Luftströmung von Norden her aufhalten soll. Die Südabhänge von Hügeln, die sich nach Norden zu an noch höhere Berge lehnen, sind daher meist ganz mit solchen weiß getünchten Gräbern besät, das Landschaftsbild unangenehm störend. Solch ein Grab in Hufeisenform steigt in mehreren Terrassen auf. An jeder Ecke führt eine Stufe hinab. Oben sieht man auch Steintafeln aufgestellt; darauf stehen der Name und die Tugenden des Verstorbenen. Häufig sind zu beiden Seiten auch Steinlöwen und ähnliche Figuren angebracht. Man findet Einzel- und Familiengräber in dieser Weise angelegt. Am Familiengrab versammelt Frühling und Herbst alljährlich die lebenden Familienglieder zum Opfer am Grabe. Diese Feierlichkeiten tragen den Charakter von Familienfesten, an denen die verstorbenen Glieder auch Anteil nehmen sollen. Man ehrt, speist und bittet sie. Unter Flöten- und Klarinettengetön ziehen die Angehörigen herbei. Graduierte tragen ihren Knopf, alles hat sich festlich gekleidet. Wer's kann, kommt zu Pferd oder im Tragsessel. Nur die verheirateten Weiber sind ausgeschlossen. Gehören sie doch nicht dem gleichen Geschlechte an, sind vielmehr erst durch die Hochzeit hereingekommen. Sie müssen das Haus hüten. Am Abend zuvor wurde ein Schwein geschlachtet, dessen Fleisch nebst einem Kochkessel auch zum Familiengrab getragen wird; Hühner, Kuchen, Obst, Kerzen, Weihrauch und Papier werden mitgebracht. Ist man an der Grabstätte angekommen, so wird zunächst das frische Hühnerblut, Blut als der Träger alles Lebens, auf viereckige Papierstücke gesprengt und diese werden, mit Steinen beschwert, um das Grab gelegt. Ist dann das Schweinefleisch gekocht, so wird unter dem Gekuatter der Schwärmer das Opfer vor dem Grabe, d. h. auf der obersten Terrasse desselben aufgestellt, Lichter und Weihrauch werden angezündet und die Zeremonie beginnt. Dreimal verneigt man sich und kniet neunmal anbetend nieder, die nächsten Verwandten

auf den oberen Stufen, die entfernteren dahinter, je nach dem Grade der Verwandtschaft immer eine Stufe tiefer. Dabei wird etwa in folgender Weise eine Anrede und Bitte an den Verstorbenen vorgetragen: „Großer Ahne, verehrter Fürst! du segnetest uns reichlich. Aus der Fuk-kyen-Provinz kommen wir hieher gezogen, wo unsere Tugend nun allbekannt geworden. Dank dir! Du ließest uns hier zum Stamme heranwachsen. Unser Geschlecht blüht und verbreitet Licht! Seine Weisheit ist tief, sein Fundament dauerhaft, es genießt Wohlergehen und erlangt Tugend. Wahrlich, du sitzest an einem glückbringenden Ort! Wir haben Frieden und Wohlleben. So bringen wir dir denn unsere Opfer, knieen anbetend vor deiner Grabstätte, dich ersuchend, unsere dürftigen Opfergaben zu genießen, uns und unsere nachgeborenen Söhne und Enkel zu beschützen, daß ihr Reichtum, ihre Ehre sich ausbreite und mehre, sie Gelehrsamkeit und Kraft entwickeln, Kind und Kindeskind die Fülle habe, Studierende Ehre ernten, Ackerbautreibende 1000 Scheunen mit dem Ertrag ihres Feldes füllen, alle sich großen Glückes, langen Lebens ohne Ende erfreuen!“

Dann beginnt das Festessen für alt und jung, der Magnet, diese Festlichkeiten gewissenhaft mitzufeiern.

II. Unterwelt und Seelenmesse.

Bei der in China herrschenden Religionsmengerei ist es nicht leicht, auseinander zu halten, was von religiösen Anschauungen und Zeremonien dem aus Indien importierten Buddhismus angehört und was dem Boden des einheimischen confucianischen, taoistischen und vorklassischen Heidentums entwachsen ist. Unstreitig aber verdankt die Totenverehrung dem Buddhismus viel abergläubisches und zeremonielles Beiwerk.

So z. B. die Auffassung des Jenseits oder der Unterwelt, wie sie im heutigen chinesischen Volke lebt. War doch, ehe sich der Buddhismus in der chinesischen Volksseele festgesetzt hatte, die Frage über das Wie? und Wo? des Fortlebens nach dem Tode zum mindesten eine offene.

Die Anhänger des Lao dachten bald nach Lao an eine selige Ewigkeit und haben die Wonne und Herrlichkeit derselben schön ge-

schildert. Von altersher suchten sie nach einem Trank der Unsterblichkeit. Ihr Meister Lao selbst, nach dessen Lehre vom Thau sie Taoisten genannt werden, weiß in seinem Büchlein Thau-tet-kin nichts davon.

Confucius einst von seinem Schüler Tsi-Lu über Tod und Ewigkeit befragt, gab zur Antwort: „Wir verstehen kaum das Leben, wie werden wir den Tod verstehen.“ Seine Moralphilosophie erstreckt sich nur aufs Diesseits. Er verhielt sich skeptisch gegenüber der in jeder Menschenbrust schlummernden Gewißheit einer jenseitigen Vergeltung.

Daß die vorklassische Zeit das Bewußtsein einer Fortexistenz der Abgeschiedenen hatte, beweist der Umstand, daß Confucius den Ahnendienst vorfand; wir werden bei der Betrachtung des Ahnendienstes darauf zurückkommen.

Erst der Buddhismus mit seiner der Phantasie und dem Gewissen gleich sehr Genüge thuenden Eschatologie (Lehre von den letzten Dingen) füllte diese Lücke aus und wir haben darin gewiß einen Hauptgrund der raschen Ausbreitung des Buddhismus in China zu sehen. Selbst die Lehre von der Seelenwanderung, die, wie man meinen sollte, den die Ahnen so hoch verehrenden Chinesen sehr unsympathisch sein müßte, fand Aufnahme in den Volksglauben. Empfiehlt sie sich doch dem gemeinen nicht weiter reflektierenden Menschenverstand durch ihre leichte Faßlichkeit und überhebt ihn mit einem Male allem Grübeln über eine der schwierigsten Fragen, führt daneben zur Scheu vor dem Blutvergießen und damit zur Sänftigung des Charakters. Den Guten bleibt die Aussicht auf eine jenseitige Glückseligkeit, die Bösen finden darin Trost, daß die Höllenqualen nicht ewig währen. Man unterscheidet 7 heiße und 7 kalte Höllen; hat die Seele in fortgehender Läuterung durch diese ihren Weg genommen, so wird sie als Tier oder auch als Mensch wieder auf Erden geboren. Auch das Paradies hat verschiedene Seligkeitsgrade oder Stufen, deren höchste das Aufgehen in der Weltseele ist.

Als abschreckende Warnung für alle, welche dem Laster und der Sünde fröhnen, sind an bemalten Holzfiguren in vielen größeren Amthäusern die einzelnen, der speziellen Sünde entsprechenden Höllenstrafen plastisch dargestellt. Da sieht man, wie dem Lügner und Verleumder die Zunge ausgerissen, wie eine Dirne in einer Reisstampfe sitzend, vom Gerichtsvollstrecker gestampft, wie hier einer

auf glühendem Rost gebraten, dort einem die Haut abgezogen, ein anderer zersägt wird. Weiter begegnet man Gruppen, die angesichts des hochthronenden Richters eben im Begriff sind, sich in allerlei Arten von Tiergestalten zu wandeln. Der Bestrafung oder Belohnung geht das Verhör voraus. Die Seele irrt beim Ausgang aus dem Körper so lange umher, bis sie von der Polizei der Unterwelt gegriffen und gebunden vor den Richter gebracht wird. Vom Verhöre und den damit zusammenhängenden Proben hängt ihr Schicksal ab. Diese Proben sind mannigfacher Art. Die verbreitetste Ansicht ist die, daß die Seele über die Brücke des Wongho (gelben Flusses) gehen muß. Von dieser konnte ich mir etwa eine Vorstellung machen, als ich im letzten Jahre bei Hochwasser eine Brücke bei der Stadt Tsch'ong-lok passirte, welche die Leute ironisch die nai-ho-khyan nennen.*) Etwa 200 Schritte lang muß man in einer beträchtlichen Höhe über dem Wasserspiegel auf einem erbärmlichen Bambusgerüste balanzieren, das durch beständiges Schwanken so unsicher wird, daß der Reisende sich den Schweiß abwischt und erleichtert aufatmet, wenn der sichere Boden wieder erreicht ist. Eine andere Probe ist das Ersteigen eines Messerberges. Wie dort die reine Seele ungefährdet über den Wongho kommt, ohne hineinzufallen, so muß sie hier, obwohl auf der Messerschneide mit nackten Füßen aufwärts steigend unverletzt oben ankommen. Hieher gehören auch die 12 Höllenhunde (s. I. Teil).

Die Unterwelt hat, wie die obere Lichtwelt, ihren Beamtenstand. An der Spitze stehen die 10 Höllenkönige, Yam-wong genannt. Sie alle sind sagenhafte oder auch historische Gestalten. So soll z. B. der namens Pau ein Mandarin des Distrikts Khoi-fung in der Provinz Ho-nam zur Zeit der Fung-Dynastie unter der Regierung des Yin-Tsung-wong, gewesen sein. Zu Lebzeiten verwaltete er sein Amt mit eiserner Strenge ohne Ansehen der Person. Man sagte ihm nach, er habe ein Herz wie Stein, Eingeweide wie Metall. Als er den Weg alles Fleisches gegangen war, ließ ihn der Volksaberglaube als Yam-lo Pau-lau in der Unterwelt wieder auftauchen. Den Oberbeamten steht ein ebenso verzweigter vielköpfiger Unterbeamtenstand zur Verfügung wie den diesseitigen Würdeträgern. Ja es erscheint die jenseitige Gerichtsbarkeit als genaues

*) So heißt jene Brücke in der Unterwelt.

Abbild der diesseitigen. Dort wie hier sind die Oberbeamten von den ihnen unterstellten Beamten bis zu einem gewissen Grade abhängig; dort wie hier gilt die Bestechung durch Geld und Schein. Es ist darum, wie oben schon darauf hingewiesen wurde, von Wert, dem Abgeschiedenen durch Verbrennung von Silber- und Goldpapier, das die Eigenschaft besitzen soll, sich in jener Welt in wirkliches Geld zu verwandeln, einen vollen Beutel mitzugeben, durch anständige Kleidung ihm Respekt und Ansehen zu verschaffen und durch Aufzählen seiner Tugenden, was sich je am 7. Tage von 7 Siebenern, die auf den Tod folgen, wiederholen soll, die Behörden des Jenseits zu täuschen. Man glaubt, wenn dieselben die hohe Achtung sehen, in welcher ihr Gefangener diesseits gestanden, werden sie sich bewogen fühlen, die beabsichtigte Bestrafung zu mäßigen.

Die Vermittler zwischen der Geister- und Menschenwelt sind die Taoisten- und Buddhistenpriester. Die Kleidung der Taoistenpriester ist verschieden von der der Buddhistenpriester. Sie haben auch den Kopf nicht glatt geschoren, sondern tragen das Haar in einem Büschel am Scheitel aufgebunden. Auch die Ehe ist ihnen gestattet. Mit Zauberei erwerben sie ihren Unterhalt und geben vor, besondere Gewalt über die Geister zu haben. Daher zieht man sie auch bei Leichenfeierlichkeiten mitunter zu Rate. Gewöhnlich aber fungieren bei solchen Feierlichkeiten die Buddhistenpriester oder Bonzen. Unter unseren Hak-kas tragen sie den Namen Wo-schong oder Fo-schong. Es liegt sehr nahe, sie mit dem römisch-katholischen Klerus zu vergleichen. Sie leben im ehelosen Stand, haben die Tonsur, d. h. sie rasieren den ganzen Kopf, tragen lange vom gewöhnlichen Kleiderschnitt der Chinesen verschiedene Gewänder. Bei religiösen Verrichtungen hängen sie die Stola um, brennen Weihrauch und Wachskerzen. Weihwasser, Reliquien, Bilder der Heiligen, Prozessionen, Seelenmessen, Verehrung der Himmelskönigin — alles erinnert an den römischen Kult bis auf den Rosenkranz hinaus, dessen sie sich bedienen, um nach dem Zeichen der Schelle und dem Takt der Holztrommel ihre monotonen Gebete nicht in der Landessprache, sondern in übertragenem Sanskrit abzusingen. Dr. Eitel gibt in seinem Büchlein: Buddhism, its historical, theoretical and popular Aspects uns auf S. 89 den Anfang eines solchen Gebets: »Sarva tathâgatâ schamâm samâvasantu buddhyâ buddhyâ siddhyâ siddhyâ bodhaya bodhaya, vibodhaya vi-

bodhaya mochaya vimochaya vimochaya sodhaya sodhaya visodhaya visodhaya samantâm mochaya samanta etc.« (Mögen alle Tathagatas (Buddhas) ihre Wohnung in mir nehmen, stets lehrend, stets unterweisend, stets errettend mit aller Erkenntnis! durch alle Erkenntnis erlösen, erlösen, völlig erlösen! reinigen, reinigen, reinigen, völlig reinigen! Erlöse, o erlöse alle Lebewesen! ꝛc.) — So verachtet der Stand dieser Wo-schong oder Bonzen im allgemeinen auch ist, so sind sie dem Volke doch geradezu unentbehrlich, wenns gilt, mit der Geisterwelt in Berührung zu treten. Nicht selten finden sich zwar auch Zauberinnen, sogenannte Sen-pho bereit, z. B. Aufschluß zu geben über den derzeitigen Zustand eines Verstorbenen im Jenseits. Bei der Seelenmesse kommen dieselben aber nicht in Betracht, weßhalb wir hier nicht weiter darauf eingehen.

Die Seelenmesse oder die im Hause des Verstorbenen wenige Tage nach seinem Tode stattfindenden Zeremonien haben einen verschiedenen Zweck. Dieser spricht sich schon in der verschiedenartigen Bezeichnung aus. Der landläufigste Name ist: Thai tsham (große Reue) und will sagen: „Reue der Familie über die Versäumnisse dem Verstorbenen gegenüber." — Der Chinese glaubt, jedes Menschen Seele vermöge sich nach dem Tode an ihren überlebenden Feinden zu rächen. Daher ist es bei langwierigen Zwistigkeiten zweier Teile ein selten fehlschlagendes Mittel, wenn ein Teil sagt, er wolle sich das Leben nehmen, um sich dann zu rächen. Nicht selten ist die geringfügigste Streitsache darum, besonders unter den Weibern, der Grund des Selbstmords. Wenige Blätter einer fast an jedem Wege wachsenden Giftpflanze genügen, um seinem Leben ein Ziel zu setzen. Die Seelenmesse soll nun beschwichtigend auf den Geist des Abgeschiedenen wirken, soll ihn mit den Hinterbliebenen gewissermaßen versöhnen und diese so vor bösem Einflusse schützen. Doch irrt man sich sehr, wenn man hierin den einzigen Zweck sehen wollte, so egoistisch der Chinese sonst auch in all seinem Tun ist. So viel ich auch herumgefragt, wurde mir dieses Moment immer als das zurücktretende bezeichnet, im Vordergrund steht der Zweck, dem Verstorbenen selbst zu dienen. Darauf weisen die anderen Bezeichnungen, wie Ko-on (die Seele durchs Gericht geleiten), Kung-ko (die Verdienste der Seele hervorheben), Kyu-khu (aus der Qual erretten) unstreitig hin. Auch die Zeremonien bestätigen das. Sie zeigen uns neben dem Doppelzweck: 1) Versöhnung mit den Hinterbliebenen,

2) Versöhnung mit der Gerichtsbarkeit der Unterwelt, noch den dritten: Versöhnung des Abgeschiedenen mit seinem Schicksal. Die Bonzen kennen dabei allerdings nur den einen Zweck, den des Geldmachens. Und es ist ganz unglaublich, wie leichtgläubig und blind die Leute bei derartigen Anlässen ins Garn der schlauen Priester gehen, die den günstigen Augenblick nur zu gut auszunützen wissen. Sie haben den Vermögensstand der betreffenden Familie bald weg, und wissen unter den mannigfachsten Vorstellungen immer noch mehr Geld herauszupressen. Sie sind es denn auch, die je nach Bezahlung die ganze Feierlichkeit anordnen und das Zeremoniell willkürlich erweitern oder beschränken. Daher kommt es denn auch, daß dasselbe an verschiedenen Orten ein verschiedenes ist. Versuchen wir uns in Nachstehendem den Hergang, oder wie es in Tsch'ong-lok bei der Seelenmesse zugeht, vorzustellen. Dabei kommt zunächst der Kostenaufwand in Betracht, den die betreffende Familie machen will. Nach ihm richtet sich die Zahl der zu dingenden Priester und die Dauer der Feierlichkeit. Unbemittelte können höchstens zwei Bonzen bezahlen, um yit-khu yit-tsham zu veranstalten, was einen Tag und eine Nacht dauert. Im Trauerhause angekommen, treffen die Bonzen, deren einer den Zeremonienmeister macht, zuerst die nötigen Vorkehrungen damit, daß sie in der Halle die Bilder der drei Buddhas aufhängen. Mit zwei Tischen wird in der Mitte des Raumes ein Altar errichtet. Das geschieht so, daß ein Tisch auf den anderen gestellt wird. Auf dem untersten derselben werden die Opfergaben aufgestellt, bestehend in 4—5 Schalen, die mit Reis gefüllt werden. In die in der Mitte aufgestellte Schale Reis werden hundert in weißes Papier gewickelte Käsch gesteckt; Betelnüsse, Tabak, Salzfisch, der Schwanz und die Füße eines Schweines, Erdnüsse, Kuchen, Thee und Wein werden aufgetragen, dem Ganzen noch 12 Hühnereier und 12 schwarze Langelebensschnüre beigefügt. Auf den oberen Tisch wird eine Maß Reis geschüttet und in denselben ein Buddhabild gesetzt. Haben die Priester ihre lehmgelbe oder hochrote Stola umgeworfen, sind Weihrauch und Talgkerzen angezündet, so kann das Zeremoniell beginnen. Ein dreimaliger Wirbel auf der mit Kuhfell bespannten Trommel ruft die Geister herbei. Das Programm lautet:

1) on-tsau, Beschwichtigung des Herdgotts.
2) tshau-yoks, Feiung der Hinterbliebenen.
3) Ko wong-ho, Ueberschreiten des gelben Flusses.

4) Thuk kin-ken, Versöhnung des Verstorbenen mit seinem Schicksal.

5) Kyau li tshen, Ueberreichung von Geschenken an den Verstorbenen.

6) Sung kwui sin, Entlassen der Geister.

1) Beschwichtigung des Herdgottes. — Der Herdgott oder richtiger die Herdgöttinnen nehmen in jedem Hause eine wichtige Stellung ein. Die eine, Tsong si-tsya bewacht das Aeußere des Herdes und das Feuer; die andere Li fu-nyin bewacht das Kochen. Religiöse Heiden sind diesen Göttinnen gegenüber sehr vorsichtig und argwöhnisch. In der Nähe des Herdes wagt man nicht zu zanken; beschriebenes Papier zu verbrennen, auf dem Herde etwas zu hacken, Unreinigkeit ins Feuer zu werfen gilt als schweres Vergehen an den Herdgöttinnen. Am letzten Tag des Jahres steigen diese Geister auf zu Nyuk fong, dem obersten der Geister, und statten ihm Bericht ab über die Vorkommnisse im Hause während des vergangenen Jahres. Nun ist aber der Tod eines Familiengliedes ein so hervorragendes Ereignis, daß es in der Berichterstattung der Herdgeister dem obersten Geist nicht verschwiegen werden darf. Vieles kommt darauf an, in welcher Form und Weise dieser Fall dem Nyuk fong berichtet wird. Und damit es nicht in einer den Hinterbliebenen nachteiligen Weise geschieht, muß bei der Seelenmesse vor allem auf diese Geister des Herdes Rücksicht genommen werden. Sie werden mit Geld bestochen. Dieses kann ihnen nur auf dem Wege des Verbrennens übermittelt werden. Der Bonze stellt deßhalb eine Schale Reis auf, steckt das zusammengerollte Geldpapier aufrecht hinein, ebenso etliche Weihrauchstäbchen, zündet Papier und Weihrauch oben an und bewegt sich, monotone Gebete singend, um die Schale, bis beides verbrannt ist.

2) Feiung der Hinterbliebenen. — Dazu hat der Zeremonienmeister eine Reihe bestimmter Arzneikräuter mitgebracht. Unter Zeremonien werden dieselben (meist unschädlicher Natur) in einen Kessel geworfen und geröstet. Ist dies geschehen, so wird so viel Reiswein aufgegossen, als der Kessel faßt. Ist derselbe durch erwärmt, so wird er an die Familienglieder und die Verwandten ausgeschenkt. Auf dem Platze getrunken soll er die Kraft besitzen, gegen alle bösen Einflüsse von seiten der Geister zu feien.

3) Ueberschreiten des gelben Flusses. — Der gelbe Fluß und das Ueberschreiten desselben gehört zu den Proben, welche die Seele

in der Unterwelt zu bestehen hat. Diesen Vorgang sucht der Bonze darzustellen, indem er aus Bambusblättern ein kleines Schiffchen macht und es auf eine Schale Wasser setzt. Unter immer stärker anschwellenden Gebeten, die nur durch Klingel und Trommel unterbrochen werden, laufen die Bonzen um diese Schale Wasser herum, bald schneller, bald langsamer. Endlich erklären sie, der Flußübergang sei kraft ihrer Gebete gelungen.

4) Durch mehrmaliges Schlagen einer Holztrommel wird nun die Aufmerksamkeit der abgeschiedenen Seele erregt und an sie wendet sich nun der Ceremonienmeister durch Verlesen einer auf weißes Papier geschriebenen Adresse. Etwa so: „Der Mensch lebt und stirbt; es gibt unter den Bäumen hohe und niedere. Dieser stirbt im 60. oder 70. Lebensjahre; jener verdirbt im 20. oder 30. Dieser erreicht kaum das Alter von 8 oder 10 Jahren, jener stirbt im 1. oder 2. Monat seines Lebens. Der Tschong Ku-lau erreichte das Alter von 27,000 Jahren; wo ist er jetzt? Darum sei nicht übermäßig betrübt, das Sterben früher oder später ist aller Menschen Los."

5) Ueberreichung von Geschenken an den Verstorbenen. — Seine Seele hat, wie man glaubt, in der Unterwelt noch die gleichen Bedürfnisse wie diesseits. Es werden ihr darum Kleider, Schuhe, eine Kiste und Geld, alles aus Papier gefertigte Sachen, durch Verbrennen nachgesandt. Zur Herstellung dieser Gegenstände hat sich eine ganze Papierindustrie gebildet und fast in jedem größeren Markt befindet sich wenigstens ein Laden, welcher derartige Ware feil hat. Das Zeremoniell schließt endlich damit, daß

6) die Geister wieder verabschiedet werden. — Alle Anwesenden begeben sich zu dem Ende in langer Prozession, voraus die Bonzen, an einen nahegelegenen Fluß oder Bach. Hier schöpft der Zeremonienmeister jedem Familienglied etwas Flußsand in den ausgebreiteten Rockzipfel. Dieser Sand wird mit heimgenommen und untersucht, ob sich nicht ein Lebewesen darin findet. Findet sich keins, so ist es ein Beweis dafür, daß des Bonzen Arbeit nicht umsonst war, daß der Geist des Verstorbenen zur Ruhe gelangt ist.

Wird die große, 7 Tage und 8 Nächte dauernde Seelenmesse gehalten, so ist das Programm ein reichhaltigeres und es müssen wenigstens 10 Bonzen mitwirken. Im wesentlichen bleibt es aber immer das gleiche. Da wo es sich darum handelt, der Seele die Proben in der Unterwelt überstehen zu helfen, werden außer dem

Ueberschreiten des gelben Flusses der Menge noch andere Schaustücke vorgeführt. Es werden z. B. zwei Pfosten einen Fuß von einander entfernt im Erdboden befestigt, in diese werden abwechselnd bald hüben bald drüben 12 scharfe Dolchmesser in Leiterform eingerammt, so daß die Schneide nach oben, ein Messer immer $^1/_2$ Fuß höher in horizontaler Richtung über dem andern steht. Während nun der Weihrauchnebel aufsteigt und die Bonzen in stürmischem Tempo Gebete leiernd um diese Leiter herumlaufen, steigt der Zeremonienmeister auf den Messern barfuß hinauf und wieder herunter. Er hat seinen Kniff dabei, während die Menge sich täuschen läßt und meint: ist das Gebet des Priesters so wirksam, daß dieser sich bei dem gefährlichen Experiment nicht verletzt, so vermag es auch der Seele des Verstorbenen über den Messerberg, den sie als Probe im Jenseits zu besteigen hat, zu verhelfen. Der Verstorbene hat in seinem Leben viel gesündigt, z. B. Berge angezündet, anderen Schaden zugefügt, Lebewesen getötet, dem Himmel geflucht, die Zeit gescholten, andere verleumdet ꝛc. Zur Reinigung von diesen Sünden muß er durch ein Fegfeuer gehen. Auch da ist der Bonze bereit, die Seele hindurch zu geleiten. Zu diesem Akte werden etwa 10 Pfd. Holzkohlen angezündet und auf der Tenne vor dem Hause rothglühend ausgebreitet. Unvermerkt weiß der Bonze etliche graue Backsteine zwischen die Kohlen zu praktizieren und indem er von Backstein zu Backstein schreitet, geht er barfuß über die glühenden Kohlen hin, ohne sich zu verbrennen und der Beweis ist geliefert, daß die Seele auch das Fegfeuer glücklich überstanden. Ist die Seelenmesse vorbei, so giebt sich die betreffende Familie dem süßen Wahne hin, ihre Pflicht erfüllt und dem Verstorbenen zur Seligkeit geholfen zu haben, wenn auch die enormen Unkosten, die daraus erwachsen, noch lange fühlbar sind. Am besten kommt die Priesterbande dabei weg und lacht sich ins Fäustchen ob dem reichen Gewinst. Denn nicht nur die auf den beiden Altartischen aufgestellten Opfergaben fallen ihr zu, sondern auch ein Beträchtliches an barem Gelde. — O armes, bethörtes Chinesenvolk, wann wirst du zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, die dich frei macht von den Banden des Aberglaubens und der Knechtschaft falscher Priester?

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Afrika.

Dahome ist im Jahr 1885 unter portugiesischen Schutz gestellt worden. Die Kolonialzeitung weiß schon von günstigen Wirkungen dieses Protektorats zu berichten. Der König von Dahome hat die bisher sehr beschränkten Rechte der in seinem Lande wohnenden Christen aller Nationalitäten bedeutend erweitert. Es wird jede Religion geduldet, welche sich zum Glauben an einen Gott bekennt. Der portugiesische Resident in Dahome ist Gegenstand der größten Aufmerksamkeiten seitens der Bewohner und des Königs, der im Begriff ist, eine Gesandtschaft nach Lissabon zu schicken. Seit der Proklamierung des Protektorats ist nicht ein einziges Menschenopfer vorgekommen.

Die Pariser Missionsgesellschaft wäre geneigt, in dem neuerworbenen französischen Gebiet am Kongo eine Mission zu beginnen. Sie schätzt den jährlichen Mehrbedarf, der ihr durch dieses neue Unternehmen erwachsen würde, auf 20—30,000 Fr.

Südafrika. — Die Pariser berichten von ihren teils im Oranjefluß-Freistaat, teils in (dem nun englischen) Lesuto gelegenen Stationen die erfreuliche Thatsache, daß die Weißen immer mehr Interesse für die Bekehrung der Eingebornen gewinnen und bethätigen. Sie geben etwa einen Platz zur Erbauung einer Kapelle her oder lassen den Gottesdienst in ihrem Hause halten. Ja sie beteiligen sich selbst an Gottesdiensten, welche von Schwarzen gehalten werden.

Türkei.

Die Bostoner Missionsgesellschaft treibt auch unter den alten christlichen Kirchen der europäischen und asiatischen Türkei ihr Werk. Die evangelischen Armenier, Griechen und Bulgaren haben schon 105 Kirchen mit über 8000 Gemeindegliedern. Im ganzen stehen etwa 40000 Personen unter dem Einfluß des Evangeliums. Der vierte Teil der Gemeinden ist finanziell unabhängig; die übrigen bekommen von der Missionsgesellschaft nur $^1/_4$—$^1/_2$ der Besoldung des eingebornen Predigers. Die verschiedenen Schulen, welche unter der Aufsicht des American Board stehen, haben zusammen etwa 15000 Zöglinge. Der Einfluß der evangelischen Bewegung auf die orientalischen Kirchen ist unverkennbar. Aus manchen Kirchen, namentlich armenischen, sind die Bilder nahezu oder ganz verschwunden. Die Wallfahrten haben sehr abgenommen. Es wird weniger zu Maria und den Heiligen, dagegen mehr zu Jesus gebetet. Die Ueberlieferung wird nicht mehr so hoch gehalten; um so mehr gilt die Schrift. An einigen Orten haben die Armenier selbst Sabbath-

schulen zum Studium der Bibel eingerichtet. Der Erziehung der orientalischen Geistlichen wird mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Die Volksschulen sind vermehrt und gehoben worden. Die Unduldsamkeit hat merklich abgenommen. Armenier, Griechen und Protestanten leben friedlich nebeneinander und an einigen Orten sind protestantische Pfarrer eingeladen worden, in armenischen Kirchen zu predigen. Unter den Türken selbst macht die evangelische Mission nur geringe Fortschritte. Es mehren sich aber die Vorkommnisse, welche beweisen, daß die Regierung allmählich eine feindseligere Haltung gegen die evangelische Mission annimmt. Der »Intelligencer« berichtet über die wachsende Feindseligkeit der türkischen Behörden gegen die evangelische Mission und fragt nach den Gründen dieser unerwarteten Schwenkung. Die Vermutungen haben ein weites Feld. Man hat daran gedacht, die türkischen Beamten in Konstantinopel wollen dadurch, daß sie der Mission Schwierigkeiten machen, Geld verdienen. Wie es vor Zeiten eine vergebliche Hoffnung gewesen wäre, ohne nachdrückliche Bestechung von der päpstlichen Kanzlei in Avignon oder Rom irgend eine Gnadenerweisung oder irgend ein Recht zu erlangen, so sind die türkischen Beamten sehr empfänglich für Trinkgelder. Viel Wahrscheinlichkeit hat auch eine andere Vermutung für sich. Vielleicht ist der türkische Fanatismus weniger gefährlich, als die Bigotterie des griechisch-russischen Patriarchen, der seit seiner Ernennung darauf aus gewesen ist, überall Schulen zu errichten und der die trägen Türken aus der Apathie aufgerüttelt hat, mit welcher sie seither auf protestantische Missionsunternehmungen zu blicken pflegten. Es ist nicht bloß in Syrien und Palästina, sondern auch anderswo kein Geheimnis, daß der englische Einfluß in der Türkei längst im Schwinden begriffen ist. Uebrigens ist auch nicht zu leugnen, daß der muhammedanische Fanatismus, der auch in den Zeiten der Reformen nie ganz erloschen war, neu erwacht ist. Religiöse Duldung verträgt sich nicht mit den Glaubenssätzen des Islam.

Ostindien.

Die indische Regierung hat sich in einem amtlichen Schriftstück aufs anerkennendste über die Mission ausgesprochen: „Das Gewinnen von Bekehrten ist nur ein kleiner Teil der wohlthätigen Folgen, welche die Arbeit der Missionare hat. Keine Statistik kann einen richtigen Einblick in all das gewähren, was sie zustande gebracht haben. Der sittliche Gehalt ihrer Predigt wird von Hunderten anerkannt, die nicht übertreten. Ihre Lehre hat dem Volke neue Gedanken gegeben, nicht nur über rein religiöse Fragen, sondern über das Wesen des Bösen, die Verbindlichkeit des Gesetzes und die Beweggründe, welche das menschliche Handeln leiten sollen. Die indische Regierung kann nicht umhin auszusprechen, wie sehr sie zu Dank verpflichtet ist für die wohlthätigen Bemühungen der 600 Missionare, deren vorwurfsloses

Leben und selbstverleugnende Arbeit den großen, unter englischer Herrschaft stehenden Völkern neue Lebenskraft eingehaucht haben." Das klingt wesentlich anders, als wenn die Direktoren der ostindischen Kompagnie im Jahr 1801 dem englischen Parlament ihre entschiedene, wohlüberlegte und wohlgeprüfte Ueberzeugung aussprachen, daß die Aussendung christlicher Missionare in unsere östlichen Besitzungen das tollste, überspannteste, kostspieligste, unverantwortlichste Projekt sei, das je ein verrückter Schwärmer gemacht habe.

Von den drei indischen Zeitungen, welche das Christentum bekämpften, sind zwei, »The Thinker« und »The Philosophic Enquirer«, eingegangen, während »The Antichristian« noch besteht, aber wenig verbreitet ist. Der Inquirer hätte schon früher aufgehört, wenn nicht Oberst Olcott von der theosophischen Gesellschaft ihn mit Geld unterstützt hätte. Daran ist, wie der Missionary Herald sagt, zweierlei interessant; einmal, daß die Hindu, welche englische Blätter lesen, sich nicht um antichristliche Litteratur bekümmern, sodann daß es in christlichen Ländern Leute giebt, die Zeit und Geld darauf verwenden, die einzige Religion zu zerstören, welche die Hindu von ihrem verderblichen Aberglauben befreien kann.

— Aus Amritsar, der großen Stadt im Pandschab, kommt ein sehr erfreulicher Bericht über die Fortschritte der englisch-kirchlichen Mission. Nie, schreibt Missionar Wade, habe er in den 23 Jahren, seit er im Pandschab arbeite, ein solches Suchen nach der Wahrheit gefunden. „Unsere bittersten Gegner erkennen an, daß das Christentum sich überall rasch ausbreitet, daß man in den Straßen das Lob Christi von den Lippen der Kinder hört. Nie zuvor waren mehr Schüler in unseren Schulen, trotz den Konkurrenzschulen und trotz dem offenen und ausgesprochenen Widerstand der indischen Reformer. Zurzeit erhalten über 2500 Schüler regelmäßigen Religionsunterricht in Amritsar und seinen Außenstationen. Dagegen ist auch die Opposition der Feinde systematischer. Es giebt in Amritsar einen Verein, der den Zweck hat, die Ausbreitung unseres Glaubens zu verhindern und Taufbewerber und junge Bekehrte unserem Unterricht und unserem Einfluß zu entziehen. Ein unlängst getaufter junger Mann wurde seiner christlichen Umgebung entrissen und vor Gericht gezogen. Man behauptete, er sei minderjährig und geistesschwach. Man bot ihm 10000 Rupies an, die er sofort und 40000, die er nach dem Tode seines Schwiegervaters bekomme, wenn er abfalle. Er blieb fest. Er verlor alles, sogar Weib und Kind. Aber er ist voll Freude über seinen neuen Glauben.

In Centralindien liegt nördlich vom Fluß Godavari das halb unabhängige Reich Bastar. Der Rajah dieses Reiches hatte einen Missionsversuch, den Brecklumer Missionare gewagt, vereitelt und es schien, als ob dieselben nicht mehr nach Bastar zurückkehren dürfen. Da wurde der Rajah wegen der von ihm angeordneten Menschen-

opfer bei der britischen Regierung verklagt. Der Beweis wurde nicht als erbracht angesehen; aber die Regierungsgeschäfte wurden dem grausamen und habgierigen Fürsten großenteils abgenommen und einem politischen Agenten, Herrn Priest, übertragen. Dieser Mann stellt sich freundlich zur Mission und hielt es nur für rätlich, daß nicht gleichzeitig mit dem Regierungswechsel eine Station in dem Hauptort Jagdalpur gegründet werde. Dagegen dürfte im November oder Dezember 1886 die Rückkehr der Missionare möglich sein.

Hinterindien.

Die von den amerikanischen Baptisten gesammelten Gemeinden unter den Karenen in Barma haben eine harte Probe bestanden. Infolge der Annexion des Landes durch die Engländer brach ein Aufstand aus. Die Christen hatten durch Plünderung viel zu leiden; einzelne verloren auch das Leben. Aber sie blieben ihrem Glauben treu und halfen aus freien Stücken der britischen Regierung bei der Unterdrückung des Aufstandes.

China.

In der großen Handelsstadt Tschunking, Provinz Sztschuen, sind die Häuser und das Hospital der bischöflich-methodistischen Kirche von einem Pöbelhaufen zerstört worden. Beachtenswert ist, daß die Leute aufgereizt waren durch Berichte über die Behandlung der Chinesen in Amerika.

Neu-Britannien.

Als Missionar G. Brown vor fünf Jahren nach Neu-Britannien ging, um daselbst ein wesleyanisches Seminar zu gründen, traf er daselbst Wilde an, die Krieg mit einander führten und einige von Browns australischen Lehrern angriffen und töteten. Als vor nicht langer Zeit der Missionar die Insel verließ, versammelten sich 500 Eingeborne, um ihre Achtung vor ihm zu beweisen und ihm Geschenke zu geben. Es sind etwa 30 Bekehrte da und Stämme, welche früher Todfeinde waren, leben nun im Frieden mit einander.

Marschallsinseln.

Die deutsche Admiralität hat über das Vorgehen des Kommandanten des Schiffes „Nautilus" auf der zu der Marschallsgruppe gehörenden Insel Ebon folgende Aufklärung gegeben (vgl. Missionsmagazin 1886, Mai, S. 219 f.):

„Der Kommandant S. M. Kreuzer „Nautilus" hat eine Anzahl eingeborener Missionare — nicht die Christengemeinde — in Ebon mit einer Geldstrafe belegt, weil dieselben, eine Autorität über Fremde und Eingeborene sich anmaßend, mit Umgehung des deutschen Konsuls und entgegen den Bestimmungen des Freundschaftsvertrages deutsche Unterthanen mit Geldstrafen belegt und durch ungesetzmäßigen Erlaß eines Handelsverbots schwer geschädigt haben. Die Strafsumme ist hoch bemessen, weil die Untersuchung ergeben hat, daß die

Deutschen die ihnen zur Last gelegten Uebertretungen nicht begangen hatten und daß die Missionare in Verkennung ihrer Pflichten nur bestrebt waren, deutschen Einfluß und deutschen Handel zu schädigen. Ein zweiter Fall, der sich in Kusaie zugetragen haben soll, ist in der Admiralität nicht bekannt, da der Kreuzer Nautilus an genanntem Platz nicht gewesen ist." Erledigt ist die Sache damit schwerlich. Der Herausgeber der „Allgemeinen Missionszeitschrift" hat denn auch, wie die „Ev. luther. Kirchenzeitung" mitteilt, das Aktenmaterial, auf welches der Bericht sich stützt, der zuständigen Stelle zugleich mit der Bitte um eine nochmalige Untersuchung zugesandt.

Allerlei.

Die englisch-kirchliche Mission hat im letzten Jahr ca. 3000 Erwachsene getauft, von welchen etwa 1700 auf Indien kommen. Kinder wurden 6242 getauft, darunter 3790 in Indien, 1279 in Westafrika, 536 in Nordwest-Amerika, 525 in Neuseeland, 469 in China, 351 in Ceylon u. s. f.

Bedenkt man, daß diese Missionsgesellschaft die größte unter allen evangelischen Missionsunternehmungen ist, so erscheinen diese Erfolge recht unbedeutend im Vergleich mit dem, was die katholische Mission ausrichtet. Wir lesen in den „Katholischen Missionen": „Die Taufe so vieler tausend sterbender Heidenkinder ist unstreitig eine der trostreichsten Früchte der Missionsthätigkeit in China. Nach unserem heiligen Glauben ist ja die Taufe für diese armen Kinder das einzige Mittel zur ewigen Seligkeit. Die Missionäre geben sich deshalb alle Mühe, diese hilflosen, von der Erbsünde befleckten Wesen im Bade der Wiedergeburt rein zu waschen und mit dem hochzeitlichen Gewande der heiligmachenden Gnade zu schmücken. Wie unsern Lesern bekannt ist, unterstützen fromme christliche Frauen, welche das Amt der Täuferinnen bekleiden, die Glaubensboten in diesem edlen Rettungswerke. Ein jesuitischer Missionar in Kiangnan schreibt: In meinem Bezirke hatte ich im Laufe des letzten Jahres 1128 Taufen sterbender Heidenkinder zu verzeichnen. Diese trostreiche Zahl verdanke ich zumeist unseren guten Fischersleuten, unter denen zwei Frauen ganz besonderes Lob verdienen. Die ältere von beiden geht, obwohl sie 76 Jahre alt ist, immer noch 3—4 Stunden weit, um kranke und sterbende Kinder aufzusuchen. Von 1881—1885 taufte sie nahezu 1700 sterbende Heidenkinder. Wenn wir nun annehmen, daß sie in den 30 Jahren vor 1881 auch nur 200 jährlich taufte, so hat dieses gute alte Mütterchen 7700 Seelen gerettet u. s. f." Ob die Eltern solcher Kinder mit der Taufe derselben einverstanden waren, ja auch nur davon wußten, ist Nebensache. Wenn man nur über eine große Zahl von „Geretteten" berichten kann.

Die Kolonialpolitische Korrespondenz schreibt über die katholische Mission in Sansibar-Bagamoyo:

Seit dem ersten Tage ihrer Wirksamkeit hat die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft es für eine Ehrenpflicht erachtet, zu den katholischen Missionaren in Bagamoyo in das beste freundnachbarliche Verhältnis zu treten. So tief der Spalt religiöser Ueberzeugung auch sein mag, welche diese Mission von unserer durchweg auf dem Boden des positiven evangelischen Christentums stehenden Gesellschaft trennt, so verschieden die Brüder der Congrégation du St. Esprit et du St. Cœur de Marie insbesondere auch in nationalen Fragen mit uns denken, so löschen die Gegensätze doch auf unserer Seite nicht die Anerkennung der hohen Verdienste aus, welche die katholische Mission in der Zivilisierung und Christianisierung von Ostafrika sich erworben hat.

Bücherschau.

Die deutschen Schutzgebiete in Afrika und in der Südsee. Vier Skizzenkarten mit einem Erläuterungsheft für den Schulgebrauch von Dr. R. Grundemann. Gütersloh, Bertelsmann. Mk. 1.20.

„Da die Karten nicht für religionslose Schulen berechnet sind, ist die Mission besonders berücksichtigt worden." Diese Bemerkung in dem Vorwort zu den beigegebenen Erläuterungen zeigt uns schon, daß der Verfasser mit seinen Karten auch der Mission einen Dienst leisten will, der namentlich durch die Schule vermittelt werden soll. Ist ja doch in den Schulen bisher wenig von der Mission die Rede gewesen. Hoffentlich wird das bald anders werden. — Die Karten wollen nicht mehr sein als Skizzen; sie verzichten namentlich auf Grenzbestimmungen, die ja auch gar nicht überall möglich wären. Für den Zweck, den Schülern in großen Zügen eine Vorstellung von den deutschen Kolonien zu geben, sind die Karten vorzüglich geeignet. Die beigegebenen Erläuterungen enthalten die erforderlichen geographischen, geschichtlichen und missionsgeschichtlichen Notizen mit weiser Beschränkung auf das Hauptsächliche.

Future Probation and Foreign Missions. By A. C. *Thompson*.

Der Verfasser spricht auf Grund der Praxis und der dogmatischen Voraussetzungen des American Board, ohne übrigens die Gesellschaft für seine Aufstellungen verantwortlich zu machen. Er verwahrt sich nachdrücklich gegen die von Andover ausgehende, schließlich aber auf „Dornerismus" zurückzuführende Ansicht, daß die Heiden auch nach dem Tode noch Gelegenheit bekommen können, an Christus zu glauben. Diese Meinung müsse den Missionseifer lähmen. Es muß dabei bleiben, daß die Götzendiener verdammt sind, wenn sie nicht in diesem Leben evangelisiert werden. — Wir vermögen dem Verfasser hierin nicht zuzustimmen. Vielmehr glauben wir auf Grund des Artikels von der Höllenfahrt Christi hoffen zu dürfen, daß solche Heiden, welche ohne ihre Schuld mit dem Heiland unbekannt geblieben sind, so gut als die, welche zur Zeit der Sintflut ungehorsam gewesen sind, noch eine Gelegenheit zur Buße bekommen werden. Ein rechter Missionseifer kann gewiß auch neben dieser, der göttlichen Gerechtigkeit allein genugthuenden Ueberzeugung bestehen.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Ansicht der Stadt Kobe, Japan.

Die Zukunft der Mission.

Rede, am Missionsfest zu Metzingen, 14. Juni 1886, gehalten von G. Gutbrod, Pfarrer in Kohlberg.

Offbg. 11, 15—18: Und der siebente Engel posaunte. Und es wurden große Stimmen im Himmel, die sprachen: Es sind die Reiche der Welt unsers Herrn und seines Christus worden, und er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und die vierundzwanzig Aeltesten, die vor Gott auf ihren Stühlen saßen, fielen auf ihr Angesicht und beteten Gott an und sprachen: Wir danken dir, Herr, allmächtiger Gott, der du bist und wareſt und künftig bist, daß du hast angenommen deine große Kraft und Herrschaft; und die Heiden sind zornig worden, und es ist kommen dein Zorn und die Zeit der Toten, zu richten und zu geben den Lohn deinen Knechten, den Propheten, und den Heiligen und denen, die deinen Namen fürchten, den Kleinen und Großen, und zu verderben, die die Erde verderbet haben.

Vor 8—9 Jahren, als ich im Auftrag meines seligen Schwiegervaters, des noch unvergessenen Inspektors Josenhans, mit der Veranstaltung der zweiten Ausgabe seiner „Sammlung von Missionsliedern“ beschäftigt, zu dem Entschluß gekommen war, die Lieder nicht mehr, wie in der ersten Ausgabe, einfach nach dem Alphabet aufeinander folgen zu lassen, sondern, wie wir es von unsern Gesangbüchern her gewohnt sind, in Abteilungen zu ordnen, wollte ich einer dieser Abteilungen die Ueberschrift geben: „Missionsarbeit und Missionsnot“. Das wollte aber dem teuren Manne nicht einleuchten; er meinte: „Mit der Ueberschrift ‚Missionsarbeit und Missionsnot‘ bin ich nicht einverstanden. Von der Missionsnot ist vorher schon genug und mehr als genug die Rede; wir brauchen sie nicht auch noch als Ueberschrift in der Liedersammlung.“ Wer ihn näher kannte und weiß, wie schwer er an all der Missionsnot trug, die ihn von allen Seiten umgab und bedrängte, der weiß auch, daß er sie keineswegs leichten Herzens von sich abschüttelte und abschütteln wollte; aber er wollte auch kein Geschrei davon gemacht, er wollte sie in der Stille vor Gott und mit Gott getragen wissen.

Diese persönliche Erinnerung, deren Voranstellung man mir wohl zuguthalten wird, bestärkte mich in der Wahl meines heutigen Themas. Die Missionsnot kennt jeder wahre Missionsfreund und trägt sie auf mitleidendem und mitbetendem, ja auf mitblutendem Herzen. Aber laßt uns heute am Missionsfest lieber einen andern Ton anschlagen; laßt uns ein frisches, freudiges Wort reden

Von der Zukunft der Mission, nämlich **von ihrem gewissen, endlichen Sieg.**

Im Blick auf unsre Textesworte könnten wir einfach sagen: „Hier ist der Mission ihr endlicher Sieg verbürgt und verbrieft;" man möchte darauf hin den Ausdruck wagen: „Sie hat ihn hier auf dem Papier, schwarz auf weiß," und ängstlichen, zaghaften Gemütern dürfte man füglich die Frage des Apostels Paulus (Apstg. 26, 27) entgegenhalten: „Glaubest du, König Agrippa, den Propheten?" und den gewichtigen Ausspruch des Herrn selbst (Joh. 10, 35): „Die Schrift kann doch nicht gebrochen werden," — wenn man nur nicht auf der andern Seite die Frage aufwerfen könnte oder auf die Frage gefaßt sein müßte, ob denn die Verheißung unsres Textes mit der Mission, d. h. mit der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden, überhaupt etwas zu schaffen habe. Man könnte sich die Sache ja auch so vorstellen, die Meinung unsres Textes sei die: der Herr werde eines Tages, ganz ohne Rücksicht auf die Missionsarbeit und ihre Erfolge, das Weltregiment an sich nehmen, oder etwa gar so: der Herr werde, wenn oder weil er sehe, daß bei der Missionsarbeit nichts herauskomme, zu der ihm gelegenen Zeit unmittelbar eingreifen und die ihm von den Menschen vorenthaltenen Zügel der Weltherrschaft mit Gewalt an sich reißen. Und soviel ist freilich unbedingt zuzugeben, daß wir uns nach der Schrift den endlichen Sieg der Mission nicht so denken dürfen, als würden sich, wenn man nur lange genug und fleißig genug mit der Predigt des Evangeliums fortfahre, zuletzt alle Reiche der Welt, alle Fürsten und Völker der Erde gutwillig ergeben, den Gehorsam des Glaubens annehmen, sich zu Christo bekehren und dann das tausendjährige Reich des Friedens und der Gerechtigkeit sich wie von selbst einstellen. Diese Anschauung ist in der That in weiten Kreisen verbreitet und sie schleicht sich unvermerkt oft auch bei denen ein, die es aus der heil. Schrift eigentlich besser wissen; denn es ist

zweierlei, eine richtige Einsicht haben, und von dieser Einsicht im gegebenen Fall die richtige Anwendung machen. Wir wissen aber aus der heil. Schrift, daß *der schließliche Sieg des Reiches Gottes auf Erden allerdings nicht auf dem friedlichen Wege allmählicher Ausbreitung* kommen wird, wie man sich's unter einseitiger Betonung der Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteig vielfach ausmalt, durch bloßes Wachstum nach außen und nach innen, oder, wie man die Sache gelehrt ausdrückt: durch bloße Entwicklung, sondern *durch ein sieghaftes, richterliches Eingreifen des Herrn von oben her*, durch welches ihm Gott seine Feinde zum Schemel seiner Füße legt (Ps. 110, 1. 5 f. 1 Cor. 15, 25. Hebr. 10, 12 f.). Und gewiß ist, daß in unsrem Texte nichts anderes als eben dieses siegreiche, richterliche Eingreifen des Herrn, diese Machtthat des „Löwen aus Juda" (Offbg. 5, 5) gemeint ist; heißt es doch da von ihm: „Wir danken dir, Herr, allmächtiger Gott, der du bist und warest und *künftig bist*, daß du hast *angenommen deine große Kraft* und herrschest; und die Heiden sind zornig worden, und es ist gekommen dein *Zorn* und die Zeit der Toten, zu *richten* und zu *geben den Lohn* deinen Knechten, den Propheten, und den Heiligen und denen, die deinen Namen fürchten, den Kleinen und Großen, und zu *verderben*, die die Erde verderbet haben."

Wenn wir nun dennoch uns getrauen, auf Grund unsres Textes zu reden *von dem gewissen endlichen Sieg der Mission*, so haben wir

1) festzustellen, in welchem Zusammenhang das Werk der Mission, die Predigt des Evangeliums unter den Heiden mit der siegreichen Wiederkunft unsres Herrn steht, durch welche er die Reiche der Welt mit Macht sich unterwirft; und dann

2) darzulegen, wie wir uns darnach den gewissen endlichen Sieg der Mission, an den wir glauben und auf den wir hoffen, vorzustellen haben.

Viktoria! Das Lämmlein siegt!
Nun sind die Reiche seine.
Der Himmel und was drunter liegt
Ist sein, es herrscht alleine.
Sein ist Gewalt und Majestät,
Die über alles, alles geht!
Viktoria! Das Lämmlein siegt!

Viktoria! Das Lämmlein siegt!
Wohlan, ihr muntern Streiter,
Den'n Gottes Reich im Herzen liegt,
Dringt ein, geht immer weiter!
Nach wohl vollbrachtem Kampf und Lauf
Setzt Jesus euch die Krone auf!
Viktoria! Das Lämmlein siegt!

1) Wollen wir uns klar machen, in welchem Zusammenhang das Werk, das wir treiben und zu welchem wir uns heute aufs neue die Hände stärken wollen, das Werk der Mission unter den Heiden zu dem Sieg unsres erhöhten Herrn und Hauptes Jesu Christi über die Reiche der Welt steht, von dem unser Text weissagt, so wollen wir uns zunächst an das Wort erinnern, das der Herr selbst in seiner bekannten Rede vom Ende Jerusalems und der Welt gesprochen hat (Matth. 24, 14): „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen." Hier kann doch kein Zweifel darüber aufkommen, daß zwischen der „Predigt des Evangeliums in der ganzen Welt" — und das ist es ja eben, was wir die Mission nennen — und dem „Ende" ein Zusammenhang gesetzt wird, und ebenso wenig wird ein vernünftiger Mensch, der die heil. Schrift kennt, einen Zweifel darüber hegen, daß dieses Ende, welches auf die Predigt des Evangeliums in aller Welt folgen soll, eben der Sieg des Gekreuzigten, Auferstandenen und gen Himmel Gefahrenen über die Reiche der Welt, seine glorreiche Wiederkunft zum Gericht über die Lebendigen und die Toten, zur Vollendung seines Reiches, wie zur Neuschaffung des Himmels und der Erde ist.

Auf den ersten Blick freilich scheint dieser Ausspruch Christi zwischen beiden Thatsachen, der Predigt des Evangeliums in der ganzen Welt und dem Ende der Welt, nur einen äußerlichen Zusammenhang herzustellen; mit den Worten „und dann" scheint zunächst nur gesagt zu sein, daß dieses Ende auf jene Predigt folgen werde, und es ist immer noch die Frage, ob neben diesem äußeren, zeitlichen auch ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden geweissagten Vorgängen anzunehmen ist, ein Zusammenhang wie von Ursache und Wirkung, wonach eins aus dem andern folgt. Ein solcher innerer Zusammenhang ist aber deutlich angezeigt durch die Worte: „zu einem Zeugnis über alle Völker." Denn

wenn das Ende, von welchem der Herr redet, mit dem Sieg des Herrn zugleich das Gericht über die Lebenden und die Toten bringt, so wissen wir ja alle, daß eine Gerichtshandlung erst beginnen kann, wenn das nötige Zeugnis für oder wider die zu richtenden Personen beschafft ist. Das Ende und mit ihm das Gericht über alle Völker kann also deshalb erst nach der Verkündigung des Evangeliums in aller Welt erfolgen, weil die Heidenpredigt das zum Gericht erforderliche Zeugnis über alle Völker liefern muß und dieses Zeugnis die Bedingung eines gerechten Gerichtes über alle Völker ist.

Darum dürfen wir aber noch nicht meinen, das Kommen des Endes und damit der Eintritt des Sieges Jesu Christi über die Reiche der Welt hänge irgendwie von unsrem Belieben, von der Art und dem Eifer ab, mit dem wir das Missionswerk betreiben. Es ist der Herr, der die Fäden des Missionswerks in der Hand hält. Er ist's, der sich seine Knechte erwählt und erweckt; Er öffnet oder verschließt ihnen die Wege und die Thüren; von Ihm und dem Wehen Seines Geistes kommen die Missionsernten, wie andrerseits die Fehljahre, die geistlichen Frühlingsfröste und Hagelwetter in der Reihe Seiner unbegreiflichen Gerichte und Seiner unerforschlichen Wege stehen. Welcher Mensch wird sich jemals unterfangen dürfen zu sagen: „Nun ist unsre Missionsthätigkeit bis auf den Punkt gediehen, daß es des Zeugnisses über die Völker genug ist"? — Nein, nein, es bleibt dabei: Zeit und Stunde hat der Vater seiner Macht vorbehalten (Apstlg. 1, 7), und des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da wir's nicht meinen (Matth. 24, 44). Wir können keine geistliche Wetterprognose stellen, wir können auch den Zeiger der göttlichen Weltenuhr nicht vor- und nicht zurückrücken. Es bleibt für uns aber auch stets bei dem Apostelwort: „Kindlein, es ist die letzte Stunde" (1 Joh. 2, 18), „der Herr kommt" (1 Kor. 16, 22. Jud. 14. Offb. 1, 7 f.), „es ist nahe gekommen das Ende aller Dinge" (1 Petr. 4, 7). Darum laßt uns „wirken, so lange es Tag ist" (Joh. 9, 4), nicht aber fragen, wie lang es wohl noch Tag sein wird, und noch viel weniger uns einbilden, es stehe bei uns, des Tages Ende zu beschleunigen oder aufzuhalten.

Sehen wir uns nun im Lichte des betrachteten Christuswortes (Matth. 24, 14) unsre Textesstelle an, so ist vor allem die Uebereinstimmung bemerkenswert, die darin hervortritt, daß hier von den

„Reichen der Welt“, wie dort von den „Völkern“ die Rede ist. Es haben sich ja, wie bekannt, die Völker der Erde je und je zu Reichen ausgestaltet, haben Reiche begründet, sich zu Reichen zusammengeschlossen, oder sind von großen Reichen verschlungen und gleichsam aufgesaugt worden; sehen wir uns in der Geschichte der Völker ein wenig um, so ist dieses Bestreben, große, umfassende Reiche zu bilden, von den Tagen der Aegypter, der Babylonier und Assyrer her (vgl. 1 Mos. 10, 10 ff.) bis auf den heutigen Tag lebendig, und die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, in welcher alle Völker der Erde in einige wenige Weltreiche zusammengefaßt sein werden. Mit diesen Vorgängen auf dem Weltgebiet geht, wie die Kirchengeschichte zeigt, im Großen und Ganzen Hand in Hand die Verkündigung des Evangeliums unter allen Völkern. Das alte römische Reich, das Reich des Kaisers Augustus und seiner Nachfolger war der Boden, auf welchem die erste Heidenmission durch den Apostel Paulus und seine Gehilfen ins Werk gesetzt ward, und nachdem dieses Reich nach langem, verzweifeltem Widerstande endlich aufgehört hatte, ein heidnisches zu sein und ein christliches geworden war, drang die frohe Botschaft mit Macht über seine Grenzen zu den benachbarten, namentlich den deutschen Völkern, und als diese auf den Trümmern des auseinanderfallenden Römerreichs ihre neuen Reiche errichteten, da waren die meisten dieser Völker schon für das Christentum gewonnen, und welche es noch nicht waren, die wurden es in kurzer Frist. Stand in dieser ganzen Zeit die Mission unter den unabhängigen Völkern außerhalb dieser Reiche auch nicht ganz stille, so hatte sie doch nur geringe Erfolge aufzuweisen, die meist schnell wieder verloren giengen, oder wo es zu dauernden Kirchenbildungen kam, wie z. B. in Abessinien und im südlichen Indien bei den sogenannten Thomaschristen, da ist das christliche Leben in seiner Vereinzelung bald wieder erstarrt und erstorben und nur eine Form christlichen Gottesdienstes geblieben, die vor dem Heidentum nicht viel weiter voraushat, als den Namen. Später kam dann auch wieder teils von den Resten des alten römischen Reiches (Byzanz), teils von dem neugeschaffenen fränkisch-deutschen Reiche aus das Christentum zu den noch heidnisch gebliebenen deutschen Stämmen, zu den nordischen Völkern im heutigen Dänemark, Schweden und Norwegen, und zu den Slaven und Finnen im Osten unsres Weltteils; festen Fuß und Bestand erlangte es auch in diesen Ländern

erst, als sich die betreffenden Völker zu christlichen Reichen entwickelten oder an bestehende christliche Reiche sich anschlossen. Und dann, als um die Zeit, in welcher Martin Luther seine Stimme wider das entartete Christentum der Papstkirche erhob, die christlichen Reiche Portugal und Spanien ihre großen Eroberungen im östlichen Asien und in dem neu entdeckten Amerika machten, da brachten sie den eroberten Ländern das Christentum, freilich in der verdorbenen Gestalt des römischen Kirchenwesens, während die Erfolge, welche die römischen Missionare in den nichtunterworfenen Ländern Ostasiens, wie in Hinterindien, in China und Japan, errangen, auch wieder nur teils unbedeutend, teils vorübergehend waren. Nicht anders ist es in der neueren Mission ergangen: Gedeihen und festen Bestand gewannen und gewinnen die gesammelten Gemeinden fast durchweg nur da, wo die mit dem Evangelium besuchten Völker einem der bestehenden christlichen Reiche unterthänig geworden sind oder in engerer Verbindung mit einem derselben oder doch unter dem Einfluß eines solchen stehen. Somit kann man füglich sagen, daß die Reiche der Welt nach Gottes Fügung von jeher die Träger oder doch der Rahmen und der Rückhalt für die Ausbreitung des Christentums unter den Völkern der Erde gewesen sind und so auch fernerhin sein werden. Es läßt sich ja an der Art und Weise, wie die Reiche der Welt diesen von Gott ihnen zugewiesenen Beruf erfüllt haben und noch erfüllen, vieles aussetzen und beklagen; aber die Thatsache selbst steht unumstößlich fest.

Wollten wir nun aber meinen, damit, daß die Reiche der Welt zum großen Teil als christliche bezeichnet werden können, daß diese christlichen Reiche die mächtigsten und einflußreichsten, ja daß sie auf dem besten Wege sind, die übrigen noch nicht christlichen Völker und Reiche in ihren Machtbereich zu ziehen und wenigstens geistig zu beherrschen, — damit sei die Weissagung unsres Textes schon erfüllt oder doch im Begriff, sich zu erfüllen, so wären wir gewaltig im Irrtum. Vergessen wir das Wort nicht: „zu einem Zeugnis über die Völker.“ Damit ist ja nicht gesagt, daß die in die Reiche der Welt eingehenden Völker, wenn sie nun auch das Christentum annehmen, zuletzt alle bis auf den letzten Mann Christo als ihrem Herrn und König huldigen und dann „in seinem Reich unter ihm leben und ihm dienen“ werden „in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und S[illegible] demnach aufgeben werden zu „toben“ und

„vergeblich zu reden", daß die Könige und Herren der Erde von dem an nicht mehr „sich auflehnen und mit einander ratschlagen wider den Herrn und seinen Gesalbten" (Ps. 2, 1 f.); sondern nur das ist damit gesagt, daß zuletzt kein Volk auf Erden mehr sein wird, das am Tag des Gerichts zu seiner Entschuldigung sagen könnte: „Wie hätten wir sollen anrufen den Namen des Herrn, an den wir nicht glaubten? Wie hätten wir aber sollen glauben, von dem wir nichts gehört haben? Wie hätten wir aber sollen hören ohne Prediger?" (Röm. 10, 13 f.) Und wenn unser Text sagt, beim Schall der letzten Posaune werden Stimmen laut werden im Himmel, welche rufen: „Es sind die Reiche der Welt unsres Herrn und seines Christus worden," so haben wir ja schon gesehen, daß das, wie der Text selbst im Einklang mit der ganzen übrigen Schrift ausweist, nicht auf dem Wege der Bekehrung und freiwilliger Unterwerfung geschehen wird, sondern durch eine Offenbarung der Richterherrlichkeit unsres Herrn, bei welcher er „einst mit ihnen reden wird in seinem Zorn und mit seinem Grimm sie schrecken" (Ps. 2, 5), bei deren Erscheinung die Geschlechter der Erde heulen werden (Matth. 24, 30) und werden sagen zu den Bergen und Felsen: „Fallet auf uns und verberget uns vor dem Angesichte des, der auf dem Stuhl sitzt, und vor dem Zorn des Lammes! Denn es ist gekommen der große Tag seines Zorns, und wer kann bestehen?" (Offb. 6, 16 f. Luk. 23, 30). Vergessen wir nicht, daß unsrem Text im nämlichen Kapitel (V. 3—14) vorangeht die Weissagung von den beiden Zeugen, die getötet werden, über deren Tod sich freuen und wohlleben werden, die auf Erden wohnen. Diese beiden Zeugen — es sind die letzten Missionare, die das Zeugnis von Jesu denen, die auf Erden wohnen, bringen werden. Und ihr Zeugentod, über welchen die Bewohner der Erde Freudenfeste feiern, weil sie ihr Zeugnis als eine Qual empfinden, giebt den traurigen Beweis, daß die Fürsten und Völker der Erde trotz aller Ausbreitung und Annahme des Christentums eben doch schließlich bei der alten Losung aller Gottes- und Christusverächter beharren werden: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile! Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche!" (Ps. 2, 3. Luk. 19, 14.) Eben darum aber giebt er auch den Anstoß zur siebten Posaune, die das Signal ist zum Losbrechen der Zorngerichte, durch welche die Reiche der Welt gestürzt und dem Herrn der Herrlichkeit zu Füßen gelegt werden.

Wir kommen also zu dem — vielleicht für manche überraschenden — Ergebnis, daß die Botschaft vom Reiche Gottes, wenn sie auch, wie Schrift und Geschichte einstimmig lehren, „gepredigt den Heiden, geglaubt von der Welt“ (1Tim. 3, 16), alle Reiche der Welt durchdringt, alle Völker der Erde, eins nach dem andern, zu Bekennern des Christentums macht, am Ende doch nur die Wirkung hat, daß das Evangelium ein „Zeugnis über die Völker“ wird, — ein Zeugnis, das sie zuletzt nicht mehr ertragen können und wollen, so daß sie durch ihre blutige Auflehnung dawider das richterliche Erscheinen des Herrn herausfordern — mit andern Worten: Das Evangelium muß von der Mission zu allen Völkern gebracht werden, und wird zu allen gebracht werden, wird auch von allen angenommen werden, damit sie alle — nicht etwa selig, sondern — zum Gericht reif werden.

Erschrecket nicht, wenn ich sage, das Evangelium werde allen Völkern gebracht, damit sie alle — nicht etwa selig, sondern zum Gerichte reif werden. Es ist ja der Herr selbst, der dies deutlich ausspricht in den Worten, das Evangelium müsse gepredigt werden in aller Welt zu einem Zeugnis über alle Völker. Wie viel lieber wäre es Ihm, wenn er sagen könnte: zur Rettung aller Völker! Und gewiß, er will sie alle zu sich ziehen (Joh. 12, 32); er will auch sie alle versammeln, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel: ist er doch auch für sie alle gestorben und auferstanden, und hat verkündigt im Evangelium den Frieden denen, die ferne waren und denen, die nahe waren (Eph. 3, 17), und hat die Heiden alle zu Miterben gemacht und Mitgenossen seiner Verheißung durch das Evangelium (Eph. 3, 6), und will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre (2Petr. 3, 9); darum er auch jetzt wie einst allen Menschen an allen Enden gebeut Buße zu thun, und jedermann vorhält den Glauben, dadurch sie sollen selig werden (Apstlg. 17, 30f.); — aber haben wir nicht aus unserem Texteskapitel vernommen, daß, die auf Erden wohnen in der letzten Zeit, im großen und ganzen sich nicht wollen retten lassen? Wie es ja vom Anfang des Evangeliums an bis auf diesen Tag nie an solchen gefehlt hat, die sich nicht wollten retten lassen und — verloren gehen, über die er klagen muß, wie dort über die Kinder Jerusalems: „Ihr habt nicht gewollt!“ (Matth. 23, 37.) — Und nun, wie haben wir uns demnach

2) den endlichen Sieg der Mission, an den wir glauben und auf den wir hoffen, vorzustellen? Wollen wir diese Frage gründlich und vollständig beantworten, so müssen wir einen doppelten Verlauf unterscheiden. Der erste Verlauf ist der, der mit demjenigen Ergebnis abschließt, welches man die Christianisierung der Völker und Reiche nennt, d. h. die Annahme des Christentums als Volks- und Staatsreligion. Zuerst ist in dieser Weise das alte römische Reich, wie schon gesagt, christianisiert worden, mit andern Worten: es hat dem Heidentum entsagt und hat das Christentum als Reichsreligion angenommen. Andere Völker und Reiche sind nachgefolgt, jedes zu seiner Zeit. Das sind diejenigen Völker und Staaten, die man heute die christlichen nennt. Noch andre, ja schließlich alle andern, werden nachfolgen. Wir dürfen es in unsern Tagen erleben, daß namhafte Völker diese Umwandlung an sich vollziehen. So ist durch die Arbeit der Brüdergemeinde die Westküste von Grönland im Lauf der letzten 150 Jahre ein christliches Land geworden; die große Insel Madagaskar, die im letzten Jahre rühmlich gegen Frankreich gekämpft hat, ist ebenfalls der Hauptsache nach in die Reihe der christlichen Länder eingetreten, wenn auch da und dort im einzelnen noch viel zu thun und zu wünschen übrig bleibt. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, da das mächtige, wunderbar aufblühende Inselreich Japan im fernen Ostasien den gleichen Schritt thut; die Millionen Indiens werden, wie die Hindu selbst fühlen und zugeben, nicht mehr lange widerstehen können, und weitere Erfolge dieser Art stehen da und dort, z. B. in Korea, in näherer oder entfernterer Aussicht.

Natürlich ohne Kämpfe, ohne schwere Kämpfe geht das nirgends ab. Dreihundert Jahre lang hat sich das römische Reich mit aller Macht gegen den eingedrungenen Sauerteig gewehrt; wie viel Blut ist geflossen, wie viel Verfolgung, Pein und Leiden aller Art sind über die Zeugen und Bekenner Christi ergangen, bis sie endlich den Sieg behielten und das Heidentum aus dem Felde schlugen. Und ebenso ist es anderswo gegangen und geht es noch da, wo die Mission ein neues Gebiet in Angriff nimmt. Das kostet Zeit und viel edle Opfer an Blut und Leben. Erst neulich hat der junge König von Uganda im Innern von Ostafrika, dessen Vater Missionare in sein Land eingeladen hatte, nicht bloß eine Anzahl seiner christlichen Unterthanen aufs grausamste hinrichten, er hat auch den englischen Missionsbischof Hannington, der nach seinem Lande unterwegs war,

an der Grenze festnehmen und hinschlachten lassen. Aber so schmerzlich solche Verluste für die Mission und die Kirche auch sind, wenn „die Heiden zornig“ werden, so ist das ein sicheres Anzeichen dafür, daß sie für ihr Heidentum fürchten, daß sie die Macht des evangelischen Zeugnisses spüren, daß der Sauerteig zu wirken anfängt und die Gärung begonnen hat; ja wir dürfen sagen: es ist ein sicheres Vorzeichen des Sieges des Evangeliums. Und wenn anderswo, wie auf dem Basler Thränenfeld der Goldküste, nicht so sehr der Haß und die Verfolgungswut der Heiden, als vielmehr andre Umstände, ungesundes Klima, tödliche Krankheiten u. dgl., der Mission zahlreiche schmerzliche Opfer abfordern, auch das dürfen wir als eine Bürgschaft des Gelingens, des endlichen Sieges ansehen. „Der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn“ (Ps. 116, 15); er giebt etwas darum; er läßt die, die im Gehorsam gegen sein Wort ihr Leben wagen und verlieren, nicht nur so hinsterben wie die Mücken, für nichts und wieder nichts. Wo er, der Herr des Lebens, Menschenleben säet, da will und wird er Menschenseelen ernten. Und sowenig die Missionsgemeinde ein Gebiet wie die Goldküste aufgeben kann, gerade wegen der vielen Opfer, die sie schon darauf gewendet hat, sowenig gehen diese Opfer spurlos an den Herzen der Heiden vorüber. Auch der kindische, leichtsinnige Neger muß immer besser einsehen und sieht's auch immer besser ein, daß Leute, die in sein Land kommen und ihr Leben daran setzen, um ihm Christum zu verkündigen, nicht das Ihre suchen, sondern daß Liebe sie treibt, selbstlose Liebe zu ihm, dem fremden schwarzen Mann, und die Kraft dieser Liebe, das spürt er wohl, ist stärker als seine Fetische, stärker als der Glaube an seine Zauberer, stärker als die ganze Finsternis seines heidnischen Wesens. Es ist nur eine Frage der Zeit, wie lange er dem Andringen dieser Liebe noch widerstreben kann; gewiß auch er wird sich noch ergeben müssen. Und so wird Volk um Volk, Reich um Reich an die Reihe kommen und christianisiert werden, bis der Senfbaum seine Zweige über den ganzen Garten streckt, der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert hat,*) oder — mit dem

*) Ich habe nichts dagegen, wenn jemand obige Worte in dem Sinne nimmt, in welchem neuerdings F. L. Steinmeyer (die Parabeln des Herrn, S. 40ff.) das Gleichnis vom Sauerteig verstanden wissen will; das Eindringen des „Judaismus“ und „Ethnicismus“ in die Christenheit (S. 44 in der Anmerkung) gehört eben auch mit zu dem Charakter, der dieser Periode der Christianisierung der Völker eigen ist.

Apostel Paulus zu reden — bis die Fülle der Heiden eingegangen ist (Röm. 11, 25).

Das ist das Werk, das ist der Sieg der Mission auf erster Stufe, gleichsam im ersten Waffengang. An diesem Siege zweifeln oder gar verzweifeln, heißt die Verheißungen Gottes nicht gelten lassen und die Lehren der Kirchengeschichte für nichts achten. Er ist noch nicht überall erfochten, dieser Sieg; aber die Heere Gottes, des Herrn der Heerscharen, sind allenthalben im Vorrücken begriffen, die feindlichen Festungen sind zu einem guten Teil umzingelt, ihre Mauern wanken oder sind im Fallen, neue Heeresabteilungen werden gebildet, um noch unberührte Strecken des feindlichen Gebietes mutig anzugreifen — welcher Feldherr wird bei solchem Stand der Dinge am Siege verzagen oder gar feige zum Rückzug blasen und träge die Hände in den Schoß legen? Der Herr zur Rechten des Herrn (Ps. 110, 5) hat geheischt, und es sind ihm die Heiden zum Erbe gegeben und der Welt Enden zum Eigentum (Ps. 2, 8. Matth. 28, 18 f. Eph. 4, 10 f). Wir müßten uns schämen, wenn wir uns seinem Dienste entziehen wollten. Nein! „Vorwärts!" heißt heute die Losung auf allen Flanken, in allen Ecken des weiten Missionsfeldes. Vorwärts! Hie ist Immanuel! (Jes. 8, 10.) Der Sieg kann uns nicht fehlen; denn unser Sieg ist sein Sieg.

Betrachten wir uns nun aber diesen Sieg der Mission, wie er auf weiten Strecken des Erdkreises schon längst, auf andern erst kürzlich errungen worden ist, auf noch andern eben jetzt in unsern Tagen errungen wird, — betrachten wir ihn ein wenig näher, so kann ja kein Zweifel darüber sein, daß es nur ein vorläufiger Sieg ist. Die Macht des Heidentums ist gebrochen, der Götzendienst hat aufgehört; aber sehen wir auf die Herzen — da fehlt noch viel, daß sie alle wie ein Mann in Buße, Glauben und Liebe sich dem Herrn ergeben hätten. Die wenigen, welche nicht bloß die Form, sondern die Kraft der Gottseligkeit haben und das Salz und Licht der übrigen sind (2 Tim. 3, 5. Matth. 5, 13 f.), — diejenigen, welche in den neugewonnenen Ländern den Anstoß zum Umschwung gegeben, die Masse der übrigen mit sich gezogen haben, — welche in den altchristlichen Ländern den Kern, das Mark, gleichsam den Rückgrat der Kirche abgeben, weil sie den übrigen christlichen Halt gewähren und christliche Lebenssubstanz zuführen, — diese wenigen ausgenommen, muß man gestehen, daß das Christentum den sogenannten christlichen

Völkern eben nur „die Haut geritzt“ hat, und es ist sehr unrecht, wenn hämische Feinde des Missionswerks auf einzelne Aergernisse, die in den Missionsgebieten vorkommen, schadenfroh hindeuten und rufen: „Da, da! Sehet, was bei der Mission herauskommt!“ Geliebte Freunde, wollen wir einmal den Spieß umdrehen und unsre Schwurgerichtsprotokolle, unsre Verbrecherlisten, unsre Zauber- und Traumbücher, unsre Schund- und Schandromane und ähnliches den Heiden hinaussenden — was wohl die dazu sagen werden? Was meint ihr? Sie würden doch einen gewaltigen Respekt vor unsrem Christentum bekommen, oder nicht? (Röm. 2, 24!)

Allein man könnte ja hoffen, diese Reste heidnischer Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit bei uns werden mit der Zeit noch überwunden werden; und der Kampf gegen das heidnische Unwesen, das in der Christenheit noch fortwuchert, ruht auch nicht. Dieser Kampf ist das Werk des kirchlichen Predigtamts, der „innern Mission“ und der brüderlichen Gemeinschaftspflege. Allein, wie der Heiland zu seinen Aposteln sagte, da er sie das erste mal aussandte zu den verlornen Schafen aus dem Hause Israel: „Ihr werdet die Städte Israels nicht ausrichten, bis des Menschen Sohn kommt“ (Matth. 10, 23), so gilt auch von der Arbeit der kirchlichen Predigt und Seelsorge, von den Werken der innern Mission, von dem Dienst der Liebe an den der Ermahnung und Bestrafung bedürftigen Brüdern: „Ihr werdet die Städte und Dörfer der Christenheit nicht ausrichten, bis des Menschen Sohn kommt.“ Es wird immer Hunderte und Tausende in der Christenheit geben, die mit dem Herzen der seligmachenden Wahrheit ferne bleiben und mit ihrem Wandel alles andere verkündigen, nur nicht die Tugenden des, der sie berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht (1 Petr. 2, 9), — Hunderte und Tausende, die die Finsternis mehr lieben denn das Licht (Joh. 3, 19), die etwa zu Christo sagen: „Herr, Herr!“ aber nicht den Willen thun seines Vaters im Himmel (Matth. 7, 21). „Denn unter den Christen gehet es so zu,“ sagt Luther in einer seiner köstlichen Hauspredigten,*) „daß man findet Mäusdreck unter dem Pfeffer, daß etliche böse sind und doch den Namen haben, daß sie Christen heißen, darum daß sie sind getaufet, gehen zum Sakrament, hören Predigt

*) Hauspostille nach B. Dietrich, 20. S. n. Trin. (Deutsche Werke, 2. Aufl. 3, 141.)

und bringen doch nicht mehr davon, denn den Namen; denn sie halten's für keine Wahrheit. Das müssen wir gewohnen. Denn dahin werden wir es mit dem Predigen nimmermehr bringen, daß eine ganze Stadt, Dorf oder Haus fromm werde; da wird nichts aus; sondern, wie hie stehet (Matth. 22, 10), kommen herein Gute und Böse. Das müssen wir leiden und ihnen den Namen gönnen, daß sie Christen heißen. Denn ob sie gleich nicht fromm sind, sind's gleichwohl geladene Gäste. Solches gehet bis an den jüngsten Tag; da wird alsdann ein ander Urteil sich finden."

Doch nicht das allein. Denket an jenes Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen (Matth. 13, 24 ff.)! Wo Christus der Herr seine Mission hat, da hat der Fürst dieser Welt, der Satan, seine Gegenmission. Wo durch die Predigt des Evangeliums die Gerechtigkeit Gottes geoffenbart wird zum Heil der Seelen (Röm. 1, 17), da regt sich auch, vom Teufel angestiftet, das Geheimnis der Bosheit dagegen (2 Thess. 2, 7), und daher ist's nicht zu verwundern, daß auf den Sieg der Mission überall ein Rückschlag erfolgt. Die Schrift hat ihn vorausgesagt: „Der Geist sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden etliche von dem Glauben abtreten, und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel" (1 Tim. 4, 1 vgl. 2 Tim. 3, 1). Und diese „letzten Zeiten", die hier geweissagt sind, die Zeiten des Abfalls vom Glauben treten, wie der Sieg der Mission, nicht sofort überall zu gleicher Zeit ein, sondern schichtenweise, jetzt hier, dann dort, wie eben die Unkrautsaat des bösen Feindes in den für Christum bereits gewonnenen Teilen des großen Weltackers zur Entwicklung kommt und ihrer Reife entgegengeht. Nach seiner großen Barmherzigkeit kann dann aber Gott dem aufschießenden Unkraut auch wieder wehren, sein Wachstum aufhalten und zurücktreiben (vgl. 2 Thess. 2, 6 f.), und dagegen dem verschmachtenden Glaubensleben neue Nahrung und Erfrischung geben, — durch eine Reformation, wie die Luthers und seiner Mitarbeiter gewesen ist, oder durch Zeiten der Erweckung, wie in Speners Tagen nach den Greueln und Verwüstungen des dreißigjährigen Kriegs, wie am Anfang unsres Jahrhunderts in den Tagen der Befreiungskriege mit ihrer tiefgehenden, frommen Begeisterung. Aber ausgerottet wird das Unkraut durch solche Zeiten der Heimsuchung und Erquickung nicht, und soll's auch nicht werden: „Lasset beides mit einander wachsen," spricht der Herr, „bis zur Ernte!"

Zuletzt aber, wenn einmal das Christentum allgemein geworden ist auf Erden, wenn es bei allen Völkern, in allen Reichen der Welt Eingang gefunden und das Heidentum verdrängt hat, wenn schließlich — als Erster, der der Letzte geworden ist (Luk. 13, 30) — auch Israel erkannt hat, „in welchen sie gestochen haben" (Röm. 11, 26. Joh. 19, 37), und die Annahme dieses Volkes Leben sprießen läßt aus den Toten (Röm. 11, 15 vgl. Hesek. 37, 1—14), wenn damit jener erste Siegeslauf der Mission seinen abschließenden Höhepunkt erreicht haben wird, dann wird auch der Rückschlag des Unglaubens ein allgemeiner werden (Luk. 18, 8). Jetzt schon, wie zu der Apostel Zeiten, sind da und dort „viele Widerchristen geworden" (1 Joh. 2, 18); dann aber wird der Widerchrist kommen, der „Mensch der Sünde, das Kind des Verderbens, der da ist der Widerwärtige und sich überhebet über alles, das Gott oder Gottesdienst heißet, also daß er sich setzt in den Tempel Gottes als ein Gott, und giebt sich vor, er sei Gott" (2 Thess. 2, 3 f.). Der wird auch Mission treiben; er treibt die Gegenmission des Satans auf die Spitze. Er wird mit Hilfe seines geistlichen Adjutanten, des falschen Propheten der letzten Tage, alle in Acht und Bann thun, die sein Malzeichen nicht annehmen, und große Massen werden ihm zufallen. Ein neues Heidentum wird aufkommen,*) die Anbetung des Tiers, wie im Buch der Offenbarung davon geschrieben ist (13, 1—18); das ist der große Abfall, den der Apostel Paulus angekündigt hat (2 Thess. 2, 3). Auch in diesen trüben Zeiten, in welchen es den Anschein haben wird, als hätten die Pforten der Hölle (vgl. Offbg. 9, 1 ff.) die Gemeinde Gottes und Christi doch noch überwältigt (Matth. 16, 18),**) wird die Mission nicht stille stehen; laut werden die Zeugen Christi das ewige Evangelium denen, die auf Erden wohnen, anpreisen (Offbg. 14, 6 f.); jene zwei Zeugen, von denen in unsrem Textkapitel die Rede ist, werden mit diesem Evangelium auftreten im Geist und in der Kraft des Mose und des Elia (V. 5 f.). Aber die neuen Heiden (Offbg. 11, 2), die geschlossenen Massen der abgefallenen Christenheit, werden zornig werden, sie werden das Zeugnis Jesu nicht hören wollen und den

*) Aber unter täuschender, scheinchristlicher Form (Offbg. 13, 11 vgl. Matth. 24, 23 ff.).

**) Ob die „gegenwärtige Not" (1 Kor. 7, 26) hieher zu ziehen ist, lasse ich dahingestellt, wiewohl es mir nach Matth. 24, 34 wahrscheinlich ist; jedenfalls gehört Matth. 24, 21. Offbg. 7, 14 hieher.

Zeugen Jesu den Mund verschließen mit blutiger Gewaltthat. Ja, das Offenbarungsbuch läßt uns darüber nicht im Zweifel, daß die satanische Gegenmission auch ihren Triumph, ihren zeitweiligen Sieg haben wird (Offbg. 13, 7). Es wird, wie in der Nacht, da unser Herr verraten ward, noch einmal — das letzte mal — heißen: „Dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis" (Offbg. 17, 12 mit Luk. 22, 53). Sie wird schwer, furchtbar schwer sein, diese Stunde, aber sie wird nicht lange währen (Matth. 24, 21 f.); dann wird der siebente Engel posaunen, und es werden große Stimmen werden im Himmel, die sprechen: „Es sind die Reiche der Welt unsres Herrn und seines Christus worden, und er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit." Und die 24 Aeltesten, die vor Gott auf ihren Stühlen sitzen, fallen auf ihr Angesicht und beten Gott an und sprechen: „Wir danken dir, Herr, allmächtiger Gott, der du bist und warest und künftig bist, daß du hast angenommen deine große Kraft und Herrschaft; und die Heiden sind zornig worden, und es ist kommen dein Zorn und die Zeit der Toten, zu richten und zu geben den Lohn deinen Knechten, den Propheten, und den Heiligen und denen, die deinen Namen fürchten, den Kleinen und Großen, und zu verderben, die die Erde verderbet haben."

Geliebte, das wird dann der zweite und letzte Sieg der Mission sein, der endgültige. Zwar eigentlich nicht mehr ein Sieg der Mission, des vom Herrn verordneten Zeugnisses von der Wahrheit, durch deren Erkenntnis allen Menschen geholfen werden sollte (1 Tim. 2, 4); denn der Herr selbst wird ja erscheinen und seine Feinde niederlegen mit dem Schwert seines Mundes (Offbg. 16, 14; 17, 14; 19, 11 ff.), weil sie nicht Buße thun wollten für ihre bösen Werke (Joh. 3, 19. Offbg. 16, 9. 11. 21). Und doch ein Sieg der Mission; denn ist es nicht ein Sieg der Mission, des Zeugnisses über alle Völker, wenn der Herr selbst in eigener Person auftritt und seinen unterdrückten, erliegenden Zeugen Recht giebt und auf Grund ihres Zeugnisses die Heiden zerschlägt mit eisernem Scepter? (Ps. 2, 9. Offbg. 19, 15) Gewiß, Geliebte! Ist unser Sieg der seinige, so ist sein Sieg auch der unsrige. Man singet mit Freuden vom Sieg, soweit er jetzt schon erkämpft ist, in den Hütten der Gerechten (Ps. 118, 15). Aber o, wie wird man dann erst singen und jauchzen und frohlocken in der Hütte Gottes bei den Menschen (Offbg. 21, 3), wenn am Ende Christus der Herr, nachdem ihm alles unterthan geworden ist, das

Reich Gott und dem Vater überantworten wird, wenn er aufgehoben hat alle Herrschaft und alle Obrigkeit und Gewalt (1 Cor. 15, 24), wenn das Tier und der falsche Prophet und der Teufel selbst, der Fürst und Gott dieser Welt, der Verführer und Verkläger derer, die auf Erden wohnen, samt seinen Engeln und allen Kindern des Unglaubens geworfen ist in den feurigen Pfuhl, der mit Schwefel brennt (Joh. 12, 31. 2 Cor. 4, 4. Offbg. 12, 10; 19, 20; 20, 10. Matth. 25, 41. Offbg. 20, 15; 21, 8. 27; 22, 15), wenn auch der letzte Feind, der Tod, aufgehoben ist (1 Cor. 15, 26. Offbg. 20, 14; 21, 4); wie wird es dann erst klingen, wenn von zehntausendmal Zehntausenden (Dan. 7, 10) verklärter Zungen der Jubelruf des großen Heidenapostels ertönen wird: „das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu worden (2 Cor. 5, 17 mit Offbg. 21, 4). Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!“ (1 Cor. 15, 55. 57.)

„Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, — fröhlich im Glauben an das feste prophetische Wort, das wir haben (2 Petr. 1, 19), — daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn“ (1 Cor. 15, 58)! Amen.

Die neuesten Nachrichten aus Uganda.

Anfangs Mai 1886 schrieb Missionar Ashe:

Es hängt eine Wolke über uns, und unsere Leser (d. h. Leute, die das Lesen lernen) sind verscheucht worden. Am Ostersonntag waren schlimme Gerüchte im Umlauf und die Folge war, daß morgens nur wenige Leute kamen. Wir hielten es für besser, nur einen Abendmahlsgottesdienst zu halten, um sie schnell wieder gehen lassen zu können. Unsere Verkündigung des Todes des

Herrn unter so beunruhigenden Umständen hat uns gewiß dazu geholfen, um so angelegentlicher auf das Fest im Himmel hinauszublicken, wo keine Furcht mehr sein wird. Wir hielten noch einen Gottesdienst für solche, die nachmittags kamen, wobei auch drei Taufen stattfanden. Abends wurde, als noch einige Leute kamen, wieder das hl. Abendmahl gefeiert. — Die Schwierigkeit, Frauen zu unterrichten, ist sehr groß. Ein alter achtbarer Mann von gutem Charakter könnte sich dazu hergeben; aber jüngere Männer würden zum mindesten unklug handeln, wenn sie es thäten. Die Eingeborenen würden solche nach sich selbst beurteilen. Sogar Missionare entgehen nicht dem Verdacht. Es gäbe nur eine Lösung der Schwierigkeit: daß christliche Frauen hierher kämen. Ich glaube, man würde ihnen mit unbedingter Achtung begegnen. Aber wer würde sich in Mwanga's (des Königs) Klauen wagen?

18. Mai. — Die französischen Priester sind offenbar nicht sonderlich darüber erfreut, daß wir Bücher und andere Schriften verbreiten, und sie oder wenigstens ihre Schüler haben den Vorwurf gegen uns aufgebracht, wir verkaufen das Wort Gottes. Da wir für unsere Bücher weniger fordern, als uns allein das Papier kostet, so wird es uns nicht eben schwer, diesen Vorwurf zu entkräften.

26. Mai. — Mit tiefem Schmerz muß ich mitteilen, daß der Sturm der Verfolgung wieder ausgebrochen ist. Ein Page, der im letzten Februar getauft worden war, weigerte sich in eine Sünde zu willigen, von der man anständigerweise nicht einmal sprechen kann und zu deren Opfer ihn der König hatte machen wollen. Auf seine Weigerung hin wurde er grausam geschlagen; doch ist er inzwischen wieder freigelassen worden. Seine Weigerung und die Thatsache, daß eine Prinzessin eine Zauberformel verbrannt hatte, machten den König so wütend, daß er hinschickte und die meisten unter den angesehenen Christen, sowohl von den unserigen, als von denen der Franzosen verhaften ließ. Wir hören, es haben schon 11 Opfer ihr Bekenntnis mit ihrem Blut besiegelt. Einige Mitglieder des eingeborenen Presbyteriums (Gemeindekirchenrat) sind ins Gefängnis gelegt worden. Man sagt uns, 70 Personen seien ergriffen worden und sollen verbrannt werden. Möge Gott es verhüten. Unsere eigene Lage ist schwierig; aber wir wissen, an wen wir glauben.

(Später, ohne Datum.) — Sie erinnern sich vielleicht, daß einer der obersten Pagen, Sabagabo, getauft worden ist. Sabagabo ist

Bezeichnung seines Dienstes; sein Name ist Gayiya, als Christ heißt er Matia. Er ist ein hübscher feiner Junge. Er dachte wohl kaum daran, wie bald seine und vieler andern Standhaftigkeit auf eine schreckliche Probe gestellt werden solle. Sein edelmütiger Ungehorsam gegen die schmählichen Befehle Mwanga's scheint die Wut dieses schwarzen Nero gereizt zu haben. Seine Hände waren noch nicht genug in Blut getaucht; er mußte das Maß seiner Sünden voll machen. Einer der älteren Diener, ein Christ, wird zum König gerufen. „Kannst du lesen?" fragt seine Majestät. „Ja," antwortet freimütig der Page. „Ich will dich lesen lehren!" schreit der König, ergreift einen Speer, zerbricht ihn und schlägt und hackt mit dem Schaft auf den Kopf des treuen Dieners los, während er ihm gleichzeitig zahlreiche Fußtritte versetzt. Als er von der Anstrengung erschöpft war, mußte ein gleichgesinnter Häuptling die Lektion fortsetzen. Hierauf ließ er etwa 50 seiner Pagen und zugleich die angesehensten Christen, Protestanten wie Katholiken einsperren. Es werden gräßliche Geschichten von schändlichen Verstümmelungen erzählt. Ein junger Häuptling, ein Protestant, starb an den Folgen solcher Mißhandlungen. Nun trat eine Unterbrechung von einer Woche ein. Wir beschlossen, den König aufzusuchen. Mackay ging am Samstag den 29. Mai nach Munyonyo, wo der König wohnt. Er erinnerte den König daran, daß er ihm wegen einer Arbeit, die Mackay für ihn gemacht hatte, versprochen, ihm einen beliebigen Wunsch zu erfüllen. Der König wiederholte das Versprechen und sagte: „Was wünschest du?" Mackay erwiderte: „Das Leben derjenigen, die du hast festnehmen lassen." — „Sie sind ja alle tot," antwortete der König. „Nein," sagte Mackay, „viele sind noch am Leben." — „Nun wohl," war des Königs Antwort, „ich habe deine Bitte gewährt, sie sollen nicht getötet werden." — Einige Tage nachher wurden die Gefangenen, 32 an der Zahl, auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt. So schrecklich es ist, daß einige von unsern besten Leuten verbrannt worden sind, so haben wir doch dafür zu danken, daß ein großes Haus voll von Pagen, die zu unseren Bekehrten gehören, bis jetzt verschont worden ist. Aus einem andern Haus, in welchem die Bekehrten der französischen Priester sind, wurden etwa 30 Knaben lebendig verbrannt. Der Grund, warum unsere Jungen verschont wurden, ist der, daß ein mächtiger Häuptling sich für sie verwendete. Sie sind dem König sehr nützlich.

2. Juni. — Der Reisende Dr. Junker, den der französische Priester Lourdel zu uns brachte, gab uns die Nachricht, daß Emin Bey (Dr. Schnitzler, der sich bekanntlich im Sudan noch gegen die Aufständischen behauptet hat) seine Leute in kleinen Abteilungen über Uganda der Küste zu schicken wolle. Wir hielten es für Pflicht, ihn vor Mwanga's Verräterei zu warnen und ihm zu raten, er solle sich zu halten suchen. Mackay schrieb ihm zu diesem Zweck einen deutschen Brief und schickte ihn durch einige Araber an Kabarega (den Häuptling von Unyoro).*) — Wir schickten heute zu den Priestern und fragten sie, ob sie nicht mit uns gemeinsame Schritte thun wollen, um die Ermordung der armen Gefangenen zu verhindern. Der apostolische Vikar Livinhac, der beim Beginn der Verfolgung angekommen war, antwortete uns in einer Weise, daß wir merken mußten, sie wünschen kein gemeinsames Vorgehen mit uns. Wir haben noch nichts über das Schicksal unserer Leute gehört. Der Pater Lourdel besuchte den Katikiro (Oberrichter) und bat ihn, seine Leute nicht zu töten. „Vertreibet uns," sagte Lourdel; „aber tötet sie nicht." Der Katikiro antwortete: „Nein, ihr seid Gäste. Lehret; aber wir töten jeden, den ihr lehret." Ich sagte ihm nach der Ermordung des Bischofs (Hannington) dasselbe: „Wenn Ihr nicht wünschet, daß wir hier sind, so erlaubet uns zu gehen." Mir gab er keine Antwort.

6. Juni. — Lourdel kam heute nachmittag herunter und sagte uns noch deutlicher, daß sie nicht gemeinsame Sache mit uns machen wollen; nicht wegen religiöser Differenzen, sondern weil sie fürchten, der König könnte gegen die ihm nun preisgegebenen Europäer Gewalt brauchen. Am Abend kamen Entulume und Bukulu Mpage Aaron (zwei Gemeindeglieder) und besuchten uns. Der arme Entulume muß jetzt zum drittenmal fliehen, um sein Leben zu retten. Wir gaben ihnen einige Schriften und einen gedruckten Brief, den wir unter den sich versteckt haltenden Christen umlaufen lassen wollten. Er lautet folgendermaßen: „Ihr Jesusleute in Uganda, unsere Freunde! Wir, Eure Freunde und Lehrer, schreiben Euch und senden Euch Worte des Trostes, die wir aus dem ersten Brief des Apostels Petrus genommen haben. In alten Zeiten wurden die Christen gehaßt, vertrieben und verfolgt um Jesu willen, und so geht es auch

*) Schnitzler hat den Brief erhalten und den Rat befolgt.

jetzt. Liebe Brüder, verleugnet unsern Herrn Jesum nicht, dann wird er Euch auch nicht verleugnen an jenem großen Tage, wenn er kommt in seiner Herrlichkeit. Gedenket an die Worte unseres Heilandes, da er sagte, seine Jünger sollen sich nicht vor denen fürchten, die nur den Leib töten können. Aber den hieß er sie fürchten, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle. Lasset nicht ab, dringend zu beten für Eure Brüder, die Trübsal leiden, und für die, welche Gott nicht kennen. Möge Gott Euch seinen Geist und seinen Segen geben! Möge er Euch aus allen Euren Nöten erretten! Möge er Euch den Eingang zum ewigen Leben schenken durch Jesum Christum, unsern Heiland. Lebet wohl. Wir sind die weißen Männer, wir sind Eure Brüder, die Euch geschrieben haben." Auf der andern Seite des Blattes steht 1 Petr. 4, 12—19.

Entulume und Aaron brachten Nachrichten von vielen Brüdern und bestätigten den traurigen Bericht über den Märtyrertod der übrigen. Sie fragten mich in Betreff der Seligkeit ungetaufter Gläubigen. Ich wies sie auf die Worte in der Taufliturgie hin, „wo man sie (die Taufe) erlangen kann," und sagte, daß wir in einem Falle, wo der Mangel der Taufe nicht von Gleichgültigkeit gegen des Herrn Gebot herrühre, nicht zu befürchten brauchen, daß die ohne Taufe Gestorbenen von Gottes Barmherzigkeit ausgeschlossen seien.

14. Juni. — Nzira Galekana wird getauft. Er kam bei Nacht.

18. Juni. — Wir entscheiden uns nach langer Beratung dafür, wir wollen um die Erlaubnis bitten, das Land zu verlassen. Wir wollen dem Katikiro ein schönes Geschenk machen und ihn bitten, er möge vom König die Erlaubnis erwirken, daß wir gehen dürfen.

19. Juni. — Der Katikiro gab eine erwünschte Zusage. Mackay gelang es, von dem Eigentum Hannningtons das wertvollste Stück zu erwerben, das bis jetzt aufgetaucht ist, nämlich sein Reisetagbuch, voll von gefahrvollen Abenteuern und merkwürdigen Errettungen.*) Es geht bis zum Tage seiner Ermordung. Nachts wurden zwei Personen getauft.

21. Juni. — Mackay erwirbt noch ein Manuskript des Bischofs, das Originalverse und kurze Bemerkungen über seine erste Reise an den See (Victoria Njanza) enthält.

*) Dasselbe ist inzwischen in England gedruckt worden.

23. Juni. — Dr. Junker und Mackay gehen an den Hof. Der König willigt ein, den Dr. Junker gehen zu lassen und zwar im Boot. Dann kamen Emin Beys Briefe zur Besprechung. Im ersten bittet er um die Erlaubnis, mit allen seinen Leuten durchziehen zu dürfen. Im zweiten beansprucht er dies nur für sich und einige Bedienstete. Geflüster zwischen dem König und den Häuptlingen. Der Araber Masudi versucht Emins Brief zu lesen. Er scheint aus demselben herauszubringen, daß alle weißen Männer Lügner sind. — Bei Nacht drei Taufen.

25. Juni. — Morgens ungefähr um 3 Uhr kamen 3 Taufkandidaten. Ich ließ sie ein und sie wurden getauft. Abends einige Besuche, darunter Bekweyamba, ein junger Häuptling von fürstlicher Abstammung. Er ist kürzlich im Stock gelegen. Er war als Leser angezeigt worden; aber der König verzieh ihm. Er will morgen kommen und sich taufen lassen.

26. Juni. — Nachmittags verabschiedeten sich Monsigr. Livinhac und Pater Jeraud von uns. Sie haben Boote bekommen und der König hat ihnen erlaubt abzureisen. Wir hoffen, diese Briefe durch sie abschicken zu können.

27. Juni. — Wieder wurden wir früh um 3 Uhr geweckt von Thomas, Zaana und Samweli. Letzterer ist sehr unschlüssig, was er thun solle. Er will nicht fliehen; er fürchtet, der König werde denken, er habe etwas gestohlen (er hatte königliche Gelder in Verwahrung). Er weiß, daß der König ihn töten will. Ich sagte: Wir wollen die Sache unserem himmlischen Vater vorlegen. So knieten wir nieder und beteten. Ich hielt ihm vor, daß unser Heiland selbst auswich, als man ihn töten wollte, und daß auch Paulus floh.

28. Juli. — Abends eine ganze Menge Besuche. Mukasa, ein hübscher verständiger Junge, der lange Zeit Leser gewesen ist, wurde getauft. Er wählte den Namen Jusufu. Er ist der Sohn eines mächtigen Häuptlings, hat aber selbst kein Amt. Dies ist nun die elfte Taufe seit dem Beginn der Verfolgung. Kintu und Bulai, zwei königliche Pagen hatten gehört, daß der König sie fragen wolle, ob sie das Christentum aufgegeben haben. Sie wollten von mir wissen, was sie ihm antworten sollen. Ich konnte ihnen nur eine doppelte Wahl lassen: entweder schweigen oder die volle Wahrheit sagen.

Kurzer Bericht über einige, die um des Bekenntnisses Jesu willen in Uganda getötet worden sind.

Von Missionar Ashe (ohne Datum).

„Wer sind diese mit den weißen Kleidern angethan und woher sind sie gekommen?“

Der erste in der Reihe ist Nakumba, ein 15 oder 16 Jahre alter Knabe, der von da an, wo er sie zum erstenmal hörte, ein tiefes Interesse für die Lehre der Missionare an den Tag gelegt hat. Er wurde mit 15 anderen an Weihnachten 1883 getauft. Am 30. Januar wurde er gefangen genommen und geschlagen und am folgenden Tage einem langsam brennenden Feuer ausgesetzt, nachdem ihm zuvor die Hände abgehackt worden waren. (Daß man ihn zu Tode quälte, ist nur nicht ausdrücklich gesagt, ist aber selbstverständlich.) Er erduldete alles, während er beständig verhöhnt und verspottet wurde, daß er ein Christ sei. Auch forderten sie ihn auf, er solle doch sein Buch lesen. Sein christlicher Name ist Joseph.

Der zweite ist Joseph Lugalama, elf oder zwölf Jahre alt, ein ausgezeichneter Schüler. Auch er wurde an jenem Unglückstag ergriffen und erlitt denselben grausamen Tod.

Der dritte ist Seruwanga. Er war ein fleißiger Leser; sein Glaube schien ihm Herzenssache zu sein. Er wurde das dritte Opfer der Januarverfolgung.

Der nächste ist Munyaga Roberto, getauft am 22. Juni 1884. Einer von des Königs Thürhütern und Boten, verheiratet, Mitglied des Presbyteriums. Lebendig verbrannt am 5. Juni. Zuerst wurde ihm eine Hand abgehauen und vor seinen Augen geröstet; dann ein Bein. Er war es gewesen, der Hanningtons Bibel einem der Mörder abkaufte. Als wir ihm den Kaufpreis ersetzen wollten, nahm er nicht den ganzen Betrag an. Er wollte zeigen, daß er dankbar dafür sei, daß der Bischof sich für solche Leute wie ihn aufgeopfert habe.

Der Fünfte ist Malukaga, ein sehr ernster Christ, regelmäßiger Kirchenbesucher und Kommunikant, auch beim Unterrichten beteiligt. Zur Zeit der Ermordung des Bischofs barg er acht Personen von der Mission. Er war gewähltes und thätiges Mitglied des Presbyteriums. Wurde verbrannt, während er seinen Glauben bekannte und seine Henker ermahnte, zu glauben.

Der Sechste, Kidza Musali Fredi Wigram, wurde getauft am 21. Sept. 1884. Mit großem Eifer lehrte er andere; einer von

den zuletzt Getauften wurde durch ihn gewonnen. Als unsere lieben Kinder ermordet wurden, stand er dabei. Der grausame Häuptling, unter dem er stand und der Mwanga's schrecklichen Befehl ausführte, drohte ihm, er werde ihn und seinen ganzen Haushalt verbrennen. Fredi erwiderte: „Gut, thue das; ich bin ein Christ und fürchte mich nicht." Als der Häuptling hörte, daß Fredi in diesem Monat (Juni) verhaftet werden solle, forderte er ihn auf, zu fliehen; aber er weigerte sich. So wurde er ergriffen und unbarmherzig zu Tode geprügelt, ehe er in die Flammen geworfen wurde. Als ich den Schauplatz der Ermordung unserer Kinder (siehe 1—3) zu besuchen wagte, führte er mich zu der Stelle. Dort kniete er mit mir nieder und flehte Gott an, er möge sein Heil denen bringen, die in Finsternis leben. Selig sind die Toten, die im Herrn sterben. Fredi war gewähltes Mitglied des Presbyteriums, verheiratet und ein regelmäßiger Abendmahlsgast.

Der Siebente ist Lwanga. Getauft wurde er am 18. Januar 1885. Man weiß wenig von ihm. Den Märtyrertod erlitt er am 5. Juni.

Der Achte ist Mukasa oder Musa, getauft am 15. Febr. 1885. Als Mtesa (der verstorbene König) es mit der Religion der Araber probierte, baute er ein kleines Bethaus und bestellte einen Aufseher über dasselbe. Gewöhnlich war dieser Aufseher ein Christ und das Haus wurde als Schule benutzt. Musa war Gehilfe des Aufsehers über das „Muskiti" (Moschee). In dieser Verfolgung wurde er als einer der ersten ergriffen und auf eine rohe Art am 25. Mai ermordet. Er war in einem Hause mit vielen andern königlichen Dienern und ich darf glauben, daß er einen recht guten Einfluß auf sie ausgeübt hat.

Der Neunte ist der im Juli 1883 getaufte Kadoko Alexandro, ein Häuptling und guter Leser. Er ging zu des Königs Gehöfte, als er hörte, daß die Christen verhaftet werden. Als man von ihm haben wollte, er solle die Christen an seinem Orte ausliefern, bekannte er freimütig, er sei ein Christ. Er wurde viele Tage lang in den Stock gelegt und hierauf am 5. Juni lebendig verbrannt.

Der Zehnte, Nakahandwa oder Dau, wurde am 26. April 1885 getauft. Er gehörte zu den Leuten der Namasole (der Königin-Mutter). Als eifriger Lehrer hat er am Hofe der Namasole eine kleine Schar von Gläubigen um sich gesammelt. Am 6. Juni wurde er zu Tode geprügelt.

Der Elfte, Embwa, erst am 6. Nov. 1885 getauft, gehörte früher zu Mwanga's Gefolge, als dieser noch Prinz war. Er sollte verbrannt werden; aber der König schickte nach ihm und ließ ihn auf eine schändliche und grausame Weise verstümmeln. Nach einigen Leidenstagen entschlief er. Er war ein sehr regelmäßiger Besucher unserer Gottesdienste. So lange er noch im Dienste Mwanga's war, hieß ihn der Prinz ein paar Geißen stehlen. Er weigerte sich, weil er ein Leser sei, und Mwanga jagte ihn im Zorn fort. Als er später König wurde, machte er ihn zum Häuptling.

Briefe des (nicht ordinierten) Missionars Mackay.

26. Juni. — Der König hat wiederholt den Entschluß ausgesprochen, uns nicht ziehen zu lassen. Er hat angeordnet, daß unser Boot bewacht werde, damit wir nicht entkommen und er soll gesagt haben, wenn er höre, daß ein feindliches Heer die Ripon-Fälle (am Ausfluß des Viktoria-Nil aus dem Viktoria-Njanza) erreicht habe, wolle er uns miteinander ermorden; dann sollen die Weißen kommen und ihn holen. Es ist jetzt ein voller Monat vergangen, seit die blutige Verfolgung der eingeborenen Christen begonnen hat. Diejenigen, welche in der Hauptstadt waren und die man am besten kannte, wurden natürlich zuerst verhaftet. Ungefähr ein Dutzend wurde auf einmal hingeschlachtet, Einige wurden nachher verstümmelt. Viele wurden bei dem Versuch, in verschiedenen Landesteilen die Christen einzufangen, mit dem Speer durchbohrt oder auf andere Art getötet. 32 wurden auf einem großen Scheiterhaufen lebendig verbrannt, nachdem man sie über eine Woche gefangen gehalten hatte. Natürlich wurden die meisten von unseren Leuten, wie von denen der Franzosen, gewarnt und flüchteten sich. Einige sind wieder aufgetaucht und haben auf die Fürsprache einflußreicher Freunde hin Verzeihung erlangt, wobei der König voraussetzt, daß sie dem christlichen Glauben entsagen. Aber eine große Anzahl hält sich noch verborgen.

Der Gedanke thut mir wehe, daß die Ermordung eingeborener Christen in unserem christlichen Lande so wenig Teilnahme hervorruft, während die Ermordung eines oder zweier Europäer lebhaftes Interesse erregt. Einige unserer Freunde in der Heimat mögen sich

an unsere Stelle versetzen; die Freunde, mit denen wir gestern noch sprachen, aßen und beteten, werden heute schonungslos gepackt und, fast vor unseren Augen, in Stücke zerhackt. Ihre Glieder läßt man an der Straße verfaulen, so daß sie Tage lang einen entsetzlichen Geruch verbreiten. In diesem Augenblick erinnere ich mich lebhaft der Stimme und des Gesichtes eines Mannes, der fast täglich hierher kam. Er machte im Boot mit mir einige Reisen nach und von Msalala (Missionsstation südlich vom Viktoria-Njanza). Er war auch Mitglied unsres Presbyteriums. Die Henker erschienen plötzlich vor seinem Hause, um ihn festzunehmen; aber sie fürchteten sich einzutreten. Er betete gerade mit einigen jungen Leuten. Letztere stürzten sich durch die dünnen Schilfwände des Hauses hinaus und entkamen. Nur einer blieb bei ihm zurück. „Fürchtet nicht, daß ich euch erschießen werde," rief der Christ; „kommt herein und holet mich." Sie banden ihn und brachten ihn und den bei ihm befindlichen Freund vor den König. „Lieset du?" „Ja." — „Nehmet ihn und röstet ihn," war das summarische Urteil. Beide wurden verurteilt; aber der eine kaufte sich los, indem er seine Freunde vermochte, ein Weib und eine Kuh für ihn zu bezahlen. Roberto wurde einige Tage im Stock gefangen gehalten, dann wurde ihm ein Arm abgehauen und vor seinen Augen geröstet. Hierauf wurde ein Bein abgeschnitten und ebenfalls verbrannt. Wie weit die Marter noch ging, weiß ich nicht. Nur das weiß ich, daß was von dem Manne noch übrig war, gleichfalls ins Feuer geworfen wurde.

Nua, der Vorsteher aller Grobschmiede im Land, war einer unserer tüchtigsten Leute. Als er hörte, daß Verhaftungen vor sich gehen, schaffte er schnell sein Weib und seine Kinder, sowie einige bei ihm lebende christliche junge Leute fort. Er brauchte nicht lange auf seine Gefangennehmung zu warten. Die Henker kamen und er ließ sich ohne Widerstand fortführen. Eine Woche lang war er mit andern Gefangenen eingesperrt; wir hören, daß er die Henker aufforderte, Christen zu werden. Als er unter denen, die mit ihm im Stock lagen, einen Häuptling bemerkte, der verurteilt worden war, weil er einen Mann verwundet und Vieh gestohlen hatte, bat er den Henker, den Viehdieb nicht mit denen hinzurichten, welche um ihres Glaubens willen sterben. Dies wurde dem König berichtet; er schickte hin und begnadigte den Viehdieb, Nua aber ließ er mit den übrigen lebendig verbrennen.

Nach der Metzelei berichtete der Oberscharfrichter dem König, er habe nie Menschen getötet, die so viel Tapferkeit und Standhaftigkeit bewiesen haben; sie haben im Feuer laut zu Gott gebetet. Dies verursachte Heiterkeit am Hofe, da der König bemerkte, Gott habe sie nicht aus seiner Gewalt befreit.

Man wird natürlich fragen, ob wir keinen Versuch gemacht haben, das Leben unserer Leute zu retten. Wir mußten ebenso unthätig bleiben als damals, wo es sich um den Bischof handelte und mußten die schreckliche Angst stillschweigend erdulden. Der Pater Lourdel war an den Hof gegangen. Er wartete auf eine Audienz, als er plötzlich sah, daß die Pagen und andere verhaftet wurden. Jeden Augenblick erwartete er seine eigene Verhaftung. Er sah sie zur Hinrichtung führen; manche waren seine eigenen Schüler. Man hörte, wie er mir sagte, kein Wort, kein Geschrei, abgesehen von einem Jungen, der Thränen vergoß. Er bat den Katikiro, die jungen Leute nicht so ohne Grund zu töten, sondern lieber ihn und seine Brüder fortzuschicken, da sie jene Jungen gelehrt haben. Es war vergeblich. Lourdel hatte auch eine Unterredung mit Mwanga. Er bat den König dringend, die jungen Leute nicht zu töten, wobei er, wie er sagt, alle nur irgend erdenklichen Gründe vorbrachte. Der König lachte nur und wollte unter keinen Umständen auf seine Bitten hören.

Wir hofften, daß die eben erfolgte unerwartete Ankunft des apostolischen Vikars Livinhac den König zur Milde stimmen werde, da Mwanga in früheren Jahren, solange er noch Prinz war, auf bestem Fuße mit dem Pater Livinhac gestanden war. Aber die Ankunft von noch mehr Europäern war unter solchen Umständen nicht wohlgethan und das Kommen des Paters Livinhac diente nur dazu, die Flammen des Zorns zu schüren. Vermutlich ist nie eine religiöse Verfolgung ohne ein politisches Element gewesen. Auch hier glaubt man, daß diejenigen, welche die europäische Religion lernen, zur Eroberung des Landes durch eine europäische Macht behilflich seien. Diese beiden Gedanken sind hier ebenso unzertrennlich, wie in China, Tonkin oder Neuseeland.

Als wir fanden, daß die Römischen nicht mit uns vorgehen wollen, beschlossen wir zu versuchen, was wir allein thun können. Ich erinnerte den König daran, daß er mir vor kurzer Zeit ver-

sprochen habe, mir einen beliebigen Wunsch zu erfüllen, wenn ich seinem Büchsenmacher zeige, wie man Patronenhülsen mache. So bat ich um das Leben der Verurteilten. Nachdem er zuerst behauptet hatte, sie seien alle nicht mehr am Leben, erklärte er schließlich: „Wenn noch einige leben, es mögen fünf oder sechs, höchstens zehn sein, so werde ich sie nicht töten.“ Ich sprach, es möge der Scharfrichter geholt werden und entsprechenden Auftrag erhalten. Dies geschah nicht; auch wollte er mir keinen Boten mitgeben, um dem Scharfrichter Mitteilung zu machen, sondern er bestand darauf, er habe schon befohlen, man solle einige verschonen, während alle andern tot seien. Ich bat so dringlich als ich konnte, ohne ihn zu reizen. Zwei oder drei Tage darauf kehrte ich nach Mnuyonyo (der Residenz) zurück, in der Hoffnung, meine Bitte wiederholen zu können; aber ich erlangte keine Audienz. Einige Tage nachher wurden die armen Leute — soweit wir ermitteln können 32 an der Zahl — zusammengebunden und langsam verbrannt.

Welche Seelenangst wir ausgestanden haben, ist nicht zu beschreiben. Uebrigens ist diese furchtbare Metzelei nicht unerwartet gekommen. Seit des Königs Thronbesteigung haben die Dinge eine solche Wendung genommen. Wir wundern uns nur, daß der Schlag nicht schon früher kam. Unsere Wohnung wird bewacht, doch nur oberflächlich, da wir dem Beamten, der beauftragt ist, die uns besuchenden Leute zu verhaften, ein hübsches Trinkgeld gegeben haben, und er in Folge dessen weniger streng ist, als er sein könnte. Beim Beginn der Unruhen kam ein großer Haufen Bewaffneter, um die Wohnung zu durchsuchen. Wir hatten eben einige Minuten zuvor eine Warnung bekommen und schickten die Leser eilig fort, die an jenem Tag gekommen waren. Nun kommen jede Nacht einige aus ihren Verstecken, um uns zu besuchen und unser Schlaf wird oft unterbrochen. Wie zu erwarten war, sind einige ums Leben gebracht worden, die gar keine Christen waren, die man aber des Lernens anklagte. Einige sind begnadigt worden, weil ihre Dienste nicht wohl zu entbehren waren. Einer ist als Steuermann für den Handel gut zu brauchen, ein anderer ist ein geschickter Büchsenmacher; wieder ein anderer, ein Unterhäuptling, baut des Königs neue Hauptstadt in Mengo.

Ashe und ich wissen wohl, daß es unmöglich ist, von dem knabenhaften Tyrannen irgend günstige Bedingungen zu erlangen,

so lange wir in seiner Gewalt sind. Er sagt, er wolle nicht dulden, daß wir lehren; doch ist er entschlossen, Europäer festzuhalten, damit sie für ihn arbeiten. Wir dürfen uns nicht weigern, für ihn zu arbeiten, wenn wir es nicht zum offenen Bruch kommen lassen und unser Leben gefährden wollen, falls es noch mehr gefährdet werden kann, als es schon ist. Wir wären durchaus abgeneigt zu gehen, solange unser Bleiben irgend etwas Gutes ausrichten kann; aber in Anbetracht des politischen Verdachts, der mit unserer bloßen Gegenwart sich verknüpft, ist das Bleiben ebenso unmöglich, außer wenn wir die reinsten Sklaven sein wollen. So oft eine ungünstige Stimmung herrscht, kommt sie von dem Verdacht her, daß wir „das Land essen" wollen. Das war der Grund unserer Verhaftung im Januar des letzten Jahrs, als wir auf dem Weg zum See waren. Das war der Grund, warum der Befehl erging, wir sollen gebunden und verjagt werden. Als Bischof Hannington in Busoga ankam, wurde der kranke, dem Tode nahe Gefangene mit all seinen Leuten ermordet, „weil er kam, um das Land zu essen." Es bestand auch die Absicht, uns bald darauf umzubringen, weil wir in Verbindung mit dem Bischof standen. Als die Deutschen mit einem Geschwader vor Sansibar erschienen, wurde vorgeschlagen uns zu töten, weil wir sie dazu gebracht haben, Bargasch's (des Sultans) Land zu essen. Als des Königs Pulvermagazin zufällig Feuer fing, hieß es, wir haben das Feuer eingelegt, damit der König kein Pulver habe, um die weißen Feinde zu bekämpfen, die wir herziehen, damit sie das Land essen. Weil nun ein einziger Junge sich hartnäckig und tapfer weigerte, auf Befehl des Königs sich zum Opfer einer unsagbaren Scheußlichkeit machen zu lassen, waren unsere Ränke, durch die wir einen Aufstand unter den Unterthanen anzettelten, nicht mehr zum aushalten, und diejenigen, die wir zu unseren Mitschuldigen abrichteten — wie man meinte oder zu meinen vorgab — mußten schonungslos zu Dutzenden hingeschlachtet werden.

Wenn wir darauf bestehen, uns aus Uganda zurückziehen zu dürfen, so wollen wir darum das Werk nicht aufgeben, noch unsere christlichen Brüder ihrem Schicksal überlassen. Die Beziehungen zwischen den hiesigen Gewalten und der Mission müssen auf eine sicherere Grundlage gestellt werden. Dies ist nicht möglich, so lange wir in fremder Gewalt sind, und deswegen müssen wir das Land für einige Zeit verlassen. Wahrscheinlich hätte man wenig dagegen,

wenn einer von uns gehen wollte.*) Aber daß man uns nicht beide ziehen lassen will, scheint gegenwärtig außer Frage zu stehen. Mwanga hat wiederholt erklärt, er werde mir nicht erlauben zu gehen. Er verweigert auch dem Pater Lourdel den Abzug, würde aber wahrscheinlich der Abreise aller seiner Genossen nichts in den Weg legen. Ich sehe keinen andern Ausweg, als eine kategorische Forderung des Vertreters unserer Regierung, der König solle uns mit all unserer Habe im Frieden ziehen lassen. Jedenfalls muß man sehr vorsichtig verfahren. Der König ist sehr rascher Entschlüsse fähig, wie sein Befehl, den Bischof zu töten, beweist. Dieses Verbrechen hat, wie er weiß, seine Lage verschlimmert und darum ist er rücksichtslos. Der Katikiro, dem wir sehr verdächtig sind, wäre froh, wenn wir alle fort wären; ebenso die andern Häuptlinge, die sich darüber beklagt haben, daß man ihre Kinder, weil sie unsere Lehre angenommen, ums Leben gebracht habe, während wir, ihre Lehrer, am Leben bleiben dürfen. Erst kürzlich wurde uns mitgeteilt, der König habe sich vor einigen Tagen weissagen lassen, um zu erfahren, ob er uns umbringen solle oder nicht. Die Vorzeichen waren, wie es heißt, günstig für uns. Er sagte dem Katikiro von seiner Absicht; aber der wollte nichts davon wissen. Darauf erklärte der König, er werde bei Nacht auf unsere Station kommen und uns ohne Vorwissen des Katikiro erschlagen. Dies veranlaßte uns vor einigen Tagen, dem Katikiro ein ansehnliches Geschenk zu machen, damit er seinen Einfluß dahin geltend mache, daß wir im Frieden ziehen dürfen. Aber der König fürchtet Krieg. Er behauptete im letzten Jahr, wir wollen nur gehen, um Unglück über ihn zu bringen. Wir sind jetzt Geißeln in seiner Hand.

Aus einem Brief des Missionars Ashe vom 12. Juli:

Wir sind noch ganz in derselben Lage, wie zu Ende Juni. Da unser Wohnort bewacht wird, unsere Freunde hingeschlachtet sind, unser Eigentum vom König weggenommen wird, die unverschämtesten Forderungen von allen möglichen Arbeiten sich steigern, ohne daß uns entsprechende Duldung unserer Lehre gewährt wurde, so ist

*) Nach einer am 16. Oktober 1886 in London eingetroffenen Nachricht ist Ashe vom König entlassen worden und ist in Udschidschi (am Tanganjikasee) angekommen. Mackay wird festgehalten.

unsere Stellung ganz unhaltbar. Es ist Ihre Sache, all Ihren Einfluß aufzubieten und der Regierung keine Ruhe zu lassen, bis sie britischen Unterthanen in Uganda Schutz erwirkt hat. Sie als Christen lieben diese armen Afrikaner. Aber wir lieben sie als persönliche Freunde und teure Brüder in Christo. Die Ruhe, mit welcher die Blätter unserer kirchlichen Missionsgesellschaft von der Ermordung unserer lieben Freunde zu sprechen vermögen, thut uns schmerzlich weh.

Einige Worte über das Werk des Herrn in unserer Mitte. Das meiste geschieht jetzt im Verborgenen und unter dem Schutz der Dunkelheit. Zuerst, als der Sturm ausbrach, war lauter Dunkelheit und Furcht. Wir wußten, daß das Blutbad fürchterlich gewesen war; aber wer umgekommen war, wußten wir nicht. Nach einiger Zeit wurde in tiefer Nacht ein wohlbekanntes Gesicht mit Freuden begrüßt und dann noch eines. Bald kamen viele und mit Dank im Herzen sahen wir, daß, obwohl viele gefallen waren, viele, weit mehr entkommen waren. Am 3. Juli kam Nahuita und begehrte angelegentlich die Taufe. Sie ist eine Prinzessin, eine Tochter oder wahrscheinlicher eine Enkelin von Suna, Mtesa's Vater. Sie hatte schon im März um die Taufe gebeten. Aber wir haben — mit einer einzigen Ausnahme — mit christlichen Prinzessinnen so schmerzliche Erfahrungen gemacht, daß wir sie baten, zu warten. Sie zeigte jedoch so gute Kenntnisse und da sie eine demütige Frau zu sein schien, so hielten wir es nicht für recht, sie noch einmal abzuweisen. So wurde sie am folgenden Tage getauft. An demselben Tage kam mein kleiner Freund Samweli; es ist derjenige, der nicht hatte fliehen wollen, ehe er des Königs Geld einem Häuptling zugestellt hatte. Er fragte mich nach den vielen Leibern der Heiligen, die nach der Kreuzigung Jesu auferstanden, ebenso nach dem Wort des Heilands an Johannes: „Wenn ich will, daß er bleibe bis ich komme." Dies beweist, daß diese Christen mit verständigem Interesse lesen. Eine der Maßregeln, welche die Verfolger ergriffen, war die Verbrennung der Bücher, so daß der Besitz einer Schrift eine ernstliche Gefahr bedeutet. (Ganz wie zur Zeit der Christenverfolgungen im römischen Reich.) Dennoch wollen die Schwarzen lieber Gefahr laufen. — Am 11. Juli wurden fünf Personen getauft.

Wir haben diese Berichte, abgesehen von zahlreichen Auslassungen, so gegeben, wie sie uns im »Intelligencer« dargeboten werden. Wenn auch da und dort etwas unklar ist, so sind doch die unter dem unmittelbaren Eindruck der schweren Zeit geschriebenen Schilderungen recht geeignet, uns in die schreckliche Lage der beiden Missionare und der treuen Christengemeinde in Uganda zu versetzen. Wir haben die zuversichtliche Hoffnung, daß das Werk, welches durch solche Greuel nicht zerstört werden konnte, unter Gottes Schutz bald fröhlich sich ausbreiten wird.

Totenverehrung in China.

Von Missionar Schultze in Tschongtschun.

(Schluß.)

III. Vor der Ahnentafel.

Im Bisherigen drehte sich unsere Abhandlung über die Totenverehrung in China mehr oder weniger nur um die Bestattung der Toten, das Zeremoniell im Trauerhaus und am Grabe.

Was wir im Nachstehenden behandeln wollen, den Kult vor der Ahnentafel, könnte man auch kurzweg den eigentlichen Ahnendienst nennen. Es ist die Totenverehrung, die nicht nur einem einzelnen, erst verstorbenen, sondern der ganzen Reihe von Vorfahren bis hinauf zum Urahnen gilt. Unsere Einteilung brachte es zwar mit sich, daß wir bei dem „Opfer am Grabe" diesen eigentlichen Ahnenkult schon streiften. Man hat gesagt: „der Ahnendienst gehört zu den ältesten Bestandteilen der chinesischen Religion." Hat man aber längere Zeit unter den Chinesen gelebt und gerade auf ihre religiösen Verrichtungen und Anschauungen hin sie beobachtet, so muß man sagen: Nicht nur ein Bestandteil, sondern geradezu das Wesen und die Wurzel der chinesischen Religion ist der Ahnendienst, wenn ihn auch ein Dekret des Kaisers Khong-hi vom Jahr 1699 als etwas rein Staatliches und Weltliches, das mit der Religion

nichts zu schaffen habe, bezeichnet. Das that er nur im Gegensatz gegen die Dominikaner und Franziskaner, die eben damals in heftigem Kampfe lagen mit den Jesuiten. Während jene im Ahnendienst eines der größten Hindernisse der Christianisierung Chinas sahen und entschlossen in den Kampf gegen denselben eintraten, machten die Jesuiten dem Chinesentum Konzessionen. Ja sie wußten vom Papste Alexander VII im Jahr 1656 ein Edikt zu erwirken, nach welchem der Ahnenkult als etwas Unschuldiges geduldet werden sollte. Clemens XI wie vor ihm Innocenz X verwarf ihn als Götzendienst und erklärte sich förmlich und feierlich gegen die Jesuiten. Erst 1745 fügten sie sich. Ob sie es für unmöglich hielten, den Ahnendienst zu beseitigen, oder ob sie ihn mit anderen nur als eine Erweisung der Pietät gegen die Vorfahren ansahen?

So unzulänglich die Auffassung ist, als gehe der Ahnendienst aus reiner Pietät hervor (Wuttke, Geschichte des Heidentums), ebenso übertrieben ist es auf der anderen Seite, zu behaupten: „Die Verehrung der Vorfahren hat in nichts anderem ihren Grund, als darin, daß die Kreatur Gott werden will, daß sie hinaufstrebt zu den Göttern.“ (Dr. A. Dammann, China und seine Bewohner, S. 74.) Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir sagen: Der Ahnendienst setzt drei besonders starke Gefühle des menschlichen Herzens in Bewegung: Eltern- wie Kindesliebe, Selbstliebe und Furcht, und hat wiederum in ihnen seinen Grund.

Die Liebe zu den Eltern steht obenan auf dem Tugendregister des confucianischen Chinesen. „Tausend Jahre nach ihrem Hinscheiden müssen die Voreltern noch derselben Verehrung gewürdigt werden, als zu ihren Lebzeiten; ja diese Zuneigung und Verehrung muß bei der Nachwelt zu einem immer höheren Grade emporsteigen.“ Die Kindesliebe wird insofern durch den Ahnendienst gehoben, als dieser, soll er rechter Art sein, nur von einem Sohne übernommen werden kann. Anderenteils will man durch den Ahnendienst Nachkommenschaft erhalten. Die Forterhaltung des Familiennamens ist die große Lebensaufgabe eines jeden Chinesen. Daher auch die frühzeitige Verlobung der Kinder, der baldige Eintritt derselben in die Ehe. Die Selbstliebe tritt darin zu Tage, daß man bei der Verehrung der Ahnen die Gewinnung zeitlicher Güter und zeitlichen Glückes durch den Einfluß derselben erstrebt, wie die mannigfachen Formeln und Gebete, die beim Ahnendienst gebräuchlich sind, alle ausweisen.

Zur Selbstliebe gesellt sich endlich die Furcht vor Strafe und bösem Einfluß der vernachläßigten Ahnengeister. So viel über die Motive des Ahnendienstes.

Meistens dient die größte Halle des Hauses auch als Ahnenhalle; nur die ganz Reichen vermögen ein besonderes Haus dazu zu erstellen. An der hinteren Schmalwand des meist rechteckigen Raumes ist in Kopfhöhe die Ahnentafel entweder in einem Schrein oder auf einem schmalen, etwa 4—5 Fuß langen Altartische aufgestellt. Es ist ein einfaches, in einen Fußsockel eingelassenes, rechteckiges, flaches Brett aus härterem Holze, meistens von einem mit Schnitzerei verzierten Rahmen umgeben. Die Größe desselben ist verschieden, durchschnittlich $1^1/_2$ bis 2 Fuß hoch und 1—$1^1/_2$ Fuß breit. Die eingravierten Zeichen sind meist vergoldet. In etwas fetteren Zeichen ist zu lesen: „Den verschiedenen Generationen, Urahnen, Ahnen, Urgroßeltern, Großeltern und Eltern." In größeren Städten, wo der Mangel an Raum in den überfüllten Häusern und das Fließende eines großen Teils der Bevölkerung es der einzelnen Familie nicht gestattet, eine Ahnenhalle zu besitzen, giebt es allgemeine Ahnenhallen, in denen man sich oft um schweres Geld einkaufen muß. Das heißt, man bekommt ein Plätzchen angewiesen, um eine Ahnentafel aufzuhängen. Zu höherem Grade aufgestiegene Graduierte erhalten nicht selten Freiplätze. Doch sind uns diese Verhältnisse zu wenig bekannt, um näher darauf eingehen zu können. Wir im Inneren des Landes arbeitenden Missionare haben es meist mit wenigen Ausnahmen mit dem in Dörfern oder Gehöften zusammenwohnenden Landvolke zu thun und so beschränken wir uns im Folgenden lediglich auf unsere Grenzen. Die Einzelnheiten der Ahnenverehrung, wie sie unter unseren Hakkabauern gäng und gäbe ist, mögen an anderen Orten des Riesenreiches andere sein. Unsere Hakkas, ein etwa acht Millionen starker Menschenschlag, sind ursprünglich, wie der Name sagt, „Gäste" unter den Kantonesen. Sie wanderten aus der Foo-kien-Provinz ein. Wo eine Familie seßhaft wurde, errichtete sie auch früher oder später einen Ahnensitz. Im Laufe der Zeit breitete sie sich aber so aus, daß die einzelnen Zweige eigene Häuser bildeten. Jedes dieser abgezweigten Häuser behält Teil an dem ältesten Ahnensitz, was nicht hindert, neben der gemeinsamen Ahnentafel noch eine besondere im eigenen Hause zu errichten. Der ältere Ahnensitz heißt die lau-ts-thong, der eigene jüngere die sin-ts-thong. Die Wand hinter der

Ahnentafel teilweise verdeckend sieht man häufig ein Bild aufgehängt: Fuk-luk-schu genannt. Es stellt Glück, Ehre, Reichtum und langes Leben dar. Goldflitterblumen und Pfauenfedern stecken an den beiden oberen Ecken der Ahnentafel. Vor ihr auf dem Altare und zu beiden Seiten stehen etliche Schälchen Thee, einige viereckige Kerzenhalter und ein irdener runder Weihrauchtopf. Von der Decke hängen Papierlaternen und in rotes Tuch eingebundene Seelenhausasche (siehe weiter unten). Im pietätvollen Hause wird den Ahnen morgens und abends Weihrauch gebrannt und frischer Thee aufgefüllt. Mindestens viermal im Jahre, zur Zeit der Wintersonnenwende, am 15. Tage des 1. Monats, am 5. des 5. und am 14. des 7. Monats werden ihnen Opfer gebracht. Außerdem bei allen wichtigeren Ereignissen in der Familie, als Geburt eines Sohnes oder Enkels, Hochzeit, Geburtstagen und bei Erlangung eines Grades.

Drei Tage nach der glücklichen Geburt eines männlichen Sprossen begiebt sich der Großvater oder der Vater mit einem zinnernen Kesselchen Ingwerwein und einem Päckchen Weihrauchstäbchen samt Opferpapier im langen Rocke in die Ahnenhalle. Dort angekommen zündet er drei Weihrauchstäbchen an und schwenkt sie, indem er sie in den zusammengelegten Händen hält, dreimal, sich eben so oft verneigend, auf und nieder und steckt sie dann in den Weihrauchtopf, wo sie allmählich verbrennen, die Luft mit Weihrauchduft schwängernd. Dann stellt er auf dem Altartische 3—4 Schalen auf, füllt den mitgebrachten Ingwerwein in dieselben, kniet dann dreimal andächtig nieder, verbrennt etwas Opferpapier und nimmt den Wein wieder weg. Meistens bekommt ihn hierauf die Wöchnerin zu trinken. Die gleiche Zeremonie wiederholt sich nach Verlauf eines Monats, nur mit dem Unterschiede, daß der Gegenstand des Opfers nicht in Wein, sondern in Schweine- Hühner- und Fischfleisch besteht. Es ist der Tag, da die Mutter aus den Wochen kommt; darum gestaltet er sich zum Festtag für die ganze Familie, die sich an dem Opferfleisch gütlich thut. Am 15. Tage des 1. Monats im neuen Jahre kauft der glückliche Vater eine Papierlaterne mit der Aufschrift: „100 Söhne, 1000 Enkel." Beim Einbruch der Dunkelheit wird sie angezündet und in die Ahnenhalle getragen, um dort an einem roten Faden aufgehängt zu werden. Ist dies geschehen, so werden Schwärmer losgebrannt. Kaum zählt das Knäblein etliche Jahre, so denken Vater und Mutter auch daran, ihm sein künftiges Weib

zu verschaffen. Hat man ein kleines Mädchen ausfindig gemacht, so wird ein Mittelsmann aufgestellt, der den Handel ins reine bringt. Der auf rotes Papier geschriebene Geburtsschein des Mädchens wird gegen Abschlagszahlung überreicht und dient als Pfand, da in den häufigsten Fällen das Mädchen bis zur Reife im Elternhaus verbleibt. Am Abend des Verlobungstages, wenn diese Bezeichnung nicht zu edel ist für einen solchen Menschenhandel, werden die Ahnen wieder mit einem Opfer nach oben beschriebener Weise bedacht. Ist der Sohn an seinem Verlobungstage mehr als 10 Jahre alt, so ist er verpflichtet, der Opferhandlung beizuwohnen und die üblichen Rumpf- und Kniebeugungen mit zu machen. Am Tage der Hochzeit ist es dem Bräutigam nach Landessitte erlaubt, auch ohne einen Rang zu haben, den Graduiertenhut mit Messingknopf zu tragen. Seinen langen meist blauen Rock hält über den Hüften eine dunkelrote seidene Schärpe zusammen. In diesem Aufzug stellt er sich den Ahnen vor, verbeugt sich, kniet, zündet Weihrauch an und verbrennt Opferpapier. In manchen Gegenden ist es auch Sitte, daß das Brautpaar gemeinsam vor der Ahnentafel erscheinen und zusammen ein rot gefärbtes hart gesottenes Hühnerei essen und aus der gleichen Schale Thee trinken muß. Am 61. Geburtstage eines männlichen Familiengliedes, weiter am 71., 81., 91. und 101. Geburtstag versammelt sich die ganze Familie (Weiber nicht verpflichtet) vor den Ahnen, um zu opfern. Ein ausgedehnteres Programm hat die Feierlichkeit dann, wenn ein Familienglied graduiert wird oder wenn die ganze Familie sich zum Frühjahr- und Herbstopfer in der gemeinsamen alten Ahnenhalle zur Anbetung einfindet. Dazu ist ein Zeremonienmeister mit Gehilfe und ein Sprecher aufgestellt. Der Zeremonienmeister stellt mit seinem Gehilfen die aus allen möglichen Eßwaaren bestehenden Opfer auf und giebt durch Vormachen das Zeichen zu dreimaligem Knieen und siebenmaligem Verbeugen. Der Sprecher liest, während alle knieen, auf ein gegebenes Zeichen des Zeremonienmeisters eine Gebetsformel, deren Inhalt in Lobeserhebung der Ahnen, in Danksagung und der doppelten Bitte besteht, einmal die dargebrachten Opfergaben nicht zu verschmähen, sondern gnädig sie anzunehmen und dann auch fernerhin der Schutz und Segen der ganzen Familie sein zu wollen. Es bestehen ganze Bücher solcher Formeln; sie sehen einander aber so ähnlich, daß es genügt, beispielsweise nur eine hier wiederzugeben.

Ehrwürdige Ahnen!

Euer Verdienst ist weit und groß, Eure Tugend kennt keine Grenzen. Verehrung gebührt Euch, Bedienung verdient Ihr zu haben. Wir gedenken Euerer Huld, heute preisen wir Euere Güte. Hier in dieser Halle bringen wir Euch unsere Gaben dar, vor Euerem heiligen Angesicht breiten wir sie aus. Gewiß, Ihr werdet kommen, in Empfang werdet Ihr unser dürftiges Opfer nehmen. Immer möge uns Euer Segen zu teil werden, Geschlecht auf Geschlecht wird gedeihen. Unsere Jugend wird Herrlichkeit und Ruhm haben, hohe Rangstufen werden unsere Bücherleser erlangen ꝛc.

Merkwürdig ist der Parallelismus der Glieder dieser nicht unpoetischen Produkte; derselbe erinnert einigermaßen an die Psalmen des alten Testaments. — Wir kommen zum Schlusse. Es erübrigt nur noch, von der Eintragung eines neuen Namens auf der Ahnentafel oder in der Ahnenhalle zu reden. Sieben Tage nach dem Tode eines männlichen Familiengliedes wird in der Ahnenhalle ein papierenes Häuschen, ein sogenanntes Seelenhaus aufgestellt, das neben der im I. Theil unserer Abhandlung beschriebenen Tafel als vorläufiger Aufenthaltsort der Seele gelten soll. Nach Verlauf eines Jahres, vom Todestag ab gerechnet, wird beides, jene Tafel und das Seelenhaus, verbrannt und die Asche davon sorgfältig gesammelt, in ein rotes Tuch gebunden und an der Decke der Ahnenhalle aufgehängt. Nach zwei Jahren wird, war es eine hervorragende Persönlichkeit, die Asche entfernt und der Name zu den anderen auf der Ahnentafel eingraviert, im anderen Fall unterbleibt letzteres und es wird nur etwas von jener Asche in den Weihrauchtopf vor der Ahnentafel gethan. — Hoffen wir, daß der Ahnendienst bald dem Dienste des lebendigen Gottes, der seine Ehre keinem Andern geben will, weichen und sich das Chinesenvolk nur seine Pietät gegen die Eltern bewahren wird. Daß das möglich ist, davon haben wir unter unseren Christen Beispiele genug.

Ist Japan nahezu evangelisiert?

Im Foreign Missionary, der Missionszeitschrift der amerikanischen Presbyterianer (Juli 1886) erhebt Miss. Porter in Kanazawa diese Frage. Er sagt, es scheine da und dort die Meinung aufgekommen zu sein, das Christentum habe in Japan so reißende Fortschritte gemacht, daß dieses Land in zehn Jahren christlich sein werde. Wenn solche Vorstellungen vorhanden seien, so komme dies zum Teil daher, daß Briefe vom japanesischen Arbeitsfeld in einseitiger Weise nur das Gute hervorgehoben haben. Porter stellt nun erfreuliche und unerfreuliche Thatsachen, wie er sie in Japan vor Augen hat, einander gegenüber, um schließlich zu dem Ergebnis zu kommen, daß obige Frage entschieden zu verneinen sei. Als ermutigende Thatsachen hebt Porter hervor:

1) Die allen Fortschritten günstige Gesinnung der Regierung. Während vor der Revolution des Jahres 1868 die einzelnen Provinzen von einander geschieden waren und man aus der einen in die andere nur mit besonderer obrigkeitlicher Erlaubnis reisen durfte, ist jetzt der Verkehr im ganzen Land unbeschränkt und die Japanesen sind auf einmal reiselustige Leute geworden. Namentlich besucht jeder, der es irgend machen kann, die Hauptstadt Tokio. Diese Freizügigkeit kommt natürlich der Mission zu gut. Allerdings müssen die Fremden, die aus einem der vertragsmäßig ihnen geöffneten Hafenplätze ins Innere des Landes reisen wollen, sich mit einem Paß versehen. Herkömmlicherweise werden Pässe nur denen ausgestellt, welche gesundheitshalber oder mit wissenschaftlichen Zwecken reisen. Aber als ein Beamter unter Berufung hierauf in seinem Bezirk das Predigen verbieten wollte, wurde von seiten der Regierung sofort erklärt, die Fremden können überall über beliebige Gegenstände sprechen und die Polizei habe nur dann ein Recht einzuschreiten, wenn bei Besprechung politischer Gegenstände die Gesetze übertreten werden. Somit besteht in Japan eine der Ausbreitung des Christentums überaus günstige Religionsfreiheit.

Es giebt im ganzen Lande Zeitungen, in manchen großen Städten mehr als nur eine. Eisenbahnen in der Ausdehnung von einigen hundert (englischen) Meilen sind schon gebaut, andere werden

gebaut und zwar von japanischen Technikern. Eine Dampfschifffahrtsgesellschaft verbindet Jokohama mit allen bedeutenden Häfen des Landes. Manche Dampfer haben japanische Kapitäne; die Matrosen sind lauter Japanesen. Der Telegraph geht durch das ganze Land. Die Post arbeitet noch nicht so schnell, aber doch so zuverlässig wie in den Kulturstaaten. Die Landstraßen sind besser als die meisten in den Vereinigten Staaten.

Es giebt nicht bloß eine Menge Schulen der verschiedensten Stufen, sondern man ist bereits soweit fortgeschritten, einen Schulzwang für die Kinder von sechs bis elf Jahren einzuführen. Ein besonderer Verein, Romaji-Kwai genannt, macht es sich zur Aufgabe, die lateinische Schrift anstatt der überaus mühseligen chinesischen einzuführen. Dieser Verein, der Mitglieder unter den einflußreichsten Männern des Landes zählt, giebt ein eigenes Blatt heraus, das mit lateinischen Lettern gedruckt ist.

2) Die Stellung der Regierung zum Christentum ist eine wohlwollende. Wenn die strengen Gesetze gegen die „böse Sekte" nicht förmlich aufgehoben worden sind, so kommt dies nur daher, daß sie thatsächlich längst außer Geltung sind. Porter sagt geradezu: Das Christentum wird von der Regierung öffentlich anerkannt und privatim unterstützt.

3) Die Mission macht entschieden Fortschritte. Im Jahr 1872 wurde die erste evangelische Gemeinde in Jokohama gegründet; sie bestand aus 11 Gliedern. Jetzt sind 151 evangelische Kirchen vorhanden. Die Zahl der Protestanten wird von Rev. Winn (Foreign Missionary, September 1886) auf 13,000 angegeben. Dr. Gundert sagt: „Nimmt man die Kinder der Christen und die noch ungetauften Anhänger dazu, so mögen es jetzt wohl 50,000 Protestanten in Japan sein." Viele Gemeinden erhalten sich selbst; die übrigen werden bald selbständig werden. Es sind überwiegend amerikanische Missionsgesellschaften, welche in Japan arbeiten.

4) Drei oder vier Bibelgesellschaften verbreiten die hl. Schrift im ganzen Land. Außer den Missionaren verkündigen eine schöne Anzahl eingeborener Pastoren das Evangelium. Fünf oder sechs einheimische Zeitungen vertreten das Interesse des Christentums. Es bestehen eine Reihe von christlichen Schulen, darunter auch solche, welche junge Leute zu Predigern ausbilden.

Es giebt in der Gegenwart kein Missionsgebiet, wo so viele günstige Umstände zusammentreffen wie in Japan. Dennoch wäre es ein übereilter Schluß, wenn man meinte, das Land müsse in allernächster Zeit dem Evangelium zufallen. Die von Porter geltend gemachten Schwierigkeiten werden von andern nüchternen Beobachtern bestätigt und ergänzt.

1) Das Vorurteil, welches die große Masse des Volkes gegen das Christentum hat, muß erst noch überwunden werden. Bis jetzt kann man nicht sagen, daß mehr als ein Anfang gemacht sei. Ein Volk von 37 Millionen ist noch lange nicht gewonnen, wenn auch Tausende und Zehntausende getauft sind. Man mag immerhin an das Gleichnis vom Sauerteig erinnern; aber gerade dieses Gleichnis mahnt uns daran, daß der Prozeß der Durchdringung eines Volksganzen mit christlichem Geist ein langsamer ist.

2) Die Sittenlosigkeit ist in Japan überaus groß. Man erschrickt, wenn man liest, wie groß die Zahl der öffentlichen Häuser in einer Stadt wie Osaka ist. Ehescheidungen sind so häufig, daß man oft Männer findet, welche mehr als zwölfmal verheiratet gewesen sind. Es muß dem Volk erst ein Begriff von dem, was Sünde heißt, beigebracht werden. Das Töten eines Tieres halten viele für ein größeres Unrecht als eine Lüge. Ebendarum müssen die Missionare bei der Aufnahme neuer Gemeindeglieder vorsichtig sein. Wollte man die Thüren der Kirche weit aufmachen, so bekäme man allerdings Leute genug; aber die Verweltlichung der Kirche würde mit der Entstehung derselben fast zusammenfallen.

3) Es giebt feindliche Mächte, welche das Christentum bewußt und nachdrücklich bekämpfen. Die antichristlichen Schriften, die im Abendland geschrieben werden, finden in Japan eifrige Leser und so fehlt es denn nicht an Leuten, welche fragen, warum sie einen Glauben annehmen sollen, der von seinen eigenen Bekennern aufgegeben sei. Auch ist der Buddhismus noch eine Macht im Land. Die buddhistischen Priester schicken ihre befähigtsten Leute im Lande umher, damit sie Vorträge gegen die fremde Religion halten. Im April v. J. hielt, wie der Missionary Herald berichtet, ein gewisser Nischimura einen Vortrag über die Zukunft der Religion in Japan. Er behauptete, die gebildeten Klassen werden nie eine Religion annehmen, die sich auf Wunder gründe oder sich auf ein inspiriert sein wollendes Buch berufe. In Beziehung auf die Glaubenslehre sei

der Buddhismus erhabener als das Christentum. Die Moral des Christentums aber brauchen die Japanesen nicht, da sie es hinsichtlich der Moralität mit jedem christlichen Volke aufnehmen können. — Besonders bezeichnend ist, daß die Buddhisten anfangen, das Christentum, soweit es ihnen paßt, nachzumachen. Als im Februar v. J. in Kanazawa eine große christliche Versammlung stattgefunden hatte, hielten die Buddhisten sofort am darauffolgenden Tage eine Versammlung gegen das Christentum. Dabei wurde unter anderem die Einrichtung einer neuen buddhistischen Kirche mit Aeltesten, Synoden u. s. f. vorgeschlagen. Als das Heidentum der klassischen Zeit sich seinem Untergang zuneigte, suchte der christenfeindliche Kaiser Julian dem alten Glauben dadurch aufzuhelfen, daß er christliche Einrichtungen wie die Armenpflege entlehnte und die heidnische Priesterschaft nach dem Muster der christlichen reformierte. Er vermochte dadurch den Zerfall des Götzendienstes nicht aufzuhalten. Die Anstrengungen, welche die Buddhisten in Japan machen, um das Christenthum zurückzudrängen, sind auch ein Eingeständnis der Schwäche der eigenen Sache. Aber zurzeit kann man noch nicht sagen, daß die Buddhareligion überwunden sei, und wenn sie einmal überwunden ist, so fragt sich erst noch, ob das evangelische Christentum an ihre Stelle treten wird. Die Japanesen sind „entschiedene Rationalisten," d. h. Verstandesmenschen (s. die merkwürdigen Aeußerungen eines japanesischen Christen Miss. Mag. 1886, S. 420 ff.). Die Gebildeten werden vielleicht zu einem guten Teil dem Skeptizismus oder höchstens einem verdünnten Christentum zufallen. Die breite Masse des Volkes aber wird es vielleicht bequemer finden, eine Form des christlichen Glaubens anzunehmen, welche keine so strengen Anforderungen stellt, wie das lautere Evangelium. Bekanntlich treibt sowohl die römische als die griechische Kirche in Japan Mission. Es sollen im Jahr 1884 30,000 römische und 10,000 griechische Katholiken vorhanden gewesen sein.*) Die Befürchtung, die man

*) Die Allgemeine Ev. Luth. Kirchenzeitung schreibt: „Die russisch-orthodoxe Mission macht Fortschritte. Im Jahr 1885 sind 1467 Japaner zur russisch-orthodoxen Kirche übergetreten, so daß sich die Gesamtzahl der Russisch-Orthodoxen japanischer Herkunft auf 11275 beläuft. Dieselben bilden 184 Gemeinden, von denen 12 von eingeborenen Priestern bedient werden. Die Elementarschulen der Missionsstationen dagegen zählen nur 300 Kinder beiderlei Geschlechts.

schon ausgesprochen hat, diese beiden unevangelischen Mächte werden sich in Japan vereinigen, ist wohl unbegründet, denn die griechische Kirche unterwirft sich der römischen nicht und Rom kennt keine andere Union als die durch Unterwerfung. Dagegen kann man es nicht für unmöglich halten, daß ein sittlich leichtfertiges und in seinem religiösen Denken und Empfinden nichts weniger als mystisch angelegtes Volk wie die Japanesen zum größeren Teil sich der dem natürlichen Menschen so viele Einräumungen machenden römischen Kirche anschließen werde. Es ist bekannt, daß die katholische Missionsmethode eine wesentlich verstandesmäßige ist. Man weiß den Heiden mit lauter Gründen und Schlußfolgerungen zu zeigen, daß der katholische Glaube der wahre und der beruhigende ist. Man verlangt nicht allzuviel Selbstverleugnung und so müßte es wunderbar zugehen, wenn der Katholicismus der evangelischen Mission in Japan keine gefährliche Konkurrenz bereitete. Die Zerrissenheit des Protestantismus, die sich darin zeigt, daß in Japan 20 evangelische Missionsgesellschaften arbeiten, kann auch nur verwirrend wirken.

4) Ein weiterer Uebelstand ist der, daß die verfügbaren Kräfte, wie die bis jetzt aufgewendeten Geldmittel nicht genügen, um die günstige Gelegenheit, welche gerade jetzt der evangelischen Mission sich bietet, recht auszunützen. Ein Missionar in Tokio schreibt an die kirchliche Missionsgesellschaft in London: „Die nächsten zehn Jahre sind eine so günstige Zeit, wie sie nie wiederkehrt. Man sollte die vorhandenen Stationen stärker besetzen. Jedermann ist überarbeitet, und wie kann es anders sein, wenn unsere Zahl so klein ist und das Werk so rasch zunimmt?" — Ein anderer englischer Missionar schreibt: „Könnten wir nur in nächster Zeit die Zahl der Außenstationen vermehren, so würden wir mit Gottes Hilfe noch größere Erfolge erzielen."

Japan ist das hoffnungsvollste Missionsfeld der Gegenwart und wir dürfen gewiß glauben, daß Gott ein großes Volk in diesem Lande hat, das ihm bald zufallen soll. Auch die Hoffnung ist nicht zu kühn, daß die chinesische Mission gerade von Japan aus den kräftigsten Anstoß empfangen wird. Aber vorerst müssen wir Porter recht geben, wenn er sagt: Japan ist noch nicht gewonnen.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Kongo. — Am 24. Oktober 1886 ist der Missionspriester Carrie vom Erzbischof von Paris zum Bischof für das Kongoland geweiht worden. Er wird seinen Sitz in Loango haben. Zur Seite hat er etwa 40 Mitarbeiter und außerdem eine Anzahl Schwestern von St. Joseph de Cluny, welche Schule halten und Weiber in Handarbeiten unterrichten.

Ostafrika. — Die beiden von der bayrisch-lutherischen Missionsgesellschaft nach Ostafrika geschickten Missionare Bach und Hofmann sind an ihrem Bestimmungsort im September 1886 angekommen. Sie haben an einem Ort namens Fimboni oder Jimba unter dem Volk der Wakamba eine Station gegründet und haben bei den Eingeborenen eine gute Aufnahme gefunden.

Zum Nachfolger Hanningtons als Bischof der englischen Kirche im östlichen Teil von Mittelafrika ist H. P. Parker am 18. Oktober durch den Erzbischof von Canterbury geweiht worden. Er ist seit 1878 im Dienst der englisch-kirchlichen Mission und zwar hat er seither in Indien gewirkt. Am 3. November ist er nach Afrika abgereist.

Madagaskar.

Die „Katholischen Missionen" berichten: „Ein sehr wichtiger Vorteil des französisch-madagassischen Friedensvertrags ist der Umstand, daß fürderhin die Jünglinge, welche eine höhere Laufbahn betreten wollen, französisch lernen müssen. Wir haben deßhalb sofort eine französische Schule eröffnet; viele der Schüler sind Protestanten. Es werden jedenfalls manche Vorurteile im Umgang mit uns fallen. An Pfingsten wohnten sie zahlreich unserm Gottesdienst bei und waren entzückt ob unserem Gesang und der Pracht unserer Zeremonien."

Ein Londoner Missionar erzählt: Vor einigen Wochen starb eine arme krüppelhafte Sklavin. Sie hatte keine Verwandten, die für ihr Begräbnis zu sorgen gehabt hätten und doch ist das Begräbnis in den Augen der Madagassen etwas sehr Wichtiges. So gruben der Pastor und die Diakonen das Grab; die Kirchenkasse bezahlte das Sterbekleid und die Frauen der höchstgestellten Gemeindeglieder beanspruchten das Vorrecht, selber die Steine herbeizutragen, die auf das Grab gelegt werden mußten.

In Fianarantsoa (Betsileo) haben die Londoner, die Norweger und die Jesuiten je eine besondere Schule. Es kam nun häufig vor, daß ein Kind, das etwa gestraft worden war, davonlief und in eine andere Schule ging. Diesem Mißbrauch ist nun durch die Obrigkeit gesteuert worden. Es wurde ein Kabari, d. h. eine Versammlung, welcher eine königliche Botschaft eröffnet werden soll, berufen. Der königliche Beamte forderte die Schüler auf, sich entweder zu den norwegischen oder zu den englischen oder zu den französischen Missionaren, die alle im Saale anwesend waren, zu stellen und nachdem jeder seine Wahl getroffen hatte, erklärte er ihnen, daß sie bei Strafe nicht aus einer Schule in die andere übergehen dürfen. Gewiß eine sehr vernünftige Maßregel. Für die Schulen der Londoner entschieden sich zwölfmal so viel Schüler, als für die der beiden andern Missionen zusammen.

Hinterindien.

Nach den „Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens" sind durch die Christenverfolgung im Jahr 1885 umgekommen: 10 Missionare, 12 einheimische Priester mit 60 Katecheten, 300 einheimische Klosterfrauen und 30000 Christen. Ferner wurden 250 Kirchen oder Kapellen, zwei Seminarien, 40 Schulen, 70 Wohnungen von Missionaren oder Priestern, 17 Waisenanstalten, 13 Häuser von Ordensfrauen, eine Buchdruckerei, endlich die Privathäuser von 55000 Christen zerstört. Dagegen wurden 19705 Taufen von erwachsenen Heiden, 205 von Andersgläubigen und 180960 von Heidenkindern in Todesgefahr (?!) verzeichnet.

Aus West-Tonkin telegraphierte der apostolische Vikar Puginier: In Thanh-Hoa sind im August (1886) 700 Christen ermordet und 30 Dörfer niedergebrannt worden. 9000 Christen sind in Hungersnot.

Sumatra.

Ein rheinischer Missionar schreibt: „So lange die holländische Regierung nicht mit den Atschinesen (den muhammedanischen Aufständischen im Norden der Insel) fertig wird und dieselben gänzlich unterwirft, so daß sie sich nicht mehr rühren können, so lange ist unter den Muhammedanern die Arbeit umsonst. Man sollte kaum glauben, wie dieser atschinesische Krieg die Gemüter hier in Spannung hält. Die Christen leben fast in steter Angst und solche, die vielleicht Christen werden wollen, lassen es doch zunächst anstehen und wollen erst sehen, ob sich die Gerüchte von einem unmittelbar bevorstehenden Sieg der Atschinesen bewahrheiten werden. Die Träger derartiger Gerüchte sind die Hadschis (Mekkapilger), die jetzt von den Leuten Tuan (Herr) Hadschi genannt werden und mehr Ansehen und Ehre genießen, als selbst die Radschas (Fürsten). Wenn einmal die Atschinesen gründlich besiegt würden, dann würde die Zeit kommen, wo man auch den Muhammedanern auf Sumatra das Wort vom Heil in Christo mit besserem Erfolg predigen könnte."

Neu-Guinea.

Im Maiheft des Jahrgangs 1886 (S. 218) wurde berichtet, daß der Neuendettelsauer Missionar Flierl in Cooktown (Nordosten von Australien) angekommen sei, um von dort mit einem Dampfer der Neu-Guinea-Compagnie nach dem Land seiner Bestimmung gebracht zu werden. Der erste Dampfer scheiterte und mit einem spätern ließen ihn die Beamten der Neu-Guinea-Gesellschaft nicht fahren. Dieses unfreundliche Verhalten gegen die Mission ist um so befremdender, als die Gesellschaft selbst das Missionsunternehmen begünstigt. Flierl mußte so vom Dezember 1885 bis Juli 1886 warten, benützte aber diese Zeit dazu, in der Nähe von Cooktown die Station Elim zu gründen, die nun nach seinem Abgang ein anderer australischer Missionar übernommen hat. Am 12. Juli kam Flierl in Finschhafen auf Neu-Guinea an und wurde von den Beamten der Kompagnie, namentlich dem Landeshauptmann von Schleinitz, freundlich aufgenommen. Er will auf einem Hügel bei Finschhafen die erste Station gründen. Ein weiterer Missionar ist zu seiner Unterstützung abgeschickt worden.

Marschallsinseln.

Wir entnehmen der deutschen Kolonialzeitung einige Mitteilungen eines „genauen Kenners" der Marschallsinseln über die dortige Mission. Die Hawaische Missionsgesellschaft, welche unter Oberleitung des American Board (in Boston) in Mikronesien Mission treibt, hat auf Kusaie, einer der Karolineninseln, ein Seminar für die Marschallsinseln, dem 30—40 Zöglinge angehören. Die Missionsarbeit ist von Eingeborenen und Hawaiinsulanern ausgerüstet worden. Ein weißer Missionar befindet sich zurzeit auf der ganzen Inselgruppe nicht. Die Eingeborenen von Ebon sind sämtlich Christen, ebenso die von Namerik und Mili; Jaluit ist zum großen Teil christianisiert, Ailinglaplap steht noch in den Anfängen. Die Stationen auf Meidschuro und Arno, die aufgegeben waren, sollen wieder besetzt werden.

China.

In der nördlich von Tonkin gelegenen Provinz Kwang-si sind Unruhen gegen die katholische Mission ausgebrochen, nach deren Ursache man nicht erst zu fragen braucht. Ist es doch erklärlich, daß die Erbitterung über die Franzosen sich gegen die französischen Missionare kehrt. Am Sonntag den 9. Mai 1886 wurde die Missionsstation Schang-se-tschen von Bewaffneten überfallen. Sie warfen mit Steinen nach dem Dach des Missionshauses; einer derselben durchschlug das Dach und verwundete einen Waisenknaben tötlich. Ein Diener des Missionars, welcher entfliehen wollte, wurde erstochen. Das Haus wurde geplündert und der Missionar gebunden fortgeschleppt.

Für die in Tschunking ausgebrochene Verfolgung (s. Januarheft) werden von den Katholiken die protestantischen Missionare verantwortlich gemacht. Es wird denselben vorgeworfen, sie haben auf den Hügeln, welche die Stadt umgeben, Villen gebaut. Die Chinesen meinten, von diesen Gebäuden aus solle die Stadt bombardiert werden.

Korea.

Am 24. Juni 1886 wurde zwischen den Regierungen von Frankreich und von Korea ein Vertrag geschlossen. Das von Frankreich beanspruchte Zugeständnis, daß christliche Missionare den christlichen Glauben lehren dürfen, wurde, obwohl der König von Korea persönlich für die Religionsfreiheit ist, nicht bewilligt. Dennoch lautet der Vertrag mit Frankreich günstiger, als der vorher mit England abgeschlossene. Die Angehörigen beider Länder dürfen nicht bloß, wie es im englischen Vertrag heißt, die Sprache, die Litteratur, die Gesetze u. s. w. des anderen Landes studieren, sondern all das auch lehren. Unter Berufung auf diese Bestimmung werden die französischen Missionare fortfahren, den katholischen Glauben auszubreiten. Besonders günstig ist für sie auch noch der Umstand, daß den Franzosen Pässe zum Reisen ins Innere ohne Beschränkung ausgestellt werden müssen, während im englischen Vertrag nur von Reisen zum Vergnügen oder zu Handelszwecken die Rede ist. Auch stehen französische Unterthanen unter der Gerichtsbarkeit der französischen Konsulate.

Allerlei.

Das römisch-katholische Missionshaus in Reichenbach in der Oberpfalz zählt trotz seines kurzen Bestandes bereits 70 Zöglinge (viermal so viel haben sich angemeldet), und ist in der Lage, in Münster ein Filial, das Seminarium Afrikanum zu errichten. Die erste Aussendung von Missionaren ist für 1887 in Aussicht genommen. Zur christlichen Erziehung der weiblichen heidnischen Jugend soll ein weiblicher Zweig der Missionsgesellschaft (Missionsschwestern) gebildet werden. Eine Münchener Familie hat zu diesem Zweck ein Landhaus am Starnbergersee zur Verfügung gestellt.

(Allg. Ev. Luth. K.-Z.)

Auf dem allgemeinen deutschen Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen hat nach der „Deutschen Weltpost" Pfarrer Ittameier von Reichenschwand die Redensarten von deutschem Missions-Chauvinismus als ungehörig zurückgewiesen und die Notwendigkeit betont, mit dem veralteten Missionsprinzip zu brechen, daß die Mission international sei und mit politischen Grenzen nichts zu schaffen habe. Man solle nicht auf fremden Gebieten Arbeit suchen, solange im eigenen Hause so unendlich viel zu thun sei. Der deutsche Missionar müsse sich auch im fremden Lande als Deutscher zeigen, seine Sprache bewahren und lehren, seine Sitte und Art pflegen. — Bleibt die neue ostafrikanische Mission bei diesen Grundsätzen, so wird sie ihre Unabhängigkeit von politischen Faktoren schwerlich wahren können.

Der Sekretär der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft C. C. Fenn schreibt über christliche Dörfer: Es war eine Zeit lang ein beliebter Gedanke, daß die Bekehrten in einem christlichen Dorfe vereinigt und unter die Leitung des Missionars gestellt werden müssen. Dieser Plan hat sich als unvorteilhaft erwiesen. Die Kraft und Unabhängigkeit der Bekehrten ist durch den Schutz und die Leitung des fremden Missionars nur geschwächt worden. Sie haben sich schwächer gezeigt als solche Christen, welche unter ihren heidnischen Nachbarn lebten, mehr oder weniger Verfolgung erdulden und ihre weltlichen Angelegenheiten selbst besorgen mußten. Natürlich haben sie auch weit weniger Einfluß auf ihre heidnischen Landsleute gehabt. — Die Church Missionary Review bemerkt dazu: „Unter ganz rohen und verkommenen Heiden mögen es die Bekehrten nötig finden, sich von ihren Nachbarn zu trennen und in kleinen Gemeinden unter eigenen Gesetzen zu vereinigen. Aber auch dann sollte ihre Selbstverwaltung und Unabhängigkeit bestehen bleiben, ebenso jeder zulässige Verkehr mit ihren heidnischen Nachbarn, damit sie einen christlichen Einfluß auf dieselben ausüben. Aber in einem Land wie Indien oder auch anderswo unter einer festen, wenn auch nur dem Namen nach christlichen Regierung sind solche christliche Dörfer ein lästiges Hindernis, welches die Selbstunterhaltung der eingebornen Christen und die Ausbreitung des Evangeliums in den heidnischen Dörfern verzögert." Es scheint, daß hier ein Urteil vorliegt, das nicht auf alle Missionsgebiete zutrifft.

Pastor Oepke in Wechold hat die Stelle eines zweiten Direktors der Hermannsburger Mission angenommen. Er soll die Leitung des Missionshauses und die Erteilung des dogmatischen Unterrichts an die Zöglinge übernehmen. Die Leitung der Mission im Ausland bliebe dem Direktor Harms. Man erblickt in dieser Anstellung einen weiteren Schritt zur Annäherung an die Landeskirche.

Das Missionsschiff für die deutschen Südseekolonieen, welches möglichst durch Beiträge von Kindern, namentlich aus deutsch-amerikanischen Sonntagsschulen zustande kommen soll, ist eine merkwürdige Ausgeburt unklarer Kolonialbegeisterung. Dr. Warneck hat mit Recht bemerkt, daß wir noch keine deutsche Südseemission haben, also auch für eine solche kein Schiff brauchen.

Das „Nürnberger Missionsblatt" schreibt: „Während die großen deutschen Missionsgesellschaften mehr oder weniger seitwärts stehen und teils im Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Mittel, teils in schwer begreiflicher Abneigung gegen die ganze Kolonialbewegung sich nur schwer zum Beschlusse einer neuen Mission und noch viel schwerer zur Ausführung einer solchen bringen können, haben zwei kleine bayrische Gesellschaften gehandelt" u. s. f. Um Abneigung gegen die Kolonialbewegung handelt es sich wohl nirgends; Vorsicht aber ist um so mehr geboten, als auf den alten Missionsgebieten genug zu thun ist.

Die Frau eines chinesischen Missionars schreibt: Meine Nähmaschine ist der Gegenstand großer Verwunderung. Sie führt den Namen „der eiserne Schneider" und ich bin mehr als einmal gefragt worden, ob das ein Mann oder ein Weib sei.

Todesfälle.

Der Präsident der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, Kapitän Franz Maude, ist am 23. Oktober gestorben; er hatte dem Komite der Gesellschaft seit 1835 angehört.

Mac Lean, Missionsbischof von Saskatschewan (Kanada) ist anfangs November infolge eines Unglücksfalls gestorben.

Am 14. November in Herrnhut Friedrich Eugen Reichel, Missionsdirektor der Brüdergemeinde.

Am 16. November in Winchester Bischof F. T. Mac Dougall. Im Jahre 1847 wurde er von der Borneo-Church-Mission als Kaplan des Rajah nach Sarawak geschickt, 8 Jahre darauf in Kalkutta zum anglikanischen Bischof von Labuan (kleine Insel bei Borneo) geweiht. Er übersetzte die Bibel und das Common-Prayer-Book ins Malaische und war zugleich, da er früher Medizin studiert hatte, als Arzt thätig. Nach zwanzigjährigem Aufenthalt auf Borneo kehrte er nach England zurück.

Manchala Ratnam, eingeborener Missionar im Masulipatnam-Distrikt (Teleguland). Er war Brahmane; im Jahr 1852 wurde er durch Missionar Noble bekehrt.

In Tripatur (Tamil-Land) der eingeborene Missionar Sundram von der Londoner Mission. Er bat nach seiner Ordination, man möge ihn nicht mit Reverend, sondern einfach mit Sundram anreden. Sein Leben lang behielt er die Hindu-Tracht bei und wollte seine Nationalität nicht aufgeben. Er hatte darum auch freien Zutritt zu allen Hinduhäusern.

Am 23. Dezember in Margate (England) Missionar Karl Andreas Gollmer (aus Kirchheim u. T., Württ.), 1836—40 im Basler Missionshaus, 1841 im Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft nach Sierra Leone ausgesandt, 1845—62 im Yorubaland, wo er die Mission mitbegründete.

Ein afrikanischer „Mekka-Pilger.

Aus den

Jahresberichten deutscher Missionsgesellschaften.

Die Rheinische Missionsgesellschaft in Barmen hat ihr Defizit überwunden. Neben einer Jahresausgabe von 353030 Mk. steht eine Einnahme von 353347 Mk. Unter diesen Umständen konnte die Gesellschaft der Frage näher treten, ob sie eine neue Mission und zwar in Neu-Guinea beginnen dürfe. Die Bremer Konferenz vom Oktober 1885 hatte sich dahin ausgesprochen, daß für diese Mission Barmen in erster Linie berufen scheine. Vom Vorstand der Neu-Guinea-Kompagnie in Berlin wurde der Rheinischen Missionsdeputation auf ihre Anfrage eine entgegenkommende Antwort gegeben, freilich ohne daß die Zeit, wo angefangen werden könnte, bis jetzt bezeichnet worden wäre.*)

In den Berichten über die Stationen in Afrika begegnen wir mehrfachen Klagen über die Verheerungen, welche die Trunksucht anrichte. So haben z. B. in Stellenbosch (Kapkolonie, nahe bei der Kapstadt) die Bauern die üble Gewohnheit, ihren Arbeitern bis zu sechsmal am Tage Wein zu geben, ja gar ihnen den Lohn in Wein auszuzahlen. Uebrigens hat auch die Enthaltsamkeitssache in Südafrika schon eine erfreuliche Ausdehnung gewonnen. Das Auftreten der Reblaus dagegen wird wohl nicht zur Abnahme der Trunksucht, sondern nur zur Steigerung des Branntweinverbrauchs beitragen. Die elf Gemeinden der Kapkolonie sind alle insofern noch unselbstständig, als sie noch europäischer Leitung bedürfen. Die Missionare sind allerdings eher Pastoren zu nennen; aber es ist vorerst nicht daran zu denken, daß sie durch Einheimische ersetzt werden könnten. Die Farbigen werden ökonomisch immer abhängiger von den Weißen;

*) Nach neueren Nachrichten sind im Januar d. J. zwei rheinische Missionare nach Neu-Guinea abgeschickt worden.

auch liegen die Gemeinden weit zerstreut. Eine selbständige Volkskirche wird sich im Kapland wohl nie bilden.

Großnamaqualand ist durch eine zwischen der englischen und deutschen Regierung getroffene Vereinbarung unter deutschen Einfluß gebracht. Die Rheinische Mission hat somit, ohne es zu wollen und zu ahnen, der deutschen Kolonisation vorgearbeitet. Ein früherer Barmer Missionar, Büttner, durchzog als Bevollmächtigter der deutschen Regierung das Land, um mit den Häuptlingen Schutzverträge abzuschließen. Er fand aber an mehreren Orten damit keinen Eingang, so auch an einigen Plätzen, wo Missionsstationen sind. Von der Ausbreitung des deutschen Handels haben die Missionare noch wenig guten Einfluß gespürt. Vielmehr macht sich eine bedeutende Zunahme des Branntweinhandels bemerklich, weil englische und deutsche Händler sich Konkurrenz machen. Die Zahl der Europäer nimmt zu und die leichtsinnigen Nama verkaufen ihre besten Plätze an die Weißen, obwohl ihnen die Missionare vorhalten, daß sie sich damit zu Knechten machen. Der tolle Kriegszug, den ein gewisser Hendrik Witbooi zum zweitenmal gegen die Herero unternahm, hatte für eine der Stationen, Gibeon, schlimme Folgen, wenn auch Hendriks Plan völlig fehlschlug und er inzwischen eine neue, dritte Niederlage erlitten hat. Der Häuptling, Vater jenes Hendrik, wütete, nachdem viele Leute abgezogen waren, die dem Abenteurer folgten, gegen fünf Bürger, welche in seiner Abwesenheit mit Büttner einen Schutzvertrag abgeschlossen hatten. Gegen den Missionar benahm er sich so unverschämt, daß sich derselbe auf der Station nicht wird halten können. Der Alte hat nun Kap'sche Bauern ins Land gerufen und die besten Plätze an sie verkauft, eine Unklugheit, die seinem Stamm den Untergang bereiten und zudem der deutschen Kolonialregierung Schwierigkeiten verursachen könnte. Ein Trost ist es dafür, daß am Rande der Kalahari-Wüste eine neue Station, Rietfontein, entstanden ist. Auch scheint es wie ein Ersatz für jenen Verlust zu sein, daß Missionar Fenchel bei dem am Rande der Kalahari wohnenden sogenannten Franzmann'schen Stamm erfreulichen Eingang gefunden hat. Einzelne zersprengte Glieder von Christengemeinden scheinen unter jenem Stamm vorgearbeitet zu haben. So konnten die Leute schon beim ersten Gottesdienst christliche Lieder singen. Der Häuptling hat im Namen seines ganzen Volkes um einen Missionar gebeten.

Unter den Herero wird die Arbeit besonders dadurch erschwert, daß dieselben ein Hirten- und Nomadenvolk sind. Mit dem Ackerbau ist erst ein kleiner Anfang gemacht und das Land scheint auch nur an wenigen Stellen hiefür geeignet. Ein noch größeres Hindernis für die Mission ist der Krieg mit den Nama, der nun schon sechs Jahre dauert. Anfangs hofften die Missionare, dieser Krieg werde dem Evangelium förderlich sein, weil die Hererochristen sich durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Aber nun sind die besten Christen teils im Kampfe gefallen, teils den Versuchungen des Kriegslebens erlegen. Fast in allen Gemeinden haben sich einzelne der angesehensten Christen, unter ihnen auch Aelteste, schwere sittliche Vergehen zu schulden kommen lassen. Bezeichnend ist, daß ein heidnisches Weib, das einen angesehenen Christen verführen wollte, ihm sagte: Es ist ja doch jetzt zwischen Christen und Heiden kein Unterschied mehr. Die Missionare hatten gehofft, die deutsche Oberhoheit, die durch einen am 21. Oktober 1885 mit dem Häuptling Maharero geschlossenen Vertrag zustande gekommen war, werde dem Krieg ein Ende machen. Aber bis jetzt hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt. Das Blutvergießen und die allgemeine Unsicherheit der Verhältnisse dauern noch fort. Der deutsche Reichskommissar Dr. Göring, der das Vertrauen der Missionare besitzt, wird über Erwarten lange in Berlin zurückgehalten. Zu Anfang des Jahres 1885 war die englische Schutzherrschaft im Lande verkündigt worden. Die Kapregierung nahm aber den durch einen englischen Beamten abgeschlossenen Vertrag zurück. Trotzdem machte ein englischer Händler noch einmal einen Versuch, ein englisches Protektorat herbeizuführen. Dieser Widerstreit der deutschen und englischen Interessen hat bewirkt, daß die Herero und leider auch zum Teil die Christen den Missionaren gegenüber ein früher unbekanntes Mißtrauen an den Tag legten. Insbesondere wird von der Station Okahandya berichtet: Der Missionar mußte mit Schmerz inne werden, daß infolge der politischen Vorgänge das Vertrauen der Leute gegen ihn, weil er ein Deutscher ist, nicht mehr das gleiche war wie früher.

Ueberdies hat die Branntweineinfuhr — leider durch deutsche Händler — sehr zugenommen und damit die Lust der Herero, zu trinken, so daß im Westen des Landes der gewöhnliche Gruß der Eingeborenen, wenn sie einem Weißen begegnen, lautet: Gieb uns bitteres Wasser, d. h. Branntwein. Die Christengemeinden haben sich

bis jetzt dieser Versuchung gegenüber gut gehalten. An der Walfischbai hat die englische Regierung auf Ansuchen des rheinischen Missionars Böhm den Branntweinverkauf auf ihrem Gebiet untersagt. Interessant ist die Antwort, die dieser Missionar von einigen Männern auf die Frage, warum sie nicht mehr so fleißig zur Kirche kommen, erhielt: Wenn wir zur Kirche kommen, so wird uns unser Herz schwer gemacht, so daß wir dann nicht mehr thun können, wie wir wollen.

Schon sind vier eingeborene Evangelisten angestellt. Die Missionare bemühen sich, die Zahl derselben zu vermehren und auch die Gemeinden zu den daraus entstehenden Kosten heranzuziehen. Im übrigen ist eine Ausdehnung der Missionsarbeit über die Grenzen des Hererolandes hinaus, wozu mehrfache Aufforderungen ergangen sind, vorerst und wohl auf längere Zeit hinaus nicht möglich.

Von den indischen Inseln, auf denen die Rheinische Mission arbeitet, läßt sich nicht viel über errungene Erfolge berichten. Auf Borneo beträgt die Zahl der Christen in den rheinischen Gemeinden etwa 1000. Unter den zahlreichen Chinesen in Bandjermasin ist eine Mission eröffnet worden. Der Jahresbericht bemerkt ferner, die Missionare haben es an ernstlichen Versuchen, mit dem Evangelium weiter ins Land einzudringen, nicht fehlen lassen. Aber es haben sich wieder dieselben Hindernisse wie früher geltend gemacht, die Unsicherheit der Zustände, Aufstandsversuche von seiten der Muhammedaner und die weite Zerstreuung der Bevölkerung. Neuerdings erfahren wir, der bekannte Missionsfreund R. Arthington wolle ein kleines Dampfschiff schenken, damit man auf den großen Flüssen ins Innere des Landes vordringen könne. Doch schweben die Verhandlungen darüber noch und die Sache hat große Schwierigkeiten.

Unter den Batta auf Sumatra wurden 700 Heiden, bezw. Muhammedaner, und dazu über 400 Christenkinder getauft. Die Zahl der Gemeindeglieder übersteigt jetzt 10000. Die besoldeten eingeborenen Gehilfen wurden von 44 auf 53 vermehrt. Dazu kommt noch eine Anzahl zwar ausgebildeter, aber einstweilen noch unbesoldeter Lehrer und Evangelisten. Die Filialgemeinden sollen mit der Zeit ihre eingeborenen Lehrer völlig selbst unterhalten. In einer ganzen Anzahl von Gemeinden ist dieses Ziel, freilich meist mit Hilfe eines einmaligen Vorschusses erreicht. Doch nicht bloß eingeborene Gehilfen, sondern eingeborene Prediger sind schon vorhanden. Die drei ersten wurden im Lauf des Jahres 1885 angestellt und haben

sich so gut erprobt, daß ein neuer Kurs bisheriger Gehilfen in das Seminar von Pantjur na pitu aufgenommen wurde. Ein erfreulicher Umstand ist es ferner, daß die holländische Regierung sich erboten hat, auf Sumatra, wie in ganz niederländisch Indien die Missionsschulen mit Geldbeiträgen zu unterstützen und zwar je nach Zahl und Leistungen der Schüler. Die Mission hat natürlich die von der Regierung auch zugestandene Bedingung gestellt, daß dadurch dem christlichen Charakter der Schulen kein Eintrag geschehen dürfe. Im Innern am Tobasee wird jetzt schon eine zweite Gemeinde gesammelt. Sogar Heiden bauen Schulen, Kapellen und Lehrerwohnungen, bezw. liefern das Holz dazu. Leider ist zu befürchten, daß das Opiumrauchen für das weitere Vordringen des Christentums über den Tobasee hinaus ein Hindernis bilden wird. Bald wird wohl auch in Süd-Sumatra unter dem Stamm der Passumah die Missionsarbeit begonnen werden können.

Auf der (westlich von Sumatra gelegenen) Insel Nias zählt die Rheinische Mission etwa 500 Christen. Mit der Station Dahana ist ein kleines Seminar verbunden, aus welchem im Jahre 1885 die ersten Nationalgehilfen, vier an der Zahl, in die Arbeit getreten sind. Die bedeutendste Station ist Ombolata. Der dortige Häuptling ist ein erbitterter Christenfeind; aber seine eigene Frau, die schon länger dem Christentum geneigt gewesen war, ließ sich auf dem Krankenbett taufen. Auf der Station Gunong Sitoli wurde gegen die heidnische Sitte, Ahnenbilder in den Häusern aufzubewahren, eingeschritten. Auch der christliche Häuptling hatte sich von diesem Mißbrauch noch nicht losgesagt. Die Ahnenbilder gehören der ganzen Familie zusammen; man kann daher erst dann mit Erfolg gegen ihre Aufbewahrung vorgehen, wenn alle Familienglieder übergetreten sind. Der Missionar brachte es soweit, daß ihm etwa 60 Ahnenbilder ausgeliefert wurden. Acht Christen, welche sich nicht fügten, wurden ausgeschlossen, was nur zur Läuterung der Gemeinde diente. Neueren Nachrichten zufolge ist zur großen Ueberraschung des Missionskomite's im Süden der Insel die Missionsarbeit aufgegeben worden. Die Kämpfe der Eingeborenen, ja ein ausdrückliches Gebot des holländischen Assistent-Residenten haben wenigstens vorläufig ein längeres Verbleiben der Missionare unmöglich gemacht.

Hat die deutsche Mission in China neben der englischen und amerikanischen überhaupt nur eine geringe Ausdehnung, so ist die

Arbeit der Barmer Mission in China die bescheidenste unter allen deutschen Missionsunternehmungen in jenem Land. Die Gesellschaft hatte dort bis vor kurzem nur eine einzige Station mit drei Missionaren; es ist Fukweng in der Provinz Kwang-Tung (Kanton). Es sind nun aber zwei neue Stationen, Tungkun und Tongthauha, gegründet worden. Ein Streit mit der Berliner Mission über die Grenze der beiderseitigen Gebiete ist durch Nachgeben der Barmer geschlichtet worden.

Wir fügen noch ein Urteil des »Chinese Recorder«, einer in Schanghai erscheinenden Missionszeitschrift bei: „Lange ehe irgend eine andere Gesellschaft ganz auf dem Festland von China arbeitete, hat die Rheinische Mission die Möglichkeit einer chinesischen Inland-Mission bewiesen, denn vom ersten Jahr dieser Mission an hat nie einer ihrer Missionare längere Zeit in einem der vertragsmäßig geöffneten Häfen gewohnt und so ist es bis auf diesen Tag geblieben. Wenn die Rheinische Mission nicht ebenso erfolgreich gewesen ist, wie die Basler, so muß man bedenken, daß die Hakka und die Kantonesen zwei ganz verschiedene Völker sind (vergl. das Februarheft des Magazins) und daß ein Erfolg unter den letzteren mehr bedeutet, als ein solcher unter den Hakka."

2) Die Basler Mission ist, wenn man nach der Zahl der gewonnenen Heiden fragt, nicht die erste unter den Missionen deutscher Zunge. Auf drei Missionsgebieten hat die Basler Gesellschaft jetzt etwas über 18000 Seelen in ihrer Pflege. Der Zuwachs im Lauf des Jahres 1885 hat ungefähr 1000 betragen. Wieder ist die Goldküste das fruchtbarste Gebiet gewesen. Die Gesamtzahl der Missionare beträgt 116, wovon 68 auf Indien kommen. Die Missionsschulen werden von 7320 Schülern besucht; auf Indien fallen davon 4696. Die Jahreseinnahmen der Gesellschaft betrugen nahezu eine Million Fr.; ebenso hoch beliefen sich die Ausgaben.

Die indische Mission ist um eine Station reicher geworden; es ist Bidschapur in Südmahratta. Im Gebiet des Nisams von Haiderabad, eines halb unabhängigen Fürsten, ist die Gründung einer Station in Koppala eingeleitet. Kasergod in Kanara, bisher zu Mangalur gehörig, ist eine Hauptstation geworden; ebenso ist Waniankulam in Malabar zum Stationsort bestimmt. Wenn auch die Macht des indischen Heidentums noch nicht gebrochen ist, so tritt doch vielfach eine veränderte Stellung der Eingeborenen zum Christen-

tum an den Tag. Das Vertrauen auf die Götzen schwindet dahin und der Einfluß des Christentums erstreckt sich weiter als nach der allerdings kleinen Zahl der Getauften zu erwarten wäre. Während in der alten Kirche ganze Völker erst getauft und dann christianisiert wurden, scheint in Indien der umgekehrte Gang stattzufinden. Das Volk steht unter der heilsamen Einwirkung des christlichen Geistes, ehe es sich dem Gehorsam des Glaubens beugt. Darum hoffen manche indische Missionare, daß in nicht ferner Zeit Massenübertritte stattfinden werden. Da in Indien namentlich die Frauen mit Zähigkeit am Heidentum festhalten, so sucht man denselben durch Bibelfrauen näher zu kommen, welche bei ihren Hausbesuchen Abschnitte aus der heil. Schrift vorlesen und besprechen. Bis jetzt stehen 15 solche Frauen im Dienst der Basler Mission, welchen übrigens, wie andern in Indien arbeitenden Missionen, von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in London die Mittel hiezu dargereicht werden. In dem in Mangalur gedruckten englischen Bericht über die Basler indische Mission lesen wir: Die Frauen in Malabar kaufen und lesen begierig die ihnen von unseren Bibelfrauen angebotenen Bücher. Es ist eine Thatsache, daß diese Frauen offene Thüren finden, wo weder ein Missionar noch ein eingeborener Gehilfe je Zutritt hätte. — In zunehmender Zahl werden eingeborene Pfarrer angestellt. Wenn man auch mit denselben im allgemeinen günstige Erfahrungen macht, so hütet man sich doch aus gutem Grund, sie ohne europäische Aufsicht zu lassen. Im ganzen kann gesagt werden, daß die indischen Gemeinden in ihrem inneren Stand vorwärts kommen. Besonders beachtenswert ist die Thatsache, daß die Industriewerkstätten in materieller und sittlicher Beziehung einen günstigen Einfluß ausüben.

Anfeindung hat die evangelische Mission vor allem von seiten der Katholiken zu erfahren. Die Jesuiten machen den Evangelischen namentlich auf dem Gebiet des Mädchenschulwesens Konkurrenz, leider nicht ohne Erfolg. Aber auch die Muhammedaner und die Heiden suchen durch Unterricht, Predigten und Schriften dem wachsenden Einfluß des Christentums zu begegnen.

Die Basler Stationen in China liegen in der Provinz Kwangtung. Eine neue Station wurde errichtet in Hoschuwan; eine andere in Hokschuha ist im Entstehen begriffen. Möglich ist, daß auch die Kreisstadt Hinnen bald besetzt wird. Ein eigentümliches Schicksal

hat die Station Kayintschu. Ein Bauplatz für die Stationsgebäude ist längst gekauft; aber der Christ, der denselben verkauft hat, ist deswegen ins Gefängnis geworfen worden und die Missionare müssen sich mit einer geringen Mietwohnung begnügen; doch ist neuestens gegründete Aussicht vorhanden, daß, allerdings nicht auf dem ursprünglichen Bauplatz, doch gebaut werden kann. Auch jener Christ ist freigegeben worden.

Wir können uns nicht versagen, aus einem im »Chinese Recorder« erschienenen Aufsatz über die Basler Mission in China einiges hier mitzuteilen: „Unsere deutschen Brüder sind so ausnehmend schweigsam in Beziehung auf ihr Werk, daß man denken möchte, ihre Mission sei kaum ins Dasein getreten oder habe jedenfalls keine solche Ausdehnung gewonnen, wie es thatsächlich der Fall ist. Ihr Motto ist offenbar: Thaten und keine Worte. Vor nahezu 40 Jahren kam Missionar Lechler mit einem Mitarbeiter (Hamberg) nach China, um das von Dr. Gützlaff begonnene Werk fortzusetzen. Anstatt sich mit der Wirksamkeit in den offenen Hafenplätzen (den 1842 vertragsmäßig geöffneten fünf Häfen) zu begnügen, drangen sie ins Innere des Landes ein und lebten nicht etwa einen Tag oder eine Woche, sondern Monate und Jahre lang mitten unter dem Volk. Sie kamen nur gelegentlich nach Hongkong, oft nur deswegen, weil die Chinesen sie von ihrem Posten vertrieben hatten. Wenn es im Missionsleben eine Romantik giebt, so konnten diese ersten Basler Missionare von Romantik sagen. Das Leben auf dem Festland bedeutete damals etwas anderes als jetzt, es bedeutete Verfolgung, möglicherweise Tod, es bedeutete Einsamkeit und Plünderung; aber unsere Brüder haben von Anfang an den Grundsatz befolgt, Missionare müssen im Lande leben, und so finden wir sie jetzt, mit Ausnahme von zweien, bei der Missionsarbeit auf dem Festland. Von 9 Stationen und 22 (23) Filialen aus treiben sie ihr Werk mit Eifer und bleiben oft 12—13 Jahre draußen, ehe sie zur Erholung heimreisen. Kirchen und Schulen werden gerne in unmittelbarer Nähe der Missionarswohnung erbaut; einigemale dient der erste Stock eines Missionshauses als Wohnung, während im Erdgeschoß die Kirche oder die Schule sich befindet. Man sieht, es soll eine möglichst enge Verbindung mit den Chinesen bestehen. Die Missionsstationen sind nicht immer in dicht bevölkerten Städten; vielmehr scheint man darauf ausgegangen zu sein, die Gebäude in einiger Entfernung von größeren Städten zu errichten.

Einige stehen nicht einmal in der Nähe eines Dorfs. Sonst sucht die Mission in große Städte oder in leicht zugängliche, an Flüssen gelegene Märkte einzudringen. Anders unsere deutschen Freunde. Sie suchten von Anfang an das Evangelium auf dem Lande auszubreiten und fragen nicht darnach, ob die Leute schwer zu erreichen sind. Auch wird das Arbeitsfeld gründlich bearbeitet. Drei oder vier Missionare besetzen manchmal ein Gebiet, das nicht so groß ist, als bei andern Gesellschaften das Gebiet eines einzigen Missionars. Sie leben unter dem Volk und zeigen den Leuten an ihrem eigenen Beispiel ebenso wie durch ihre Lehre, wie sie leben sollen.

Wenig hört man auch von den Frauen der Basler Mission, und wollte man ihr Werk nach dem beurteilen, was man aus ihrer Feder zu lesen bekommt, so möchte man sie fast für bloße Ziffern in der Mission halten. Sie sind noch schweigsamer als die Männer. Es werden keine Artikel für Woman's Work (eine Frauenmissionszeitschrift) geschrieben, obwohl sie alle etwas Interessantes erzählen könnten. Ein großer Teil ihrer Zeit wird allerdings durch Haushaltungspflichten in Anspruch genommen; aber daneben finden sie Zeit, Missionsarbeit auszurichten, wie den Unterricht von Mädchen und Weibern. Fragte man sie, was sie thun, so würden sie gewiß sagen: „Nichts"; ihre Hoffnung, sich in China nützlich machen zu können, sei durch die Sorge für ihre Familie vereitelt worden. Dennoch beweisen sie beim Werk ihres Herrn eine Treue und Geduld, wie man sie nicht überall findet. Manchmal sind sie Tage und Wochen lang allein, wenn ihre Männer Missionsreisen machen, und doch hört man kein Wort der Klage von ihnen. Mit allen kann man in drei oder vier Sprachen verkehren und wird gut verstanden. Einzelstehende Frauenzimmer giebt es nicht; aber die verheirateten Frauen thun so viel Missionsarbeit als sie können.

Der bezeichnendste Zug dieser Mission ist vielleicht das in ihr herrschende Erziehungssystem. Die Missionare selbst studieren eifrig die chinesische Litteratur und verwerten ihre Kenntnisse von derselben in der Schule und in der Predigt. Ihren Lerneifer sieht man in den Missionsschulen deutlich an dem für die jungen Chinesen vorgeschriebenen Studiengang. Derselbe ist vielleicht gründlicher als der jeder andern Schule in China. Man nimmt siebenjährige Chinesenknaben, welche in den ersten sieben Jahren der Elementarschule angehören; chinesische und christliche Lehrgegenstände sind hier

verbunden. Hierauf gehen die befähigten Schüler in die Mittelschule über; hier werden sie vier Jahre lang unterrichtet. Eine noch höhere Stufe ist das theologische Seminar, wieder mit vierjährigem Kurs. Die Mädchen lernen gleichfalls sieben Jahre in der Elementarschule."

Es ist gewiß interessant, zu sehen, wie eine deutsche Mission von einem wohlwollenden Augenzeugen aus einer andern Mission beurteilt wird. Einrichtungen, die uns selbstverständlich zu sein scheinen, fallen einem Fremden auf, finden aber seinen Beifall. Die Basler Missionare in China werden durch das ihnen in dem genannten Artikel — und zwar im Original noch reichlicher als in dieser Uebersetzung — gespendete Lob nicht sicher gemacht werden. Der Herr hat ja dafür gesorgt, daß sie nicht bloß von Erfolgen, sondern auch von Schwierigkeiten und Mißerfolgen zu berichten haben.

Die Goldküste hat wieder schmerzliche Opfer an Menschenleben gefordert, aber auch eine erfreuliche Ernte aufgewiesen. Die Station Begoro hat allein einen Zuwachs von 305 Seelen erfahren. Aus dem Akemland wird folgende bezeichnende Aeußerung eines alten Heiden berichtet: „In früheren Zeiten hat man in Akem die Fetische auch etwas gelten lassen. Keine Plantage hat man angelegt, ohne den Fetisch zu fragen, wo ein guter Ort zu finden sei oder was man darauf pflanzen solle. Auch fragte man den Fetisch, ob man Schafe, Ziegen oder Schweine halten solle. Seit aber das Christentum, von dem man früher nichts wußte, nach Akem gekommen ist, fragen nicht nur die Christen den Fetisch nicht mehr in so wichtigen Angelegenheiten, sondern auch so viele Heiden, namentlich des jüngeren Geschlechts, mißachten den Rat des Fetischs. Deshalb ist es das beste, wenn die jungen Leute Christen werden und die Schule besuchen; die Alten aber sollen Heiden bleiben, da sie ja doch bald sterben."

Bemerkenswert ist noch, daß auf der Goldküste eine medizinische Mission begonnen hat. In dieser Art von Missionsarbeit haben uns die Engländer und Amerikaner längst überholt. Der Missionsarzt Dr. Fisch hat in erster Linie die Missionsgeschwister in Krankheitsfällen zu behandeln; doch widmet er seine Dienste auch den Eingeborenen. — Das Schulwesen ist sehr ausgedehnt, wie die Zahl von 2164 Schülern beweist. Die Missionsschulen gehen in erster Linie darauf aus, die Schüler zum Lesen und Verstehen der heil. Schrift zu befähigen.

Wie es dazu gekommen ist, daß die Basler Missionsgesellschaft ein viertes Missionsgebiet, Kamerun, übernommen hat, ist im Januarheft des Missionsmagazins von kompetentester Seite dargelegt worden. Indem wir auf jenen Bericht verweisen, fügen wir hier nur noch bei, auf welche Weise man sich mit der Schwierigkeit zurechtfinden will, daß hier baptistische Gemeinden von einer die Kindertaufe ausübenden Mission zu übernehmen sind. Selbstverständlich ist, daß von einem Verzichten auf die Kindertaufe nicht die Rede sein kann. Die eingeborenen Prediger, welche willens sind, in den Dienst der Basler Mission zu treten, werden angenommen werden, sofern sie die gemeinsame evangelische Wahrheit vertreten wollen, ohne für ihre baptistischen Sonderlehren zu werben. Kindertaufen, Taufen durch Besprengung statt durch Untertauchen und wenn sonst etwas ihnen Gewissensbedenken machen sollte, werden ihnen nicht zugemutet, sondern etwa vom Missionar selbst übernommen werden. Jede Agitation gegen die Lehre oder Praxis der Basler würde aber zur Entlassung des Betreffenden führen. Baptistischen Eltern, wenn sie bezüglich ihrer Kinder der baptistischen Uebung folgen wollen, wird kein Hindernis in den Weg gelegt; ebensowenig wird denjenigen Personen, welche unter baptistischer Einwirkung sich dem Christentum zugewandt haben, die baptistische Form der Taufe versagt. Sollte je ein Teil der Christen sich der neuen Gemeindeordnung nicht fügen, so soll der Errichtung selbständiger baptistischer Gemeinden nicht gewehrt, ja es soll ihnen der Genuß der Segnungen der Basler Mission (z. B. der Schulen) nicht erschwert werden.

3) Berliner Mission. — Da ein Jahresbericht nicht vorliegt und wir überdies, falls es der Raum gestattet, über das Hauptarbeitsfeld der Berliner Missionsgesellschaft, Südafrika, bald nach Anleitung von Wangemanns „Zweitem Reisejahr" genauere Mitteilungen geben möchten, so beschränken wir uns hier darauf, das Wichtigste aus Wangemanns Hilferuf: „Die gegenwärtige Lage der Berliner Mission in Afrika und in Deutschland" mitzuteilen. Die Berliner haben Stationen in der Kapkolonie, im Kafferland, im Oranje-Freistaat, in Transvaal und in Natal. Von dem Gemeindeleben kann im allgemeinen Günstiges berichtet werden. Namentlich leisten die eingeborenen Gehilfen den Missionaren die besten Dienste. Sie geben ihr Urteil über die Taufbewerber ab, besuchen die Kranken, beteiligen sich an der Armenpflege und suchen Zucht und Ordnung

aufrechtzuerhalten. In einzelnen Gemeinden halten die Aeltesten vor Sonnenaufgang eine regelmäßige Morgenandacht mit der Gemeinde. Der Missionar bespricht mit ihnen die Fälle, wo Kirchenzucht geübt werden muß und berät mit ihnen über das Schulgeld und über kirchliche Abgaben. Die jüngeren Gemeinden halten gute Zucht, namentlich gegen Zaubereisünden und andern heidnischen Aberglauben. Dagegen ist in älteren Gemeinden oft eine gewisse Gleichgültigkeit zu beklagen; es kommen hier sogar Fälle von Feindseligkeit gegen den Missionar vor. Die Beichtanmeldung wird aufrecht erhalten, obwohl dieselbe bis zu drei Tagen die Zeit des Missionars in Anspruch nimmt. Grobe Sünden ziehen zeitweilige Ausschließung vom heil. Abendmahl, bei fortgesetzter Unbußfertigkeit gänzliche Ausschließung aus der Gemeinde nach sich. In vielen Häusern wird Hausandacht gehalten. Die Gottesdienste werden fast allgemein fleißig besucht. Bei der musikalischen Begabung der Farbigen in Südafrika ist es auch nicht schwer, einen Singchor zustande zu bringen. Die Kommunikantenzahl ist fast überall beträchtlich höher als die Seelenzahl der Gemeinden. Das Schulgeld hat nicht immer leichten Eingang gefunden. Schulen haben alle Stationen, auch wenn nur 6—8 Kinder vorhanden sind. Die zur kirchlichen Versorgung der Gemeinden erforderlichen Geldmittel werden wenigstens teilweise von diesen selbst aufgebracht. Ja einige Gemeinden sind imstande, alle Bedürfnisse aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Besonders erfreulich ist, daß sich auch Interesse für die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden zeigt und immer wieder Evangelisten auftreten, welche ihren heidnischen Volksgenossen den Herrn bezeugen. Es sind deswegen zwei Nationalhelfer-Institute gegründet worden, in welchen Eingeborene einige Jahre lang unterrichtet werden, um nach erstandener Prüfung als Lehrer oder Evangelisten ihrem Volke zu dienen. Die Christengemeinden nehmen eine geachtete Stellung ein und so haben einzelne heidnische Häuptlinge angefangen, das Christentum als eine nicht mehr zu verdrängende Macht anzusehen.

Leider muß die Berliner Mission darüber klagen, daß Missionare aus anderen evangelischen Kirchen sich in ihre Stationen unter den Bapedi (Transvaal) eingedrängt haben. In Sekukunis Land suchen die Methodisten zu ernten, obwohl sie nicht gesät haben. Sie dringen namentlich in die Außenstationen ein und stellen durch ihre zum Teil von den Berlinern abgefallenen Nationalhelfer den Katechumenen vor,

wenn sie zu ihnen übergehen, brauchen sie nicht so lange auf die Taufe zu warten. Der Vorwurf, die Berliner Missionare fordern eine zu strenge Zucht und einen allzu langen Unterricht vor der Taufe, thut natürlich seine Wirkung. Der wesleyanische Bischof in Pretoria hat mit Hilfe eines ihm selbst als unlauter bekannten Nationalgehilfen auf dem Arbeitsgebiet der Berliner 100 Personen getauft und daher kommt es, daß bei letzterer Gesellschaft die Zahl der Getauften zurückgegangen ist. Unter den Häuptlingen giebt es solche, denen es ganz erwünscht ist, daß nun auch ein weniger strenges Christentum vorhanden ist. Im Kapland erlauben sich die Anglikaner ähnliche Uebergriffe. Die Berliner Mission hatte auf der Station Herbertsdale ein Haus an einen christlichen Kaufmann vermietet. Ein Konkurrent desselben schwur darum dieser Mission den Untergang und auf seine Einladung gab sich ein anglikanischer Geistlicher dazu her, eine Gegenmission zu gründen. Die Folge ist, daß die Gemeinde sich nicht mehr selbst zu erhalten vermag. Eine andere Plage für die Mission ist die Dürre, von der Südafrika seit vier Jahren heimgesucht ist; der Viehstand ist dadurch bedeutend zurückgegangen und die Gemeinden haben schwere Verluste erlitten. Die größte Not aber, welche den Fortbestand des ganzen Missionswerks in Frage stellt, ist ein etwa 200,000 Mk. betragendes Defizit, das neueren Nachrichten zufolge erst auf 180,000 Mk. zusammengeschmolzen ist. Ist es nicht eine Schmach, daß eine segensreiche Mission, die ihren Sitz in der Hauptstadt des deutschen Reiches hat, so wenig Unterstützung findet, daß sie an Einschränkung statt Erweiterung ihrer Arbeit denken muß? Was haben die schönen Redensarten, die wir seit der neuen kolonialen Aera zu hören bekamen, der Mission eingetragen? Man erkennt sie an, man wirbt um ihre Bundesgenossenschaft, man mutet ihr zu, in weit größerem Maßstab zu wirken; aber man denkt nicht daran, ihr die Mittel zu gewähren, um auch nur ihren bisherigen Bestand aufrecht erhalten zu können. Die Mission ist in Deutschland noch lange nicht eine Sache des ganzen Volkes geworden. Bisher hat man es den Frommen überlassen, die Heiden zu bekehren. Nun haben auch solche, die selber nicht fromm sein mögen, ein Interesse an der Christianisierung und Kultivierung der Heiden. Aber das Geld sollen nach wie vor die Frommen beschaffen. Das Defizit der Berliner Mission ist ein Anzeichen dafür, daß der Missionssinn in Deutschland noch wenig erstarkt ist.

4) Schleswig-Holsteinische (Breklumer) Missionsgesellschaft. Wie die Berliner Mission den Gedanken, in Deutsch-Ostafrika ein neues Arbeitsfeld zu betreten, zurückweisen mußte, so hat auch die Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft sich nicht entschließen können, eines der deutschen Kolonialgebiete in Angriff zu nehmen. Die erst im Jahr 1876 gegründete Breklumer Mission hat vor wenigen Jahren einen bescheidenen Missionsversuch in Indien unternommen und konnte nicht wohl schon jetzt daran denken, sich an eine neue Aufgabe zu wagen. Auf der Station Salur (Teleguland) haben die Missionare die schmerzliche Erfahrung machen müssen, daß nicht einmal die schon vollzogene Taufe den Bruch mit heidnischem Unwesen, namentlich mit den Kastenvorurteilen gewährleistet. Es muß wieder fast ganz von vorne mit der Gemeindegründung angefangen werden. Koraput und Kotpad stehen auch noch in den Anfängen. Daß Bastar nun der Mission zugänglich ist, haben wir im Januarheft berichtet. Der englische Oberbeamte, Mr. Priest, hat die beiden in Kotpad stationierten Missionare eingeladen, das Weihnachtsfest mit ihm in Jagdalpur, der Hauptstadt Bastars, zu feiern. Dem Bericht über das Missionshaus entnehmen wir noch die beachtenswerte Bemerkung: „Ein großer Uebelstand ist es, daß so wenige tüchtige Zöglinge sich melden; unbrauchbare, deren unlautere Motive oder mangelnde Tüchtigkeit bald zu erkennen waren, genug; aber wenig brauchbare. Eine Wohlthat wäre es, wenn das jetzige Meldungswesen wegfiele und die Geistlichen der Provinz es in die Hand nähmen, tüchtige und berufene junge Leute zu ermitteln, zu ermuntern und anzumelden.“ Nun, das Ermitteln und Ermuntern junger Leute, die sich zum Missionsberuf eignen, ist ganz besonders schwer und verantwortungsvoll und die Geistlichen, auch wenn sie alle eines Sinnes wären, würden gewiß nicht lauter tüchtige Leute ausfindig machen.

Aus Bischof Hanningtons letzten Tagen.

Kürzlich haben wir berichtet, daß es dem in Uganda festgehaltenen Missionar Makay gelungen sei, das Tagebuch zu erwerben, das Bischof Hannington (s. Missionsmagazin 1886, S. 148 ff.) über seine letzte Reise geführt hat. Als dasselbe am 25. Oktober v. J. in London ankam, wurde es alsbald von der kirchlichen Missionsgesellschaft veröffentlicht. Es war dies nicht ganz leicht, denn Hannington hatte so klein geschrieben, daß man einzelnes nur mit Hilfe eines Vergrößerungsglases entziffern konnte. Im »Gleaner«, einer illustrierten Monatsschrift, welche die kirchliche Missionsgesellschaft herausgiebt, finden wir die genaue Wiedergabe einer Seite des Tagebuchs in der Originalhandschrift, außerdem zwei rohe Federzeichnungen der Hütte, in welcher der Bischof seine letzten Tage zubrachte. Wir entnehmen dem Tagebuch folgendes: Mittwoch, den 21. Oktober (1885). In Lubwa's Platz (in der Landschaft Usoga, nordöstlich vom Viktoria Nianza-See) verlangte man zuerst in höchst unverschämtem Ton 10 Gewehre und 3 Tonnen Pulver. Dies verweigerte ich natürlich. Dann verlangten sie, ich solle hier drei Tage mich aufhalten. Ich wies dies zurück und sprang auf, um auf einem andern Wege umzukehren; da hieß es, ich solle auf den Häuptling warten. Nachdem ich lange gewartet hatte, wurden mir dieselben Zumutungen wieder gemacht. Ich erklärte: Ich kehre auf dem Weg zurück, auf dem ich gekommen bin. Unterdessen wurden die Kriegstrommeln gerührt. Mehr als 1000 Soldaten versammelten sich. Meine Leute baten mich, ich möchte mich doch nicht rühren. Ich lachte sie aus und schob sie mit dem Gepäck durch die Menge, indem ich den Rückweg einschlug. Nun kam ein Bote mit der dringenden Bitte, ich möchte mich doch nur eine kurze Zeit verweilen. Ich willigte erst dann darein, als mehrere solche Botschaften gekommen waren. Ich dachte, es gehe jetzt nach meinem Wunsch; so erklärte ich, ich wolle ein kleines Geschenk geben und durchreisen. Mein Geschenk wurde zurückgeschickt und ich wurde aufgefordert, einen Tag zu bleiben. Ich gab nach, einfach weil ich dachte, der Häuptling kann mich in Booten direkt nach Mwangas

Hauptstadt bringen und mir so einen Marsch von einer Woche ersparen. Es wurden uns sieben Gewehre gestohlen; ich that, als ob ich mich darüber freue, da ich nicht von ihnen, sondern von Mwanga Schadenersatz verlangen werde. Ein Soldat mußte mich in meinem Zelt bewachen und mich begleiten, sobald ich es verließ. Ich erstieg einen Hügel in der Nähe und sah zu meiner Freude den Nil in der Entfernung von nur einer halben Stunde. Die Erlaubnis, an den Nil zu gehen, wurde mir verweigert. Da meine Leute nicht glauben wollten, daß der Nil so nahe sei, so veranlaßte ich Brahim, den Anführer derselben, mit mir eben an jenen Punkt zu gehen, wo ich den Nil gesehen hatte. Ein paar andere gingen mit hinauf und einer, der sagte, er wolle mir noch eine andere Aussicht zeigen, führte mich weiter fort. Da griffen uns plötzlich etwa zwanzig Strolche an. Brahim wurde sofort gebunden; mich warfen sie auf den Boden und beraubten mich aller meiner Werthsachen. Da ich sie für Räuber hielt, schrie ich um Hilfe; nun schleppten sie mich fort, wie ich annahm, um mich in einen nahen Abgrund zu stürzen. Ich schrie wieder, obwohl einer drohte, er werde mich mit einem Prügel tot schlagen. Zweimal war ich nahe daran, mich von ihnen losreißen zu können; aber die Gegenwehr machte mich schwach und ich wurde an den Beinen auf dem Boden geschleift. Ich sprach: Herr, ich übergebe mich in deine Hände; ich sehe nur auf dich. Noch ein Kampf, ich kam wieder auf die Füße und wurde so vorwärts gestoßen. Mehr als einmal stieß ich heftig an Bananenbäume, da die einen mich hierhin, die andern dorthin drängen wollten. Die Anstrengung und der Kampf unmittelbar nach dem Essen verursachten mir quälende Schmerzen im Magen. Trotz allem, während ich wußte, daß ich fortgeschleppt werde, um ermordet zu werden, sang ich: „Sicher in Jesu Armen“ und „Mein Gott, ich bin dein,“ und lachte dann über das Schreckliche meines Zustandes. Meine Kleider waren in Stücke zerrissen, ich war von dem Schleifen auf dem Erdboden durch und durch naß, alle meine Glieder waren verrenkt; eine ganze Stunde mußte ich den unmittelbar bevorstehenden Tod erwarten, ich wurde fortgerissen, geschleppt, gestoßen, in einer Stunde etwa 5 (englische) Meilen weit, bis wir zu einer Hütte kamen, in die ich gedrängt wurde. „Nun werde ich ermordet werden.“ Als sie die eine Hand losließen, fuhr ich mit dem Finger über die Kehle. Sie sagten bestimmt „nein“. Wir erfuhren nun, daß der

Sultan (von Uſoga, Vaſall Mwanga's) mich hatte ergreifen laſſen. Nun begann eine neue Angſt. Hatte er alle meine Leute ermordet? Es vergingen zwei bis drei Stunden voll ſchrecklicher Spannung; ich zitterte vor Kälte. Zu meiner Freude wurden zwei von meinen Leuten mit meinem Bett zu mir gebracht. Ich hörte nun, daß der Sultan mich und zugleich meine Leute und mein Gepäck in ſeine Gewalt gebracht habe und daß er mich ſo lange gefangen halten wolle, bis er Befehl von Mwanga bekomme. Ich fürchte, das kann eine Woche oder mehr dauern. Ich bin in Gottes Händen.

Donnerſtag, den 22. Oktober. — Die Hütte, in der ich die Nacht zubrachte, iſt groß, hat aber keine ordentliche Ventilation und keinen Rauchfang. Ein Feuer brannte auf dem Herd; ungefähr 20 Männer waren um mich her, Ratten und Ungeziefer die Menge. Ich habe furchtbares Zittern, Schmerzen innerlich und in allen Gliedern, Durſt; der Schlaf floh meine Augen. Pinto darf mir kochen; auch darf ich meine Bibel und mein Schreibzeug bei mir haben. Meine Leute ſind, wie ich höre, eingeſperrt; doch ſind ſie wohlauf und mein Gepäck iſt, einige Kleinigkeiten abgerechnet, unverſehrt. Ich fürchte, ich werde wenigſtens eine Woche in dieſem ſchwarzen Loch ſein müſſen, wo ich nur durch eine Spalte das zum Schreiben nötige Licht bekomme. Ich habe kaum noch ſo viel Kraft, um meine kleine Bibel zu halten. Mein Gott, ich bin dein.

Gegen Abend wurde mir erlaubt, eine kurze Zeit draußen zu ſitzen und die friſche Luft zu genießen. Als ich wieder in mein Gefängnis hinein ging, wurde es um ſo ſchlimmer; ich fiel erſchöpft auf mein Bett und brach in Thränen aus. Es iſt mir, fürchte ich, zu Mut, wie einem gefangenen Löwen und doch bin ich ſo zerſchlagen, daß ich nur mit der größten Mühe ſtehen kann. Aber obwohl ich ſo eng eingeſchloſſen bin, genieße ich manche Gnade, die des Dankes wert iſt. Ich ſollte ſeinen heiligen Namen preiſen und ich thue es. Man geſtattete mir beim Eſſen nicht den Gebrauch eines Meſſers und die Wilden, die mich bewachen, machen ſich immer luſtig über den Mzungu (Europäer), oder es kommt mir wenigſtens ſo vor.

23. Oktober. — Ich ſchlief gut; aber als ich erwachte, war ich ſo ſchwach, daß ich nur mit größter Mühe herauskriechen und mich auf einen Stuhl ſetzen konnte. Dennoch bewachen ſie jede meiner Bewegungen, als ob ich ein Rieſe wäre. Ich ſagte zu ihnen: „Nehmet doch meine Stiefel weg; wie kann ich dann entfliehen?“

Nachmittags. — Zu meinem Erstaunen kamen meine Wächter, knieten vor mir nieder und baten mich, ich möchte hinauskommen. Ich that es. Draußen war der Häuptling mit ungefähr 100 seiner Weiber, die gekommen waren, um in grausamer Neugierde ihre Augen an mir zu weiden. Ich war dazu aufgelegt, ihm an die Kehle zu springen; aber ich blieb still sitzen, las für mich Matth. 5, 44. 45 und wurde dadurch gestärkt. Ich fragte, wie viele Tage er mich noch gefangen halten wolle. Er sagte: „Wenigstens vier." Ich bat ihn um die Erlaubnis, in dem Zelt, in dem ich mich bei Tag aufhalten durfte, auch schlafen zu dürfen. Er gestattete es, stellte aber an jede Thüre zwei bewaffnete Soldaten. Der Zweck seines Besuches war, mich zu bitten, ich möge dem König nichts Schlimmes von ihm sagen. Was kann ich Gutes sagen? Ich gab keine Antwort auf die zweimal wiederholte Bitte. Er sagte nun, wenn ich einen kurzen Brief schreibe und verspreche, darin nichts Ungünstiges über ihn zu sagen, so wolle er denselben alsbald abschicken. Hastig kritzelte ich etwas nieder und bat, Mackay (der Missionar) möge kommen.

24. Oktober. — Gottlob, ich hatte eine herrliche Nacht in meinem eigenen Zelt trotz Sturm und Regen. Persönlich habe ich dem alten Mann und seinen Leuten die rohe Behandlung ganz vergeben, obwohl ich mich heute noch nur mühselig von der Stelle bewegen kann. Freilich, wenn die Sache ungeahndet bleibt, so ist die Sicherheit aller weißen Reisenden in diesen Gegenden gefährdet. Ich will es daher den Brüdern, welche landeskundig sind, überlassen, ob sie etwas thun wollen oder nicht. Der Tag verging sehr ruhig. Ich beschäftigte mich mit meiner Bibel und meinem Tagebuch.

25. Oktober. — Ich habe noch viele Schmerzen in den Gliedern. Obwohl meine Wächter mitunter wie Blutegel an mir kleben und zwei von ihnen mit dem Gewehr in der Hand die Nacht in meinem Zelt zubringen, so werden sie doch nachgerade recht sorglos. Ich hätte schon entfliehen können. Aber auch wenn es hieße: „Geh", würde ich bleiben, um ein Pfahl im Fleisch des alten Herrn (des Häuptlings) zu sein. Es kommt wohl von der angeborenen Freude am Widersprechen her, daß ich ihm täglich zweimal durch seine Boten angelegentliche Grüße und zugleich Nachrichten über mein Wohlbefinden sende. Er schickte wieder eine Abteilung von 20 anderen seiner Weiber, die den Gefangenen besichtigten. Nachdem sie ihre

Luft an mir gesehen und ihre Bemerkungen gemacht hatten, zogen sie sich ehrerbietig zurück. Einer meiner Wächter will mir, wenn ich ihn recht verstehe, zur Flucht verhelfen. Aber unter den gegenwärtigen Umständen wünsche ich nicht zu entfliehen. Es besteht eine große Freundschaft, ja fast ein zärtliches Verhältnis zwischen mir und meinen Wächtern. Einer sagt, wenn er von mir spricht, immer: Mein Weißer. Drei Abteilungen von den Weibern des Häuptlings besuchten mich heute; man sagt, er habe nahezu 1000. Meine Leute werden in enger Haft gehalten. Nur zwei von ihnen dürfen mir jeden Tag meine Nahrung bringen. Sie wechseln damit ab und bitten darum, dieses Geschäft besorgen zu dürfen.

26. Oktober. — Wenn auch die Schmerzen und die Steifheit der Glieder abgenommen haben, so bin ich doch matt und schläfrig. Mackay sollte heute meinen Brief bekommen und es wäre auch Zeit genug verflossen, daß der Häuptling eine Antwort auf seine erste Anfrage haben könnte. Den Inhalt derselben weiß ich nicht. Sie lautete wahrscheinlich etwa: „Der weiße Mann wartet hier. Soll ich ihn schicken? Ich warte auf Ew. Majestät Befehl.“ Wenn sie sich nicht denken können, wer der Weiße ist, so werden sie wahrscheinlich nach afrikanischer Manier erst einmal zwei bis drei Tage über die Sache reden und dann gemächlich eine Botschaft schicken, die mir Mwangas Erlaubnis, zu ihm zu kommen, bringt. Dreimal kamen heute wieder Weiber des Häuptlings, die mich sehen wollten. Den ersten schenkte ich keinerlei Aufmerksamkeit. Als die nächsten kamen, zog ich mich in die Hütte zurück und wollte sie nicht sehen. Später kam noch eine dritte Schar. Da mir etwas besser war, so kam ich heraus und legte mich auf mein Bett. Es ist kein Vergnügen, sich angaffen lassen wie ein gefangener Löwe. Wenn mein Zelt auch weit besser ist, als die Hütte, so schlafen doch zwei Soldaten neben mir und meine übrigen Wächter sind ganz in der Nähe; sie lachen, trinken und schreien bis tief in die Nacht hinein und fangen damit schon vor Tagesanbruch wieder an.

27. Oktober. — Ich bezweifle allmählich, daß der Häuptling überhaupt zu Mwanga geschickt hat. Hält man mich noch eine Woche hier fest, so kann ich als sicher annehmen, daß keine Boten abgeschickt worden sind. Dann werde ich womöglich einen Fluchtversuch machen, trotz der Gefährlichkeit des Unternehmens und obwohl ich all mein Eigentum zurücklassen müßte. Heute besuchten nur einige wenige

Damen das wilde Tier. Mir war so elend; so zog ich mich in meine Höhle zurück, wohin sie mir folgten. Doch da es dunkel war und ich nichts sprach, gingen sie bald fort. Ich bin sehr schwach und bitte Gott um Erlösung.

28. Oktober. — Eine schreckliche Nacht, zuerst durch die lärmende, betrunkene Wache, dann durch Ungeziefer. Ich glaube, ich konnte keine Stunde schlafen; ich erwachte mit heftigem Fieber. O Herr, erbarme dich meiner und erlöse mich! Ich bin ganz gebrochen und niedergeschlagen. Das Lesen des 27. Psalms tröstete mich. In ein bis zwei Stunden entwickelte sich das Fieber sehr rasch.

Abends. — Das Fieber ist verschwunden. Es kam die Nachricht, Mwanga habe drei Soldaten geschickt; welche Nachricht sie bringen, will man mich noch nicht wissen lassen. Ich wurde sehr getröstet durch den 28. Psalm.

29. Oktober. (Der achte Tag der Gefangenschaft.) — Ich kann nichts Neues erfahren; aber ich wurde aufrecht erhalten durch den 30. Psalm, der mit großer Kraft zu mir kam. Eine Hyäne heulte in der letzten Nacht in meiner Nähe; sie roch meinen Kranken; aber ich hoffe, sie soll mich noch nicht kriegen.

Der 29. Oktober war unzweifelhaft der Tag, an dem Hannington getötet wurde.

Missions-Zeitung.

Kongo.

Die Pariser Missionsgesellschaft ist durch das Entgegenkommen des bekannten Brazza, der im französischen Kongogebiet Generalbevollmächtigter ist, in ihrem Vorhaben, daselbst eine Mission zu beginnen, bestärkt worden. In einer Besprechung mit einigen Komitemitgliedern stellte er der Gesellschaft in Aussicht, es werde für jede von ihr gegründete Schule eine Geldunterstützung bewilligt und überdies das Gepäck der Missionare unentgeltlich befördert werden. Besonders wohlthuend ist die Art, wie die Zeitschrift der Pariser Gesellschaft sich über den rein religiösen Charakter des neuen Unter-

nehmens ausspricht:*) „Es handelt sich um ein wirkliches Missionswerk und nicht um eine mehr oder weniger politische Unternehmung, bei der die Religion nur eine untergeordnete Rolle spielen würde. Der Gedanke, an dem Friedenswerk eines Brazza mitzuarbeiten, ist allerdings unserem Patriotismus nicht gleichgültig. Aber so wichtig uns auch die Interessen unseres Vaterlandes sind, so würden wir uns doch nie dazu hergeben, ihnen diejenigen des Werkes Gottes aufzuopfern, wenn der geringste Widerspruch zwischen beiden bestünde. Dies ist am Kongo nicht der Fall." Ebenso besonnen und echt evangelisch spricht sich dieselbe Zeitschrift, um dies hier anzuführen, aus Anlaß der Christenmorde im Tonkin aus: „Welch schreckliche Folgen hat es, wenn die christliche Mission ein Bündnis mit der Politik eingeht. Die katholische Mission im Tonkin hat mit der Eroberung und der französischen Besitzergreifung gemeinsame Sache gemacht. Die katholischen Christen sind eine politische Partei geworden. Ihre Landsleute klagen sie natürlich des Verrates am Vaterland an. Die Missionare haben, durch die Umstände gedrängt, ihre Bekehrten militärisch organisiert. Der eine erstürmt mit seinen Schülern befestigte Punkte; der andere fällt bei einem Ausfall; ein dritter klagt, daß er auf die Flüchtlinge, die er mit seinen Christen verfolgte, nicht habe schießen können, weil ihm die Munition ausgegangen sei. Muß die Kirche in diesem Sinn eine streitende sein? Ist nicht demjenigen Apostel, dessen Nachfolger das Oberhaupt dieser Missionen sein will, gesagt worden: Wer zum Schwert greift, wird durchs Schwert umkommen?"

Ostafrika.

Der Sohn und Nachfolger Umzila's ist in das portugiesische Gebiet nördlich vom Limpopo eingefallen. Am 23. Oktober v. J. kam es zur Schlacht; die Portugiesen wurden geschlagen. Die amerikanischen Missionare in Inhambane und Mongwe sind unverletzt geblieben. Uebrigens bleibt erst noch abzuwarten, wie viel an den jedenfalls übertriebenen Berichten von dem Aufstand der Eingeborenen gegen die Portugiesen wahr ist.

Bischof Parker, Hanningtons Nachfolger (s. Februarheft S. 91) ist in Lamu, nördlich von Mombas angekommen.

Die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika in Berlin hat von der Londoner wie von der englisch-kirchlichen Missions-

*) Diese Bemerkung wird hoffentlich genügen, um den Schein zu beseitigen, als ob wir mit der Anmerkung auf S. 5 des Januarheftes der Pariser Mission hätten einen Vorwurf machen wollen. Es sollte dort nur gesagt werden, daß die französische Regierung auch die evangelische Mission politischen Rücksichten dienstbar machen möchte.

gesellschaft auf besondere Anfrage die Antwort erhalten, daß jene Gesellschaften nicht die Absicht haben, in den Küstenländern Mission zu treiben, da sie ihr Augenmerk namentlich auf die großen innerafrikanischen Seen gerichtet haben. Ein eigenes Missionshaus gedenkt die neue Gesellschaft vorerst nicht zu errichten. Die von Wangemann geleitete Berliner Missionsgesellschaft ist bereit, in ihrem Missionshaus gegen bloßen Ersatz der Selbstkosten Zöglinge für die neue ostafrikanische Mission auszubilden. Auch wäre die alte Missionsgesellschaft geneigt, der neuen Missionare abzutreten, die in Südafrika entbehrlich geworden sind, vorausgesetzt, daß dieselben sich hiemit einverstanden erklären. Auch mit der Chrischona hat man Verbindungen angeknüpft und man hofft, schon im Februar d. J. einen Missionar aussenden zu können. Zugleich besteht die Absicht, christliche Handwerker als Kolonisten nach Ostafrika zu schicken, ohne übrigens dieselben auf die Dauer in Verbindung mit der Gesellschaft erhalten zu wollen. Der Vermögensstand der neuen Mission ist noch bescheiden. Für den Kirchenbau in Dunda (Usaramo am Kingani) und für die Mission überhaupt sind 7454 Mk. eingegangen, für das Krankenhaus 5501 Mk. Es konnte deshalb die für Januar in Aussicht genommene Aussendung einer Diakonissin nicht zur Ausführung gelangen. Das seit Anfang d. J. erscheinende Missionsblatt der Gesellschaft „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission" sucht auch die Bedenken zu beseitigen, welche „aus den Kreisen der Missionsfreunde und Missionsgelehrten" gegen die neue Mission erhoben worden sind. Es kann uns nur freuen, wenn alle diese Bedenken, die wir im wesentlichen auch teilen, sich als unbegründet erweisen.

Die Missionare des bayrischen Missionsvereins für Ostafrika (s. Februarheft S. 91) wurden am 29. Oktober v. J. dadurch überrascht, daß der Sultan von Sansibar Besitz von Jimba ergriffen hat. „Die Befehlshaber fragten uns mit aller Bescheidenheit, wo sie denn ihre mitgebrachte Flaggenstange errichten dürften. Diese Arbeit nahm ziemlich lange Zeit in Anspruch. Nun kam der wichtige Akt und die rote zerrissene Flagge wurde aufgezogen."

Von der Missionsstation der schwedischen Vaterlands-Stiftung M'kullo in Ostafrika (vgl. 1885, 423 f.) sind folgende neue Nachrichten mitzuteilen. Der Tod hat auch hier seine Opfer gefordert; so starb am 11. Dez. 1885 der ordinierte Missionar Peter Lundahl. Als er im Todeskampf lag, rief er aus: „Jesus hilft, Jesus hilft", und dann zuletzt, auf seine Frau und Kinder blickend: „Sorget nichts" (Phil. 4, 6).

Im nahen Massaua hat sich das Leben durch die italienische Besetzung sehr geändert; oft war M'kullo durch umherstreifende Horden bedroht, wurde aber wunderbar beschützt. Die Abessinier wagten sich nicht heran und die Muhammedaner verhielten sich angesichts der Italiener ruhig. Der abessinische General Ras Allola

ließ sich von einigen italienischen Aerzten und auch vom Missionsarzt Dr. Wingqwist behandeln, doch hatte die Mission davon keinen Gewinn. Aber als die italienische Kolonieregierung unter dem braven General Gené den Sklavenhandel zu unterdrücken versuchte und Sklaven befreite, übergab sie mehrere derselben den katholischen Missionaren in Massaua und überwies den Schweden 22 Mädchen und 8 Knaben. Die Mission hatte die Freude, für die Behandlung und Unterweisung der ihr übergebenen befreiten Sklaven eine amtliche Anerkennung seitens der italienischen Regierung zu erhalten. In M'kullo arbeiteten außer Landahl als ordinierte europäische Missionare: O. Monsson, A. Swensson, Dr. K. Wingqwist, K. G. Roden. In der Knabenschule zu M'kullo waren 1885: 39 und in der Mädchenschule 46 Kinder. — Wo aber liegt die neue Station Djimma? Oestlich von Gera, nordöstlich von Kaffa, zwischen dem 7. und 8. Grad und etwa auf dem 37. Grad östlicher Länge ist die Landschaft Djimma, in welcher von M'kullo aus der Versuch gemacht wird, Jesum zu predigen. Der Helfer Negusie zog mit zwei andern Gefährten dorthin, von Agan über Godjam und Bali. — Der berühmte König Menelek hatte damals in Djerien (Djiren) nördlich von Djimma, sein Feldlager und ließ Negusie freundlich zu sich kommen, wollte ihm auch zwei Kinder zur Erziehung geben. Aber unseres Katecheten Vorlesung und Lehre wurde von dem eifrigen Muhammedaner Aba Karo, einem Höfling des Königs, argwöhnisch beobachtet und angefeindet. — Eines Tages kam der Schoafürst Ras Gosana bis nach Djimma, nachdem er die Orte Agalo und Lemo ausgeplündert hatte. Doch fand Negusie bei dem Schoahäuptling Gnade, weil er ihm von Bali her bekannt war. Nun zogen von M'kullo aus Pohlmann, Bergmann und Onesimus nach Schoa, um gleichfalls nach Djimma zu gelangen; doch in Ankober wurden sie auf Meneleks Befehl angehalten und am Weiterkommen verhindert. In dem östlich nahe gelegenen kleinen Ort Alinamba mußten sie bleiben. Diesen unfreiwilligen Aufenthalt, welcher einer Gefangenschaft ähnlich sah, benutzten die drei, trotz eigener Fieberschwäche, zu vielen Krankenbesuchen und zur Ausbreitung des Reiches Gottes; fanden auch an dem Gouverneur der Provinz Argobba, Asash Woldo Zadik, einen beschützenden Freund. Auch die Chrischonabrüder Mayer und Greiner durften nicht mehr in Bali und dem übrigen Schoa bleiben. Alle diese nebst den katholischen Missionaren mußten das Land verlassen. Im September 1885 sollten sie mit der Karawane eines Franzosen, Chefneux, in Begleitung dreier katholischer Missionare und eines armenischen Kaufmanns, Schoa verlassen, doch dauerte es noch bis Anfang Februar 1886. Endlich war alles zum Aufbruch nach der Meeresküste fertig. Aber schon in Deltera und Hawasch wurden sie von den Danakil aufgehalten; endlich erreichten sie am 25. Febr. Bilen (eine Tagereise von Hawasch

entfernt) und kamen nach mancherlei Fährlichkeit in Mullo (sprich Mullu) an; von nun an verfolgten sie wieder ungefähr dieselbe Strecke, wie auf der Hinreise. Wunderbar entrannen sie einer großen Gefahr. Auf dem Marsche von Mullo nordöstlich trafen sie auf eine beraubte, ermordete Karawane; fanden die Leichen des Herrn Barral, seiner Frau, die von 18 Abessiniern und 2 Danakils; hingeschlachtet von demselben Volksstamm, welcher 1875 den bekannten Munzinger nebst Gefolge niedermachte. Auf Chefneux's Reisezug hatten die Räuber es abgesehen. Nach Verlust einiger Sachen und nach mancher Gefahr erreichten sie den Salzsee Assal und nach vier Tagereisen Embobo (Ambabo), nahe der Stadt Tadjura (Tedjura); nun waren sie in der neuen französischen Kolonie. Von Embobo fuhren sie in einem kleinen Dampfboot nach Obock, wo ein französisches Kriegsschiff alle aufnahm und nach Aden brachte. Die Schweden kehrten nach M'kullo zurück, die Christchonabrüder reisten weiter nach Jerusalem. Nach neueren Nachrichten waren die wirklichen Gründe, weßhalb König Menelek jene Missionare aus Schoa auswies, hauptsächlich religiöse. Der Abuna (Oberpriester) Schoas will auf Befehl des Kaisers oder Negus Johannes von Abessinien dies Land und auch Schoa von allem fremden Einfluß der Europäer reinigen. Die drei schwarzen Helfer aus der Station M'kullo dürfen im fernen Djimma bleiben. Die vertriebenen Sendboten bezeugen, daß das Gallavolk an ihrer Vertreibung nicht schuld sei; nicht im geringsten; eine Gallamission müsse und werde deshalb immer wieder versucht werden.

Syrien.

Auf dem Libanon wohnen neben und unter den christlichen Maroniten die Drusen, welche für Muhammedaner gelten, in Wirklichkeit aber eine feindliche Stellung zum Islam einnehmen. Sie bilden eine eigene Religionspartei; sie glauben nur an einen Gott, nehmen aber an, daß derselbe sich mehreremale in menschlicher Gestalt geoffenbart habe. Zuletzt sei er in der Gestalt des Hakim biamrillahi erschienen. Während nun die Muhammedaner in Syrien und überhaupt in der Türkei dem Evangelium zurzeit besonders unzugänglich sind, zeigt sich unter den Drusen eine erfreuliche Bewegung, welche, wenn auch mehr nationaler als religiöser Natur, doch dem Christentum vorarbeitet. Sie haben ein Verlangen nach einer besseren Erziehung ihrer Kinder und kommen daher den amerikanischen Missionaren freundlich entgegen. Einige junge Drusen, die in Missionsschulen erzogen wurden und seither um ihres Protestantismus willen Verfolgung leiden mußten, werden nun vom ganzen Stamm geehrt. Es hat sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß ein Religionswechsel nicht notwendig die Lösung politischer und gesellschaftlicher Bande in sich schließe.

Indien.

Die Jesuiten machen der Goßner'schen Mission unter den Kols viele Sorge. So wird aus einer Gemeinde berichtet: Die Leute hoffen, daß mit Hilfe der Katholiken ganz Nagpur (so heißt die Provinz) frei sein werde. Der Jesuit Livens sagt ihnen: „Euer Verlangen nach Unabhängigkeit ist gerecht, aber eure bisherigen Padris haben euch nicht geholfen. Kommt alle, Christen und Heiden, zu mir; ich werde die Sache in die Hand nehmen und euch helfen." Derselbe Jesuit veranlaßt die zu ihm gegangenen Christen, ihre noch heidnischen Verwandten aus irgend einem Grund bei der Polizei zu verklagen. Sind sie nun vorgeladen, so läßt er sie zu sich kommen und sagt: „Wenn ihr Christen werdet, will ich euch helfen; sonst müßt ihr ins Gefängnis." Da sagen sie denn ja und zahlen auch, was der Verkläger verlangt. So sind nun aus einer Gemeinde etwa 12—15 Häuser abgefallen; auch viele Heiden sind katholisch geworden. — In einem späteren Bericht werden übrigens mehrere Fälle von Rücktritt zur evangelischen Kirche aufgeführt.

Wie denken die Hindu von Christus? Darüber sagt ein baptistisches Missionsblatt: Vor nicht langer Zeit wollten die Leute in Indien den Namen Jesu nicht hören. Wir konnten gegen die Abgötterei predigen und man hörte uns zu; aber sobald wir anfingen, den Namen Christi zu nennen, verlor sich unsere Zuhörerschaft. Das ist jetzt anders. Auf den Straßen sind die Leute begieriger, von Christus zu hören und viele erfahrene Missionare bezeugen, daß es jetzt mehr als früher ein Vorteil ist, wenn auf den Büchern, die wir verkaufen wollen, der Name Jesu steht. Ein Evangelium mit der Aufschrift „Das Leben Jesu Christi" wird gekauft. Bietet man ihnen Jesaja oder Daniel oder die Apostelgeschichte an, so heißt es: „Wir brauchen das Buch nicht." Gilt dies von denen, die nur die Landessprache verstehen, so gilt es noch mehr von den Gebildeten, wenigstens in Bengalen. Missionar Vaughan sagte, er habe in vielen Jahren unter gebildeten Eingeborenen nie ein Wort gegen Jesus gehört. So ist es noch. Die Leute sprechen gegen die Christen und sie haben nur zu viel Grund dazu. Sie sprechen gegen den christlichen Glauben; aber Christum selbst können sie nur als einen der besten Menschen und der größten Lehrer rühmen. Vor einigen Jahren sagte sich ein Teil der Anhänger Kesab Tschandra Sen's von ihm los; es entstand so der Sadharna Brahma Samadsch (s. Missionsmagazin 1882, S. 161), dem die meisten und die intelligentesten Schüler Kesabs angehören. Sie geben auch eine englisch geschriebene Zeitung, den »Indian Messenger« heraus, in welchem eine Reihe von Artikeln über das Selbstzeugnis Christi erschienen sind. Es wird darin ganz unumwunden ausgesprochen, daß Jesus nicht ein bloßer Prophet sein wollte, daß seine Gottessohnschaft ein Teilhaben an dem Wesen des Vaters bedeute, daß Jesus den Anspruch erhebe,

der Richter aller Menschen zu sein, und daß er lehre, er sei schon vor der Schöpfung der Welt bei Gott gewesen. Der »Messenger« giebt zu, daß Christus in der engsten Gemeinschaft mit Gott gestanden sei und daß seine Lehre sich der Vernunft und dem Gewissen empfehle. Die Versöhnung durch Jesus scheinen die Anhänger des Sadharana immer noch nicht anzunehmen; aber vielleicht gilt auch von ihnen: sie sind nicht ferne vom Reiche Gottes.

Im Distrikt Pareitschalei (Travankor, Tamilland) haben schon vor längerer Zeit zahlreiche Katholiken ihren Glauben aufgegeben und haben sich der Londoner Mission angeschlossen. Die Bewegung hat sich auch auf den benachbarten Bezirk Triwandram erstreckt und etliche 20 Familien besuchen die 3½ (englische) Meilen von ihrem Wohnort entfernte Kapelle in Nellikakuri. Sie beschweren sich darüber, daß sie von den Priestern nicht in ihrer Religion unterrichtet werden und daß sie für ihre Kirche so viel bezahlen müssen, daß sie verarmen. Sie bitten um eine Schule und um Einführung eines Gottesdienstes in ihrer Nähe. Es ist zu befürchten, daß die Unzufriedenen wieder zurückgehen, da die römischen Priester die kirchlichen Abgaben schon ermäßigt haben.

An der von Kodakal an der Westküste bis Madras an der Ostküste führenden Eisenbahn liegt Koimbatur, Station der Londoner und der Leipziger Mission. Nördlich von Koimbatur sind die Blauen Berge oder Nilagiri, wo die Basler Mission seit Jahrzehnten eine mühsame Arbeit unter den Badaga, den Kota und den Toda ausrichtet. Daß nun auch hier die Zeit der Ernte eingetreten ist, beweist unter anderem ein Brief eines Missionars, der erzählt, er habe im Jahr 1880 in Keti nur eine kleine christliche Schule angetroffen; jetzt seien außer derselben noch 7 Schulen in Badagadörfern, eine unter den Kota und eine in einem Todadorf vorhanden. An sechs verschiedenen Orten haben die Badaga aus eigenen Mitteln Schulhäuser gebaut. Die Schülerzahl ist in sechs Jahren von 65 auf 200 gestiegen und das Schulgeld hat sich verzehnfacht.

China.

Eine englische Zeitung versichert, der französische Feldzug in Anam und Tonkin habe nicht bloß die chinesische Regierung, sondern auch das chinesische Volk so verstimmt, daß die Zahl der Katholiken in China im Verlauf eines Jahres von 2 Millionen auf 400000 gesunken sei. Interessant sind auch folgende Aeußerungen eines Chinesen über den katholischen Gottesdienst: „Ich ging in eine katholische Kapelle; die war voll von Bildern. Da war das Bild Gottes, das Bild der Maria, das Bild Josephs, und die wurden alle angebetet. Ich dachte, da sieht es ganz aus wie in unsern einheimischen Tempeln. Nach einiger Zeit durfte ich ins Innere eintreten. Hier wurde ein Gottesdienst für die Seelen im Fegfeuer

und zwar auch für unsere verstorbenen unbekehrten Voreltern gehalten — alles ganz wie bei unsern Opfern für die Seelen der Abgeschiedenen. Ich kam heraus mit dem Entschluß, wenn ich überhaupt meinen Glauben wechsle, einen gründlicheren Wechsel vorzunehmen."

Das Komite der Basler Mission hat in Betreff der in China üblichen Kinderverlobung folgende Beschlüsse gefaßt: Findet die Verlobung in der Weise statt, daß das Mädchen bis zur Verheiratung bei den Eltern bleibt, so soll hiegegen nicht mit kirchlichen Strafen, sondern nur mit Belehrung und Warnung eingeschritten werden. Dagegen würde gegen solche, welche ein Kind den künftigen Schwiegereltern übergeben, wie gegen die Schwiegereltern, welche ein solches Mädchen in ihr Haus aufnehmen, auf Ausschließung aus der Gemeinde erkannt werden, da nicht geduldet werden kann, daß christliche Eltern sich auf solche Art der Verpflichtung gegen ihr Kind entziehen.

Die Verfolgung der Katholiken hat sich nun auch auf die Provinz Kwei-tschau (südlich von der Provinz Sz-tschuen und nördlich von der Provinz Kwang-si) erstreckt. Ein eingeborener Priester, Thomas Lin, wurde auf eine grausame Weise ermordet, zugleich mit einem Katechisten und einem noch nicht getauften Katechumenen. Die Christen irren in der größten Not im Gebirge umher und zeigen sich nicht bei Tage, um nicht ermordet zu werden.

Die presbyterianische Mission auf Formosa ist im Begriff, auch die nicht weit entfernten Pecadores-Inseln zu besetzen. Dieselben haben etwa 100000 Einwohner.

Japan.

Pfarrer Spinner in Tokio schreibt: „Ich habe mich schon oft gefragt, wie es nur möglich ist, daß der Buddhismus, diese Ausgeburt des Weltschmerzes, die Volksreligion des lebensfrohesten aller Völker, der Japaner, werden konnte. Die Antwort ist wohl die: Gerade den Weltschmerz hat der japanisch-populäre Buddhismus zurückgedrängt. Die Priester und ihre Litteratur wissen wohl viel zu erzählen von der Vergänglichkeit alles Irdischen und dem ruhelosen Wechsel unserer Daseinsformen mit all ihrem Elende, so lange in der Seele die Sünde lebt; aber das Volk hat solche Lehren nie verstanden und deshalb ist hier aus dem Buddhismus etwas ganz anderes geworden, als was er bei den Hindu war. Wir dürfen aber die Zuversicht haben, daß das Christentum, das nicht Weltflucht, wohl aber Weltüberwindung durch Liebe predigt, dem Japaner schon deshalb ungleich verständlicher sein wird, als die bisherige Religion." Wir haben schon früher (s. Februarheft) bemerkt, daß die leichtlebige Art der Japaner ein wesentliches Hindernis für das evangelische Christentum werden dürfte.

Der Allgemeine evang.-protest. Missionsverein hat in der Person des Kandidaten Schmiedel in Eisenach einen zweiten Missionar für Japan gewonnen. Derselbe wird im Frühjahr nach Tokio abreisen.

Die Japaner lernen mit großem Eifer englisch. Die Buchhändler sagen, die Hälfte aller Bücher, die sie verkaufen, seien englische. Es erscheint auch ein die Interessen des Christentums vertretendes Wochenblatt, »The Christian«, welches teils englisch, teils japanisch geschrieben ist. Das Blatt wird von den Presbyterianern, den Reformierten und dem amerikanischen Board gemeinsam herausgegeben. — Ueber die evangelische Mission liegen folgende statistische Angaben vor: Die Zahl der Gemeinden beträgt 168; davon sind 57 imstande, sich selber zu unterhalten. Es giebt 60 ordinierte, 113 nicht ordinierte eingeborene Geistliche. Fremde Missionare sind 180 im Lande, darunter 100 Männer. Alle Gemeinden zusammen haben 10775 Kirchenglieder. Im Jahr 1885 wurden 3115 Erwachsene getauft.

Neuguinea.

Der Neuendettelsauer Missionar Flierl hat in der Person des Missionars Tremel einen Gehilfen bekommen.

Die Rheinische Mission kann nun auch auf diesem neuen Arbeitsfeld beginnen. Der Landeshauptmann hat zu bestimmen, wo und wie weit die Missionare ihr Arbeitsgebiet haben sollen, auch bedarf die Anlegung oder Verlegung der Stationen seiner Genehmigung. Die Missionare sind wie alle andern Ansiedler den Gesetzen unterworfen, in Betreff ihrer Berufsthätigkeit aber nur von der Missionsgesellschaft abhängig. Die Beamten der Neu-Guineagesellschaft sollen den Missionaren ihre Missionsarbeit möglichst erleichtern; andererseits sollen die Missionare als Dolmetscher, Vermittler in Streitigkeiten u. dergl. die Verwaltung unentgeltlich unterstützen, auch die Eingeborenen an regelmäßige Arbeit gewöhnen (die bekannte „Erziehung zur Arbeit"). Die Kosten der Mission trägt die Missionsgesellschaft; doch sind den Missionaren einige Erleichterungen zugesagt. Die beiden für Neu-Guinea bestimmten Missionare sind Eich (früher im Hererolande) und Thomas (seither auf Nias).

Kanada.

Wer den Bericht des Missionsmagazins über die Entstehung der Mission unter den Tschimschiern (Jahrgang 1875, S. 288 ff.) liest, bekommt gewiß eine gute Meinung von dem Lehrer und Missionar Duncan und der durch ihn gegründeten Gemeinde Metlakatla. Aber leider heißt es auch hier: Der Feind säte Unkraut unter den Weizen. Duncan ist durch seine Erfolge geblendet worden und anstatt sich der englisch-kirchlichen Mission, von der er im Jahr 1856 ausgesandt worden ist und zu deren Gebiet Metlakatla gehört, unterzuordnen, geberdet er sich als ein Papst im Kleinen.

Schon im Jahr 1879 weigerte er sich, das heil. Abendmahl in der Gemeinde einzuführen. Dadurch entstand eine Trennung von der kirchlichen Mission und eine Spaltung in der Gemeinde. Während etwa 100 Gemeindeglieder, ein Zwölftel der ganzen Gemeinde, der englischen Kirche treu blieben, hielten die übrigen zu Duncan. Letzterer nahm nun das gesammte Missionseigentum für seine Anhänger in Anspruch. Die Missionsgesellschaft schickte den General Touch und den Missionar Blackett nach Metlakatla, um Klarheit in die Sache zu bringen. Es stellte sich heraus, daß Duncan nicht mehr Missionar, sondern nur noch Regent sein will. Er hat die Bibel nicht in die Sprache der Indianer übersetzt, weil dieselbe nicht geeignet sei, alle Begriffe der heil. Schrift auszudrücken. Er übersetzt nur mündlich bei den Gottesdiensten aus der englischen Bibel und läßt es seine Gehilfen ebenso machen, obwohl dieselben nur wenig englisch verstehen. Das Abendmahl giebt er den Indianern beharrlich nicht, weil eine abergläubische Auffassung desselben zu befürchten wäre und weil alkoholische Getränke den Indianern gesetzlich verboten seien. (!) Er wollte auch die Taufe abschaffen, bezw. auf das reifere Alter verschieben; an ihre Stelle sollte eine Segnung der Kinder treten. Die Indianer selbst aber erhoben hiegegen so lebhaften Widerspruch, daß nur ein einziges Kind gesegnet wurde. Die Tyrannei gegen die kirchlich gesinnten Gemeindeglieder ging so weit, daß eine Frau, welche ihren Zucker im Missionsladen, statt in Duncans Laden gekauft hatte, um 2½ Dollar gestraft wurde. Die kirchliche Mission hat, um den Posten behaupten zu können, den Bischof Ridley nach Metlakatla berufen. Obwohl er eine schwierige Stellung hat, harrt er aus. Er hat angefangen, den Indianern die heil. Schrift zu übersetzen; einer derselben sagte, nachdem Ridley das ganze Matthäusevangelium mit ihnen gelesen hatte: „Wir hatten nur einige Glieder; jetzt haben wir die ganze Kette.“ Die kleine Schar, welche sich zur kirchlichen Mission hält, ist um so treuer und hat durch die über sie gekommenen Anfechtungen nur gewonnen.

Nach neueren Nachrichten setzen Duncans Anhänger ihre Gewaltthätigkeiten fort und schalten mit dem Missionseigentum nach Gutdünken. Das Einschreiten der Regierung wird unvermeidlich sein.

Allerlei.

Im Missionsblatt der Brüdergemeinde lesen wir zu unserem Bedauern, daß zum Zweck der Erbauung einer Kirche bei Tahlequah (Indianer-Territorium, Vereinigte Staaten) ein Bazar veranstaltet wurde, wobei neben dem Verkauf weiblicher Arbeiten auch ein Büffet hergestellt wurde. „Wir verabreichten große Portionen Eis, gewaltige Stücke Kuchen; wir verkauften unsere Limonade (20 Gallonen hatten wir) billig.“ So das geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden? Aber — es hat geholfen. Die Reineinnahme betrug 460 Mk.

Monier Williams, Professor des Sanskrit in Oxford bestreitet, daß der Buddhismus unter allen Religionen die meisten Anhänger habe. Nach seiner Meinung giebt es höchstens 100 Millionen Buddhisten. Auch die Zahl der Anhänger des Confucius setze man gewöhnlich zu hoch an. Vielmehr sei das Christentum jetzt diejenige Religion, welche die meisten Bekenner habe.

Wer gegenwärtig die Zeitschrift der Londoner Baptistenmissionsgesellschaft zur Hand nimmt, ist natürlich begierig zu hören, wie es am Kongo steht. Billig aber staunt man, wenn man im Dezemberheft des „Herald" die Nachrichten vom Kongo durch die umständliche Beschreibung eines — Esels eingeleitet sieht. Mag ein solches Tier dem Missionar noch so wertvoll sein, mag es noch so viele Vorzüge vor seinesgleichen haben: seine Charakteristik gehört nicht in eine Missionszeitschrift. Auf der Jahresversammlung des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins, welche im September 1885 in Mannheim gehalten wurde, wünschte ein Redner die Zeit herbei, wo „ein männlicherer, ernsterer Ton in den Missionsschriften eintreten, wo das häßliche Getändel mehr und mehr absterben wird."

Im Jahr 1796 ging das Missionsschiff „Duff" von England nach der Südsee ab. Es gehörten zum Missionspersonal fünf Zimmerleute, zwei Schuhmacher, ein Krämer, ein Zinngießer, ein Chirurg, ein Kupferschmied, ein Fleischer, ein Baumwollarbeiter, ein Weber, ein Hutmacher, zwei Maurer, ein Leinwandhändler, ein Tischler und nur vier ordinierte Missionare. Das Schiff mußte, wie es scheint, in Rio Janeiro anlegen, um vier Fässer vom besten Wein für die Missionare einzunehmen. Eine amerikanische Missionszeitschrift bemerkt dazu: „Keine Missionsgesellschaft hält es jetzt für notwendig, die Heiden zu zivilisieren, ehe man sie zu bekehren sucht. Der Handwerker braucht dem Prediger nicht erst den Weg zu bahnen. Das beste Mittel zur Zivilisation ist dies, daß man die Leute zu Christen macht." Leider giebt es auch jetzt wieder Leute, welche lieber Handwerker als Missionare zu den Heiden schicken möchten. (Vergl. über die Aussendung des Schiffes „Duff": Ostertag, Entstehungsgeschichte der evang. Missionsgesellschaft zu Basel, S. 51.)

Die Beiträge, welche die eingeborenen Christen der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft für Missionszwecke geben, sind geeignet, manchen zu beschämen, der gerne von Reischriften redet. In Westafrika gingen 140000 Mk. in einem Jahre ein, darunter 100000 Mk. von Eingeborenen. Das Verhältnis ist nicht überall ebenso günstig für dieselben. Dennoch wurden von 1000000 Mk., die auf den Missionsgebieten der genannten Gesellschaft eingingen, 200000 Mk. von den Eingeborenen aufgebracht. Wir geben einige Beispiele nach dem Jahresbericht der Gesellschaft und zwar aus der Nigermission. Wenn die Leute eine früher versprochene Summe gegeben haben, kommen manche, bringen noch mehr und sagen: „Ich merke, daß

ich mehr geben kann als ich gegeben habe und so bringe ich auch noch das." Ein Mann, der eine solche nachträgliche Summe ablieferte, sagte: „Mein Herz wird mir jetzt Ruhe lassen, denn ich habe jetzt gethan, was ich zu thun schuldig war." Ein Weib sagte: „Ich hatte zwei Stücke Zeug im Wert von 8 Mk. versprochen und gegeben. Gott hat mich seither gesegnet, so bringe ich noch 4 Mk. mehr. Sollte er mich fernerhin segnen, so wirst du mich wieder sehen." Ein anderes Weib brachte als Dankopfer zu einem Kirchenbau 4 Mk. und sagte: „Ich bin nicht aus diesem Land, aber ich danke Gott, daß er mich als Sklavin hierher gebracht hat, damit ich von Jesus höre. Dafür opfere ich 2 Mk. Ich habe keine eigenen Kinder; aber ich bin Patin vieler Kinder. Diese betrachte ich als meine eigenen Kinder, die mir Gott gegeben hat, damit ich für ihre christliche Erziehung sorge. Für diesen Trost opfere ich 2 Mk." Sie fügte hinzu: „Nenne meinen Namen nicht; es geschieht Gott zu lieb." — Ein angesehener, wohlhabender Häuptling, der unserer Kirche angehört, gab zum Kirchenbau 240 £ und als er merkte, daß die erforderliche Summe noch nicht beisammen sei, brachte er noch einmal 240 £ und sagte: „Wenn unser Herr Jesus ruft, sollte sich niemand entziehen."

Im „Ausland" waren vor einiger Zeit unter anderen auffallenden Behauptungen über den Fetischdienst in Westafrika auch folgende Sätze zu lesen: „Warum sollte man einem geängstigten Menschenherzen den Glauben nehmen, daß ein Stückchen Tierhaut oder ein getrockneter Schlangenkopf, den man sorgfältig eingeschlossen auf seinem Körper trägt, schützen könnte?" „Fragt man sich, ob die Missionen, deren es verschiedene am Kongo giebt, keinen Einfluß auf den Fetischglauben des Negers ausüben können, so ist die Antwort: Ein Einfluß ist wohl möglich, aber nur dadurch, daß an den Platz der vorhandenen Fetische andere, christliche gesetzt werden, wie ich es in einer französischen Mission in Landana gesehen habe, wo die bekehrten Knaben ein kleines Heiligenbild am Halse trugen. Den Fetischglauben dem Neger ganz zu nehmen, wird kaum gelingen — er ist zu tief begründet in seiner Natur." Hiegegen ist vor allem zu sagen, daß die Bilder, die man von den Fetischen macht, zu unterscheiden sind von den Amuletten. Letztere sind Schnüre, Ketten oder Ringe, an denen Muscheln, Leopardenklauen, Tigerzähne, Papageienfedern u. a. angefaßt sind. Wenn katholische Missionare den Negern Heiligenbilder zum Umhängen geben, so ist allerdings sehr wahrscheinlich, daß die Neger diesen Schmuck als einen Ersatz für ihre Amulette ansehen. Inwieweit diese Verdrängung eines Aberglaubens durch einen andern von der katholischen Mission beabsichtigt ist, haben wir nicht zu untersuchen, noch brauchen wir die katholische Missionspraxis zu verteidigen. Um so mehr aber müssen wir hervorheben, daß die evangelische Mission längst an Tausenden von

bekehrten Negern bewiesen hat, daß der Neger ganz wohl ohne Fetische und Amulette sein kann. Die Mission sieht es nicht als ein Unrecht an, einem geängstigten Menschenherzen den Glauben an die Wirksamkeit eines Amulets zu nehmen, sonst müßte man es auch für ein Unrecht halten, bei uns dem Glauben an Quacksalberei u. dergl. entgegenzutreten. Vielmehr bemühen sich die Missionare, die Heiden von ihrem Vertrauen auf das, was ihnen nicht helfen kann, zu befreien und ihnen Vertrauen auf den lebendigen Gott einzuflößen. Wollte man den Heiden nur *ihren* Glauben nehmen, ohne ihnen einen besseren zu geben, das wäre allerdings grausam. Aber bloße Aufklärung ist auch noch nie im stande gewesen, den Aberglauben zu überwinden.

Bücherschau.

Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Herausgegeben von A. Oppel und A. Ludwig. Dritter Teil: Völkerkunde. Erste Abteilung: Europa. Breslau, F. Hirt. Mk. 5.50.

Umschau in Heimat und Fremde. Ein geographisches Lesebuch. Herausgegeben von Hentschel und Märkel. Erster Band: Deutschland. Breslau, F. Hirt. Mk. 2.50.

Die geographischen Bildertafeln dürfen als ein Prachtwerk bezeichnet werden. Von den einzelnen Ländern, bezw. Provinzen wird immer das besonders Charakteristische, dem Fremden zuerst in die Augen Fallende vorgeführt und auf diese Weise gezeigt, daß auch unsere alles nivellierende Zeit noch Eigentümlichkeiten genug darbietet oder wohl richtiger gesagt, nicht zu beseitigen vermocht hat. Nicht bloß die berühmtesten Bauwerke treten uns vor die Augen, sondern auch die Tracht, die Wohnhäuser, die hauptsächliche Beschäftigung, die Lieblingsspiele der verschiedenen Volksstämme. Die Auswahl des Dargebotenen ist sorgfältig und, soweit Referent aus eigener Beobachtung dies zu kontrollieren vermag, entspricht die bildliche Darstellung genau der Wirklichkeit. Ein erläuternder Text ist dem Werk beigegeben.

Die „Umschau in Heimat und Fremde" beschränkt sich in ihrem ersten Teil auf Deutschland. Aus allen Gauen unseres Vaterlandes werden uns Landschafts- und Städtebilder in angenehmer Darstellung vorgeführt. Die Illustrationen, die den Text begleiten, sind gut gewählt und klar ausgeführt. Das Werk wird der reiferen Jugend Freude bereiten und dazu beitragen, den unvermeidlich trockenen geographischen Unterricht anziehender zu machen.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Ein Götze im Tamil-Land.

Missionsarbeit in Malabar.

Vortrag,

am 24. August 1886 in Stuttgart gehalten von Missionar J. Frohnmeyer.

Es ist ein erhabener, herrlicher Anblick, wenn die Sonne aufgeht über der nachtbedeckten Erde. Es ist etwas Großes, der Kampf zwischen Licht und Finsternis, das Ringen gewaltiger Mächte und dann der Sieg: wenn die Nacht weicht, die Schatten fliehen, wenn am Ende die letzten Nebelstreifen gleich scheuen Geistern sich flüchten, wenn die Berge erglänzen im rosigen Frührot und die Sonne sich wie neu gebadet und geschmückt anschickt, ihren Lauf zu thun als ein Held. Da liegt sie zu unsern Füßen, die Erde, so schön, so von Licht übergossen, daß man für einen Augenblick das Leid und Geschrei, das sie erfüllt, die Menschen mit ihrem Unfrieden, mit ihrer Qual vergessen könnte. Mit einer von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beschienenen Landschaft möchte ich Malabar vergleichen. Wie einladend nimmt das Land sich aus, wenn wir zur See uns ihm nähern. Vom blauen Meer umsäumt liegt es da wie ein reicher Garten voll von schlanken Palmen, die lautlos oder kaum vom Winde bewegt die Wipfel dem segenspendenden Ozean zuwenden. Wie heimelig zwischen den Palmen versteckt die bescheidenen Wohnungen der Fischer und weiter innen im Lande die wogenden Reisfelder mit ihrem satten Grün. Und doch, über all der Herrlichkeit des Naturlebens liegt eine düstere Hülle, die nicht nur die Freude an dem bunten Glanz gar sehr dämpfen kann, sondern oft solchen Druck auf uns ausübt, daß selbst inmitten des grellen indischen Sonnenlichts ein Gefühl über uns kommt, als wären wir von Finsternis umgeben. Unver-

geßlich wird es mir bleiben, daß ich in den ersten Monaten, die ich in Indien zubrachte, zusah, wie zwei Freunde oder Verwandte des Wegs daher kamen, wie es schien in eifrigem Gespräch. Da wankt der eine derselben, eilt einem Baume zu, sinkt von der Cholera befallen nieder, während der Begleiter davon rennt, so schnell als seine Füße ihn tragen können. Das ist Heidentum! Oder es kommt vor, daß ein Mann niedriger Kaste mit seinem todkranken Kinde dem Spital zueilt. Die Augenblicke sind kostbar, in wenigen Minuten kann es zu spät sein, aber er sieht Brahminen aus- und eingehen. Zitternd setzt er sich, das sterbende Kind in den Armen, dem Spital gegenüber nieder. Er wagt es nicht, hineinzugehen und das Kind stirbt in seinen Armen. Das ist Heidentum! Wenn einmal diese und ähnliche Hüllen hinweggenommen sein werden von den Völkern, wenn der Herr anfängt zu heilen, anfängt die offenen Wunden der Menschheit zu verbinden, wie hell mag es dann aussehen auf dieser Erde! Das ist der Tag, dessen wir warten auch in Indien. Und wir freuen uns dankbar der ersten Strahlen, die den Tag verkünden, und wollen geduldig warten, geduldig arbeiten und kämpfen, bis der volle Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in den Herzen von Tausenden.

Es scheint ganz unglaublich, was der Hinduismus alles in sich zu bergen vermag. Das Licht hat hineingeleuchtet in den Urwald, und nun, welch ein mannigfaltiges Leben: da einer, der dem Licht zujauchzt, dort einer, der mit Ingrimm sich scheu ins Dunkel zurückzuziehen anstrengt, wieder ein anderer, der blind oder verstockt thut, als wäre es noch finstere Nacht, indes die Augen eines andern sich allmählich an den neuen Schein gewöhnen und schüchtern oder ängstlich sich dem Lichte erschließen. Lassen Sie mich einmal die hauptsächlichen Geistesrichtungen Indiens Ihnen vorführen. Es giebt noch Leute auch unter den Gebildeten Indiens, die unbefleckt von abendländischer Kultur nach väterlichem Wandel auferzogen worden. Sie halten uns Missionare und Christen für Gottesleugner und können gar nicht begreifen, was wir an ihrem alten heiligen Glauben auszusetzen haben. Es kommt ihnen als eine große Verwegenheit und Anmaßung vor, daß Leute, die von Ochsen- und Kuhfleisch leben, die geistige Getränke zu sich nehmen, die Kastenlose als Köche anstellen, sich herausnehmen, sogar Brahminen in religiösen Angelegenheiten unterrichten zu wollen. Diese Leute

bleiben uns möglichst ferne und haben darum auch gar unvollkommene Vorstellungen von unserem Glauben. Sie denken sich im allgemeinen, daß die Christen lehren: alle Menschen sind gleich; es ist nur Ein Gott und die Kaste der Christen ist die einzig richtige. An den Missionaren bewundern sie zwar die Geduld, mit der sie an einer hoffnungslosen Sache arbeiten, meinen aber, dieselben arbeiten für Geld und die englische Regierung begünstige sie im stillen, um die Hindu durch das Christentum zu gefügigeren Unterthanen zu machen. Zwang vermeide die Regierung nur, um sich nicht unpopulär zu machen. Wie schwer wird es diesen Leuten, sich in die ganz neue Welt, die ihnen mit dem Christentum entgegentritt, einführen zu lassen. Sie können zum Teil gar nicht glauben, daß das fremde Bleichgesicht in ihrer Sprache verständlich rede. Schon ehe wir angefangen haben zu reden, kann einer erklären, er verstehe uns nicht. Macht man sich am Ende verständlich, so begegnet man einem fortwährenden Abschweifen vom Gegenstand auf Aeußerliches, auf Nebensachen. Um sie von ihrer Sündhaftigkeit zu überzeugen, zitiert man etwa auch ein Wort aus ihren heiligen Schriften. Anstatt darauf einzugehen, sagen sie nun: „Ach, was ist aus unseren heiligen Schriften doch geworden, daß nun sogar diese Missionare sie im Munde führen, wie schrecklich ist das!“ Wie oft begegnet es uns, daß nach der ernstesten Bitte und Mahnung, doch von Jesu sich retten zu lassen, einer ganz unbefangen fragt, wie viel Besoldung wir haben.

Unter diesen äußerlich rechtgläubigen Hindu sind aber auch solche nicht selten, bei denen die Gottseligkeit ein Gewerbe ist, die innerlich ohne jegliche Ueberzeugung aus der religiösen Einfalt anderer Kapital schlagen wollen. Es führte mich einmal ein Tempelbrahmine im alten, hochberühmten Tempel bei Tellicherry umher. Er pries die ungeheuren Einnahmen und Ausgaben des Tempels und als er den Missionar in mir erkannte, fing er an, über den Tempel und die Götter zu spotten. „Es ist das alles natürlich nur Unsinn, nichts als Aberglauben; es giebt ja nur Einen Gott,“ so flüsterte er mir zu. „Wenn Sie so denken, was haben Sie dann hier noch zu schaffen?“ fragte ich ihn. „O, das ist eine alte Geschichte; alle unsere Vorfahren haben das Zeug schon geglaubt und da läßt sich nun nichts ändern,“ meinte er. Wenn man solches hört, fühlt man doch, wie morsch das ganze Gebäude des Hinduismus

geworden ist. Was aber innerlich keinen Halt mehr hat, das soll nun um so strenger äußerlich zusammengehalten werden. Davon nur Ein Beispiel. Der Sohn einer orthodoxen Familie, der seine Studien in Indien abgeschlossen hatte, begab sich im Februar 1884 nach England, um sich auch die höheren und höchsten Stellen seiner Profession als Jurist zugänglich zu machen. Er wußte, daß ein Brahmine nicht über den Ozean gehen kann, ohne die Kaste zu verlieren, kannte auch die Vorurteile seiner Verwandten und ließ sie darum erst von Aden (Arabien) aus wissen, was er gethan. Der Jammer war groß, aber die nächsten Anverwandten beruhigten sich doch verhältnismäßig bald und strengten sich sehr an, mit viel Geldaufwand dem Sohn es zu ermöglichen, daß er auch in England als Brahmine leben könne und die Kaste nicht noch mehr brechen müsse, als er schon gethan. Es kamen die langen englischen Universitätsferien; der Brahmine benützte sie zu einer Reise nach Indien und unter der Leitung eines gelehrten und heiligen Weisen unterzog er sich all den mühsamen und kostspieligen Zeremonien, durch die alle Befleckung der Seereise von ihm gethan werden sollte. Doch alles war umsonst; er wurde exkommuniziert und mit ihm alle, die auch nur Sympathien mit ihm gezeigt hatten. In feierlicher Sitzung wurde eine Bannbulle erlassen, in der 28 Personen in den Bann gethan wurden. Die Liste enthielt nicht nur die Namen aller derer, die mit dem Reisenden gespeist hatten, sondern auch solche, die nachher wieder mit den Freunden gespeist. Man bedenke, daß all diese Exkommunizierten als Söhne, Brüder, Ehemänner oder Väter in die peinlichste Lage ihren Verwandten gegenüber versetzt werden. — Diese äußeren Schranken sollen das mangelnde Leben ersetzen. Der Brahmine möchte selbst noch im Zuchthaus seine Kaste respektiert wissen; bei einer längeren Eisenbahnreise leidet er oft unglaublich Hunger und Durst, um sich ja nicht zu verunreinigen. Manche fühlen diese unnatürlichen Schranken als eine Last und leiden darunter. Ich besuchte einmal einen meiner Lehrer, der krank und dem Evangelium sehr zugethan war. Er war eine gar ängstliche Natur und als ich eintrat, bat er mich gleich, doch englisch mit ihm zu reden, damit es seine Mutter nicht verstehe. Mit großem Ernst und offenbarem Verlangen hörte er alles an und da er dem Evangelium so gar nahe zu stehen schien, vergaß ich mich am Schluß so weit, daß ich ihm beim Abschied die Hand geben wollte. Entsetzt zog er die

seinige zurück und, ängstlich sich nach seiner Mutter umsehend, sagte er: Verzeihen Sie doch, in Ihrem Haus wird es mir immer eine große Ehre sein, Ihnen die Hand zu geben; aber hier vor meinen Leuten kann ich es nicht thun, sie sind gar zu abergläubisch." Ein kleiner Junge sogar sagte einmal zu einem englischen Beamten, der ihm zutraulich und herablassend die Hand geben wollte: „Das geht nicht, ich bin heilig; wir sind sehr religiöse Leute."

Aber gerade unter diesen noch zäh am alten Glauben hängenden Hindu finden sich auch solche, bei denen das Gewissen erwacht und mehr oder weniger stark eine Sehnsucht nach Erlösung sich geltend macht. Welche Kämpfe sind aber nötig, bis sich eine aufrichtige Seele durch das Labyrinth von heidnischen Anschauungen, die mit dem gesamten Leben des Hindu verwoben sind, durchgerungen hat. Ein Schüler von mir, der nach einem schönen Anfang leider schließlich noch elend verkommen ist, hat mich zur Zeit seiner Bekehrung in diesen Kampf hineinsehen lassen. Ein Todesfall in der Familie hatte ihn aufgeschreckt und zum Nachdenken über sich selbst gebracht. Wie kommt das? ist der erste Gedanke. Das ist Sündenschuld, so muß er sich als frommer Hindu gestehen. Schnell ist das Sündenregister, das ihm als Hindu geläufig ist, durchgegangen; aber er kann sich keiner besondern Sünde erinnern. So muß ein finsteres Geschick aus der Zeit einer früheren Geburt die Schuld an all dem Elend tragen. Wie dessen los werden? Etwas Außerordentliches muß geschehen, eine Pilgerreise zu irgendwelchem heilkräftigen Ort muß unternommen werden. Er bespricht sich mit einem Priester über heilkräftige Wasser, wie man sich hier zu Land mit dem Arzt über einen passenden Badeort berät. Das Büßergewand wird umgehängt und, den Namen Gottes anrufend, geht der Pilger der gehofften Erlösung entgegen. Das Ziel ist erreicht; gewissenhaft werden all die Vorschriften, all die Zeremonien beobachtet, die Geschenke an die Priester entrichtet. Alles ist fertig und es geht der Heimat zu; aber die Last liegt immer noch auf der Seele. Er erinnert sich, daß er unter unglücksschwangeren Sternen geboren; was ist da noch viel zu hoffen? Jedem Menschen ist ja von Ewigkeit her sein Los in den Schädel geschrieben. Da bleibt also nichts anderes übrig als fortzukämpfen, das finstere Geschick zu tragen. So nähert er sich allmählich Kalikut, wo eben Heidenpredigt auf dem Bazar abgehalten wird. Es ist eine eigene Sache um solch eine

Predigt auf offenem Markt. Es gehört ein fester Glaube dazu, um dann und wann den Mut nicht zu verlieren. Das Volk läuft ab und zu. Da sitzen ein paar Kinder vor uns und werfen sich mit Sand oder treiben sonst Possen. Die Leute kommen, gähnen und ziehen ab. Andre sagen laut, sie verstehen nicht, was da gesprochen werde oder sie haben das schon oft gehört und gehen auch weiter. Manche suchen Störung zu verursachen, indem sie sich lärmend unterhalten, einen Witz versuchen, über den die ganze Gesellschaft in ein Gelächter ausbricht oder indem sie thörichte Fragen stellen, die Streit hervorrufen oder den Redner lächerlich machen sollen. Wenn dann am Ende auch Dinge, die uns heilig und groß sind, in den Schmutz herabgezogen werden, da gilt es, sich gegen Mutlosigkeit zu wappnen. Es mag auch vorkommen, daß ein Possentreiber des Wegs kommt, die ganze Zuhörerschaft rennt ihm nach und mitten in der Predigt, mitten in einem Satz steht der Missionar allein. Oder es besteigt ein Hausierer in der Nähe einen Stuhl, preist seine Waren an und man sieht, wie die Aufmerksamkeit der Leute geteilt ist, wie sie nicht recht wissen, wohin sich wenden. Doch führt der Herr uns manchmal eine hungernde Seele zu, so auch den, dessen Kämpfe ich geschildert habe. Auf dem Markt in Kalikut hörte er zum erstenmal das Evangelium, hörte von einem Weg, auf dem es möglich ist, dieses trostlosen, unheilvollen Lebens los zu werden, ohne sich selbst zu verlieren. Nun hat unser Freund aber auch zu erfahren bekommen, was jeder aus höherer Kaste in Malabar erfahren muß, der sich auf die Seite des guten Hirten geschlagen: die Welt hat keinen Platz mehr für ihn. Nicht nur von Verwandten, von der ganzen Welt ist er zunächst verlassen. In den meisten Fällen geht es da nicht nur ganz buchstäblich nach dem Wort unseres Herrn, daß man Geld und Gut, Weib und Kind verlieren muß, sondern bei einem Brahminen mag es sogar vorkommen, daß von seiten seiner einstigen Kastengenossen in aller Form sein Leichenbegängnis abgehalten wird, um in ganz unmißverständlicher Weise zu erklären, daß er für die Seinen nicht mehr existiere, sondern aus der Liste der Lebenden gestrichen sei.

Nun ist aber ein ganz neues Geschlecht in Indien großgewachsen, nämlich Eingeborene unter dem Einfluß von abendländischer, englischer Bildung. Von ihnen läßt sich nicht sagen, daß sie unbekannt seien mit dem Evangelium. Unter ihnen finden sich die

bitterſten Feinde und die wärmſten Freunde unſerer Sache. Denken Sie ſich einmal in die Lage eines ſolchen Hindu hinein. Es iſt ein auf einer engliſchen Hochſchule gebildeter Mann; er kann Profeſſor der Chemie oder der Philoſophie ſein; er ſteht in allem, was nicht mit Religion zu thun hat, auf der Höhe ſeiner Zeit und nur zu Haus ſoll er ein Hindu alten Schlags ſein, ſoll da mit den Gliedern ſeiner Familie noch glauben, daß es vom Mond auf die Erde herabregne, daß bei einer Mondsfinſternis ein finſtrer Drache den Mond verſchlinge und nachher wieder ausſpeie u. dergl. An dieſer Auflöſung, dieſem Zuſammenſturz des Alten könnte man ja ſeine Freude haben, wenn nur immer etwas Beſſeres an die Stelle des Alten träte. Dies führt mich auf die ſchwerſte Erfahrung eines Miſſionars in Indien. Wir haben es hier mit einer Gegenmiſſion zu thun, die viel gewaltigere, augenſcheinlichere Erfolge aufzuweiſen hat, als die unſere. Man hat dem Hindu beigebracht, daß nicht nur der Hinduismus mit ſeinem Aberglauben und ſeinen unzählbaren Göttern im Widerſpruch ſtehe mit der Wiſſenſchaft und Bildung unſrer Zeit, ſondern er wird von Europa aus auch in Kenntnis geſetzt, daß es dem Chriſtentum genau ebenſo ergehe und das iſt ihm eine gewiſſe Genugthuung, ein Troſt, nach dem er begierig greift. Nun erſcheint ihm alles im Zuſtand der Auflöſung. Es iſt eine erſchütternde Wahrnehmung in Indien, daß derſelbe Hindu, der dem Evangelium den zäheſten Widerſtand entgegengeſetzt hat, ſich aus ſeinem heidniſchen Aberglauben heraus kopfüber in europäiſchen Unglauben ſtürzt. Für alles iſt Platz im Hinduismus, nur nicht für den Heiland der Welt. Europäiſcher Unglaube verſtößt nicht gegen die Kaſte; ſo hat der weitherzige Hinduismus ſelbſt noch Raum für einen Atheiſten, der mit ſeinem Unglauben paradiert. Dieſe Klaſſe von Hindu im Bunde mit europäiſchen Geſinnungsgenoſſen, das ſind die gehäſſigſten Gegner des Evangeliums in Indien geworden. Welche Freude macht es auch einem Hindu, den verhaßten Miſſionaren gegenüber auf Europäer weiſen zu können, die, dem Evangelium abtrünnig geworden, den Buddhismus oder den philoſophiſchen Hinduismus für eine viel höher ſtehende Religionsform erklären als das Chriſtentum. Ich hatte viel mit der Jugend in Malabar zu thun und zwar mit der ſtudierenden. Es hat kaum etwas einen ſo unangenehmen Eindruck bei mir hinterlaſſen, als ſolch ein von vermeintlicher Weisheit aufgeſchwollener Schüler einer religionsloſen Regierungsſchule, der,

wenn ihm das Evangelium verkündigt wird, mit selbstbewußter Miene antworten kann: „Ich habe Philosophie studiert, ich bin ein Atheist."

Ist es nicht herzbeweglich, wenn ein Hindu mit folgender schrecklichen Anklage dem christlichen Europa gegenübertreten muß: „Willst du, Europa, uns unserer Seele Leben hinwegnehmen, unseres Herzens tägliche Freude, willst du unsern Gott hüllen in den Nebel deines finstern Zweifels, willst du unser Leben hoffnungslos und öde machen? Das sollst du nicht thun! Ich bin ein Asiate und kein Atheist. Ich muß entweder meinen Gott erkennen und leben, oder ich muß einsehen, daß Er unerkennbar ist, und vergehen. Man findet nun Branntweinflaschen an Orten, wo einst fromme Eingeborene zu Gott gebetet haben. Und das hat eine christliche Nation zu stande gebracht."

Es ist ferner eine große Schar von Gleichgültigen in Indien herangewachsen. Die freuen sich, daß alles im Ungewissen liege und kümmern sich um religiöse Dinge überhaupt nicht viel. Um die Frauen zu Haus nicht vor den Kopf zu stoßen, machen sie mechanisch all die religiösen Gebräuche mit, innerlich stehen sie der Sache aber vollständig teilnahmlos gegenüber. Sie denken entweder, alle Religionen seien falsch oder aber, es sei eine so gut als die andere. Ich hatte einmal einen Lehrer dieser Richtung in Tellicherry. Wenn ich den fragte, warum er noch nicht Christ geworden sei, so pflegte er zu antworten: Das Christentum sei sicher die beste Religion für Europäer, aber in 1000 Farben spiegle sich die Wahrheit und auch der Hinduismus dürfe sich sehen lassen. Da es diesen Leuten sehr unbequem wäre, wegen einer so gleichgültigen Sache wie Religion Zerwürfnisse und Zwistigkeiten in der Familie entstehen zu sehen, so gehören gerade diese Gleichgültigen oft zu den allerentschiedensten und hoffnungslosesten Gegnern der Mission und der Missionare. Die Kluft, die bei diesen Leuten zwischen ihrem öffentlichen Leben und ihrem Privatleben besteht, ist oft eine traurig-komische. Morgens beobachtet ein solcher Hindu zu Haus peinlich alle religiösen Vorschriften, ißt seinen Reis in herkömmlicher Weise mit den Händen, dann schreitet er in Gravität, blendend weiß gekleidet, den golddurchwirkten Turban auf dem Haupt zum Gerichtshof, wo er in fließendem Englisch nach englischem Gesetz Recht spricht. Abends geht er nach Hause, legt den Europäer ab, badet und reinigt sich von aller Befleckung seines offiziellen Lebens und ist behaftet mit all dem Aberglauben, der falscher Aufklärung eigen zu sein pflegt. An dem einen

Abend kann er durch seine Gegenwart irgend eine thörichte, ja sogar verwerfliche Sitte seiner Landsleute gutheißen, an einem andern Abend hält er einen begeisterten Vortrag gegen Priesterherrschaft und Aberglauben, feuert an zu Fortschritt und Erleuchtung. Er spricht auch dann und wann mit viel Einsicht und Wärme über Erziehung und Hebung des weiblichen Geschlechts, über eine würdigere Stellung der Frau, geht heim und behandelt seine Frau gerade so, wie man es vor 500 Jahren auch getrieben hat. Man sieht: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten."

Nun giebt es aber auch unter allen Völkern und auch unter den studierenden Heiden solche, die das Neue Testament Gottesfürchtige nennt, und wie ist diesen zu Mut inmitten dieses allgemeinen Zusammensturzes? Viele strengen sich an, aus den Trümmern, die oben schwimmen, ein neues Fahrzeug zu zimmern. Was Wunder, wenn die Versuche dann und wann etwas schwach und armselig ausfallen! Wer sollte so etwas auch fertig bringen! Ist es nicht ein Zeichen der Zeit, wenn einer der bedeutendsten Staatsmänner Südindiens, Sir Madhawa Rayar, einen öffentlichen Aufruf erläßt, in dem es heißt: „Zum Besten der Menschheit ist es besser, man hat irgendwelche Religion, als man hat gar keine. Ihr wisset, daß durch das Uebergewicht von Kultur und Wissenschaft, wie sie aus England zu uns gekommen, für die alte Religion dieses Landes die Stunde des Untergangs naht. Der Gedanke, daß an Stelle unserer sich auflösenden Religion eine fremde Religion trete, ist schrecklich und muß fern gehalten werden, und so macht er nun den Vorschlag, daß den Forderungen der Gegenwart entsprechend, das Beste aus den heil. Büchern der Hindus auszulesen sei. Es ist Kesab-Chandran Sen und sind andre aufgestanden und wollen vom Alten retten, was immer möglich, und wollen doch zugleich den neuen Wein des Evangeliums in die alten Schläuche des Hinduismus fassen. Wie nahe sind diese Leute dem Heiland gekommen, wie gut wissen sie teilweise, was zu einem rechten Christen gehört. Aber wo die Wahrheit in Christo, wo die Thorheit des Kreuzes umgangen wird, da geht es in Indien, wie es immer gegangen: es bleibt bei einigen Anstrengungen, ohne die Kraft, etwas Neues zu schaffen.

Gott sei Dank, bei vielen unter diesen Gebildeten kommt es dann doch auch weiter und sie fühlen, daß keine Hilfe und keine Rettung ist, wenn sie nicht vom Himmel kommt.

Ein Fischer in Cochin rettete nach einem schrecklichen Kampf mit einem Haifisch zwar das Leben, aber im Missionsspital mußten ihm beide Arme abgenommen werden. Wenige Tage darauf hielt ein heidnischer Richter, Brahmine, einen Vortrag und sagte dabei so schön: „Wir Hindu sind in derselben Lage, wie dieser Fischer: so lange wir im Ozean der Unwissenheit umhertrieben, hat der Aberglaube als ein schreckliches Ungeheuer sich an uns gemacht und wir hatten für unser Leben zu kämpfen. Da ist eine Woge von Westen gekommen und hat uns ans Land gesetzt mit einem kleinen Rest von Leben. Um aber nun unser Leben zu retten, wird nichts anderes übrig bleiben, als daß wir uns noch einer schmerzhaften Amputation unterziehen. So lasset uns denn niederfallen vor dem Arzt aller Aerzte und Ihn anflehen, daß Er die Operation vornehme, damit wir gesund und gerettet, sei es auch als Krüppel, eingehen mögen in Sein Reich." Nun, da ist viel Selbsterkenntnis, und wo sich die einmal einstellt, da kommt es auch zur richtigen Stellung zu unserem Heiland. Ich kann es aus Erfahrung bezeugen, der Herr Jesus ist für gar manchen — ich rede von sogenannten Heiden — der Inbegriff von allem was groß und gut ist. Ein heidnischer Lehrer gestand mir, daß etwas Geheimnisvolles in seinem Leben sei, das ihn nicht loskommen lasse von der Person unsres Heilandes. Ein Schüler bat mich, doch für ihn zu beten, daß er ein Eigentum Jesu werde, denn er bete zu Ihm und es fehle ihm nur der Mut, Ihn auch durch die Taufe zu bekennen. In Tellicherry zeigte mir der Bibelkolporteur eine Reihe von heidnischen Häusern, wo die Bibel täglich gelesen werde und wo man zu Jesu bete. Im südlichen Malabar hörte ich von einigen, denen erst der nahende Tod den Mut verliehen, Jesum zu bekennen. „Ich weiß, daß ich ein Sünder bin und daß Jesus mein Erlöser ist", bekannte einer und dann fuhr er unter Thränen der Reue fort: „Jesus, du bist der Weg zum Himmel, habe Erbarmen mit mir, vergieb mir meine Sünden und nimm mich zu dir, obschon ich nicht den Mut habe, meinen Glauben an dich öffentlich zu bekennen." Wenige Tage nach diesem Bekenntnis starb er. — Die letzten Worte eines reichen, angesehenen Mannes, der, leider ohne sich taufen zu lassen, ganz das Leben eines Christen geführt hatte, waren: „Ich kann nun auf nichts sehen als auf Jesum, Er scheint mir alles, alles zu sein, überlasset Euch ganz Seiner Leitung und Führung." Einer, der sich selbst einen Jünger des Herrn

nannte, erzählte von seinem Vater, daß der, als es zum Sterben ging, angeordnet habe, man solle ihm das Neue Testament unters Haupt legen, wenn er gestorben sei, und dem ersten Christen, der vorbeikomme sagen, daß er gestorben sei im Glauben an den Herrn Jesum. — Ein anderer zeigte dem Missionar sein Neues Testament, in dem viele wichtige Stellen mit Bleistift angestrichen waren und vorn auf dem Titelblatt statt des Namens stand: „ein geheimer Christ". Das sind Leute, die unserer kräftigen Fürbitte bedürfen; in eigner Kraft würden wir, denen es der Herr so leicht gemacht hat, es so wenig hinausführen, als all die schüchternen, verzagten Seelen draußen in Malabar; aber wir wollen sie dem ans Herz legen, der verheißen hat, daß Er den glimmenden Docht nicht auslöschen wolle.

Groß und herrlich ist es aber, wenn wir sehen dürfen, wie der Herr das Werk zu Ende führt. Da bleibt es allerdings bei der alten Regel, daß nicht in erster Linie unter den Weisen und Klugen, von denen ich heute eingehender gesprochen habe, sondern unter den Geringen das Evangelium auch in Malabar Eingang findet. Wie reichlich ist unsere Arbeit gesegnet worden unter Palmbauern, Fischern, Bettlern und Sklaven; doch ist auch dann und wann ein Starker dem Herrn zum Raub geworden. Unter diesen armen Malabaren ist eben der Boden in mannigfaltiger Weise vorbereitet. Moderner Unglaube hat noch weniger unter ihnen Eingang gefunden. Schwer ist da und dort noch der äußere Druck. Man denke an die Quälereien, denen Pulayer und andere noch ausgesetzt sind. Nur Ein Beispiel. Im Jahr 1870 geschah's, daß ein Sudra, ein Trinker und roher Mensch, des Wegs daher kommt. Am Wege sitzt eine Christin, die einst den Pariah's angehört hatte. Sie war todmüde und wundgelaufen und möchte ein wenig ruhen. Der Sudra befiehlt ihr barsch, auf die Seite zu gehen. 64 Schritte soll ja eine Person niedriger Kaste auf die Seite gehen, wenn die Großen der Erde nahen. Nicht alle Kastenlosen sind in unsern Tagen willig, das zu thun; Christen empfinden diese Quälerei doppelt. Die Frau ging nicht auf die Seite. So begann der hochmütige Sudra, auf sie hineinzuschlagen. Ihr Sohn verteidigt sie und giebt dem Angreifer für einen Streich deren zwei. Furchtbar! sollte nicht die Erde sich teilen und den Frevler verschlingen! Nichts der Art geschah; somit klagt der Sudra; der heidnische Richter muß wohl oder übel den Jungen freisprechen, obgleich er sich ein schweres Verbrechen als

Mensch niedriger Kaste habe zu Schulden kommen lassen. Einen Monat nachher starb der Sudra an gewöhnlichem Fieber. Das gab eine erwünschte Gelegenheit, an den Christen Rache zu nehmen. Sofort hieß es: der Mann sei vergiftet worden. Sieben Christen wurden verhaftet und beschuldigt, den Mann ermordet zu haben, die Häupter und Ernährer ihrer Familien, darunter auch der Sohn, der ihn geschlagen hatte. Sie werden über einen Monat in strenger Untersuchungshaft gehalten und dann frei gelassen, und obschon ein Zeuge ehrlich gesteht, er habe nicht gewußt, für was er bei der Voruntersuchung Zeugnis abgelegt und der Richter anerkennt, daß das Ganze ein Racheakt der verletzten Kastenleute gewesen, gehen die Ankläger doch ohne Strafe aus. Diesem äußeren Druck und Elend entsprechend sieht es denn auch trostlos und hoffnungslos in den Herzen aus. Bei den niedern Kastenleuten geht die ganze Religion in Furcht vor Dämonen und Geistern auf. Sie sind in der That Knechte der Furcht ihr Lebenlang. Da ist denn auch das Evangelium auf empfänglicheren Boden gefallen. Es ist ja wohl erst ein kleiner Anfang, um den es sich in Malabar handelt mit den 3000 Christen, die unserer Mission angehören. Sie sind auch vielfach noch Anfänger und Kinder im Glauben, die noch gegängelt und geleitet werden müssen. Aber doch rauscht es da und dort, als wollte es regnen, unsre Gemeinden sind doch Gärten, die der Herr gepflanzt hat inmitten der Wüste der Heidenwelt. Leute, wie unser Mulil, der im letzten Jahr gestorben, stehen doch da als Wunder der göttlichen Allmacht. Er war eines Palmbauern Sohn; ein Blatt einer zerrissenen Bibel hat ihm zuerst gepredigt, nach langem Kampf hat er seine alten Götter mit dem Christenheiland vertauscht, ist ein gewandter Zeuge des Evangeliums geworden und nachdem er lange als ein treuer Priester in seinem Haus, in der Gemeinde und unter den Heiden gestanden, hat er selig überwunden. Die Fischerleute haben uns den noch lebenden Paul Chandran geschenkt, der mit seinem fröhlichen Kindersinn, mit seinem erfahrenen Urteil gar viele schon aufgemuntert hat, dem Herrn nachzufolgen. Da ist der liebe Samuel im Fischerdorf, ein einzelstehender Jüngling, der uns vor der Taufe mit Gewalt entrissen werden sollte, der nach der Taufe freiwillig in sein heidnisches Elternhaus zurückkehrte und den Heiden im Haus und in der Nachbarschaft längst den Eindruck gegeben hat, daß ein Christ ein seliger Mensch ist und auch

ein Mensch, der geduldig leiden kann. Und was ist vollends aus jenen Pulayern, von denen ich erzählte, durchs Evangelium geworden! Leute, die kaum ein Wort für Gott in ihrer Sprache hatten, singen zu Haus und in der Gemeinde heilige Gesänge. Menschen, unter denen das Stehlen so als selbstverständlich galt, daß bei einer Heirat hauptsächlich darauf gesehen wurde, ob die Braut auch ordentlich stehlen könne, gelten nun für die einzigen redlichen Arbeiter. Leute, die in schmutzigen Hütten von Aas gelebt und kaum etwas wie Kleidung getragen haben, kommen Sonntags reinlich gekleidet zur Kirche, können lesen und schreiben, haben ihre eigenen Prediger und suchen auch an denen zu arbeiten, die noch draußen in der Finsternis sind.

Meine Schilderung der Verhältnisse draußen wäre aber doch unvollständig, würde ich nicht auch noch ein kurzes Wort über die indische Frau beifügen. Man hört so viel von der Unterdrückung der Frau in Indien, daß man versucht sein könnte, zu denken, auf die komme nicht viel an, die komme von selbst nach, wenn nur einmal erst die Männer gewonnen seien. Damit täuscht man sich aber ganz gewaltig. Es hat ein Heide zu einem unserer Missionare in Malabar gesagt: „Du mußt unsere Frauen machen wie die Christenfrauen sind; wenn die Frauen wollen, dann will das ganze Land.“ Die Frauen sind derzeit noch unser gewaltigstes Hindernis und nicht umsonst hat einer gesagt: „gebt mir die Mütter; die Polizei, die Armee und das Uebrige mögt ihr behalten.“ Es ist ja gewiß wahr, das Los der Frau in Indien ist ein elendes, unwürdiges, wenn sie es auch in den meisten Fällen nicht so fühlt, wie wir es uns vorstellen. Es ist schon eine große Enttäuschung, wenn ein Mädchen statt eines Knaben geboren wird, und nur schüchtern macht der Vater Mitteilung von dem Ereignis. Die Kinderheiraten sind ein Fluch für Indien, der nicht schwer genug vorgestellt werden kann. Schon dem Kind in der Wiege sagt die Mutter tröstend: „Sei ruhig, du bekommst einen braven Mann.“ Das unartige Kind schreckt sie mit der Drohung: „ich verheirate dich an einen bösen Mann!“ — Diese frühen Heiraten sind die Ursache, daß es zurzeit in Indien etwa 63000 Witwen unter 10 Jahren giebt und 15½ Millionen Witwen zwischen 10 und 20 Jahren.*) Sie

*) Diese Zahl ist ohne Zweifel irrtümlich. Nach einer dem Herausgeber vorliegenden Statistik gab es im Jahr 1881 in Indien mehr als 21 Millionen Witwen, darunter 669000 unter 19, 286000 unter 15 und 79000 unter 9 Jahren. D. H.

bedingen auch das Elend einer solchen Witwe, der gar häufig von einer rohen Schwiegermutter zu fühlen gegeben wird, daß um ihretwillen ein Fluch auf der Familie ruhe, der Sohn habe sterben müssen. So ist es nicht zu verwundern, wenn das Elend gar häufig seinen Abschluß im Wasser irgend eines Brunnens findet. Soll die Witwe doch nur einmal innerhalb 24 Stunden essen und auch, wenn sie ißt, darf es nichts sein, das ordentlich schmeckt und gut nährt. Dazu kommen die vielen Fasttage, wo sie auch nicht einen Tropfen Wasser über die Lippen bringen darf. Sogar einer sterbenden Witwe soll an einem Fasttag höchstens ein Tropfen Wasser ins Ohr verabreicht werden. Jeglicher Schmuck ist ihr verboten und sie soll sogar das Haupthaar abrasieren lassen. In der ersten Zeit nach dem Tod des Mannes soll sie auf dem bloßen Erdboden schlafen, und ob sie stark oder schwach ist, all das muß ausgeführt werden. Noch nicht lang ist es her, daß ein neunjähriges Mädchen zur Witwe wurde; die Mutter war ihr gestorben, als sie erst fünf Jahre alt gewesen war. Der Vater war ein strenger Priester. So hielt er es für nötig, daß die kleine Tochter die großen Fasten halte, obschon er wußte, daß sie nicht im stande sei, das auszuhalten. Was that nun der heidnisch-barmherzige Vater? Früh am Morgen gab er ihr noch eine tüchtige Mahlzeit, dann schloß er sie in ein Zimmer ein, ging fort und öffnete erst am Mittag des nächsten Tages. Das Kind lag ohnmächtig am Boden. Sehr viele gehen nach Leib und Seele zu Grunde in Folge dieser unnatürlichen Witwenschaften! — Doch das ist nur eine Seite des Elends einer indischen Frau. Wie groß ist die geistige Vernachlässigung der Frau. Ist der Mann eine Person von Rang, Besitz und Bildung, so leidet sie vielleicht nicht unter irgendwelchen persönlichen Mißhandlungen, sie genießt sogar das indische Privilegium und höchste Gut, daß sie nichts zu arbeiten braucht und den ganzen lieben Tag nur plaudern darf; aber sie hat auch keinen Anteil an den höheren Interessen des Mannes. Seine Welt ist eine andere als die ihrige. Nichts von der höhern Bildung des Mannes sickert durch ins Innere der Familie, hinunter in die untern Schichten der Bevölkerung. Der gebildete Mann sagt stolz und verächtlich, er sei nicht gewohnt, mit seiner Frau über viel zu reden. Die Kinder, die unter der Pflege einer unwissenden Mutter aufwachsen, müssen wie der Vater mit allem von vorn anfangen, ohne ein geistiges Erbe überkommen zu haben. Und steigen wir

hinab zu den Frauen der untern Schichten der Bevölkerung, so haben wir es oft mit wahren Lasttieren zu tun. Das Haus mit Kuhdünger bestreichen, den Reis stoßen oder den ganzen Tag im Schlamm stehen und die Reisfelder bebauen, das ist die tägliche Arbeit der Frau. Der Mann, der vielleicht selbst kaum mit Sicherheit auf 100 zählen kann, läßt sich die Erziehung der Frau ernstlich angelegen sein und zwar nach der Maxime: tscholli kodu, nulli kodu, talli kodu, talli kala, d. h. zuerst unterweise sie, dann kneipe sie, dann schlage sie und dann jage sie fort. — Die Stufenleiter wird aber nicht immer eingehalten, rasch wird zu den wirksamsten Mitteln geschritten. Ach, wie umdüstert ist der Geist bei solcher Behandlung, wie versunken in Aberglauben sind besonders die Frauen. Es kann sich eine lang mit der Frage quälen, ob das Kind, das an den Pocken gestorben, auch in den Himmel gehen könne.

Trotz all dieser Unterdrückung beeinflussen nun aber die Frauen in religiöser Hinsicht alles; ganz besonders unter aufgeklärten Hindu liegt die Religion in den Händen der Frau. Aehnlich wie hier zu Land die Frau des Hauses manchmal das Kirchengehen besorgt, so ist auch unter den Heiden die Frau gar häufig die Hauspriesterin. Sie ist nicht bloß als Frau konservativ, sondern sie ist auch so unwissend und abergläubisch als möglich. Ihr Widerstand Neuem gegenüber ist ganz außerordentlich. Wie merkwürdig und rührend war z. B. die Stellung von Babu Kesab Chandran Sen zu seiner Mutter. Während dem Sohn und seiner Lehre die Herzen von Tausenden zufielen und er selbst wankende Christen der Heimat zu maßloser Bewunderung hinriß, blieb die streng-orthodoxe Mutter trotz aller Zärtlichkeit unbewegt. Als der sterbende Kesab in großen Schmerzen dalag, wagte die Mutter zu fragen: „Lieber Kesab, warum hast du so viel zu leiden, ist es Strafe für meine und deine Sünden?“ Und wie sah der an seine göttliche Mission glaubende Sohn an dieser Mutter hinauf! Als sie ihn in den letzten Tagen weinend mit Zärtlichkeiten überschüttete, sagte er: „O sprich nicht so, liebe Mutter, wo könnte eine andere Mutter sein, wie du sie mir gewesen? Was ich bin und was ich habe, ist von dir“, und indem er so sagte, nahm er Staub von ihren Füßen und legte ihn sich aufs Haupt. Diese entschiedene, selbständige Stellung der Frau zur Religion macht sich auch bei unseren Hausbesuchen geltend. Von gesicherter Stellung aus (hinter der Thüre, im Nebenzimmer oder sonst

wo) läßt sie oft ihre abfällige Kritik hören oder die Frage, ob es noch nicht Zeit sei zum Gehen. Der hochgeschwungene Besen eines alten Mütterleins, mit dem sie mir entgegentrat, legt doch auch Zeugnis ab von hochgradiger religiöser Wärme. So ist es auch bei Uebertritten: der Taufkandidat mag sich schon tapfer gehalten haben gegen Vater, Onkel und Brüder; so lang er sich noch nicht mit der Mutter auseinandergesetzt hat, ist der Sieg noch nicht entschieden und mancher ist schon an der Hand eines grauen zitternden Mütterleins wieder umgekehrt und hat sich für geschlagen erklärt.

Diesen Frauen muß sich darum auch ganz besonders unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Wir suchen die kleinen Mädchen in Schulen zusammenzubringen. Lange müssen sie Tag für Tag zur Schule geholt werden. Am Ende werden sie anhänglich, sitzen da und haben die großen ausdrucksvollen Augen auf die Lehrerin oder Missionsfrau gerichtet. Wie leicht füllen sich diese Augen mit Thränen, wenn es sich um das Leiden unseres Heilandes handelt; wie scheu und ängstlich sehen sie drein, wenn der schnurrbärtige Schulinspektor kommt und wie leuchten sie auf zum strahlenden Christbaum. Man geht zu den Müttern der Kinder ins Haus, wird freundlich aufgenommen, denn die Mädchen haben vorbereitet und wissen auch schon besser was sich schickt, als die Mutter selbst. Da gehts oft wie im Triumph von einem Haus ins andere und es gilt, kuriose Fragen zu beantworten. Dann werden uns die Mädchen wie im Nu entrissen, denn sie sind teilweise verlobt und sollen nun zum Manne ziehen. Neuerdings sollen nun unsere Bibelfrauen diese unsagbar wichtige Arbeit noch weiter verfolgen, und es gehört etwas dazu, als Frau in Indien von Haus zu Haus zu gehen mit Bibeln in der Hand und den Männern und Frauen das Evangelium anzupreisen.

Gott sei Dank, daß wir Frauen haben, die wir getrost senden können. An nichts zeigt sich die umwandelnde Kraft des Evangeliums so augenscheinlich, als an unsern christlichen Frauen. Welcher Unterschied selbst zwischen einer christlichen Weberfrau und der heidnischen Frau eines höhern Beamten. Die Zeit ist zu kurz, um nach Herzenslust zu erzählen von dem köstlichen Familienleben unseres Jacobi in Koilandy, wo man meinen könnte, man sei zu Haus unter geläuterten Christen; nur will eben die Frau durchaus nicht „Du" sagen zum alten Mann, den sie aber doch herzlich liebt.

Ich denke an die alte Elisabeth, die kürzlich ihren Lauf im Glauben vollendete, eine treue Mutter für Christen in allerlei Nöten. Da ist die stille treue Lydia, die Frau unseres Paul Chandran, eine echte Marienseele, die sich nun schon viele Jahre glücklich fühlt zu den Füßen ihres Heilandes. Und Seine Kraft ist auch in den Schwachen mächtig. Da ist die arme Sara im Fischerdorf, von der ihr unbarmherziger, falscher Mann gesagt, sie sei zu dumm, um Christin zu werden, die aber unter der rohen Mißhandlung ihres Mannes als Christin ihr Kreuz getragen. Nicht zu reden von denen, die schon eingegangen in die himmlische Herrlichkeit, wie Jael, die Tochter von Abraham Mulil, die lebenslänglich krank, unter Heiden und Christen gern gesehen, manches freimütige Zeugnis ablegte. Und dann die Mutter Dorkas, die ihren Mann stets zum heiligen Kampf ermuntert und am Ende im letzten Kampf und Strauß von Elisabeth sich den Arm emporheben ließ und dann sagte: „Es ist der Herr Jesus". Das ist eine neue Art von Frauen in Indien, und von solchen Müttern, Frauen und Töchtern erwarten wir Großes.

Unsere Sache wird siegen, weil sie des Heilands Sache ist, und wir alle sind verpflichtet zu diesem heiligen Kriege. Das Werk wird wachsen, muß wachsen; es wird sich neuer Länder bemächtigen, viele Herzen beglücken und selig machen. Es sind keine Illusionen, mit denen wir uns ermutigen. Wir sagen nicht, daß die Welt der Sünde müde sei; wir reden nicht von stürzenden Pagoden und verlassenen Tempelhallen; ich habe mich auch noch nie soweit begeistern können, um von der Todesstunde des Heidentums zu reden. Wenn man zum zweitenmal in die Heidenwelt geht, sagt man auch nicht, wie jener junge Missionar in einer Abschiedsrede: „Ich werde den Ganges hinauffahren und Tausende von Hindu werden sich bekehren." Man muß schon sehr einfältig sein, um nur einmal so zu reden. Aber andererseits lassen wir uns auch den Boden nicht unter den Füßen wegnehmen, wir trauen den Verheißungen unseres Gottes und lassen es unsere Hauptsorge sein, Ihm zu gehorchen und willige Werkzeuge in seiner Hand zu werden. Von Opfern wollen wir da nicht reden. Ein Wort Livingstone's sollte uns aus dem Herzen gesprochen sein. Dem hat man viel vorgeredet von den großen Opfern, die er für die Missionssache gebracht; da sagt der einfache Mann am Ende: „Nein, ich mag dieses Wort Opfer nicht mehr hören! Fern sei

dieser Gedanke! Einer hat ein Opfer gebracht, der vom Himmel heruntergekommen ist auf die Erde, um sich für uns ans Kreuz schlagen zu lassen. Was ich gethan habe, war nur der geringe Versuch, etwas von der Schuld abzutragen, in der ich bei Ihm stehe. Sagen Sie: es war mein Vorrecht." Ja, dabei solls bleiben; um ein Vorrecht handelt es sich und überschwenglich kann der Herr erstatten, was man in seinem Dienst darangeben muß. Die Hauptsache bleibt doch, daß sich der Herr zu uns und unserem Werk bekennt. Während man im Abendland bald ängstlich, bald verächtlich fragt, was uns noch bleibe an dem Heiland der Welt, geht Er selbst immer noch segnend durch die Welt: unerkannt von den Weisen und Klugen, schnellverstanden von den Mühseligen und Beladenen. Wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme. Blinde sehen, Lahme gehen, Tote stehen auf und selig ist, wer sich nicht an Ihm ärgert.

Aus den
Jahresberichten deutscher Missionsgesellschaften.

5) Die Norddeutsche (Bremer) Missionsgesellschaft hat das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestands unter besonders erfreulichen Umständen gefeiert. Durfte sie doch im Jahr 1885 unter dem Ewevolk auf der Sklavenküste 110 Personen taufen. Die norddeutsche Mission arbeitet nicht bloß mit bescheidenen Mitteln, sondern auch auf einem schwierigen, weil sehr ungesunden Gebiet. Aber der Herr hat ihr geduldiges Ausharren belohnt. Acht Jahre lang schienen die Missionare vergeblich zu wirken; im neunten Jahr durften sie die Erstlinge taufen. Noch im Jahr 1880 zählte die Mission erst 202 Gemeindeglieder; jetzt hat sich diese Zahl verdoppelt. Besonders erfreulich ist, daß eine ganze Anzahl von Familien da sind, deren sämtliche Glieder der Kirche angehören.

6) Die Brüdergemeinde. — Im Mai 1886 sah sich Missionsdirektor E. Reichel genötigt, sein Amt niederzulegen; am 14. Nov.

wurde er, wie wir unsern Lesern schon mitgeteilt haben, von seinen Leiden erlöst. Die Brüdermission hat in dem Zeitraum, welchen der Jahresbericht umfaßt (Juli 1885 bis Juli 1886) ihren stillen Gang fortgesetzt. Sie liebt es nicht, Aufsehen zu machen; die Brüdergemeinde hat sich auch in der Mission den zum Vorbild genommen, der nicht schreit noch ruft und dessen Stimme man nicht hört auf den Gassen. Auf 18 Gebieten stehen über 82000 Personen auf 105 Plätzen in der Pflege von 175 Missionaren. Am zahlreichsten sind die Gemeinden in Suriname und auf Jamaika, am kleinsten die in Australien und im Westhimalaya. Einer Jahreseinnahme von Mk. 380752 steht — zum erstenmal wieder seit einigen Jahren — eine nahezu ebensogroße Ausgabe gegenüber. Im allgemeinen darf man sagen, daß die Herrnhuter Mission solche Gegenden der Erde und solche Völker zu ihrem Arbeitsfeld erwählt hat, welche besonders wenig Anziehendes haben und die ein nicht geringes Maß von Geduld erfordern. Dies trifft namentlich auf die Mission unter den Eskimo zu. Dieses Völkchen ist und bleibt arm; in den Berichten erscheint es daher immer als ein Gegenstand von hervorragender Wichtigkeit, ob der Fang von Fischen, Seehunden, Renntieren und Füchsen ergiebig gewesen ist oder nicht. Aber die Leute sind auch geistig und sittlich schwach, ja oft stumpf. Aus Grönland wird geklagt, daß für die Pflicht, Missionsbeiträge zu geben, wenig Verständnis vorhanden sei, und daß die welche geben möchten, häufig nichts geben können, weil sie nicht zu sparen verstehen, wenn sie einmal Ueberfluß haben. Doch haben die Beiträge zugenommen. Dagegen sind nur wenige dazu zu bewegen, sich geistliche Bücher zu kaufen. Die von der dänischen Regierung unternommene Expedition nach der Ostküste Grönlands hat in den Missionaren die Hoffnung erweckt, auch den dortigen, auf 500 geschätzten Eskimo noch das Evangelium bringen zu können.

Labrador gilt noch für ein schwierigeres Arbeitsgebiet als Grönland. Dennoch kann von den dortigen Eskimo gesagt werden, daß die meisten das Wort Gottes gerne hören; einige schreiben sich sogar die Missionsberichte ab. Wenn die Leute für gewöhnlich keine besonderen Geistesregungen kund geben, so zeigt sich doch an manchem Sterbebett, daß mehr in ihnen ist, als man vermutet hätte.

Im Jahr 1885 hat die Brüdergemeinde begonnen, sich auch der im westlichen Alaska wohnenden Eskimo anzunehmen. Diese

neue Mission wurde dadurch schmerzlich betroffen, daß Missionar Torgersen im Kuskokwimfluß ertrank.

Die Mission unter den Indianern in Nordamerika hat nur drei Stationen. Auf einer derselben hat sich ein anglikanischer Geistlicher eingedrängt, freilich mit geringem Erfolg. Auf einer andern Indianerreserve (d. h. einem den Indianern ausschließlich vorbehaltenen Platz) wurden sämtliche Weiße außer der Missionsfamilie von dem bevollmächtigten Beamten ausgewiesen. „Die dortigen Weißen sind ein Fluch für die Indianer, denen sie sowohl durch ihren Wandel, als durch den Besitz ihres Landes vielfach Aergernis geben." Am 1. Januar 1886 wurde die Stationskapelle niedergebrannt, wahrscheinlich von solchen Ausgewiesenen.

Mit Westindien betreten wir das fruchtbarste Missionsfeld der Brüdergemeinde. Die Berichte lauten aber durchgängig unerfreulich. Der innere Zustand der Gemeinden hat sich wohl nicht wesentlich verändert. Aber die äußere Not, hervorgerufen durch ungünstige Witterung und durch die nicht bloß in Europa, sondern auch in Amerika herrschende Zuckerkrisis, hat in mehrfacher Hinsicht nachteilig gewirkt. Auf Jamaika wurden drei Eingeborene zu Diakonen der Brüderkirche geweiht.

In Demarara herrschten dieselben Notstände wie in Westindien; die einzige Gemeinde, welche die Brüdermission dort hat, gab erfreuliche Beweise kirchlichen Sinnes. Dennoch ist der Fortbestand der Demarara-Mission nicht gesichert. — Auf der Moskitoküste wirkt die Erweckung von 1880 noch nach. Der von Guatemala, Honduras und San Salvador gegen Costa Rica und Nicaragua geführte Krieg hat für die Mission nicht die Folgen gehabt, die man befürchten mußte. — In Suriname, wo auf 16 Stationen 25577 Gemeindeglieder gesammelt sind, war über Fleischessünden, Ungebundenheit, Widerspenstigkeit und Unaufrichtigkeit der Neger zu klagen; es fehlt aber auch nicht an solchen, welche ihren Landsleuten mit einem guten Beispiel vorangehen. — Auf 16 Stationen in Südafrika hat die Brüdermission über 12000 Christen. Die äußere Lage der Gemeinden ist in Folge von Mißwachs oder mangelnder Arbeitsgelegenheit keine günstige gewesen, ähnlich wie auf den Stationen der Rheinischen Mission. In der Kapstadt konnte eine Kirche gebaut und eingeweiht werden.

In Südaustralien (Viktoria) hat die Brüdergemeinde zwei Stationen, wo nicht vergeblich unter den armen Eingeborenen gearbeitet wird. Für australische Verhältnisse will es auch etwas heißen, wenn aus Ramahyuk berichtet werden kann, daß die Weißen der Umgegend sich am gleichen Gottesdienst mit den Schwarzen beteiligen. Es ist nun an die Brüdermission die Aufforderung ergangen, auch im Norden von Queensland eine Mission zu beginnen. Die vereinigten Presbyterianer von Australien und Tasmania haben sich bereit erklärt, die Reisekosten und die Besoldung der Missionare zu übernehmen. Ist es schon erfreulich, daß man der Brüdermission zutraut, sie werde auch dieses neue Geduldswerk am besten ausrichten, so kommt noch als besonders merkwürdiger Umstand dazu, daß auch die deutsch-lutherische Synode in Brisbane und die lutherische Synode von Viktoria mit den Presbyterianern in diesem Missionswerk zusammen arbeiten. Es ist dies eines der Anzeichen davon, daß die rechte Union zwischen Lutheranern und Reformirten wesentlich durch die Mission angebahnt wird. Der Herrnhuter Missionar Hagenauer hat sich persönlich an den der Mission wohlgesinnten Regierungspräsidenten von Queensland, Sir Samuel Griffith, gewendet. Zunächst erfuhr er, daß zwei Punkte, die er auf einer im Jahr 1885 gemachten Untersuchungsreise für Anlegung etwaiger Stationen ins Auge gefaßt hatte, nicht mehr in Betracht kommen können, sofern am Kap Bedford schon den Lutheranern von Neuendettelsau und unter den Balebi am Bloomfield den Hermannsburgern eine Station zugesichert worden war. Der Präsident schlug ihm eine Stelle in der Nähe von Cardwell vor (an der Ostküste von Australien, ungefähr unter dem 18° südlicher Breite). Die Regierung errichtet auf ihre Kosten die nötigen Gebäude und bezahlt alle Kosten der Ansiedlung der Schwarzen, vorläufig auf ein Jahr, wie zu hoffen ist, auf einige Jahre. Die Missionsleitung der Brüdergemeinde in Verbindung mit der Unitäts-Aeltestenkonferenz hat sich nun bereit erklärt, unter diesen Bedingungen Missionare nach Nord-Queensland auszusenden.

Die Mission im Westhimalaya steht noch in den Anfängen. An der Uebersetzung des Alten Testaments ins Tibetanische wird weitergearbeitet.

7) Die Hermannsburger Mission. — Es wurden beim Missionsfest nur spärliche Angaben gemacht, denen zu entnehmen

ist, daß auf dem Hauptarbeitsfeld in Südafrika die Mission im Zunehmen begriffen ist. Im Basutodistrikt wurden über 1200 Heiden getauft. Die im Jahr 1884 geschaffene neue Missionsordnung konnte weder hier, noch im Zuludistrikt eingeführt werden, weil die Missionsleitung immer noch nicht im stande ist, den Missionaren ihren vollen Gehalt auszuzahlen. In Indien, Australien und Neuseeland geht es nur langsam vorwärts. Die Missionshauptkasse in Hermannsburg hat etwas über 200000 Mk. eingenommen und ausgegeben. Bemerkenswert ist außer der im Februarheft S. 95 berichteten Anstellung eines zweiten Direktors noch die Neuerung, daß der Lehrkurs für die Missionszöglinge von 4 auf mindestens 5 Jahre erhöht worden ist. Sämtliche Zöglinge müssen nun außer lateinisch auch griechisch lernen, die Begabteren noch hebräisch.

8) Leipziger Mission. — In Südindien hat die Leipziger Mission auf 20 Stationen 22 Missionare, außerdem eine Anzahl eingeborener Gehilfen. Es haben in einem Jahre gegen 1000 Heidentaufen stattgefunden und die Gesamtzahl der Gemeindeglieder übersteigt 13000. Wie viel Arbeit diese Christen erfordern, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß sie in 564 Orten über einen großen Teil des Tamulenlandes zerstreut sind. Wie weit liegen z. B. Madras, Bangalur, Koimbatur und Madura auseinander und wie viele Reisen müssen gemacht werden, um von 20 Stationen aus ein so großes Gebiet zu versorgen und zu überwachen. Die Leipziger Mission ist im Jahre ihres fünfzigjährigen Jubiläums in der ungewöhnlichen Lage, bei einer Einnahme von 349000 Mk. und einer Ausgabe von 308000 Mk. einen Ueberschuß von mehr als 40000 Mk. zu haben. Es wurde vor längerer Zeit eine neue Mission unter den Kanaresen in Maisur ins Auge gefaßt. Die hierüber befragte Synode der indischen Missionare sprach sich dahin aus, das Bedürfnis der Tamulenmission sei noch sehr groß, so daß man vor allem bitten müsse, es möge diese nicht verkümmert werden; wenn aber eine neue Mission begonnen werden solle, so rate man mehr zu einer ostafrikanischen als zu einer kanaresischen. Die bayrischen Lutheraner hatten schon im Jahr 1885 auf Gründung einer Mission in Ostafrika gedrungen. Man hatte in Leipzig zwar die Bedenken, die einem solchen Unternehmen entgegenstehen, hervorgehoben, aber den Gedanken nicht zurückgewiesen, vielmehr Erkun-

digungen in Berlin eingezogen und, wie schon bemerkt, die Synode in Trankebar befragt. Aber ehe eine Entscheidung getroffen war, wurde im bayrischen Bezirk Hersbruck eine eigene „Evangelisch-lutherische Mission für Ostafrika" unter dem Vorsitz von Pfarrer Ittameier gegründet. Die neue Mission hält eine andere Organisation für nötig, als die der Leipziger Mission und es ist jedenfalls zunächst keine Aussicht vorhanden, daß die Erklärung des Leipziger Missionskollegiums von praktischen Folgen begleitet sein wird, die Erklärung nämlich, daß man dem Hersbrucker Missionskomitee stets die Hand reichen wolle, sobald dasselbe sich Leipzig wieder zu nähern gewillt sein sollte und eine Verständigung suche. — Aus den Berichten über die einzelnen Stationen heben wir nur einiges wenige hervor. Trankebar, das ein „vielfach hartgetretener Boden" genannt wird, sammelt seit Jahrzehnten ein Kirchengemeindevermögen, das jetzt über 13,000 Mk. beträgt. Wenn die Zinsen desselben auch noch lange nicht ausreichen, um die kirchlichen Bedürfnisse zu bestreiten, so ist doch ein nachahmungswerter Anfang damit gemacht, diese Gemeinde auf eigene Füße zu stellen. Nicht unbedenklich kann man es finden, wenn über die Schule einer Außenstation berichtet wird, daß sie mit zwei Lehrern und etwa 50 heidnischen Schülern kaum ihrem Zwecke entspreche, d. h. keine rechte Missionsschule sei. „Auf den Religionsunterricht ist nur äußerst wenig gegeben worden, weil, wie die Lehrer behaupteten, die heidnischen Eltern sonst ihre Kinder der Schule entziehen würden." Ist dies wirklich so, dann lieber keine Schule, als eine, wo die Religion Nebensache ist. — Wenn aus einem Orte, wo die Leipziger eine Kapelle besitzen, geschrieben wird, daß die Katholiken für übertretende Lutheraner per Kopf 8 Mk. bieten, so ist dies wenigstens nicht überraschend. — In Hinterindien hat die Leipziger Mission nur eine Station und zwar Rangun.

Heiratsgesetz und Hochzeitfeier im Kurgland.*)

Von Missionar F. Veil in Merkara.

Vor alters und eigentlich bis in die neueste Zeit herein wurde kein Kurgmädchen verheiratet, ehe sie das natürliche Alter dazu erreicht hatte. Aber im Lauf der letzten 10 Jahre haben auch die Kurg, indem sie die Sitte, resp. Unsitte der übrigen Hindu nachahmten, angefangen, gelegentlich Heiraten zuzulassen, ehe jenes Alter erreicht war. Es ist jedoch keine Heirat eines Kindes unter acht Jahren bei den Kurg vorgekommen. Dies ist das Alter, in welchem die Mädchen der brahmanischen Hindu nach dem Gesetz heiratsfähig sind.

1) Das alte Heiratsgesetz der Kurg, welches bei diesem einzigartigen Bergvölklein noch zu Recht besteht, möge nun der Hauptsache nach hier zuerst eine Stätte finden.

In Kurg werden Kinder, welche noch Eltern haben, zur Zeit der Verheiratung gewöhnlich nicht gefragt, wen sie heiraten wollen. Braut oder Bräutigam werden für sie von den Eltern bestimmt. Jedes Kurghaus hat einen Berater oder Aruwa (Wissender), welcher aber für ein anderes Kurghaus nicht auch Aruwa-Dienste thun darf. Weibliche Personen können heiraten bis zu jedem beliebigen Alter.

*) Das Kurgland in Ostindien, zwischen 12° und 13° nördlicher Breite gelegen, ist ein hügeliges Waldland, von fruchtbaren Reisfeldern durchzogen und von dem kräftigen, ackerbautreibenden Bergstamm der Kurg bewohnt. Das Land nimmt etwa den fünften Teil der Bodenfläche Württembergs ein und hat seiner Nord-, West- und Südgrenze entlang breite Strecken Urwald. Die Einwohnerzahl beträgt 178000, darunter aber nur 26000 eigentliche Kurg. Diese sind sozusagen der Landadel und die Großgrundbesitzer und haben ihren eigenen Dialekt, welcher der Malajalimsprache näher steht als dem sonst im Land gesprochenen und auch als Gerichtssprache gebrauchten Kanaresischen. Die Kurg waren von jeher tüchtige Krieger und sind noch geübte Jäger. Eine eigene Litteratur in der Kurgsprache besitzen sie nicht; sie benützen aber die reiche kanaresische. Die Nationalgesänge und die vielen Sprichwörter der Kurg wurden fast nur auf dem Wege mündlicher Tradition auf die Nachkommen vererbt. — In der Basler Missionspresse zu Mangalur wurden 1869 die Kurglieder (Coorg Songs), 1882 eine Sammlung von 200 der wichtigsten Bibelsprüche und 1886 eine Sammlung von 760 Kurgsprichwörtern in der Kurgsprache gedruckt. — Der Kurg liebt sein schönes Bergland über alles

Es trifft sie aber auch kein Tadel wegen etwaigen Ledigbleibens. Das Mädchen verweilt im Hause ihrer Eltern, bis sie heiratsfähig geworden ist; dann fordert sie ihr Bräutigam und bringt sie in sein elterliches Haus. Die jugendliche Braut wird — wenn überhaupt eine „Verlobung" stattgefunden hat, gewöhnlich ist's nur eine Zusage — in das elterliche Haus des Bräutigams hin und wieder gesandt, namentlich zur Zeit der Nationalfeste und bei frohen und traurigen Familien-Ereignissen, wie auch bei sonstigen besonderen Anlässen, und dann wird sie wieder in ihr elterliches Haus abgeholt. Solche Besuche sind erlaubt, kommen aber wohl nur als Ausnahmen vor. Mancher junge Kurg sieht seine Lebensgefährtin bei der Hochzeitsfeier zum ersten mal.

Das Recht, einen Mann für ein Mädchen zu wählen, steht ihrem Vater zu. Ist er gestorben, so geht es über auf ihren väterlichen Großvater, auf Mutter und Brüder. Sind solche nicht da, so sorgt das jeweilige Oberhaupt der Familie, bezw. des Hauses. Die Hausordnung der Kurg ist ja eine patriarchalische, indem das älteste männliche Familienglied das Hausregiment führt, ob nun zwei oder vier oder mehr Familien, bezw. Ehepaare unter einem Dach beisammen leben und aus einer Küche speisen. Das Recht, einen Gemahl für ein Mädchen zu wählen, kommt nach dem Großvater und vor anderen Verwandten der Mutter zu, während die Hindu sonst die Mutter als die letzte Person ansehen, welche dieses Recht

in der Welt und geht — wenige Ausnahmen abgerechnet — nicht in die Fremde, um die Welt kennen zu lernen. Im Jahr 1834 wurde der letzte Kurgfürst, ein Tyrann wie seine beiden letzten Vorgänger, von der indobritischen Regierung abgesetzt. Seither gehören die Kurg zu den loyalsten Unterthanen der anglo-indischen Regierung. Diese Gesinnung bewiesen sie auch zur Zeit der Meuterei (1857). Das indische Entwaffnungsgesetz wurde daher nicht über Kurg ausgedehnt. Jeder verständige Kurg ist reichstreu und dankbar für den Frieden, die Ruhe, die guten Gesetze und die Segnungen, welche die Regierung dem Land gebracht und gesichert hat, nach einer langen Zeit der Gewaltherrschaft der eingeborenen Fürsten.

In religiöser Hinsicht sind die Kurg sehr konservativ. Ihre Religion ist Ahnen- und Dämonendienst, einigermaßen angehaucht vom brahmanischen Hinduismus. Die Mission hat bisher leider noch wenig Erfolg unter den Kurg aufzuweisen. Auf dieses Gebiet jetzt näher einzugehen, reicht der Raum nicht, dagegen verweisen wir auf „Mögling, das Kurgland und die Mission in Kurg". Mit Karte und Bildern. 334 S. Verlag der Missionsbuchhandlung. Mk. 1.20. — Die 26000 Kurg wohnen auf etwa 3000 größeren und kleineren Bauernhöfen in der Nähe, d. h. am Saume ihrer Reisfelder.

hat. Dies zeigt auch, daß bei den Kurg der Mutter und dem weiblichen Geschlecht überhaupt eine höhere soziale Stellung angewiesen ist, als bei den übrigen Hindu.

Falls genannte Verwandte es fünf Jahre lang, nachdem das Mädchen heiratsfähig geworden ist, versäumen sollten, für sie einen Mann zu wählen, so hat sie die Freiheit, eine eigene Wahl zu treffen, ein wohl nie eintretender Fall. Die Brahmanenmädchen müssen im Falle solcher wohl auch nie vorkommender Vernachlässigung die eigene Wahl vor dem Alter der Heiratsfähigkeit treffen, damit sie nicht aus der Kaste gestoßen werden. Die Kurg pflegten früher nie vor dem zwanzigsten Lebensjahre zu heiraten. Die physische Ueberlegenheit dieses Stammes, so manchem anderen indischen Volksstamm gegenüber, mag wohl zu einem guten Teil diesen späten Verheiratungen zugeschrieben werden. Neuerdings sind Heiraten in früherem Alter auch erlaubt. Viele Kurg wünschen aber, daß dies geradezu verboten würde.

Wenn die bereits erwähnten Verwandten keine Braut wählen, noch auch überhaupt eine passende Heirat bestimmen, so kann der junge Mann seine Braut selbst wählen und er darf heiraten, sobald er 25 Jahre alt ist. Unter den Kurg findet übrigens nicht die in Indien, namentlich in Nordindien so übliche strenge Abschließung des weiblichen Geschlechts statt und es wird manchem jungen Mann in Ausnahmefällen auch gestattet, die Wahl einer Braut selbst zu treffen. Viel häufiger aber ist es der Fall, daß die Eltern eine Braut für ihren Sohn aus einem befreundeten Haus ausersehen und eine Zusage von deren Eltern erhalten haben, ehe Bräutigam und Braut einander gesehen haben. Es kam aber auch vor, daß der Sohn die von seinen Eltern für ihn gewählte Braut ausschlug.

Es giebt zwei Arten von Heirat unter den Kurg. Die eine wird auf uneigennütziger Grundlage, d. h. ohne pekuniäre Rücksichten geschlossen, indem dadurch gewisse Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen befestigt werden sollen. Die andere gründet sich auf gegenseitige Zuneigung. Die erstere Art ist die vorherrschende. Stirbt der junge Kurg vor Vollziehung der Heirat, so wird das Mädchen Witwe und hat das Erbrecht und Anspruch auf Lebensunterhalt von seiten seiner Familie. Ist sie heiratsfähig, so wird sie in das Haus des verstorbenen Mannes gebracht und kann von einem seiner Brüder oder ersten Vettern geheiratet werden.

Wird ein Heiratsversprechen nicht gehalten, so hat dies keine besonderen Folgen. Kommt die Hochzeit wegen eines gesetzlichen Hindernisses — namentlich Ausschluß aus der Kaste — nicht zu stand, so muß die Braut alle Geschenke, welche sie von dem Bräutigam erhalten hat, demselben zurücksenden. Verliert der Mann oder die Frau die Kaste, so hört der Verkehr zwischen ihnen auf. Derjenige Gatte, welcher die Kaste gebrochen hat, wird aus dem Hause hinweggeschickt und jedes Erbschaftsrecht verliert seine Gültigkeit. Dieser Passus des Ehegesetzes scheint hauptsächlich gegen solche gerichtet zu sein, welche zum Christentum übertreten, denn es ist in sonstigen Fällen nicht schwierig, wieder in die Kaste aufgenommen zu werden. — Auch wenn ein Sohn da ist, ist er nicht verpflichtet, Vater oder Mutter, welche die Kaste gebrochen haben, zu unterstützen. Das Hindugesetz schreibt für solchen Fall vor, daß der Sohn die Mutter unterstützen müsse. Aber die britische Regierung hob diesen Gesetzespassus auf, als eine Ursache, jemanden seines Vermögens zu berauben.

Die Ehe hört auch auf infolge von Untreue auf seiten der Frau. Aber im Fall der Untreue auf seiten des Mannes, tritt eine Trennung der Ehe nicht ein, so lange der Mann in unerlaubter Beziehung steht zu einer Frauensperson seiner eigenen oder einer ebenbürtigen Kaste. Unrechtmäßige Verbindung mit einer Person niederer Kaste dagegen zieht für Mann oder Frau den Verlust der Kaste nach sich. Dies ist übereinstimmend mit der in anderen Gegenden Indiens herrschenden Regel, wonach Untreue der Frau als Todsünde, Untreue des Mannes aber als läßliche Sünde betrachtet wird. (Ganz ähnlich ist es im Alten Testament.) Nach dem Kurggesetz, welches in dieser Hinsicht gleichlautend ist mit dem Hindugesetz, ist der Mann nicht berechtigt, Schadenersatz von der Frau zu verlangen. Die Frau kann nur mit Zustimmung des Mannes von demselben getrennt werden. Je nach Belieben kann ein Mann mehrere Frauen haben; aber er soll nur dann eine weitere Frau nehmen, wenn er durch gewisse Gründe berechtigt ist. Diese Gründe sind folgende: Mangel an Keuschheit der Frau, andauernde Unpäßlichkeit oder Unfruchtbarkeit derselben, oder wenn sie während eines Zeitraumes von 10 Jahren nur Töchter gebiert. Die unter den Kurg herrschenden Gebräuche erlauben nicht, daß (was das Hindugesetz erlaubt) unverträgliches Temperament, eingewurzelter Ungehorsam oder

Mißachtung berechtige, eine zweite Frau zu nehmen. Der Mann muß lernen, sich in diese unerwünschten Eigenschaften zu finden. Wiederverheiratung ist auch gerechtfertigt, wenn die Frau ihre Zustimmung zu einer weiteren Ehe giebt. Aber auch wenn sie ihre Zustimmung versagt, ist eine zweite Heirat nicht ungültig. Weder der Mann noch die Frau sollen im Fall einer zweiten Heirat eine Trennung erzwingen. Die Frau, welche bei Seite gesetzt wird, soll fortfahren, mit ihrem Mann zu leben. Witwen und geschiedene Frauen haben die Freiheit, wieder zu heiraten. Eine solche Frau muß aber in ihr Stammhaus zurückkehren und der Bräutigam muß in ihre Heimat gehen und in Gegenwart von zwei Zeugen (einer von ihrer und einer von seiner Seite) erklären, daß er sie in alle Rechte und Privilegien seines eigenen Hauses eingesetzt habe. Eine vollständige Hochzeitfeier mit Musik u. s. w. ist im Hause der Braut dann aber nicht erlaubt. Nach dem Tod des Mannes hat die Frau, wenn es ihr beliebt, die Freiheit, einen seiner Brüder oder ersten Vettern zu heiraten. Diese Wiederverheiratung muß im Hause des Mannes stattfinden.

Folgende Verwandtschaftsgrade sind für Kurg-Heiraten verboten: väterliche und mütterliche Onkel und Tanten, Nachkommen von Brüdern des Vaters von demselben Familiennamen und Nachkommen der Schwestern der Mutter, bis die Linie der Verwandtschaft durch Heiraten mit anderen Häusern durchbrochen worden ist. Den angenommenen Sohn und seine Nachkommen trifft dasselbe Heiratsverbot zwischen beiden Familien, der natürlichen und der adoptierenden. —

Es besteht noch eine andere Eigentümlichkeit unter den Kurg in Betreff der Heirat und demgemäß auch in Betreff des Erbrechts. Sind nämlich keine männlichen Nachkommen in einem Haus, so wird eine Tochter zurückbehalten, um den Namen zu erhalten, und es wird für sie ein Bräutigam aus einem anderen Haus gewonnen. Dieser Mann wird seiner eigenen Familie nicht entfremdet, sondern kann sich eine Frau für seine eigene Familie nehmen und so Nachkommen für beide Häuser bekommen. Diese Heiraten müssen aber gleichzeitig stattfinden und es kann ein solches Uebereinkommen nicht nach der Hochzeit getroffen werden. Kinder solcher Ehe besitzen Erbrecht nur in der Familie ihrer Mutter. Die Frau in einer solchen Ehe kann nicht gezwungen werden, ihr Stammhaus zu verlassen und bei der

Familie ihres Mannes zu wohnen. Im Falle der Trennung oder Scheidung einer Ehe unter den Kurg bleiben die Kinder in der Familie des Vaters.

2) Der Tag für die Hochzeitfeier wird von dem Vater und dem Aruwa vorläufig festgesetzt. Dann geht der Vater mit dem Aruwa — welcher aber mehr figuriert, als entscheidend mitwirkt; er hat eben das gut zu heißen, was die Eltern des Bräutigams, namentlich der Vater desselben, beschließen — in dasjenige Haus, aus welchem man eine Tochter wünscht, bezw. schon auserkoren und zugesagt erhalten hat. Der Besuch der zwei Gäste und ihre Absicht ist etliche Tage zuvor angekündigt worden. Bei ihrer Ankunft bringt ihnen die Frau des Hauses ein Gefäß mit warmem Wasser entgegen, damit sie nach Kurgsitte vor dem Haus Gesicht, Füße und Hände waschen können. Der Hausherr und die anderen männlichen Familienglieder begrüßen die Gäste und nun treten sie alle in die innere Halle des Hauses. Der Aruwa des Brauthauses hat sich natürlich auch eingestellt. Es wird zuerst das sogenannte heilige Licht angezündet. Dann redet der Vater des Bräutigams den Aruwa des Brauthauses an und sagt ihm und den anwesenden Verwandten der Braut: „N. N. aus unserem Haus will die N. N. aus eurem Haus heiraten und an dem und dem Tag Hochzeit machen. Ihr müsset auch dazu kommen." Darauf wird geantwortet, daß man wegen des betreffenden Tages den Astrologen fragen müsse. Der Astrologe, gewöhnlich ein Brahmane der Nachbarschaft, braucht in der Regel nicht lange, um herauszufinden, daß der bezeichnete Tag wirklich ein Glückstag sein werde. Es wäre nicht klug von ihm, wenn er widersprechen würde. Er erhält für diesen Astrologendienst zwar nur die üblichen 30 Pfennige; am Tag der Hochzeit aber, an welchem er übrigens nicht mitzuwirken hat, erhält er ein entsprechendes Geschenk an Geld oder Reis. Die Brahmanen haben weder bei den Nationalfesten der Kurg (Waffenfest im August und Erntefest im Dezember), noch bei sonstigen freudigen oder traurigen Anlässen (Namengebung nach der Geburt, Hochzeitfeier und Leichenbegängnis), irgend eine Zeremonie zu verrichten.

Am Tage vor der Hochzeit kommen alle verheirateten Kurg derjenigen Häuser, welche zu demselben Dorf, d. h. zu derselben Gruppe von Kurggehöften gehören, wie das Hochzeithaus und unter demselben Dorfschulzen und Fünfmänner-Rat stehen, um 9 Uhr vormittags in das elterliche Haus der Braut. Ebenso begeben sich die Männer

Mißachtung berechtige, eine zweite Frau zu nehmen. Der Mann muß lernen, sich in diese unerwünschten Eigenschaften zu finden. Wiederverheiratung ist auch gerechtfertigt, wenn die Frau ihre Zustimmung zu einer weiteren Ehe giebt. Aber auch wenn sie ihre Zustimmung versagt, ist eine zweite Heirat nicht ungültig. Weder der Mann noch die Frau sollen im Fall einer zweiten Heirat eine Trennung erzwingen. Die Frau, welche bei Seite gesetzt wird, soll fortfahren, mit ihrem Mann zu leben. Witwen und geschiedene Frauen haben die Freiheit, wieder zu heiraten. Eine solche Frau muß aber in ihr Stammhaus zurückkehren und der Bräutigam muß in ihre Heimat gehen und in Gegenwart von zwei Zeugen (einer von ihrer und einer von seiner Seite) erklären, daß er sie in alle Rechte und Privilegien seines eigenen Hauses eingesetzt habe. Eine vollständige Hochzeitfeier mit Musik u. s. w. ist im Hause der Braut dann aber nicht erlaubt. Nach dem Tod des Mannes hat die Frau, wenn es ihr beliebt, die Freiheit, einen seiner Brüder oder ersten Vettern zu heiraten. Diese Wiederverheiratung muß im Hause des Mannes stattfinden.

Folgende Verwandtschaftsgrade sind für Kurg-Heiraten verboten: väterliche und mütterliche Onkel und Tanten, Nachkommen von Brüdern des Vaters von demselben Familiennamen und Nachkommen der Schwestern der Mutter, bis die Linie der Verwandtschaft durch Heiraten mit anderen Häusern durchbrochen worden ist. Den angenommenen Sohn und seine Nachkommen trifft dasselbe Heiratsverbot zwischen beiden Familien, der natürlichen und der adoptierenden. —

Es besteht noch eine andere Eigentümlichkeit unter den Kurg in Betreff der Heirat und demgemäß auch in Betreff des Erbrechts. Sind nämlich keine männlichen Nachkommen in einem Haus, so wird eine Tochter zurückbehalten, um den Namen zu erhalten, und es wird für sie ein Bräutigam aus einem anderen Haus gewonnen. Dieser Mann wird seiner eigenen Familie nicht entfremdet, sondern kann sich eine Frau für seine eigene Familie nehmen und so Nachkommen für beide Häuser bekommen. Diese Heiraten müssen aber gleichzeitig stattfinden und es kann ein solches Uebereinkommen nicht nach der Hochzeit getroffen werden. Kinder solcher Ehe besitzen Erbrecht nur in der Familie ihrer Mutter. Die Frau in einer solchen Ehe kann nicht gezwungen werden, ihr Stammhaus zu verlassen und bei der

Haben die Nachbarn mit Hilfe etlicher Taglöhner des Hauses, welche das Laubwerk herbeischaffen, die Laubhütte vollendet, so geht es ans Schlachten etlicher Schweine und Schafe, die der Hausherr für das Familienfest teils gemästet, teils gekauft hat. Gelingt es um diese Zeit, gar einem Wildschwein oder anderem Wild auf die Fährte zu kommen und dasselbe zu erlegen, so bedeutet das um so mehr Glück für das Brautpaar und es herrscht natürlich um so mehr Freude. Das Fleisch wird in der geräumigen Küche des Hauses zubereitet, d. h. teils gebraten, teils mit einer Zuthat von Pfeffer und anderen Gewürzen gekocht. Ein großes Quantum von enthülstem Reis ist auch vorrätig. Der Hausherr hat außerdem noch für einen Vorrat an einheimischem (neuerdings auch englischem) Branntwein gesorgt. Da und dort wird auch Bier in das Haus geschafft.*) Sind alle Vorbereitungen vollendet, so bekommen die Nachbarn für ihre Hilfe ein Essen und begeben sich nach Haus.

Am nächsten Morgen stellen sie sich säuberlich gekleidet wieder ein und legen da und dort helfende Hand an. Der Dorfbarbier kommt, um den Bräutigam zu rasieren. Er erhält die bei diesem festlichen Anlaß üblichen 30 Pfennige, ein Essen und außerdem noch eine Portion Reis und Bananen.

Hat der Bräutigam sein Bad genommen, so helfen ihm etliche Freunde beim Anlegen seiner vollständigen Nationaltracht. Ueber den gewöhnlichen, leichten, baumwollenen Hausanzug wird der lange Ueberrock angelegt, welcher über die Kniee hinabreicht und entweder aus weißem baumwollenem oder dunklem wollenem Stoff hergestellt ist. Diesen „Waffenrock" hält der etwa achtmal um den Leib gewundene buntfarbige, mit Seide durchwobene oder oft ganz seidene Gürtel fest. In den Gürtel wird das Kurgmesser gesteckt, welches einen silbernen oder elfenbeinernen Griff und eine mit Gold und

*) Früher brauten die Kurg für festliche Anlässe eine Art Bier aus gegorenem Hülsenreis, ein Getränk von sehr berauschender Wirkung. Dieses Kurgbier ist durch den indischen und englischen Branntwein verdrängt worden und die englische Regierung hat das Bierbrauen geradezu verboten, wohl hauptsächlich im Interesse des Branntweinhandels, welcher der Regierung durch Erteilung des Schankrechts in Indien große Summen einträgt. In dem kleinen Kurgland mit seinen 178000 Einwohnern beträgt die Arrak-Taxe, welche die Regierung jährlich für einheimische und europäische geistige Getränke einnimmt, etwa 250000 Mark!

Silber reich und künstlich verzierte Scheide hat. Halskette, Finger- und Ohrenringe dürfen auch nicht fehlen. Den Schluß machen der sorgfältig und kunstreich um den Kopf gewundene Turban, d. h. ein weißes, feines, baumwollenes, mit Gold verbrämtes oder ein rotes oder dunkelblaues Stück Zeug und ein über die rechte Schulter gelegtes buntes Taschentuch. Gleichzeitig wird die Braut in ihrem elterlichen Haus von ihren Freundinnen hochzeitlich gekleidet und geschmückt.

Im Lauf des Vormittags kommen alle geladenen Gäste zu Fuß oder zu Pferd und zu Wagen an. Die weiblichen Besuche halten sich in der Küche und in den inneren Räumen des Hauses auf und helfen der Hausfrau. Die Männer und Jünglinge dagegen verweilen in der Veranda und vor dem Haus, wo seit dem frühen Morgen die Musik spielt. Nun begeben sich alle Anwesenden mit Musik zu dem Familienbegräbnißplatz, welches sich gewöhnlich in der Nähe des Hauses, am Rand oder Saum der Reisfelder befindet, und stellen daselbst das am „Hauslicht" angezündete und mitgebrachte Licht auf (d. h. ein kleines gebranntes Schäbchen mit Schnauze oder Brenner, in welchem ein wenig Oel und ein kurzer Docht ist, die gewöhnliche Hauslampe armer Leute in Kurg) und nennen die Namen der Ahnen. Dann kehren sie in das Haus zurück, treten in das Innere und die jüngeren Kurg verbeugen sich vor den älteren Familienvätern des Hauses, der Verwandtschaft und des Dorfes, berühren deren Füße — die gewöhnliche Art der Begrüßung älterer Leute in Kurg durch jüngere — und erhalten ihren Segen.

Der Bräutigam erbittet sodann von dem Hausherrn und den Aeltesten die Erlaubnis, auf dem mit buntfarbigem Tuch bedeckten und zwischen zwei großen Hausleuchtern stehenden niederen Dreifuß Platz nehmen zu dürfen. Diese Hausleuchter (in manchem Hause hat man auch nur einen), ohne welche kein Waffen- und kein Erntefest gefeiert werden kann, sind auch bei der Hochzeit unentbehrlich. Solch ein Hausleuchter besteht aus einer Messingschale von etwa 30 Ctm. Durchmesser, welche mehrere Schnauzen hat und auf einem $^3/_4$ Meter hohen Fuß ruht. Den unteren Teil des Fußes bildet wieder eine große Messingschale, welche dazu bestimmt ist, das etwa herabtriefende Oel aufzufangen. Zum Aufhängen ist dieser große Messingleuchter mit einem soliden Henkel versehen. Das Ganze ist ein Kunstwerk indischer Messingdreh- und Graveur-Arbeit. Zur Zeit

der Hochzeit wird der große Leuchter auf eine umfangreiche, mit Reis gefüllte Messingplatte gestellt. Daneben steht ein anderes Messinggefäß mit Milch gefüllt.

Der Bräutigam sitzt zwischen beide brennende Leuchter nieder. Der Herr des Hauses, in der Regel das älteste Familienglied, nimmt nun von rechts und links je eine Hand voll Reis, streut denselben dem Bräutigam auf Kopf und Schultern und sagt: „Lebe durch Gottes Gunst recht und glücklich"; dann legt er dem Bräutigam ein Geschenk in den Schoß. Seinem Beispiel folgen vier weitere Männer der nächsten Verwandtschaft. Ihnen folgen fünf der nächsten weiblichen Verwandten, voran die Frau des Hausherrn. Dann kommen alle übrigen Männer, Jünglinge und Knaben und nach ihnen alle Frauen, Jungfrauen und Mädchen an die Reihe. Dabei wird dem Bräutigam auch Milch zu trinken gegeben. Witwer, Witwen und kinderlose Frauen dürfen sich bei dieser Feier nicht beteiligen, weil sie, die sich ihr Schicksal durch irgend eine Sünde zugezogen haben, nach der Ansicht der Kurg keinen Segen sprechen können.

Im Hause der Braut findet zur nämlichen Zeit — also etwa um 12 Uhr mittags — dieselbe Zeremonie statt. Dort haben aber die Frauen den Vortritt beim Segensprechen. Alte Leute berühren beim Segensprechen nur die Schultern des Bräutigams. Gleichalterige geben ihm auch noch die Hand. Jüngere Leute, namentlich Knaben und Mädchen, berühren auch die Füße des Bräutigams, als Zeichen der Achtung. Als Geschenk erhält der Bräutigam ein neues Kurgmesser und wird dadurch so zu sagen zum Kurg geschlagen. Das Kurgmesser macht die ohnedies schon malerische Tracht der Kurg vollständig. Ferner erhält er eine Uhr, seidene Taschentücher, Silbermünzen in Beträgen von 2 bis zu 10 Mark (kein Gast soll weniger geben als 50 Pfennige). Es werden auch englische Goldstücke geschenkt. Braut und Bräutigam erhalten bei dieser Gelegenheit nicht selten je 300 Mark. Der Freund des Bräutigams, gewöhnlich ein Altersgenosse, welcher hinter diesem auf dem Boden sitzt, nimmt die Geschenke in Verwahrung. Im Hause der Braut versieht diesen Dienst eine Freundin der Braut. Der Bräutigam und sein Freund beobachten aufmerksam, wer die Geber der einzelnen Geschenke sind.

Nach dieser Zeremonie erhebt sich der Bräutigam und speist mit zehn Männern der nächsten und ältesten Verwandten und Bekannten eben daselbst, im Innern des Hauses. Die übrigen Männer und

die Jünglinge lassen sich unter dem Laubdach auf die am Boden liegenden Bretter oder Matten zur Mahlzeit nieder und werden von den Frauen des Hauses bedient. Sie erhalten auf Bananenblättern reichliche Portionen von gesottenem Reis, gepfeffertem Schweinefleisch und anderem Zubehör und auch Branntwein. Während der ganzen Feier spielen die Dorfmusikanten ganz nahe vor dem Haus ihre Stücke auf, welche gar wenig Abwechslung bieten und fast betäubend wirken. Das große Horn mit seinen durchdringenden Tönen wird weithin gehört. Das Programm der Musikanten ist dasselbe, ob sie bei einer Hochzeit oder beim Erntefest oder bei einem Leichenbegängnis aufzuspielen haben. Gleichzeitig rühren im Innern des Hauses etliche Kurgjünglinge die kleinen Handtrommeln; ihnen gegenüber sitzen etliche Jungfrauen, welche je zwei hellklingende kleine Messingschalen aneinanderschlagen und mit den jungen Kurg das im ganzen Lande bekannte alte Hochzeitlied und die anderen Nationallieder (natürlich in der Kurgsprache) in sehr eintöniger fast weinerlicher Weise singen. Oft werden von diesen Sängern Verse improvisiert zu Ehren des Bräutigams und der Braut und ihrer beiderseitigen Eltern und Großeltern.

Nach der Mahlzeit macht sich der Bräutigam reisefertig, um zu dem Haus der Braut zu gehen, welches zwei, vier, acht und mehr Stunden entfernt sein kann. Der Bräutigam reitet dabei gewöhnlich und seine Begleiter gehen und reiten neben und hinter ihm her. An der Spitze des Zugs schreiten die Musikanten einher und verkünden durch die gellende Musik auf weite Ferne hin, daß ein Hochzeitzug naht. Was gehen kann, geht vom Haus des Bräutigams mit, nur seine Mutter und etliche Dienstboten bleiben im Haus zurück. Je näher der Zug dem Haus der Braut kommt, um so mehr strengen sich die Musikanten an. Ist's vom Haus des Bräutigams nicht weit zu demjenigen der Braut, so begiebt sich der Zug erst mit Einbruch der Nacht oder noch später auf den Weg. Der Bräutigam soll immer erst nach Einbruch der Nacht und womöglich nie nach Mitternacht am Hause der Braut ankommen. In der Nähe des Hauses der Braut angekommen lagert sich die ganze Gesellschaft auf dem Rasen am Saume der Reisfelder und schickt etliche Boten in das Gehöfte hinein, welche die Ankunft feierlich anmelden, die freilich durch die Musik schon lange angekündigt war. Nun geht man vom Hause der Braut dem Zug mit Musik entgegen. Neuer-

dings wird dabei auch Feuerwerk abgebrannt. Etliche Dienstboten bringen Stühle und Matten zur Lagerung, ebenso Wasser zum Waschen der Füße, Arekanüsse u. s. w. zum Kauen und Kaffee zur Labung. Die Braut und ihre Eltern bleiben natürlich im Haus zurück. Ihre Angehörigen fragen nun den Bräutigam und seine Begleiter: „Habt Ihr uns Gunst erzeigt und seid gekommen?“ und die gegenseitige Begrüßung findet statt. Dort sind auch die üblichen Bananenstämme in den Boden eingegraben. Der Bräutigam reicht den anwesenden Taglöhnern 30 Pfennige als Geschenk und nun hauen seine jugendlichen Begleiter diese wasserhaltigen und verhältnismäßig weichen Stämme von 10 bis 15 Ctm. Dicke mit dem großen Streitmesser der Kurg in Stücke, wobei mit jedem Streich der betreffende Stamm ganz durchhauen werden muß. Dies soll keine weitere Bedeutung haben, als die einer Kraftübung zum Zeitvertreib.

Darauf begiebt sich der Zug zum Haus hin. Die beiderseitigen Musikanten thun dabei ein Uebriges. Der Bräutigam wird von seinen Schwiegereltern begrüßt. Man giebt ihm warmes Wasser zum Waschen des Gesichts, der Füße und der Hände und eine Art von verdünntem Sirup zum Trinken und sämtliche Ankömmlinge erhalten Arekanüsse u. s. w. zum Kauen. Allmählich begiebt sich die ganze Gesellschaft zum Abendessen; es wird getrunken und wieder gekaut. Einzelne Stammgäste des Hauses lassen sich den Trunk besonders schmecken und sind dann, auch wegen der vorgerückten Zeit, ruhebedürftig. Sie suchen ein Plätzchen auf, wo sie für etliche Zeit Ruhe genießen können. Draußen vor dem Haus spielen die Musikanten und der eine und andere Kurg führt nach dem Takt der Musik einen Einzeltanz (eine Art Kriegstanz) auf. Dabei wird manchmal auch Feuerwerk abgebrannt. Die Feierlichkeit im Hause der Braut hatte im Lauf des Vormittags damit begonnen, daß dieselbe in einem Nebengebäude von ihren Freundinnen gekleidet und geschmückt wurde. Goldene und silberne Halsketten und Armspangen, silberne schwere Ringe an den Füßen und einzelnen Zehen werden angebracht, sodann wird die Braut durch einen buntfarbigen seidenen Ueberwurf oder Schleier so eingehüllt, daß ihr Angesicht nicht sichtbar ist. Unter Musikbegleitung wird sie, die der schwerfälligen Fußringe wegen wohl kaum allein gehen könnte, von zwei Freundinnen zum Haus und in das Brautzimmer geführt, wobei sie über ausgebreitete Tücher hinzuschreiten hat. Der Bräutigam hat auch im Haus der Braut auf den Drei-

fuß bei dem Hauslicht zu sitzen, nachdem er von der Reise sich ausgeruht hat. Seine Begleiter dagegen begeben sich nun in das Zimmer der Braut, die dort auf einem Dreifuß sitzt, bestreuen sie mit Reis, geben ihr Milch zu trinken, sprechen dabei die genannten Segensworte und beschenken sie. Ihre Angehörigen hatten das schon vor Ankunft des Bräutigams gethan. Zuletzt wird auch der Bräutigam hineingeführt und zur Rechten seiner tief verschleiert und gesenkten Hauptes dasitzenden Braut gesetzt. Bald steht er wieder auf, nimmt Reis und bestreut sie, sagt aber nichts dabei. Dagegen übergiebt er ihr in einem Säcklein einen silbernen oder goldenen Fingerring, ein Goldstück zur Ergänzung des Halsschmuckes, eine Goldmünze und verschiedene Silbermünzen. Sodann essen Bräutigam und Braut mit einander in diesem Zimmer, wobei sie von etlichen Frauen bedient werden.

Nach eingenommener Mahlzeit — wobei die Neuverheirateten den ersten Gedankenaustausch halten können — faßt der Mann seine Frau bei der rechten Hand, richtet sich auf und schreitet mit ihr der Thüre zu; er tritt vor das Zimmer hinaus, sie aber bleibt unter der Thüre stehen. Die Angehörigen der Neuvermählten bilden Spalier vor der Thüre. Die Angehörigen der Frau sagen nun zu denjenigen des Mannes: „Ihr habt die N. N. für den N. N. von uns gewünscht. Wir haben sie gegeben und fragen Euch nun: Hat sie Anspruch auf das Vermögen des N. N., wenn sie seine Frau wird? Die Leute des Mannes antworten darauf: „Sie hat ganz und gar Anspruch und Recht auf sein Vermögen.“ Der Mann reicht nun seiner Frau die Hand und führt sie hinaus auf die Veranda. Indessen ist das Pferd des jungen Mannes gesattelt und der zweirädrige Ochsenwagen für seine junge Frau bespannt worden. Der Zug der Festgäste begiebt sich nun auf den Weg zum Haus des Mannes. Voran ziehen die Musikanten des Mannes, dann folgt derselbe mit seinen Begleitern und Verwandten. Hinter ihnen kommt der Wagen, in welchem die junge Frau und zwei Freundinnen Platz genommen haben. Die Aussteuer der Braut wird von etlichen Lastträgern, welche sich dem Zug der weiblichen Begleitung anschließen, auf dem Kopf nachgetragen. Die Musikanten des Brauthauses bilden den Schluß des Zuges, gehen aber nur vom Gehöfte bis zur Landstraße mit und kehren dann wieder um. Geht's ohne Pferd und Wagen, namentlich bei kürzerer Entfernung der betreffenden Häuser

oder bei bescheideneren Vermögensverhältnissen, so wird der Weg in genannter Ordnung zu Fuß zurückgelegt, wobei die junge Frau von zwei Freundinnen geführt wird.

Der Zug geht diesmal ohne vorhergehende Anmeldung geradezu bis vor das elterliche Haus des Mannes. Angekündigt wird seine Ankunft ja durch die Musik. Hat die Mutter des jungen Mannes die neue Schwiegertochter begrüßt, so wird diese in ihre Wohnung geführt, d. h. in eines der Zimmerchen, deren ein Kurghaus mittlerer Größe etwa 15 zählt. In einem solchen Haus wohnen nicht selten vier und mehr Ehepaare und jedes derselben hat ein oder zwei Zimmerchen von 10 Fuß im Gevierte, mit dem nötigsten Schreinwerk versehen: ein Tischchen, ein Stuhl, etliche Kisten, eine Bettstelle und neuerdings auch eine Kommode. Der jungen Frau wird ein Essen vorgesetzt und ebenso erhalten die Verwandten und etwa noch anwesenden Dorfnachbarn noch ein letztes reichliches Mahl. Darnach begeben sich die auswärtigen Gäste auf den Heimweg. Nur der Aruwa des Hauses und 10 verheiratete Männer der engeren Verwandtschaft verweilen bis zum Abend dieses zweiten Festtages. Nach Sonnenuntergang treten diese Männer und der Herr des Hauses zusammen, rufen den jungen Mann herbei zum Hauslicht und der Aruwa sagt ihm, was Sitte und Ordnung sei in einem Kurghaus und was er alles zu beachten habe. Der junge Mann macht sodann die Runde bei diesen 12 Männern, verneigt sich vor jedem einzelnen, berührt ihre Füße als Zeichen des Respekts und Gehorsams und erhält ihren Segen. Der Aruwa faßt denselben hierauf am Arm und führt ihn zu seiner jungen Frau. Damit ist die Hochzeitfeier beendigt und auch diese letzten Gäste treten den Heimweg an.

Als Mitgift erhält die Tochter reicher Eltern 30—50 Kleider, d. h. farbige und weiße baumwollene und seidene Umwürfe von je sieben Meter Länge und ein Meter Breite. Ferner 50 Leibchen, eine Anzahl Kopftücher, Ohrenringe, Halsbänder und Armspangen von Silber und Gold und eine Kommode. Die Eltern des Bräutigams geben diesem als Geschenk beim Segensprechen eine Uhr oder eine goldene Halskette oder ein mit Gold und Silber beschlagenes Kurgmesser. Die Aussteuer für eine Tochter vermöglicher Eltern beläuft sich auf 3000 bis 4000 Mark, die Verköstigung der Gäste auf etwa 500 Mk. Wird viel Branntwein, Bier und Sodawasser ge-

reicht, so mag sich letztere Ausgabe verdoppeln. Verwandte Häuser steigern einander nicht selten hinein in große Ausgaben. Jedes Haus möchte den Ruhm haben, daß man es habe an nichts fehlen lassen.

Es gibt in Kurg manche Großgrundbesitzer und viele Gehöfte von ansehnlichem Landbesitz. Die Leute haben aber gewöhnlich nicht viel bares Geld. Doch kann ein Haus schon eine dem Stand entsprechende Heiratsausgabe für etliche Töchter erschwingen. Bei weniger vermöglichen Leuten fallen die Ausgaben von selbst kleiner aus. Der jährliche Ertrag der Reisfelder ist größer, als der Bedarf der großen Familie. So kann alljährlich Reis verkauft werden. Der Kleiderhändler, Goldschmied, Töpfer, Korbflechter, Schmied, Schreiner, Schneider u. s. w. wurde für seine Arbeit, der erste auch für seine Ware, in der Regel mit Reis bezahlt. Bares Geld war früher sehr rar im Land. Jetzt noch ziehen viele Kurg den genannten Tauschhandel vor und haben oft auch keine andere Wahl. Sie haben aber auch kleine und große Kaffeegärten und Kardamonengärten, deren Ertrag bares Geld einbringt. Hin und wieder muß der eine und andere Vater Schulden machen, um die Hochzeit der Töchter dem Brauch gemäß feiern zu können. Die Hochzeit eines Sohnes ist viel billiger. Die Mitgift der Tochter verteuert die Sache. Sind mehrere Töchter da, so verursachen diese den Eltern schon frühe Sorgen. Es ist daher auch bei den Kurg die Freude bei der Geburt eines Knaben viel größer, als bei der eines Mädchens.

Die Airi, Heggade, Holeya und etliche andere uralte, aber an Seelenzahl kleine Stämme niederer Kaste in Kurg, welche auch den Kurgdialekt reden und die Kurgtracht — nur in ganz geringen Stoffen — nachäffen, ahmen die Kurg auch in der Hochzeitsfeier nach, geraten dadurch aber immer in verhältnismäßig tiefe Schulden, die sie eigentlich zeitlebens nicht mehr abbezahlen können. Die Kurg strecken diesen Leuten gerne Geld vor, weil einheimische Arbeitskräfte für den Betrieb des Landbaues nicht zahlreich genug vorhanden sind. Die betreffenden Schuldner niederer Kaste müssen sich dann dem Gläubiger mit allem was sie sind und haben, auf Kind und Kindeskind hinaus verschreiben und als Knechte und Mägde auf den Reisfeldern und in den Kaffeegärten ihrer Herren um's tägliche Brod arbeiten.

Missions-Zeitung.

Westafrika.

Am 17. Oktober 1886 wurden in Kpaleme (Außenstation von Anum, Goldküste) 64 Personen getauft, 30 Erwachsene und 34 Kinder, darunter auch zwei Fetischpriesterinnen.

König Ata von Kjebi im Akemland, der 1880—1885 als mehrfacher Mörder und Brandstifter im englischen Gefängnis in Lagos gefangen saß, hat seit seiner Wiedereinsetzung unablässig der Mission und den Christengemeinden in Akem alle erdenklichen Schwierigkeiten bereitet. Mehr noch als die Feindschaft gegen das Christentum scheint ihn hiezu seine unersättliche Habgier getrieben zu haben. Im Dezember v. J. belagerte er, während gerade zwei Missionare (Mohr und Rösler) aus Begoro da waren, das Christenquartier seiner Hauptstadt Kjebi, die ungefähr 400 Christen zählt. Ein christlicher Gemeindeältester, zugleich Stadthäuptling, wurde beschuldigt, den König bestohlen zu haben und obwohl die eigentlichen Diebe ausfindig gemacht wurden, samt andern Christen furchtbar gefoltert und gequält. Nach 14 peinlichen Tagen, in denen den Missionaren zwar nur mit Mißhandlung gedroht, an den Christen dagegen die schändlichste Erpressung und Beraubung geübt wurde, kam (am 26. Dez.) ein Kommissär des Gouverneurs, der den König, seine Häuptlinge und Vertreter der Christen zum Verhör an die Küste zitierte. Ata entschloß sich erst, als er sah, daß ein Kommando Soldaten gegen ihn im Anzug sei, zu gehorchen. Mit allem Pomp eines Negerhäuptlings zog er in Christiansborg ein, umgeben von Hunderten von Bewaffneten und von seinen Fetischen. An dem Tag, auf den die Voruntersuchung angesetzt war, erkrankte er an Lungenentzündung und starb am 2. Febr. Wie es im Akemgebiet weiter gehen wird, ist noch dunkel: zunächst hat dieser Tod die Heiden gewaltig erbittert; aber der Hauptverfolger der Christen, an dem die andern Feinde ihren Rückhalt hatten, ist nun dahin. Das Evangelium hat er reichlich gehört und es hieß früher auch dann und wann, er werde Christ.

Vom Eweland, wo die Norddeutsche Missionsgesellschaft arbeitet, war bisher nur der Küstenstrich unter englischer Oberhoheit. Aus Furcht vor einer Annexion durch die Deutschen haben die Engländer im Oktober v. J. auch das Binnenland links vom Volta bis in die Gegend von Akrosu durch Vertrag mit den Häuptlingen unter ihr Protektorat gestellt.

In Joruba, wo durch die Kriege, welche einzelne Stämme unter einander führten, große Verheerungen angerichtet und Handel und Ackerbau schwer geschädigt worden waren, ist es den Bemühungen des Missionars Wood von der englisch-kirchlichen Mission gelungen, Frieden zu stiften.

Die Nigermission ist jetzt bis Schonga, einem wichtigen Punkt am Kwarra (Niger), 400 englische Meilen landeinwärts mit ihren Stationen vorgedrungen.

Die erste Nachricht, welche das Basler Komitee aus dem neuen Missionsgebiet in Kamerun erhielt, war die Botschaft von dem Tode des jungen Missionars Fr. Becher (aus Rußheim bei Karlsruhe). Er war auf der Reise in Altkalabar am 19. Dez. erkrankt; am 23. kamen die Missionare in Bethel bei Aquastadt an und im dortigen Missionshaus entschlief er am 27. Dez. Dieser ernste und schmerzliche Anfang hat nun dazu dienen müssen, unsere Missionare von vornherein mit einem festen Bande an ihr neues Arbeitsfeld zu binden; auch mit den bisherigen Missionsarbeitern, deren erstes war, einen, der sie ablösen sollte, zu pflegen und zu begraben, und mit der Gemeinde, mit der man (so scheint es) zum erstenmal in der Kapelle sich versammelte, als man sich um den Sarg des Entschlafenen zur letzten Feier scharte, fand man sich so im Leide auf einem Wege zusammen, an den man vorher nicht gedacht hatte. — Neuere Nachrichten sind bis jetzt (11. März) noch nicht nach Basel gekommen.

Aus der Kongomission schreibt ein Missionar der englischen Baptistenmissionsgesellschaft: In Afrika ist es nicht mehr so dunkel, wie vor 10 Jahren.

Von Tunduwa bis Ngombe haben wir an einem Beispiel nach dem andern gesehen, daß das Werk des Herrn nicht bloß auf unsern eigenen Stationen, sondern noch mehr auf denen der amerikanischen Baptisten zunimmt. Wir sehen und hören, daß die Leute ihre Götzen aufgeben und ihre Fetische wegwerfen. Häuptlinge, die noch vor wenigen Jahren unsere Leute nicht durch ihre Städte ziehen lassen wollten, bitten jetzt, es möchten weiße Männer zu ihnen kommen und sie lehren. Aber es fehlt an Missionaren.

Die amerikanischen Baptisten am Kongo haben eine merkwürdige Erweckungszeit erlebt. Von der Station Banza Manteke (etwa 140 engl. Meilen oberhalb der Mündung des Kongo) wird berichtet, daß mehr als tausend Personen, fast lauter Erwachsene, übertreten wollen. Die Missionare haben so viel mit dem Predigen zu thun, daß sie das Taufen noch aufschieben müssen. Verfolgungen bleiben freilich auch nicht aus. Mehrere Eingeborene sind aus ihren Wohnorten vertrieben worden; andere haben Mißhandlungen erdulden müssen. Eine bekehrte Frau kehrte in ihre Vaterstadt zurück; nach wenigen Tagen starb sie, wie die Christen sagten an Gift, das ihr Mann ihr gegeben. Christen, die in entfernteren Städten das Evangelium verkündigten, wurden mit Flinten und Messern bedroht. An anderen Orten liefen die Leute davon und versteckten sich. — Die baptistischen Neger im Nordwesten der Union haben zwei schwarze Missionare an den Kongo geschickt.

Südafrika.

Welch schwere Sünde und welch großes Hindernis für den Glauben die Zauberei ist, versteht man erst dann, wenn man weiß, wie schwer die Heiden von dem Zauberwesen loskommen. Unsere Kaffern, sagt ein Missionar in Natal, sind eingefleischte Zauberer. Kein Mensch stirbt nach ihrer Meinung eines natürlichen Todes; er ist entweder bezaubert oder vergiftet. Kein Unglück geschieht, keine Krankheit befällt Menschen oder Vieh, ohne daß irgend ein böser Mensch daran schuld wäre. Ohne Zaubermittel entsteht keine Liebschaft; wenn eine Dirne das Gebot der Keuschheit übertritt, so hat ein Mensch das durch „Umuti" (Medizin) bewirkt. Umuti muß also eingegeben werden, um die Liebschaft zu zerstören, oder das Mädchen dazu zu bringen, daß es das böse Herz ausspeit.

Dinizulu, Ketschwajos Sohn und Nachfolger, hat sich an die unter der Aufsicht des American Board stehenden Gemeinden in Natal mit der Bitte gewendet, ihm einen tüchtigen Missionar zu schicken. Ein Neffe Ketschwajos, der sich sechs Jahre in Stockholm aufgehalten hat, will eine Mission unter den Zulu beginnen.

Ostafrika.

Zwischen Deutschland und England ist in Betreff des Sultanats Sansibar und der Abgrenzung der deutschen und englischen Interessensphären folgender Vertrag abgeschlossen worden. Dem Sultan gehören die Inseln Mafia, Sansibar, Pemba und Lamu. Ferner hat derselbe von der Mündung des Miningani (südlich vom Rovuma und in der Nähe des Kaps Delgado) bis Kipini (südlich von Wituland) einen zehn Seemeilen (= $2^1/_2$ geographische Meilen) breiten Küstensaum anzusprechen. Nördlich von diesen Strecken gehören ihm nur die Stationen Kismaju, Barawa, Merka, Makdischu, Warscheik, je mit einer kleinen Strecke landeinwärts. Zwischen das von Deutschen teils erworbene, teils beanspruchte Gebiet schiebt sich ein Streifen Land ein, der als englische Interessensphäre zu betrachten ist. Die südliche Grenze dieses Gebiets folgt dem Fluß Wanga, durchschneidet die Landschaften Taveta und Dschagga, folgt dem nördlichen Abhang des Kilimandscharo und führt von da an in gerader Linie bis zu dem Punkt am östlichen Ufer des Victoria-Nianza-Sees, welcher von dem ersten Grad südlicher Breite getroffen wird. Die Nordgrenze bildet der Tanafluß und hierauf eine bis zum Schneidepunkt des ersten Grads nördlicher Breite mit dem 37. Grad östlicher Länge führende Linie. Für die Mission bedeutet dieses Uebereinkommen, daß mehrere englische Missionsstationen wie Mamboia, Mpwapwa, Ujuji, Msalala, auch die Universitätenmission in Usambara in das Gebiet der deutschen Interessensphäre fallen, welche das ganze Ostufer des Tanganjika-Sees umfaßt. Dagegen bleibt die verheißungsreiche Ugandamission, wie billig, dem englischen Einfluß vorbehalten. Es ist äußerst interessant, zu lesen, wie sich die Zeitschrift der englisch-

kirchlichen Mission über die nicht mehr zu ändernde Thatsache ausspricht, daß englische Missionen nun auf einem unter deutscher Oberhoheit stehenden Gebiet arbeiten müssen: Deutsche Staatsmänner könnten sich allerdings nicht kühler gegen die Sache Christi verhalten, als englische auch thun oder gethan haben und wir möchten sie nicht zum voraus verurteilen. Aber wir können doch nicht vergessen, daß nach den Berichten der britischen Bibelgesellschaft die Bibelkolporteure von gottlosen Pöbelhaufen in Deutschland mehr Verfolgung zu erleiden hatten, als von römischen Katholiken in Spanien und daß die Freidenkerei unter den gebildeten Klassen in Deutschland im Zunehmen begriffen ist. Dazu kommt die feste Ueberzeugung des jungen Deutschlands, auch des christlichen jungen Deutschlands, daß auf deutschem Gebiet alles deutsch sein müsse, deutsch die Verwaltung, deutsch der Handel, deutsch die Mission. Es wäre höchst undankbar, wenn wir nicht daran glaubten, daß die älteren deutschen Missionsgesellschaften und die älteren Missionare nicht so denken. Sie stehen auf bestem Fuß mit der englisch-kirchlichen Mission. Alle Anerkennung verdient, was die deutsche Mission gewirkt hat. Auch waren die ersten Missionare der kirchlichen Missionsgesellschaft Deutsche. Zwei deutsche Missionare dieser Gesellschaft haben Ostafrika den Europäern erschlossen (Krapf und Rebmann). Aber wir fürchten, beim Uebergang in die neuen Verhältnisse möchte es nicht ohne Verluste abgehen und es könnten möglicherweise Missionen verdrängt und nicht wieder ersetzt werden. Wir müssen deswegen darüber wachen, daß die Bestimmungen des internationalen Vertrags, welche allen Missionaren freie Bewegung zusichern, nicht zum toten Buchstaben werden. Was uns noch mehr beunruhigt, ist Deutschlands Anteil am Branntweinhandel. James Johnson, ein eingeborener Pfarrer in Lagos, erklärte: Wenn dieser Handel fortbesteht, ist es in einigen Jahren um mich und mein Volk geschehen. Der Afrikareisende Thomson sagt: In manchen Gegenden wird der Reichtum und die Bedeutung der verschiedenen Dörfer nach der Größe der Pyramiden aus leeren Branntweinflaschen, die sie besitzen, bemessen. Die afrikanische Handelsgesellschaft, die jetzt Royal Niger Company heißt, hat sich redlich Mühe gegeben, diesen unseligen Handel zu beschränken und wäre froh gewesen, wenn derselbe durch internationale Vereinbarung von den Nigergegenden ausgeschlossen worden wäre. Die englische Regierung steht diesen Bestrebungen sympathisch gegenüber.*) Aber den Hauptwiderspruch erhebt Deutschland. Den Grund braucht man nicht erst zu suchen. Der Branntweinhandel liegt großenteils in den Händen der Deutschen. Ihr Interesse bei diesem Geschäft ist nahezu viermal so groß als das aller andern Nationen zusammen. Im Jahre 1884 betrugen die aus Bremen und Hamburg nach Afrika

*) Freilich ebenso sympathisch dem Opiumhandel nach China.

ausgeführten geistigen Getränke 7136263 Gallonen, im Wert von £ 713634 und das war nicht alles was Deutschland an Branntwein verschickte. Thomson sagt: „Es verdient bemerkt zu werden, daß bei der Berliner (Kongo-)Konferenz die National African Company durch den englischen Gesandten Malet den Antrag stellte, die Einfuhr geistiger Getränke in den Niger solle verboten werden. Zur Schande Deutschlands sei es gesagt, daß durch seinen zähen Widerstand dieser Antrag fiel." Wir sind überzeugt, Tausende im großen Deutschland teilen unsern Schmerz über diesen Ausgang. Fassen wir alles zusammen, so können wir den überhandnehmenden deutschen Einfluß auf Ostafrika nicht mit ungeteilter Freude begrüßen. —

Wir glauben, daß die englischen Missionen sich unter dem deutschen Schutz wohl befinden werden; die Forderung, daß nur deutsche Missionen in den deutschen Schutzgebieten wirken dürfen, ist zu sinnlos, als daß sie je sollte verwirklicht werden. Ein Land, das so wenig für die Mission zu opfern willig ist, muß froh sein, wenn fremde Missionen sich seiner Schutzbefohlenen annehmen. Die deutsche Verwaltung wird allerdings gut daran thun, sich das noble Verhalten der englischen Kolonialbehörden gegen auswärtige Missionen zum Vorbild zu nehmen; andererseits werden englische Missionare in deutschen Kolonien vernünftig genug sein, einzusehen, daß es für die Söhne der wogenbeherrschenden Britannia keine Demütigung ist, wenn sie unter deutschen Behörden stehen. Wie schmählich es ist, daß aus Deutschland so viel Branntwein nach Afrika ausgeführt wird, empfinden die deutschen Missionsfreunde wohl. Immerhin muß aber zwischen West- und Ostafrika unterschieden werden. Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, um deren Besitzungen es sich hier vorwiegend handelt, duldet unseres Wissens die Einfuhr von Branntwein in ihre Gebiete nicht.

Zentralafrika.

Wie die Zeitungen berichtet haben, ist zwischen Mwanga, dem König von Uganda und Kabrega, dem König von Unjoro, ein Krieg ausgebrochen, in welchem Mwanga Sieger geblieben ist. Die von Stanley unternommene Expedition zur Befreiung Emin Beys (s. Februarheft S. 68) wird voraussichtlich nichts zur Aenderung der Lage in Uganda beitragen da Stanley seinen Weg nicht von der Ostküste aus durch Uganda, sondern von Westen her durch den Kongostaat nimmt. — Missionar Ashe (s. Februarheft S. 78) ist am 3. Januar in England angekommen. Er hat in der Times die Engländer aufgefordert, sich für Mackay und seine afrikanischen Christen ebenso zu interessieren, als für Emin Bey und seine afrikanischen Muhammedaner. Ashe hofft, Stanley werde auch Uganda besuchen und den König umstimmen. Besonders wichtig ist, daß nach Ashe's Bericht sowohl die Zahl der Christen in Uganda, als die der Hingemordeten

zu niedrig geschätzt worden ist. Die englischen Missionare haben mehr als 200 Personen getauft, die Katholiken wahrscheinlich ebenso viele. Aber außer diesen haben viele Hunderte lesen gelernt und die Bekehrten der katholischen Missionare lesen, was die englische Mission gedruckt hat. Die in der Hauptstadt verbrannten jungen Leute waren der Mehrzahl nach Katholiken. Ashe nimmt an, daß etwa 200 Personen, welche sich zu der einen oder der andern Mission hielten, getötet worden sind, darunter viele Anhänger der englischen Mission. Aber unter den Getauften der letzteren Mission sind nur zwölf, von denen man gewiß weiß, daß sie ums Leben gekommen sind.

Türkei.

Die Amerikaner atmen wieder etwas leichter. Nicht bloß sind ihre Gemeinden während der Zeit der Bedrückung durch die türkischen Beamten fest geblieben, sondern die Behörden schicken sich an, wieder eine freundlichere Stellung zur Mission einzunehmen. Die Beamten haben angefangen, den in den christlichen Schulen gebrauchten Lehrbüchern ihr Siegel aufzudrücken. Auch hat die vom Bostoner Board in Harput (Kleinasien) errichtete höhere Schule die staatliche Anerkennung erlangt.

Die schottische Freie Kirche hat den Islam an seiner Wiege angegriffen und eine Mission unter den Muhammedanern in Arabien eröffnet. Der Leiter derselben ist Keith Falconer.

In Dscheddah, dem Hafen von Mekka, wollten die türkischen Behörden nicht einmal gestatten, daß ein Pack mit arabischen Bibeln ans Land gebracht werde.

General Haig mußte in Suakin (am roten Meer) unverrichteter Dinge abziehen, weil das Klima sehr ungesund und die Bevölkerung ganz besonders fanatisch ist. In Hodeidah an der arabischen Küste wird mit der Gründung einer Station ein Versuch gemacht. Haig selber ist ins Innere von Arabien vorgedrungen.

Ostindien.

In Madura (Tamilland) ist in der Mädchenschule, welche der American Board dort unterhält, eine noch im Zunehmen begriffene Erweckung entstanden. Die Missionare bemühen sich, die Bewegung in den Schranken biblischer Nüchternheit zu halten, haben aber keinen Grund gefunden an der Aufrichtigkeit der Zöglinge zu zweifeln.

Aus der Goßnerschen Mission in Nordindien wird geklagt, daß der Hexenglauben bei den Getauften nicht auszurotten sei. Die Hexen werden namentlich für Todesfälle verantwortlich gemacht. Ein sonst vernünftiger und kirchlicher Mann erklärte seinem Missionar: Wir wollen alle Gebote des Christentums befolgen; aber die Verfolgung der Hexen können wir nicht aufgeben. Noch betrübender ist, daß immer wieder Fälle vorkommen, wo Christen den Dämonen opfern. Ein Mann, der schon vor 32 Jahren getauft worden war, opferte für seinen Enkel und als es nicht gleich besser wurde, gelobte

er für eine spätere Zeit ein noch größeres Opfer. Daraufhin wurde der Knabe gesund. Der Alte wurde aus der Gemeinde ausgeschlossen, woran er nicht schwer trug. Leider haben die Missionare Beweise dafür, daß die Eingeborenen in ihrer Meinung, daß das Götzenopfer keine Sünde sei, von den Jesuiten bestärkt werden. Dieselben fahren fort, Leute aus den Goßner'schen Gemeinden an sich zu ziehen, wobei sie sich nicht scheuen ihnen vorzulügen, wenn sie katholisch werden, brauchen sie sich nicht an den von der Obrigkeit vorgeschriebenen Frondiensten zu beteiligen; man werde ihnen behilflich sein, daß sie ihre Gläubiger nicht zu bezahlen brauchen u. dergl. Dem verwerflichen Zweck, Propaganda unter den evangelischen Christen zu machen, muß auch die Nachgiebigkeit gegenüber dem Götzenopfer dienen. Der Jesuit Livens lehrt die Leute, es sei keine Sünde, Branntwein zu trinken, zu tanzen und zu opfern. Er ist auch nicht gegen die Hexenprozesse und macht es den evangelischen Missionaren zum Vorwurf, daß sie nicht an Hexen glauben. Ein solches Christentum ist freilich weit bequemer als das evangelische; aber mit Recht sagt ein Goßnerscher Missionar: Solche (jesuitische) Mission kann auf die Dauer uns nicht gefährlich werden.

China.

Im ganzen chinesischen Reich sind Proklamationen erlassen worden, durch welche die Leute aufgefordert werden, mit christlichen Missionaren und ihren Bekehrten in Frieden zu leben. Die christliche Religion lehre die Menschen das Gute thun und müsse deswegen geachtet werden. Die Proklamation des Vizekönigs der Provinz Tschekiang sagt: „Ehrerbietig bestrebt, die wohlwollenden Absichten der Regierung zu fördern, halte ich es für meine Pflicht, die Sache klar zu legen. Wisset daher alle, wer und wes Standes ihr seid, daß der einzige Zweck bei der Errichtung von Kapellen der ist, die Menschen zum Rechtthun zu ermahnen. Diejenigen, welche Christen werden, hören nicht auf, Chinesen zu sein und beide Teile sollten daher beständig im Frieden leben und sollten nicht aus Eifersüchteleien Streit entstehen lassen." Gleichzeitig schärft die chinesische Regierung allen chinesischen Christen die Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit ein. — Es ist sehr erfreulich, daß die Regierung etwas zum Schutz der Christen, namentlich der Missionare thut. Noch in neuster Zeit klagt ein Missionar darüber, daß die beliebte chinesische Art, die Fremden zu verfolgen, immer noch ganz gewöhnlich sei, nämlich daß man ihnen nachruft fun kwai (fremder Teufel) oder schato (bringt sie um). Es sei hohe Zeit, daß diese kindischen und thörichten Demonstrationen aufhören. Die Benennung „fremder Teufel" ist nun freilich nicht immer als Beleidigung aufzufassen; die hochmütigen Chinesen nennen jeden Ausländer so, auch wenn sie nichts gegen ihn haben. Wichtiger wäre, daß rohe Angriffe gegen Person und Eigentum der Ausländer unterblieben. Die Beamten werden

Bücherschau.

Nathanael. Zeitschrift für die Arbeit der evangelischen Kirche an Israel, herausgegeben von Prof. Dr. H. Strack. Karlsruhe und Leipzig. H. Reuther's Verlag.

Wurde in früherer Zeit manchem ernsten Christen die Judenmission geradezu verleidet durch den falschen Chiliasmus und die judaisierende Richtung ihrer eifrigsten Vertreter, so ist das jetzt anders geworden. Die „Verherrlichung des jüdischen Fleisches" hat abgenommen, das Verlangen aber nach der Rettung der verlorenen Schafe vom Hause Israel hat vielfach zugenommen. Die vorliegende Zeitschrift, welche vor kurzem ihren zweiten Jahrgang vollendet hat, ist ein Beweis für beides. Es ist ihr vor allem um Nüchternheit und Wahrhaftigkeit zu thun; doch fehlt es ihren Artikeln keineswegs an Wärme oder Begeisterung. Der Ton ist im ganzen mehr wissenschaftlich als populär, da sich der Herausgeber in erster Linie Theologen und Prediger zu Lesern wünscht. Was er bietet, ist aber ganz wohl auch für gebildete Laien verständlich. Wir können den „Nathanael" daher unseren Freunden in jeder Beziehung nur empfehlen. Der Eifer für die Heidenmission schließt ja gewiß das Interesse für die Judenmission nicht aus, sondern ein. Unser Auftrag lautet an „alle Menschen" (Agstg. 22, 15), und zu diesen gehören auch die Juden. Der „Nathanael" stellt dieselben nicht besser oder anziehender dar, als sie in Wirklichkeit sind; er lehrt aber ihre Bedürftigkeit, ihre Irrtümer, ihre Vorurteile verstehen und zeigt durch Lehre und durch Geschichte, daß auch ihnen nur geholfen werden kann durch das Evangelium von Jesus, dem Gottessohn. — Jährlich erscheinen 6 Hefte von zusammen mindestens 12 Bogen Inhalt. Abonnementspreis Mk. 1.25. H.

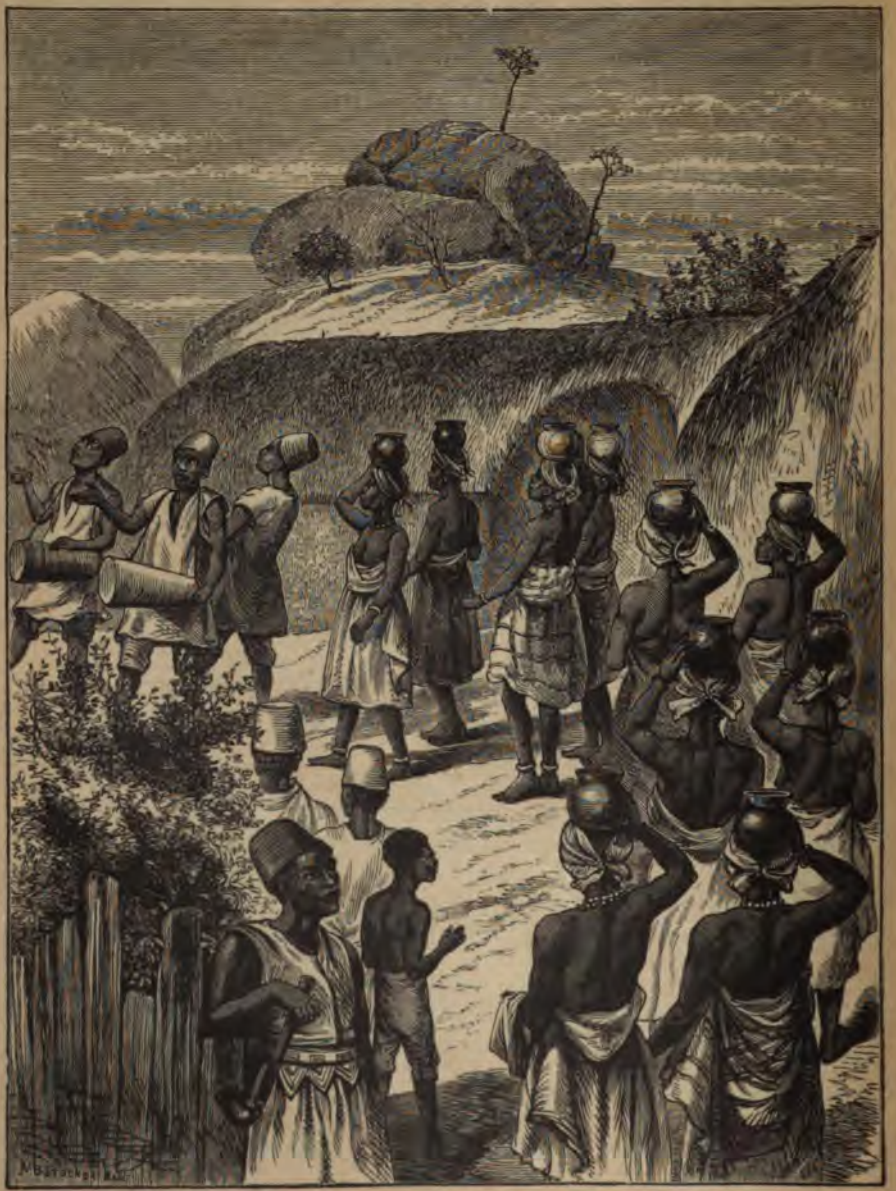
Almanac for 1887 issued by American Board of Commissioners for Foreign Missions.

Ein äußerst praktischer Missionskalender. Bei jedem Tag des Jahrs ist ein für die Missionsgeschichte oder die Weltgeschichte wichtiges Ereignis angegeben. Dann folgt eine mit hübschen Illustrationen versehene Uebersicht über die Missionsgebiete des Board, unterbrochen durch Aussprüche bekannter Männer oder durch kurze Erzählungen. Den Schluß bildet eine Tabelle der amerikanischen und englischen Missionsgesellschaften und ein Verzeichnis der Missionare des Board mit ihren Adressen.

The Condition of the Heathen and their Conversion. A Sermon before the A. B. C. F. M. By Rev. J. L. Withrow.

Die Frage, ob die Heiden verloren gehen, wenn sie nicht bekehrt werden, oder ob es für sie noch eine „Probezeit" nach dem Tode gebe, ist gegenwärtig in den Kreisen des American Board eine brennende (vergl. Januarheft S. 48). Withrow sagt, wenn die Heiden in der Finsternis bleiben, so „stolpern sie in die Hölle"; er will dies aber nicht so verstanden wissen, daß sie en masse verdammt werden. Einzelne, die sich von ihrem Gewissen leiten lassen, können dem Verderben entrinnen, wofür sich der Verfasser auf Offenb. 7, 9 beruft. Aber das große sittliche Elend der Heidenwelt ist eine dringende Aufforderung, den jetzt lebenden Millionen von Heiden das Evangelium zu bringen.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Prozession in Abeokuta.

Die Erziehung des Negers zur Arbeit.

Mit besonderer Rücksicht auf die Basler Mission in Westafrika.

Die koloniale Aera hat gleich jeder anderen Zeitbewegung ihre Schlagwörter hervorgebracht. Eines dieser vielgehörten und vielmißbrauchten Schlagwörter ist die Erziehung des Negers zur Arbeit. Nachdem die Deutschen einen Teil von Afrika unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben, erblicken sie eine der ersten, ihnen durch diese neue Lage zugefallenen Pflichten darin, ihre afrikanischen Schützlinge zu nutzbringender Arbeit anzuhalten und weil die Mission längst unter den Schwarzen thätig ist, so soll gerade sie wesentlich dazu beitragen, den Negern eine neue Tugend, den Fleiß beizubringen. Man hat sich seither ungemein wenig um die Mission bekümmert. Es hatte dies wenigstens das Gute, daß die Mission ungestört und unabhängig ihren Gang gehen konnte und diese Selbständigkeit will sie unter allen Umständen bewahren, unbeirrt durch die Loblieder, die man ihr jetzt singt und durch das Vertrauen, womit man sie beehrt. So müssen wir auch die Forderung der Erziehung zur Arbeit, ehe wir sie als eine berechtigte anerkennen, einer nüchternen Prüfung unterwerfen. Vor allem muß es uns auffallend erscheinen, daß gerade in Deutschland so viel davon geredet wird, wie man die faulen Neger zum Arbeiten bringen könne. Es sieht aus, als ob die Deutschen ganz besonders dazu befähigt wären, arbeitsscheue Leute in andern Weltteilen fleißig zu machen. Aber Hunderttausende unter unserem eigenen Volke arbeiten gar nichts, sondern lassen sich in den besten Jugendjahren von der Gesellschaft erhalten, welche diese Eiterbeule unseres Volkslebens nur mit unzulänglichen Mitteln bekämpft. Wie seltsam, daß man die Erziehung zur Arbeit nicht diesem stehenden Heer von arbeitslosen

und meist arbeitsscheuen Leuten angedeihen läßt, wie unbegreiflich, daß man die Zwangsmittel, welche man im eigenen Lande nicht einführen mag, unbedenklich bei den Negern in Anwendung bringen will. Wer seine eigenen Kinder nicht erziehen kann, soll nicht fremde erziehen wollen. Die Frage, ob das deutsche Volk berufen und befähigt ist, den Naturvölkern ein Zuchtmeister zur Arbeitsamkeit zu werden, wäre doch wohl einer Erwägung bedürftig, ehe man die schönklingende Redensart von der Erziehung zur Arbeit dazu benutzt, der Mission neue Wege vorschreiben zu wollen.

Doch, auch wenn die Befähigung der Deutschen, den Neger zur Arbeit zu erziehen, keine hervorragende wäre, die Forderung selbst, daß die Neger zur Arbeit erzogen werden sollen, kann darum doch eine berechtigte sein. Um hierüber ins Klare zu kommen, müssen wir vor allem die Frage zu beantworten suchen: Wie verhält es sich mit der Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit des Negers?

Wer von der Erziehung der Neger zur Arbeit redet, setzt dabei voraus, daß die Neger vorerst nicht oder nur wenig arbeiten. Es ist nun allerdings wahr, daß die Arbeit dem Neger nicht als eine sittliche Pflicht erscheint. Ein Missionar von der Goldküste bemerkt: „Nach der herrschenden Volksanschauung ist die Arbeit überhaupt und namentlich die Arbeit für Fremde, also um Lohn, für den Neger keine Ehre, sondern eine Schande. Wer ohne zu arbeiten leben kann, der ist ein Mann.“ Diese Ansicht von der Arbeit, die ja von unserem Volk im Grunde auch geteilt wird, ist die allgemein heidnische. Wenn die Chinesen fleißig arbeiten, so thun sie es nicht aus Pflichtgefühl, sondern weil sie in ihrem dichtbevölkerten Lande sich nur durch regelmäßige Arbeit durchzubringen vermögen. Daß man aber arbeiten muß ganz abgesehen von der Frage, ob man es nötig hat oder nicht, daß die Arbeit für den Menschen eine Wohlthat und ein Ruhm ist, das wissen die Heiden nirgends. Die griechischen Philosophen haben es ganz in der Ordnung gefunden, daß ein freigeborener Mann seine Sklaven für sich arbeiten lasse und sich nicht durch Handarbeit herabwürdige. Erst durch das Christentum ist die Arbeit geadelt worden. Man kann es daher auch gar nicht anders erwarten, als daß eine eigentliche Arbeitsfreudigkeit den Negern nicht inne wohnt. Es giebt aber eine ganze Reihe von Umständen, welche es erklärlich, ja einigermaßen entschuldbar machen, daß die Neger im

Durchschnitt nicht so viel und nicht so angestrengt arbeiten als wir Nordländer. Es muß schon daran erinnert werden, daß das tropische Klima eine erschlaffende Wirkung nicht blos auf den Europäer, sondern auch auf den Eingebornen ausübt. Dazu kommt der durchgängige Mangel an animalischer Nahrung. Ja, tausende genießen nur einmal in ihrem Leben Milch: es ist die ihrer Mutter. Ferner braucht der Neger nicht so viel zu arbeiten als wir. Sein Land ist so fruchtbar, daß es ihn nährt, auch wenn er wenig arbeitet. Unser Fleiß ist nicht lauter Tugend, ja oft gar keine Tugend. Wie mancher arbeitet nur, weil er sonst nicht bestehen könnte; gerade die, welche sich „die Arbeiter" nennen, würden großenteils am liebsten gar nichts thun. Auch wer die Arbeit hochschätzt, wird bekennen müssen, daß die Not ihm oft ein heilsamer Antrieb gewesen ist und daß er aller Wahrscheinlichkeit nach oft träg wäre, wenn solche Trägheit sich nicht alsbald an ihm und den Seinigen rächen würde. Wir müssens den Tropenbewohnern sogar gönnen, daß sie nicht so hart zu arbeiten brauchen, wie bei uns mancher arme Mann arbeiten muß. Es giebt in unseren christlichen Ländern viele, welche Sklaven der Arbeit geworden sind und dies ist ein Anzeichen von ungesunden Zuständen. Eine hübsche Illustration davon, daß die Neger gar nicht einsehen, warum sie mehr als nötig arbeiten sollten, giebt uns die Erzählung eines Missionars: Einst predigte ich in einem Dorf über die zehn Gebote. Als ich die Leute unter anderem fragte, ob sie auch den Sonntag feiern, sagten sie ja; es war in jenem Dorfe auch wirklich so. Als aber der mich begleitende eingeborene Diakon fragte: Arbeitet ihr auch sechs Tage? sahen sie uns ganz verwundert an und sagten: „Meister, wenn wir in einer Woche sechs Tage nach einander arbeiten wollten, würden wir ja all unsere Arbeit auf einmal vollbringen und hätten nachher nichts mehr zu thun." Der Neger feiert lieber sieben Tage statt blos den siebenten. Uebrigens giebt es auch nicht wenige Tage, an denen wichtige Geschäfte unterbleiben müssen, weil die Tage für unglücklich gelten.

Neben der reichen Ertragsfähigkeit des afrikanischen Bodens kommt der Bequemlichkeit des Negers auch noch der Umstand zu gut, daß er ungemein wenig Bedürfnisse hat. Je einfacher, ursprünglicher die Verhältnisse sind, desto leichter ist es, das zum Leben Notwendige zu beschaffen. An Grundbesitz ist kein Mangel. Was zur Nahrung dient, wächst in Afrika fast von selbst; Kleidung und Wohnung

verursachen auch wenig Aufwand und höhere Bedürfnisse kennt der Neger kaum. Wie mit dem Landbau ist es auch mit den übrigen Beschäftigungen; ein Handwerker verdient in zwei Tagen so viel, daß er eine Woche leben kann. — Die häuslichen und Familienverhältnisse sind auch nicht dazu angethan, im Neger den Sinn für das Erwerben und Sparen aufkommen zu lassen. Wo Vielweiberei besteht, ist der Mann geneigt, sich von seinen Weibern erhalten zu lassen. Der Mann hat seine Frauen nicht gekauft, um hernach für sie zu arbeiten; warum sollte er sich anstrengen, wenn sie alles Nötige thun? Natürlich ist nicht jeder Mann in der Lage, sich eine Anzahl von Weibern zu halten. Aber gerade die Reicheren und Vornehmeren geben mit ihrer Vielweiberei auch ein Beispiel von Unthätigkeit, das es den geringeren Leuten als ein begehrenswertes Gut erscheinen lassen muß, auch der Arbeit enthoben zu sein. Ferner, für wen soll der Neger etwas erwerben? Wenn er stirbt, so beerben ihn seine Neffen. Unmöglich kann er für sie dasselbe Interesse haben, wie es in geordneten Verhältnissen der Vater für seine eigenen Kinder hat. Auch die spätere Versorgung der Kinder kann den Vater nicht bestimmen, mehr zu thun, als der Augenblick erfordert. Die Knaben müssen bald für sich selbst sorgen. Die Mädchen aber werden sobald als möglich an einen Mann verkauft, brauchen also keine Aussteuer. — Ein Umstand, der nicht außer Acht gelassen werden darf, wenn es sich darum handelt, die mangelhafte Energie des Negers zu erklären, ist die Unsicherheit der Verhältnisse. „Fortwährende Kriege und Stammesfehden lassen es stets unsicher erscheinen, ob man die Frucht seiner Arbeit genießen darf, ob das bebaute Feld nicht über Nacht verwüstet wird. Pflanzt aber jemand mehr, als er durchaus nötig hat, so sorgen Häuptling, König und Priester dafür, daß dieser Ueberschuß nicht dem Eigentümer allein bleibt.“ *)

Will aber jemand mehr arbeiten, als der Bedarf seiner Familie erfordert, so erhebt sich die Schwierigkeit, daß oft kein Absatz für die Erzeugnisse des Bodens oder auch des Handwerks zu finden ist. Weil der Absatz so schwierig oder doch so wenig lohnend ist, fragen die Neger oft, warum sie arbeiten sollen, wenn sie doch das

*) Was in dieser Abhandlung zwischen Anführungszeichen steht, verdankt der Herausgeber den ihm freundlich überlassenen Mitteilungen mehrerer Missionare von der Goldküste und vom Yorubaland.

Nötige beschafft haben. Früher konnte der Neger von seinem Ueberschuß Sklaven kaufen und damit sein Geld gut anlegen. Durch die Abschaffung der Sklaverei, welche auf der Goldküste im Jahr 1874 erfolgte, ist diese Möglichkeit weggefallen. Der Tauschhandel aber bleibt im wesentlichen auf die Küstenstriche beschränkt. Bei den schlechten Wegen und den fehlenden Transportmitteln lohnt es sich nicht, Kaffee oder andere Produkte an die Küste zu schaffen, wo zudem nur ein niedriger Preis bezahlt wird, der noch mehr sinken müßte, wenn das Angebot sich vermehrte. Freilich haben die Neger auch nicht Geduld genug, um Handelsgewächse zu pflanzen, die nicht sofort einen Ertrag gewähren. Aus Okwawu schreibt ein Missionar: „Wir legten für uns selbst Kaffeepflanzungen an, um unsere Christen aufzumuntern, ein Gleiches zu tun. Dazu boten wir ihnen Kaffeesetzlinge unentgeltlich an. Als sie aber hörten, es daure 3—4 Jahre, bis sie Früchte pflücken können, ließen sie den Kaffee stehen." — Endlich darf auch nicht unausgesprochen bleiben, daß man sich sein Urteil über die Neger nicht nach den Küstenstämmen bilden darf, die ja schon accomplished rascals (vollendete Schurken) genannt worden sind. Gerade die an der Küste wohnenden Neger sind durch den Sklavenhandel und die Branntweineinfuhr physisch und geistig geschwächt. Auch laden die sandigen Küstenstrecken nicht zur Handarbeit ein; es ist nicht zu verwundern, daß die Küstenstämme so gerne Handel treiben.

Wir haben mehrere Gründe dafür angeführt, warum der Neger nicht so thätig ist als der Europäer und auch nicht so thätig zu sein braucht. Wir wollen aber damit keineswegs zugegeben haben, daß man berechtigt ist, die Neger überhaupt als eine faule Rasse anzusehen. Es wäre dies eine ganz verkehrte Meinung. Man redet bei uns vom dolce far niente der Italiener und verbindet damit gern die Vorstellung, dieses Volk sei träg. So wenig dies von dem italienischen Volk im allgemeinen gesagt werden kann, sowenig darf man den Neger überhaupt faul nennen. Schon der eine Umstand, daß die Weiber die meiste Arbeit thun und nicht etwa seufzend, sondern unverdrossen, beweist, daß das Dogma von der gründlichen Faulheit der Negerrasse ein Vorurteil ist. „Ich hatte von vielen Frauen den Eindruck, daß sie wirklich Tag für Tag, von Morgen bis Abend ihre Arbeit mit Lust thun." Aber auch von den Männern kann man es nicht als Regel aussprechen, daß sie

nicht arbeiten. „Es giebt allerdings Neger, welche sich nur durch den quälenden Hunger zur Arbeit antreiben lassen; sobald aber die Arbeit ihren Lohn gebracht hat, wird sie eingestellt. Ja, mancher läßt sich nicht einmal durch den Hunger zum Arbeiten nötigen, sondern er geht lieber zur Essenszeit von Haus zu Haus und ißt was man ihm giebt. Die übrige Zeit bringt er mit Schlafen, Schwatzen, Spielen und Tändeln zu." Aber solche Exemplare der Gattung finden sich auch bei uns, obwohl bei uns der Bettel polizeilich verboten ist. Fichte hat die Trägheit für den Grundfehler des Menschen erklärt; die entsprechenden Beobachtungen hat er ganz gewiß nicht in Afrika gemacht. Solange man es mit Lenau poetisch finden kann, daß man das Leben verschläft, verraucht, vergeigt, kann man unmöglich auf die Neger einen Stein werfen, weil manche von ihnen ähnlichen Ansichten huldigen, zudem ohne daß sie Anspruch darauf machen, poetisch zu sein. — Namentlich stehen einzelne Stämme bei den Negern selbst im Ruf der Trägheit. „Die Faulheit der Akemer und Okwawuer ist sprichwörtlich. Sie lassen das schönste, fruchtbarste Land brach liegen, oder verkaufen es an die Nachbarstämme und ziehen lieber mit einigen Kleinigkeiten im Land umher, um einen zweifelhaften Handel zu treiben, der sie des Arbeitens überhebt." Aber wenn die Kroboer auf ihre Nachbarn, die faulen Okwawuer herabsehen, so zeigt sich eben darin, daß der Neger die Trägheit als einen Fehler betrachtet. Auch bemerkt ein Missionar in Betreff der Akemer: „Das Volk erstickt im Urwald. Es kann daher kein Landbau aufkommen. Das Goldgraben wird sehr primitiv betrieben und die Schneckenjagd dauert nur einige Wochen im Jahr." Die Energie, welche besondere Schwierigkeiten zu überwinden weiß, ist dem Tropenbewohner fremd, wie man z. B. in Südamerika sieht. — Es giebt auch Stämme, bei denen ein besonders einträglicher Götzendienst besteht. Sie leben von der abergläubischen Verehrung, welche ihre Nachbarn dem Götzen erweisen. Da geht es ähnlich, wie wenn bei uns ein Städtchen einen reichen Spital hat: Die Leute gewöhnen sich das Arbeiten ab.

In Betreff der Frage aber, wie es mit der Lust des Negers zur Arbeit im Durchschnitt stehe, sprechen sich Missionare, welche Gelegenheit gehabt haben, die Schwarzen gründlich kennen zu lernen, nicht ungünstig aus. Von der Goldküste aus hören wir folgende Urteile: „Ich hatte nie den Eindruck, als sei die Lust zur Arbeit

unſeren Negern angeboren. Dagegen ſcheint es mir doch auch nicht richtig, wenn ihnen von manchen jede Luſt zur Thätigkeit abgeſprochen wird. Sie ſchienen mir immer Kindern zu gleichen, denen die Freude am Lernen erſt beigebracht werden muß." — „Man thut den Negern auf unſerem Miſſionsgebiet Unrecht, wenn man ſie im großen Ganzen als ein Volk von Faulenzern hinſtellt, als ein Volk, das überhaupt erſt durch die Europäer zur Arbeit angehalten werden müſſe. Das Volk hat, ehe die Europäer ins Land kamen, ſeine Plantagen gehabt und einen regelrechten, dem Land und dem Klima angemeſſenen Ackerbau betrieben. Wenn die Leute auch nicht mehr, als ſie ſelbſt bedürfen, gepflanzt haben und noch pflanzen, ſo iſt doch in gewöhnlichen Zeiten, d. h. wenn kein Krieg im Lande war oder wenn nicht infolge von ſpärlichem Regen Mißwachs eintrat, nie Mangel an Lebensmitteln geweſen." — „Wenn es möglich wäre, ohne Arbeit zu leben, würde der Neger ſie kaum ſuchen. Er arbeitet eigentlich bloß weil und ſo viel er muß. Hat er aber einmal angefangen und ſich an eine beſtimmte Art und ein beſtimmtes Maß von Arbeit gewöhnt, ſo treibt er dieſelbe, ohne viel dabei zu denken, ruhig mechaniſch weiter. Es braucht z. B. Zeit, bis ein Neger ſich entſchließt, eine Laſt auf den Kopf zu nehmen. Iſt er aber einmal im Gang und von Hauſe weg, ſo trabt er mit ſeiner Laſt von 60 Pfund nötigenfalls 8—12 Stunden des Tages. Er kann Tage, ja Wochen, vielleicht Monate lang anſtrengend arbeiten. Dann ſetzt er bei günſtiger Gelegenheit plötzlich aus, legt ſich auf die faule Haut und verbraucht was er verdient hat." — „Man darf nur nicht überall den europäiſchen Maßſtab anlegen. Es giebt überall viele Neger, welche mit Luſt und Ausdauer arbeiten. An der Küſte finden wir die Fiſcher und die Bootsleute, ein freiheitsliebendes Volk, das zu zeiten Tag für Tag, auch nachts, bei jeder Witterung hart arbeitet und dabei luſtig und vergnügt iſt. Ganz Erſtaunliches wird oft von ihnen geleiſtet. Der Fiſcher iſt glücklich bei reichem Fang und der Bootsmann weiß, daß ihm für jede außerordentliche Arbeit eine beſondere Belohnung ſicher iſt. Dasſelbe gilt von Hängemattenträgern, Laſtträgern und anderen Taglöhnern. Die Leute arbeiten gerne und ausdauernd bis zu einem gewiſſen Ziel; dann aber wollen ſie durch Eſſen, Trinken und Nichtsthun das Leben genießen. Der Bauer hat mehr regelmäßig wiederkehrende Arbeit; man trifft überall Leute, welche ſich derſelben mit Luſt hingeben und mit Luſt auf ihre ſchönen

Vorräte hinweisen." — Ueber die Arbeitsleistung der Joruba-Neger urteilt ein Missionar, der unter ihnen gewirkt hat: „Der Neger braucht keine Erziehung zur Arbeit. Man beseitige das Heidentum, die Unsicherheit des Besitzes und die Sklaverei und man wird sehen, was der Neger vermag.*) Ja, ich wundere mich, daß trotz jenen drei gewaltigen Hindernissen häufig Beispiele und Früchte von Arbeitsamkeit gefunden werden, die das Gegenteil von Trägheit beweisen. Es giebt im Jorubaland Städte bis zu 80000 Einwohnern. Ihre Ernährung und die Erbauung ihrer Wohnungen weisen auf ein schönes Stück Arbeit hin. Ihre Kleidung erfordert eine Baumwollenkultur, eine Handarbeit im Spinnen, Weben und Färben, die ohne tausend fleißige Hände nicht denkbar ist. Ich sah einmal bei 1800 Männer durch ein Thor einer Stadt zu ihrer Feldarbeit ausziehen. Ich habe sie selbst gezählt. Gleichzeitig gingen andere durch fünf weitere Thore. Es wäre im höchsten Grade unpsychologisch, zu sagen, diese Tausende gehen nur mit bitterer Unlust an die tägliche Arbeit, zu der sie niemand nötigt, niemand zur Aufsicht begleitet, von der niemand Rechenschaft verlangt!"

Daß man dem Neger auch Ausdauer bei der Arbeit nicht absprechen kann, geht aus mehreren der mitgeteilten Aeußerungen von Missionaren hervor. Diese Ausdauer hält freilich nur solange an, als der Sporn zur Arbeit fortwirkt. „Hat der Neger seinen Zweck erreicht oder hat dieser Zweck seinen Reiz für ihn verloren, so läßt er nicht selten die Arbeit stecken; daher die vielen unvollendeten Häuser in den afrikanischen Städten, deren Mauern, ehe sie unter Dach kommen, wieder zerfallen. Daher auch die Gewohnheit der Kru-Neger und auch der Accraer, von Zeit zu Zeit, nachdem sie in der Fremde etwas erworben haben, in die Heimat zurückzukehren, um dort ein Herrenleben zu führen, so lange der Vorrat reicht." — „Es giebt Bauern, die mit großem Fleiß in einer bestimmten Zeit ihr Feld bestellen. Es giebt Lastträger, Kru-Neger, Küfer, Fischer — letztere besonders im Dienst von Kaufleuten — die, was die Ausdauer betrifft, unsern Arbeitern nicht nachstehen, ja die Unglaubliches leisten können. Wenn zwei Hängemattenträger eine Frau

*) Hiezu wäre doch zu bemerken, daß vorerst wenigstens eine wohlwollende Leitung durch Weiße unentbehrlich ist, wenn die im Neger schlummernden Kräfte sich recht entfalten sollen. Liberia ist ein warnendes Beispiel. A. d. H.

und ein zweijähriges Kind in einem Tag von Christiansborg nach Aburi (Entfernung 8 Stunden) tragen, wenn ein Neger eine Last von 3—4 Zentnern vom Meer herauf in die Faktorei trägt, oder wenn einer eine Doppellast (120—140 Pfund) 20 Stunden weit trägt, um den doppelten Lohn zu erhalten, so zeugt dies doch von Willenskraft und Ausdauer. Der Neger sieht es allerdings als sein Recht an, sich nach solcher Anstrengung gründlich auszuruhen." — Auch aus dem Jorubaland wird berichtet: „Die Ausdauer des Negers ist kaum geringer als die eines deutschen Arbeiters. Man sieht die Schwarzen angestrengt Lasten tragen von 6—11 und dann wieder von 1—6 Uhr, um z. B. ein Schiff zu befrachten oder ein Haus zu bauen. Ebenso arbeiten sie ausdauernd bei der Bestellung des Feldes, beim Reinigen der Baumwolle, beim Fahren mit Kähnen oder auf dem Handwerk als Schmiede, Schreiner und Weber."

Uebrigens macht sich gerade in Betreff der Ausdauer des Negers bei der Arbeit der Unterschied sehr bemerklich, ob er für sich oder für andere arbeitet, ein Unterschied, der ja auch bei uns kein unbekanntes Ding ist. Ein Missionar, der hervorhebt, daß man an dem Neger, der beim Weißen arbeitet, nicht viel von Fleiß und Ausdauer sehe, fügt hinzu: „Doch dürfte zwischen einem weißen und einem schwarzen Maurer kein großer Unterschied sein." — „Da, wo der Neger auf *seinem* Boden, mit seinen Werkzeugen, nach *seinem* Kopf arbeiten kann, ist er in seinem Element." — „Man hat etwa einen Handwerker oder Taglöhner angestellt. Man seufzt den Tag über oft darüber, daß es so langsam vorangeht. Der Mensch geberdet sich, als wären ihm alle Knochen zerschlagen. Abends um 5 Uhr ist die Arbeitszeit vorüber und der Mann geht heim. Nun nimmt er seine eigene Arbeit vor und zwar mit einem solchen Eifer, daß man sich beim Gedanken an das den Tag über mit ihm Erlebte ordentlich zusammennehmen muß, um ruhig zu bleiben." Solche Wahrnehmungen ermutigen nicht zu einer Erziehung zur Arbeit, falls nämlich dieselbe wesentlich den Zweck hat, sich durch die Neger die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen.

Daß der Neger arbeitet, haben wir gesehen. Nicht ohne Interesse ist die Frage: *Was bewegt ihn zur Arbeit?* Wir können nicht von ihm erwarten, daß ihm die Arbeit Selbstzweck sein soll. Das christliche Motiv: auf daß er habe zu geben dem Dürftigen, fällt beim Heiden auch weg. Arbeitet der Neger, so will er ein reicher

Mann werden. Früher konnte er sich zur Verstärkung der „Familie“ Sklaven kaufen. Jetzt, wo die Sklaverei aufgehoben ist, kann er sein Geld gegen hohen Zins ausleihen. Ist er reich, so kann er auch die Zahl seiner Weiber vermehren. Doch giebt es auch noch manche andere Verwendung für das Geld, so daß dasselbe nicht verscharrt zu werden braucht, was freilich auch vorkommt. Mancher hat Familienschulden zu übernehmen, oder er hat sich durch Spielen, durch Ehebruchshändel u. and. selbst in Schulden gestürzt. Es giebt Leute, die keine andere Wahl haben, als zu arbeiten, um sich den Gläubiger einigermaßen vom Leib zu halten. Hat die Schuld eine gewisse Höhe erreicht, so quartiert sich der Gläubiger bei dem Schuldner ein und lebt auf dessen Kosten solange bei ihm, bis er bezahlt ist. Ein anderer will mehr Land erwerben, er will sein Gehöfte erweitern, er will seine Wohnung ausschmücken und kauft sich zu diesem Zweck Möbel, Spiegel, Bilder, Uhren, Spieldosen, auch wenn er gar nicht weiß, wie er mit solchen Luxusgegenständen umgehen soll. Es kann auch vorkommen, daß ein junger Mann arbeitet, um sich so viel zu erwerben, daß er seine Braut dem Schwiegervater abkaufen kann. Leider will aber mancher auch nur Geld haben zum Großthun und zum Genießen. Es giebt Götzenfeste, Totenfeiern, Volksbelustigungen, bei denen man nicht zurückbleiben will. Da geht viel Geld in Essen und Trinken auf. Auch sonst, wenn es sich nicht um Festlichkeiten handelt, ist das Verlangen nach Branntwein oft ein Antrieb zur Arbeit. Doch bemerkt ein Missionar: „Man darf nicht ohne weiteres die Begriffe Neger und Branntwein zusammenwerfen, wie etwa mancher Engländer von den Deutschen nichts weiß, als daß sie Bier trinken und Tabak rauchen. Es giebt Neger, welche man durch Branntwein zu jeder, auch der schwersten Arbeit, die sie sonst nie thäten, bringen kann. Es giebt aber auch solche, welche nur Palmwein trinken und es giebt viele, welche gar nichts Geistiges genießen (Muhammedaner)“. — „Man macht in Afrika dieselbe Erfahrung wie zu Hause, daß Branntweintrinker je länger je weniger gerne arbeiten und zuletzt nur noch schmarotzen gehen (bei Fetischfesten und Leichenfeierlichkeiten).“ — Speziell vom Jorubaland wird geschrieben: „Man sehe nur die netten und bequemen Häuser der Christen in ganz Sierra Leone, Lagos und auf den älteren Missionsplätzen an. In Lagos bewohnen einige Negerchristen viel schönere und bequemer möblierte Häuser, als die Missionare. Der Neger liebt Behagen und

Pracht. Die Arbeit ist auch ein Mittel, um politischen Einfluß zu gewinnen; durch Freigebigkeit erwirbt man sich ein Gefolge. Mancher arbeitet und spart gar sein ganzes Leben lang, um ein großes Vermögen zu hinterlassen, das zum Leichenschmaus für alle, die daran teilnehmen wollen, verwendet werden soll. Bei solchen Anlässen wird Geld unter die Leute geworfen und das Gelage dauert oft Wochen lang." Edlere Beweggründe haben natürlich die Christen. Der Wunsch, eine schöne Kapelle, ein Schulhaus, eine Lehrerwohnung zu haben, macht die Gemeinden opferwillig.

Zeigt der Neger aber auch Geschick zur Arbeit? Diese Frage muß noch besonders ins Auge gefaßt werden, denn wenn der Neger zwar nicht eigentlich träg, aber doch ungeschickt ist, so bedarf er doch wohl einer förmlichen Erziehung oder Anleitung zur Arbeit. Wir unterscheiden hiebei Ackerbau und Handwerk. Zum Landbau braucht der Neger nun freilich wenig Geschicklichkeit. Der fruchtbare Boden, mit den einfachsten Werkzeugen bearbeitet, trägt reichlich Früchte: Jams, Welschkorn, Erdnüsse, Bohnen, Pisang, Bananen, auch Reis. Die Kokospalme liefert Palmwein, Palmöl, Palmkerne und außerdem noch Material zum Dachdecken, Korbflechten u. s. f. Was man bei uns rationelle Landwirtschaft nennt, hat der Neger einfach nicht nötig. Solange die Bevölkerung des Landes nicht dichter wird, braucht er nicht darauf auszugehen, den Boden mehr auszunutzen. „Die meisten unserer Anstaltsknaben in Kjebi haben jeder seine eigene Pflanzung, die sie neben dem Schulbesuch besorgen können. Das sind Knaben von 8—14 Jahren. Eine solche Pflanzung erfordert kaum so viel Geschick und Mühe als bei uns der Kartoffelbau. Das Düngen ist unbekannt und unnötig, ebenso der Wechsel beim Anpflanzen. Ist der Boden nach 10—12 Jahren etwas ausgenützt, so wird ein anderes Stück Wald gelichtet und der Boden bebaut, während die alte Pflanzung nach kurzer Zeit wieder Wald ist. Eben das Lichten des Waldes verursacht die größte Mühe. Bei all dieser Arbeit benutzen die Eingeborenen noch immer viel lieber ihre Landeswerkzeuge, als die europäischen, weil letztere zwar zweckmäßiger, aber schwerer sind. Etwas mehr Geschick als der Ackerbau erfordert das Pflanzen von Oelpalmen und besonders der von uns eingeführte Kaffeebau." — „Die Küstenbewohner, deren Land — eine dürre Ebene — keinen Ertrag liefert, stehen freilich an Geschick für den Ackerbau den Bewohnern des fruchtbaren Innern nach. Im allge-

meinen aber muß man sagen, daß der Neger schon jetzt mit seinem Feldbau befriedigende Resultate erreicht und es ist nicht zu bezweifeln, daß er es unter Leitung eines Weißen hierin noch weiter bringen könnte."

Die einfachsten Handwerke sind den Negern längst bekannt. „Was das Handwerk anlangt, so ist zu sagen, daß der Neger kein Künstler ist. Er eignet sich zwar rasch eine gewisse Fertigkeit an, hat aber zu wenig Beharrlichkeit, um etwas gründlich zu lernen. Wenn er Säge und Hobel einigermaßen handhaben, notdürftig eine Kiste, einen Kasten, einen Stuhl oder Tisch machen kann, so glaubt er Meister zu sein; ist ja doch das was er macht, viel schöner, als was sonst landesüblich ist. Daß man etwas noch schöner, genauer und besser machen kann, glaubt er, hält es aber für seine Zwecke nicht für nötig. Immerhin lernen Maurer und Schreiner so viel, daß sie auch ohne Beihilfe des Missionars zwar kein Haus für Europäer, aber doch eine brauchbare Kapelle, ein Schul- oder Katechistenhaus allein fertig stellen können. Dagegen ist noch keiner im stand, einen Bauplan zu entwerfen und die Baukosten zum voraus zu berechnen. Mit Rechnen, Zeichnen und Geometrie stehen die Neger auf gespanntem Fuß." — Etwas günstiger lauten folgende Aeußerungen: „Geschick zu Handwerken fehlt dem Neger keineswegs. Wir treffen auf der Goldküste die Goldschmiede, welche recht nette Sachen verfertigen; ferner Grobschmiede, welche allerlei Ackerwerkzeuge machen, Küfer, welche in den Faktoreien arbeiten, Maurer noch von der dänischen Zeit her. In den Dörfern im Innern verfertigen die Weber ihre schmalen Streifen Zeug, welche zusammengenäht die landesüblichen Kleider geben. In Krobo werden die großen irdenen Töpfe gemacht, am Volta Säcke von Bast, in andern Gegenden Mützen und Hüte aus Stroh, das meiste ohne europäische Anleitung." — „Mit ganz primitiven Werkzeugen wird immerhin Anerkennenswertes geleistet. Es kommt den Negern in dieser Beziehung auch ihre außerordentliche Nachahmungsgabe zustatten." — „Alle unsere Möbel wurden im Innern des Landes von Eingeborenen gemacht, die bei Europäern in Akropong gelernt haben. Als wir das zweite mal nach Afrika ausgesandt wurden, hatten wir die sieben Jahre lang verlassene Station Aburi wieder aufzunehmen. Dazu bekam ich von Akropong einen Schreiner und einen Maurer; beiden gab ich Jünglinge von Aburi in die Lehre. Die Maurer ließ ich

an der Grenze des Missionslandes eine Mauer aufführen, mit der Erklärung, wenn ich sehe, daß dieselbe brauchbar hergestellt werde, so werde ich den Bau eines neuen Hauses beginnen. Man brauchte dazu außer Steinen auch allerlei Holzwerk und Schindeln zur Deckung des Daches. Von all dieser Arbeit hatte zuvor niemand etwas gemacht. Die Säger brauchten am längsten, bis sie brauchbare Bretter sägen konnten; dann aber ging die Arbeit auch gut vor sich, so daß sie 30 Fuß lange Balken schön gerade sägten. Die Arbeiter waren sogar stolz darauf, daß sie ein zweistöckiges Haus bauen durften."

Nachdem wir bisher die Frage zu beantworten gesucht haben, wie es mit der Arbeitslust und der Arbeitsfähigkeit des Negers sich verhalte, müssen wir weiter darnach fragen, *was bisher*, d. h. schon vor der neuen kolonialen Aera *geschehen ist, um die Neger mehr zu geordneter Thätigkeit anzuhalten*. Wenn auch der Abstand zwischen der Arbeitslust und Arbeitsleistung des Nordländers und des Negers nicht so groß ist, als man vielfach angenommen hat, so konnte es doch nicht anders sein, als daß das Auftreten der Weißen in den Negerländern einen Einfluß auf das Maß und die Art der Arbeit der Eingeborenen ausübte. Sehen wir vorerst noch von der Mission ab, so müssen wir hervorheben, daß schon die Besitzergreifung der Küstenstrecken durch europäische Mächte dazu führte, dem Leben der Neger in mancher Hinsicht neue Antriebe zu geben. „Die Arbeitslust der Neger wurde seit den vierziger Jahren *durch den Aufschwung des Handels* bedeutend vermehrt. Zu jener Zeit konnte man die Leute oft gruppenweise ganze Tage müßig auf den Straßen der Städte und Dörfer sitzen sehen; aber als sich die Nachfrage nach Palmöl vermehrte, suchten die Leute auch mehr zu produzieren. Die Palmwälder haben jetzt in Akwapem so zugenommen, daß die Eingeborenen zu manchen Zeiten die Ernte kaum bewältigen können, zumal das Einsammeln der Nüsse und die Bereitung des Oels sehr viel Arbeit verursacht. Bis vor etwa 20 Jahren wurden die meisten Kerne weggeworfen oder als Brennstoff bei der Bereitung des Oels benutzt. Seither sind sie ein wichtiger Ausfuhrartikel geworden und mit dem Aufklopfen der Nüsse werden nun viele Erwachsene und Kinder beschäftigt." — „Wenn auf der Goldküste vieles anders und besser geworden ist, so darf man dies nicht alles der Mission zuschreiben. Ritter der Kultur haben sich allerdings bis jetzt noch nicht im Lande

gezeigt. Dagegen hat das europäische Regiment entschieden gute Wirkungen gehabt. Auch dem Handel, so verderblich er sonst in mancher Hinsicht wirkt, muß ein gewisser Anteil an den heilsamen Veränderungen zugeschrieben werden." — Aber nachhaltig ist die Einwirkung, welche die Europäer auf die Thätigkeit der Eingeborenen ausüben, nur da gewesen, wo nicht bloß die Kultur, sondern zugleich die Mission dem Neger gegenübertrat. „Ich lasse gelten, daß manches Gute, namentlich im politischen und sozialen Leben, auch der Kolonialregierung zu verdanken ist; es ließe sich aber leicht nachweisen, daß in gar vielen Fällen die Regierung der Mission nicht voraus-, sondern nachgeht. Und wie oft hat die Mission die Regierung geradezu geschoben." — „Die Portugiesen, die Holländer und die Dänen haben an der West- und Ostküste von Afrika schöne, feste Bauten ausgeführt, ohne damit den geringsten Einfluß auf den Volksgeist auszuüben. Es gab gute Maurer, die fast ohne Ausnahme dem Branntwein huldigten, weil sie damit zur Arbeit erzogen wurden. Ohne die Predigt sind solche Kulturprodukte ohne Wert. Dagegen ist innerhalb der Gemeinden in Sierra Leone, in Lagos, in Kamerun in der Erziehung zur Arbeit durch Bauen und Herstellung von Baumaterialien Schönes geleistet worden. Die englisch-kirchliche Mission hat in dem steinlosen Lagos das Backsteinbrennen eingeführt. Es wurden Handpreßmaschinen, selbst eine Lokomobile eingeführt. Die Schwarzen verdienten viel Geld und sie lernten arbeiten. Jetzt giebt es um Lagos herum 30—40 Oefen. Nachdem die Mission ihren Zweck erreicht hatte, konnte sie die Sache aufgeben."

Was die Mission zur Kultivierung des Landes und zur Erziehung der Eingeborenen gethan hat, ist erst ein Anfang. Nichts soll der Mission ferner liegen als das Rühmen. Aber das dürfen wir doch wohl sagen, daß man ebendarum, weil die Mission nicht vor sich her posaunen läßt, ihre Leistungen nicht bloß auf ihrem eigentlichen Gebiet, der Evangelisation der Heidenwelt, sondern auch auf dem Gebiet der Kultivierung zu wenig kennt. Da nun gerade die Basler Mission sich darum bemüht hat, die Eingeborenen zu nützlicher Beschäftigung anzuhalten, so wird es gestattet sein, hier auf das hinzuweisen, was diese Mission im Lauf der letzten Jahrzehnte unter dem Segen Gottes auf der Goldküste zustande gebracht hat. „Die stille Kraft, welche „neue Menschen schafft," muß Herz und Sitte bilden und hat es auch bisher gethan. Die Arbeit be-

kommt eine höhere Weihe, würdige Sonntagsfeier erhält Kraft und Luft. Es wäre gar nicht ſchwer, aus unſerem ganzen Gebiet auf der Goldküſte Leute vorzuführen, welche durch chriſtlichen Einfluß auch beſſere Arbeiter geworden ſind.“ — „Im Jahr 1876 konnten die in Kjebi ſtationierten Miſſionare trotz guter Bezahlung nicht die nötigen Lebensmittel bekommen; die Leute waren zu träg, für andere zu pflanzen. Im Jahr 1882 konnte man Lebensmittel bekommen, ſo viel man nur wollte.“ — Es iſt nicht zu leugnen, daß ſogar die Heiden durch den Einfluß der Miſſion arbeitſamer werden. „Ich kann aus eigener Anſchauung bezeugen, daß es die Miſſionare in Okwawu bei einigen Heiden innerhalb zehn Jahren dahin gebracht haben, daß ſie gar nicht mehr unthätig ſein können, ſondern auch wenn ſie nur für ſich ſelbſt arbeiten, vom Morgen bis zum Abend thätig ſind.“ Wie viel mehr iſt zu erwarten, daß die Chriſten durch die Miſſionare auch gelernt haben, ihre Zeit nützlicher anzuwenden. „Von den Chriſten darf im Großen und Ganzen geſagt werden, daß ſie den Heiden als Muſter vorgehalten werden können in Beziehung auf den Fleiß und auf das, was ihr Fleiß ihnen einbringt: beſſere Häuſer, beſſere Kleidung, ſchönere Plantagen.“ — „Es iſt in Akem Thatſache, daß die Chriſten im allgemeinen mehr und fleißiger arbeiten als die Heiden. Obwohl alle unſere Gemeindeglieder früher Sklaven geweſen ſind, alſo arm anfangen mußten, ſtehen doch jetzt nach zehn Jahren die Chriſtengemeinden pekuniär viel beſſer als die Heidengemeinden. Dies iſt auch von den Heiden ſo ſehr anerkannt, daß ſie behaupten, die Chriſten bekommen Geld vom Miſſionar. Dies iſt freilich nicht der Fall: im Gegenteil, ſie müſſen uns geben. Unſere Chriſten haben arbeiten und ſparen gelernt.“ — Wo die Miſſion ihren Einfluß nicht ausüben kann, zeigt ſich auch ein Stillſtand der Kultur. In dieſer Beziehung iſt die Aeußerung eines Miſſionars, der eine Reiſe ins Aſanteland gemacht hat, von Intereſſe: „Sobald wir auf Aſantegebiet kamen, alſo außerhalb unſeres Miſſionsbereichs, ſahen wir keine Schreinerarbeit mehr. In Akem, Akwapem, Gä, überall haben Chriſten wie Heiden Fenſterläden und Thüren, Tiſche, Stühle, Kaſten, Kiſten u. drgl. Von all dem ſahen wir im Aſanteland ſo gut wie nichts. Warum? Alle, die in unſerer Werkſtätte gelernt haben, ſind Leute aus dem engliſchen Protektorat. Sie durften ſich nicht zu den Aſanteern wagen, weil ſie von ihnen als Feinde angeſehen werden, und ſo wurde die Kultur nur bis zu den

Grenzen Asantes getragen. Innerhalb des Protektorats dagegen hat fast jeder größere Ort seinen Schreiner und Schlosser, und wenn der betreffende Meister nicht in einer unserer Werkstätten gelernt hat, so gewiß bei einem, der einst dort gewesen ist."

Wollen wir die Gründe zusammenfassen, die es erklären, daß die Mission ganz von selbst und ungesucht eine Erziehung zur Arbeit ist, so werden wir namentlich folgendes hervorzuheben haben: Die Mission duldet keine Sklaverei; sie nötigt dadurch auch den freien Mann, für sich und seine Familie zu arbeiten. Die Mission duldet keine Vielweiberei. Merensky sagt in seiner Schrift über die Erziehung des Negers zur Plantagenarbeit: „Das Christentum ist die einzige Macht, welche die Polygamie der Afrikaner mit Erfolg bekämpft hat, und diese ist doch anerkanntermaßen die eigentliche Ursache von dem trägen Leben der Männer. Als Mann *eines* Weibes muß auch in Afrika der Mann sich am Feldbau beteiligen, wenn er nicht verhungern und verarmen will." Die Mission legt den Grund zu einem geordneten Familienleben. Der Mann, der sein Weib und seine Kinder liebt, sorgt auch für dieselben und sucht nicht bloß ihre augenblicklichen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern auch ihre Zukunft sicher zu stellen. Die Liebe ist ein edler Beweggrund zur Arbeit. Die Mission trägt dazu bei, ruhige, geordnete Verhältnisse zu schaffen und zu erhalten. Die Bewohner einer Stadt in Asante sagten den Missionaren, die zu ihnen kamen: Wenn ihr euch bei uns niederlasset, so kommt Frieden ins Land. Die Mission trägt ferner durch die in ihrem Gefolge einziehende Kultur dazu bei, daß Bedürfnisse allgemein werden, die früher unbekannt waren. Ueberall, wo ein Naturvolk für das Christentum gewonnen wird, pflegt die Lebensweise in Beziehung auf Kleidung, Wohnung u. drgl. eine andere zu werden. Ein menschenwürdiges Dasein verursacht größeren Aufwand als ein halbwildes Leben und reizt dadurch zur Arbeit. Endlich muß auch noch darauf hingewiesen werden, daß die Mission von den Bekehrten Opfer verlangt und verlangen muß. Soll die Besoldung des Lehrers aufgebracht, soll eine Schule, eine Kapelle gebaut werden, so müssen die Leute Beiträge bezahlen oder wohl auch selbst mit Hand anlegen.

(Schluß folgt.)

Meine Reise in die Heimat.

Von Missionar Lechler in Kornwestheim.

I.

Von Hongkong nach Honolulu.*)

In dem schönen und geräumigen Hafen von Hongkong, welcher gebildet ist durch die Insel und das gegenüberliegende Festland, wimmelt es von Schiffen und Fahrzeugen aller Art. Will man nun von Hongkong aus irgendwohin reisen, so giebt es gar viele Gelegenheit dazu; nur gerade auf die Sandwich-Inseln kann man nicht so leicht kommen, wenigstens gehen keine direkten Dampfschiffe von Hongkong aus dorthin. Will man mit Dampf fahren, so stehen die amerikanischen Postdampfer zu Dienst; aber sie fahren von China aus nach Kalifornien, also weit über die Sandwich-Inseln hinaus, und dann muß man in Kalifornien einen andern Dampfer benutzen, der von dort nach Australien fährt und unterwegs in Honolulu, der Hauptstadt der Sandwich-Inseln einläuft. Dies würde nun nicht viel mehr Zeit in Anspruch nehmen als ein Segelschiff braucht, wenn es direkt von Hongkong nach Honolulu fährt; aber der Unterschied in den Kosten ist sehr beträchtlich. Auf dem Dampfschiff würde die Reise etwa 400 Dollar kosten, während sie auf dem Segelschiff nur 120 kostete.

Da nun die Chinesen auf den Sandwich-Inseln sich erboten hatten, unsere Reise nach Honolulu zu bezahlen, wenn wir sie besuchen würden, so verbot sich schon mit Rücksicht darauf der teurere Weg. Glücklicherweise fand sich auch ein gutes deutsches Segelschiff, Hydra, geführt von dem deutschen Kapitän Binge, das Ende April

*) Warneck sagt in der von uns noch zu besprechenden Schrift „Die Mission in der Schule", das 27. Kapitel der Apostelgeschichte beweise das Bürgerrecht der Reiseerzählungen in der Missionsgeschichte. Wenn wir die Beschreibung der Heimreise des Seniors unserer Basler Mission in China im wesentlichen unverkürzt aufgenommen haben, so wird dies keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen. A. d. H.

nach den Sandwich-Inseln segeln sollte und uns als Passagiere mitnehmen konnte. Die Jahreszeit war ganz nach Wunsch, denn es war zu hoffen, daß wir ohne Stürme durchkommen und günstigen Wind haben werden. Mit uns wollten auch einige christliche Chinesen die Reise machen. Da waren zwei frühere Schülerinnen der Mädchen-Anstalt in Hongkong, Fa yung, die Tochter unseres Katechisten Li a pau und Ki yin, eine Base desselben, welche beide mit jungen christlichen Chinesen in Honolulu verlobt waren und schon lange auf die Gelegenheit gewartet hatten, unter dem Schutze meiner Frau die große Reise zu machen. Der Kapitän gab diesen Mädchen auch eine Kajüte in demselben Raum, wo die unsrige war, so daß sie auf der ganzen Reise in unserer Nähe sein konnten. Der Vater der Ki yin ging jedoch auch mit, um seiner Tochter das Ehrengeleite zu geben, mußte sich aber mit einer Kajüte auf Deck begnügen und hatte zu seiner Gesellschaft einen Vetter der Fa yung, Meu yin, der zu schwach begabt war, um in unsern Schulen weiter zu studieren, und Schneider werden sollte. Nun wollte er sein Glück einmal auf den Sandwich-Inseln versuchen. Reisegeld hatte dieser nicht; aber der Kapitän erlaubte ihm unentgeltlich mitzukommen, da er seine Kost mit den andern Chinesen bekam und für die Fahrt dem Schiffskellner Hilfe leisten sollte. Es waren noch zwei Männer, welche sich auch an unsere Gesellschaft anschlossen, der eine war Koch und der andere Kuhhirt im Hause gewesen, so daß wir mit sechs christlichen Chinesen Hongkong verließen. Dieser Umstand, sowie die Aussicht, eine große Anzahl unserer chinesischen Christen auf den Sandwich-Inseln wiederzusehen, erleichterte einigermaßen den Abschiedsschmerz, ohne welchen man sich ja nicht loßreißen kann von der Stätte jahrelanger Arbeit und von denjenigen, mit denen man durch die Bande des Glaubens und der Liebe verbunden worden ist. An Kundgebungen der herzlichsten Teilnahme bei unserem Abschied von China fehlte es nicht und es liefen Briefe ein von Europäern und Chinesen, die uns eine glückliche Reise wünschten und die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens aussprachen. Am 13. April 1886 fanden sich eine Anzahl englischer und deutscher Freunde in unserem Hause in Hongkong ein und überreichten uns eine Abschiedsadresse, welcher nachher noch ein Liebesandenken für meine Frau folgte. Am Karfreitag durften wir noch einmal das heilige Abendmahl mit der Gemeinde feiern und am Osterfest hielt ich meine Abschieds-Predigt, indem ich

die kleine Herde der treuen Obhut unseres auferstandenen Herrn und Heilandes anbefahl und sie zum Abschied nochmals herzlich ermahnte, bei ihm, dem Oberhirten und Bischof unserer Seelen zu bleiben und sich vertrauensvoll der Leitung meines Nachfolgers, des lieben Bruder Bender, der nun auch seit 24 Jahren in China steht, zu überlassen. Doch hatte ich nicht bis dahin mein Amt fortgeführt, indem Bruder Bender schon im Dezember von Kayintschu hergekommen war und ich mit dem Jahresschluß auch die Geschäfte an ihn übergeben hatte. Am Osterdienstag bat uns Kapitän Binge, an Bord seines Schiffes zu kommen, indem er Mittwoch früh zu segeln gedachte. Ein englischer Freund in Hongkong versah uns noch reichlich mit allen möglichen Lebensmitteln für die lange Reise, welche mit unserem Reisegepäck am Dienstag vormittag aufs Schiff gebracht wurden. Einige Gemeindeglieder hatten einen kleinen Dampfer bestellt, der uns zu dem Segelschiff bringen sollte.

Um fünf Uhr abends war noch eine Versammlung in unserem Haus, wozu die lieben Freunde vom Berliner Findelhaus sich auch einfanden. Bruder Bender empfahl uns im Gebet der Obhut des allmächtigen Gottes, die Schülerinnen unserer Mädchenanstalt trugen unter Leitung von Frau Reusch einen Abschiedsgesang vor, an dem wir uns zum letztenmal noch recht erquickten, wie wir so oft unsere Freude an ihrem schönen Singen gehabt haben, und so verließen wir das Basler Missionshaus auf Hongkong, begleitet von den lieben Geschw. Bender und Reusch und den lieben Freunden vom Berliner Findelhaus, nebst einer Anzahl unserer chinesischen Gemeindeglieder, und begaben uns auf unser Schiff, das uns nach Honolulu bringen sollte. Als der kleine Dampfer wieder umkehrte, stimmten wir gemeinschaftlich das Lied an: „Jesu geh' voran auf der Lebensbahn" und so kehrten unsere Freunde wieder ans Land zurück, während wir uns in unserer Kajüte für einen mehrmonatlichen Aufenthalt einrichteten. Noch hatten wir am Abend die Gesellschaft von Herrn P. Heermann aus Cannstatt, der mit seinem Bruder ein Uhren- und Juwelen-Geschäft in Hongkong hat; beide Brüder waren allezeit gut befreundet mit uns. Auch unser lieber Bruder Schin En und Herr Reinhardt, welcher im Dienst der britischen Bibelgesellschaft in China arbeitet, blieben noch bis spät abends bei uns. Am Morgen des 28. April hatten wir die große Freude, einen Besuch von den Geschwistern Reusch zu bekommen. Auch kam noch ein junger Deut-

scher an Bord, Herr Mett aus Hamburg, welcher unser Mitpassagier war, da er auch nach Honolulu reisen wollte.

Nun kamen zwei kleine Dampfer herbei, die unser Schiff zum Hafen hinausschleppten, und nachdem wir unsere Außenstation Saukiwan passiert hatten und auf offener See uns befanden, wieder umkehrten. Unser Fahrzeug war eine Hamburger Barke, sehr symmetrisch gebaut und von dem besten Bauholz. Es hatte schon mehrere Stürme durchgemacht und lag im letzten Sturm auf der Reise von Australien her acht Stunden lang auf der Seite: so lange ließ die Gewalt des Windes das Schiff sich nicht wieder aufrichten. Diesmal sollte es eine ruhigere Fahrt haben; doch kann ich gleich bemerken, daß es seither wieder eine Fahrt nach den Sandwich-Inseln machen wollte, aber bei Japan in einen solchen Sturm kam, daß es seine Masten verlor und in stark beschädigtem Zustand wieder umkehren mußte, um auf der Schiffswerfte in Hongkong repariert zu werden. Unser Kapitän sagte auch öfters, wenn das Meer so ruhig vor uns lag: das nächstemal, wenn ich wieder hier fahren werde, wird es keine so ruhige Fahrt geben. Die Schiffsmannschaft bestand außer dem Kapitän aus dem Ober- und Untersteuermann, einem Schiffszimmermann, einem Segelmacher und Schiffskoch nebst zehn Matrosen. Auch die Tierwelt war vertreten, indem Schweine und Geflügel auf dem untern Deck hausten, während ein Pudel und zwei Katzen sich auf dem obern Deck herumtreiben durften und auch ein Kanarienvogel in des Kapitäns Kajüte hing, der meistens schon morgens fünf Uhr zu singen anfing. Im Zwischendeck befand sich eine Anzahl chinesischer Passagiere, unter welchen auch eine junge Frau war, die zu ihrem Mann auf die Insel Maui reisen wollte. Das Schiff war von einem chinesischen Kaufmann in Hongkong befrachtet und bekam für die Hin- und Herreise 6000 Dollar. Die Ladung bestand aus solchen Artikeln, wie die Chinesen sie auch auf den Sandwich-Inseln haben wollen, als Thee, allerlei Eßwaren, Medikamente, Kleiderstoffe, Seidenzeug, Porzellan-Geschirr und Möbel und die ganze Ladung soll sich auf 900 Tonnen Gehalt belaufen haben. Da ein großer Brand in Honolulu stattgefunden hatte, der die chinesische Stadt mit den vielen Kaufläden fast gänzlich eingeäschert hatte, so war diese Schiffsladung sehr willkommen.

Die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit einer Seereise hängt außer von der Witterung sehr davon ab, wie der Kapitän und die

Mannschaft sich betragen und welche Mitpassagiere man hat. Es ist mir eine Freude, zur Ehre unsrer Hydra bezeugen zu können, daß wir an Kapitän Binge einen sehr kundigen Seefahrer hatten, der sofort das vollste Vertrauen seiner Passagiere erweckte, in welchem wir bis zum Schluß der Reise nur bestärkt wurden. Aber er war auch ein äußerst wohlwollender Mann, der uns viel Gutes erwies und die Reise so angenehm als möglich zu machen suchte. Dazu gehörte namentlich die gute Ordnung, welche er auf seinem Schiff handhabte, und das ruhige Kommando, welches niemals von harten Worten oder gar von Fluchen und Schelten begleitet war. Er stand in einem freundschaftlichen Verhältnis zu den beiden Steuerleuten und diese selbst, sowie die ganze Mannschaft waren friedliche und geordnete Menschen, von welchen einige eine höhere Bildung besaßen. Jeder schien seine Arbeit zu kennen und gab sich Mühe, dieselbe zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu thun. Die Steuerleute hatten mit dem Kapitän und den Passagieren gleichen Tisch und den Matrosen war es nicht verwehrt, ihren Feierabend mit Gesang und Musik zu erheitern. Einigemale gaben sie auch Vorstellungen auf Deck, wobei auch der Kapitän als Zuschauer ihnen freundliches Interesse entgegenbrachte. Unser Mitpassagier, der junge Herr Mett, ging nach Honolulu aus Gesundheitsrücksichten, da er brustleidend war und das Klima in China ihm nicht sehr zugesagt hatte. Auf den Sandwich-Inseln ist ein sehr gesundes Klima, indem es im Sommer nicht so feucht heiß wird wie in Hongkong, und der Winter nicht die kalten Nordwest-Winde hat, welche in Hongkong den Lungen so sehr zusetzen. Herr Mett hatte den Ernst des Lebens schon reichlich erfahren, da er auch Vater und Mutter verloren hat, und sein Charakter war infolge seiner Erlebnisse nicht ohne ernstes Gepräge geblieben. Er schloß sich vertrauensvoll an uns an und wir gewannen ihn sehr lieb. Das unvermeidliche Uebel, die Seekrankheit, stellte sich bald bei uns ein, als wir gegen den Wind angehen mußten, der von Nord-Ost blasend, uns so konträr als möglich war. Man hat verschiedene Mittel gegen diese unangenehmste aller Krankheiten empfohlen und wir waren auch mit einigen derselben versehen, aber was hilfts? Sobald das Schiff mit den Wellen kämpfen und jeden Zoll Fortschritt sich erringen muß, wenn es bald von einer Welle, die von vorn andringt, in die Höhe gehoben wird, um dann desto tiefer hinunterzusinken, wenn eine andere Welle von der Seite herkommt

und das Schiff so in die Höhe hebt, daß an Bord selbst alles auf die Seite geworfen wird und wenn man gerade beim Essen sitzt, die ganze Bescherung sich einem in den Schoß ergießt, wenn ferner die Wellen höher gehen und sich wie Platzregen über das Deck ergießen, daß Ströme von Salzwasser in die Kajüte stürzen und man oft nicht weiß, wo man noch ein trockenes Plätzchen finden soll — da helfen alle Medikamente oder Hausmittelchen nichts mehr gegen die Seekrankheit, auch nicht der stärkste Wille, die Uebelkeit zu überwinden, sondern die durch die unregelmäßigen Schwankungen des Schiffes bedingten Bewegungen des Magens nötigen denselben einfach, seinen Inhalt abzugeben und sobald dies geschehen ist, wird dem Kranken wieder leichter. Es gibt Leute, die nie seekrank werden, während andere das Uebelbefinden auf dem Wasser nie los werden können. Wenn es sogar Kapitäne giebt, die an der Seekrankheit leiden, wie ich selbst einen solchen kannte, so sind diese am meisten zu bedauern. Das Schlimmste ist, wenn man gar nichts genießen kann, denn obgleich die Seekrankheit an und für sich nicht tödlich ist, so gab es doch schon Fälle, wo bei einer langen Reise jemand so schwach wurde, weil der Magen nichts behalten konnte, daß die Schwäche zum Tode führte.

Das uns von der Güte unseres englischen Freundes besorgte Sodawasser und der Weißwein thaten uns und besonders meiner Frau die größten Dienste und wir genossen diese Erquickung mit dankbarer Erinnerung an ihn. Man erträgt sein Schicksal am leichtesten, wenn man sich ruhig hinlegt, und das thaten wir auch in den ersten Tagen. Ich versuchte am zweiten Tag aufzustehen und auf das Verdeck zu gehen. Da sah ich einen alten Bekannten im Meer, nämlich den Felsen Pedro blanco, der nur 40 Meilen von Hongkong entfernt ist. Im Jahr 1847 sah ich bei meiner ersten Ankunft in Hongkong diesen Einsiedler im Meere zum ersten mal, nachher bin ich bei meinen Küstenreisen öfter an ihm vorbeigefahren. So weit waren wir also am zweiten Tag unserer Seereise gekommen; hätten wir wollen nach Hongkong zurückkehren, so wären wir in vier Stunden wieder im Hafen Viktoria angelangt. Dies ist der Unterschied, ob man den Wind mit sich oder gegen sich hat. Das langweilige Hin- und Herkreuzen dauerte noch bis zum 4. Mai, an welchem Tag wir uns doch bis zu der Insel Formosa durchgearbeitet hatten und die hohen Gebirge derselben von der Ferne erblickten.

Es war Zeit, daß der Nordostwind nachlassen sollte, denn mit dem Monat Mai beginnt der Südwest-Monsun, der uns sehr günstig gewesen wäre. Wirklich erhob sich auch am 5. Mai ein Südwind, der uns schnell um das Südkap von Formosa herumbrachte. Wir kamen ganz nahe zum Lande hin und sahen eine schöne Gebirgslandschaft und den Leuchtturm, welchen die chinesische Regierung dort, wie an anderen Stellen der Küste Chinas entlang für die Sicherheit der Seefahrer hat bauen lassen. Die Wächter in diesem Leuchtturm sind Ausländer und stehen unter der Leitung des Zollamts, dessen Oberdirektor, der Engländer Sir Robert Harl, in Peking residiert. Diese Leute bekommen eine gute Löhnung und werden von seiten der Regierung regelmäßig mit Lebensmitteln versehen. Nun waren wir doch 409 Meilen von Hongkong entfernt und hofften schnell vorwärts zu kommen; allein der Südwind war noch nicht anhaltend und sprang in der Nacht wieder um, so daß wir Nordwind bekamen. Nachdem wir einige Tage schönes Wetter gehabt hatten, wurden wir jetzt wieder in Wolken und Dunkel gehüllt und wurden aufs neue seekrank. Am Sonntag den 9. Mai war es doch so viel besser geworden, daß ich einen chinesischen Gottesdienst in dem Speisesalon mit unseren Christen halten konnte. Nachmittags ging ich auch zu den Matrosen und las ihnen eine Predigt von Steinhofer vor. Am Montag sagte mir der Kapitän, daß wir in den letzten 24 Stunden zwar 160 Meilen gesegelt seien, aber nach Abzug der Kreuz- und Querfahrten doch nur 40 Meilen Fortschritt gemacht haben. Nun brach eine förmliche Leidenszeit über meine Frau herein. Schon seit einigen Tagen klagte sie über Schmerzen in der Hand und im Rücken; der kalte Nordwind steigerte dieselben so, daß sie eine förmliche Handgelenkentzündung bekam und mehrere Tage und Nächte die heftigsten Schmerzen ausstehen mußte; der Kapitän gab mir sein Doktorbuch (Bock) zu lesen und sorgte auch dafür, daß meine Frau Breiumschläge bekam; dies und das Baden der Hand in heißem Wasser verschafften ihr einige Erleichterung, so daß wir in der dritten Nacht wieder etwas schlafen konnten. Es war gut, daß der Wind sich etwas gelegt hatte und man nicht durch die Schwankungen des Schiffes immer hin und her geworfen wurde. Wir konnten wenigstens der Krankheit mit Ruhe abwarten und am Sonntag den 16. Mai konnte meine Frau auch wieder aufstehen und ihre Hände gebrauchen. Um 10 Uhr kamen die Chinesen wieder zur Er-

bauungsstunde und um ein Uhr ging ich wieder zu den Matrosen. Wir bekamen jetzt allmählich besseren Wind und fuhren unter den Lyu Khyu (Lutschu) Inseln hin, welche vom Mast aus sichtbar waren. Ich gedachte an Dr. Bettelheim und seine achtjährige aufopfernde Arbeit auf diesen Inseln, auf denen leider jetzt kein Missionar thätig ist. Die Gesellschaft, welche ihn gesandt hatte und aus englischen Seeoffizieren bestand, ist auch aufgelöst.

Am 18. Mai brachte der Mondwechsel einen sehr willkommenen Regen. Segeltücher wurden ausgespannt, um so viel als möglich Regenwasser zu sammeln und die Wasserfässer wurden alle wieder gefüllt. Abends hörte der Regen wieder auf und die Sonne ging freundlich unter. Schön ist es, den Sternenhimmel von Deck aus zu betrachten. Erst sah man noch das südliche Kreuz, welches aber allmählich unter den südlichen Horizont sank, je mehr wir nach Norden fuhren. Dagegen breitete sich der Skorpion in seiner ganzen Länge aus. Ueberhaupt konnte man alle Sternbilder des Tierkreises sehen, wenn man nur mehrere male in der Nacht auf Deck gehen wollte, um sie zu betrachten, wie die einen unter- und die andern aufgingen. Man muß jedoch nicht glauben, daß die Sternbilder des südlichen Himmels schöner seien als die des nördlichen. Orion und Sirius sind ja doch die schönsten am ganzen Himmel und alle die Sternbilder, die man als alte Bekannte begrüßen darf, freuen einen, wo man sie sieht. Am Morgen des 19. Mai ließen sich auch einige Bewohner der Tiefe sehen. Erst tauchte ein Walfisch auf und spritzte seine Wasser in die Höhe. Dann passierte eine ganze Herde von sog. Springern, Meerschweine (Porpoises), die durch ihr lustiges Spiel in den Wellen die ganze Reisegesellschaft ergötzten. Einmal nahte sich auch ein Hai, dem sogleich ein Fischhaken zugeworfen wurde mit einem guten Bissen als Köder. Es stand nicht lange an, so biß das gefräßige Tier an und war gefangen. Die Matrosen zogen ihn herauf und hieben ihm den Schwanz ab, wodurch er sich verblutete und schnell starb; die Chinesen an Bord aßen ihn auf. Wir bekamen auch ein Stückchen davon zu versuchen; aber der Leckerbissen wollte uns nicht munden. Die Chinesen bereiten seine Flossen zu, daß es ein ganz wohlschmeckendes Gericht giebt, welches mit Schwalbennestern und Seeherz bei jeder Gastmahlzeit aufgetischt wird. In der Luft bewegten sich mit ihren weit ausgebreiteten Schwingen die Albatrosse, welche sich von Zeit

zu Zeit ins Wasser setzen und sich auch mit Angeln fangen lassen. Unser Kapitän fing dann und wann eine Anzahl derselben und gab sie den Chinesen zu essen. Einmal kam auch ein Braten davon auf unsern Tisch, fand aber nicht viel Beifall. Wir hatten erwartet, mehr Walfische zu sehen, aber sie scheinen sehr abzunehmen oder andere Reviere aufzusuchen.

Indessen waren wir ganz ohne Ahnung davon, welcher Gefahr wir durch Krankheit ausgesetzt waren. Unter den chinesischen Passagieren hatte einer die Pocken mitgebracht und lag nun ernstlich an dieser Krankheit darnieder. Man war sehr schweigsam über diese unliebsame Entdeckung an Bord des Schiffes. Die Chinesin, welche unter diesen Passagieren war, kam, nachdem die ersten Tage der Seekrankheit überwunden waren, gewöhnlich einige Stunden des Tages zu unseren zwei Schülerinnen, welchen der Kapitän erlaubte, auf dem Oberdeck zu sitzen und mit meiner Frau ihre Arbeiten zu machen. Sie war schon einige Tage ausgeblieben und als sie sich wieder sehen ließ, bemerkte meine Frau sogleich, daß sie einen Ausschlag hatte und bedeutete unseren Schülerinnen, sich in gehöriger Entfernung von ihr zu halten; sie blieb dann wieder weg und ist, so viel wir wissen, mit einem leichten Anfall von Variolen davongekommen. Der männliche Kranke wurde auch wieder besser und so noch einige andere, die durch das Zusammensein angesteckt wurden, weil eben kein Platz zur Absonderung vorhanden war. Am Schluß unserer Reise bekam noch einmal ein Chinese die Pocken, was für uns sehr unangenehme Folgen hatte, wovon später mehr.

Eine unserer Schülerinnen meinte, so oft sie auf Deck komme, sehe sie immer die gleiche Umgebung und fragte, ob denn das Schiff gar nicht vom Fleck komme; dies gab Veranlassung zu einer Belehrung darüber, daß obgleich das Auge nichts sehe als Himmel und Wasser und keinen Anhaltspunkt habe, um sich über die Entfernung zu orientieren, der Kapitän doch ganz genau wisse, wo wir uns befinden und wie viel das Schiff jeden Tag vorwärts komme, indem er mittelst des Sextanten die Reise ganz genau auf der Karte nachzeichnen könne und dies auch täglich thue. Wir hatten auch wieder günstigen Wind von Westen bekommen und befanden uns am 21. Mai auf der Höhe von Jokohama in Japan. Wir waren jetzt 1700 Meilen von Hongkong entfernt, hatten aber noch 3600 Meilen bis Honolulu zu fahren.

Immer, wenn man in die Nähe eines Landvorsprungs kam, gab es mehr Wind und nebliges Wetter. So war es auch heute und wir konnten die zwei japanischen Inseln nicht sehen, zwischen denen wir mitten durchfahren mußten, um dann im Stillen Ozean unserem Ziele direkt entgegen zu segeln. Die Namen der kleinen Inseln sind Fatsisio auf der einen und Aoga auf der andern Seite. Die Nacht war sehr stürmisch und im Schiff sowohl als in unserer Kajüte fiel alles übereinander, doch ohne großen Schaden zu verursachen. Es ist aber schauerlich, in finsterer Nacht das Geklirr der fallenden Gegenstände mitanzuhören und man findet keinen Schlaf. Auf den Sturm trat wieder Windstille ein, so daß das Schiff in der Morgenwache von 4—8 Uhr nur 5 Meilen machte. Später stand es ganz stille, so daß auch das Steuerruder festgebunden und das Fahrzeug sich selber überlassen wurde. Das sind sehr Geduld prüfende Zeiten für einen Kapitän. Als wir im Jahr 1860 mit einem englischen Segelschiff ums Kap der guten Hoffnung herum nach China reisten, erinnere ich mich, wie damals unser Kapitän sehr ungehalten wurde über den Verzug durch Windstille; da konnte er auf dem Verdeck herumstampfen und zornige Aeußerungen thun. Kapitän Binge verhielt sich dagegen immer ganz stille, obwohl man ihm auch ganz gut ansehen konnte, wie er innerlich zu kämpfen hatte. Da auch trübes regnerisches Wetter war, so konnte er 4 Tage keine Beobachtungen machen. Doch es kam bald wieder besser. Am 23. Mai erhob sich des Abends wieder Wind, so daß das Schiff sechs Meilen in der Stunde machte und später noch mehr. Das Gewölk zerteilte sich auch und der Kapitän und der Obersteuermann nahmen flugs ihre Sextanten zur Hand, um die Sonnenhöhe zu messen, wonach dann die Lage des Schiffs auf der Seekarte berechnet wurde. Das Resultat war diesmal ein günstiges. Wir waren unvermerkt in den sog. schwarzen Strom eingetreten, Kukosivo, dessen Richtung von Japan nach Kalifornien geht, von wo aus er wieder rückwärts fließt den Sandwich-Inseln zu, und dieser hatte uns um ganze zwei Längengrade weiter vorwärts gebracht, als der Kapitän auf dem Meilenmesser des Schiffes berechnet hatte. Wir befanden uns nach den Messungen der Sonnenhöhe unter dem 38. Breitegrad und dem 158. Längegrad östlich von Greenwich und segelten so gut, daß wir in einer Woche 1863 Meilen zurücklegten. So erreichten wir denn am 3. Juni den 180. Längegrad und traten damit in die westliche

Hemisphäre ein. Von da an geht die Zählung der Grade wieder rückwärts, indem es nun heißt: westlich von Greenwich. Wir waren von Hongkong an immer ostwärts gefahren und weil wir so zu sagen der Sonne entgegen fuhren, so begrüßten wir sie auch mit jedem Tag etwas früher, und unser Zeitunterschied zwischen dem 180. Längegrad und Hongkong betrug netto 5 Stunden. Der Zeitunterschied zwischen Hongkong und Greenwich aber ist 7 Stunden, macht zusammen 12 Stunden, und je weiter man ostwärts fährt, desto mehr wird der Tag voll, den man gewinnt, wenn man ostwärts um die Welt fährt, wie man dann im Gegenteil auf der Reise westwärts einen Tag einbüßt. Es ist deshalb eine allgemein festgesetzte Sitte unter den Seefahrern, daß sie beim Passieren des 180. Grades auf der Reise ostwärts einen Tag zulegen, wie sie auf der Reise westwärts einen Tag ausfallen lassen, damit sich das Datum mit dem des Orts ihrer Bestimmung ausgleicht.

Da der 3. Juni gerade das Himmelfahrtsfest war, so durften wir zwei Tage lang Fest feiern; denn wie am ersten, so unterblieb auch am zweiten Tag, da immer noch das gleiche Datum aufgesteckt war, alle Arbeit an Bord. Als ich zu den Matrosen ging, um ihnen etwas geistige Anregung zu bringen, sprach einer davon, daß sie auf dem Rückweg einen Tag verlieren und er hoffte, sie möchten nicht gerade auf einen Sonntag den 180. Grad wieder passieren, da ja sonst dieser ausfallen würde und sie vom Samstag gleich auf den Montag überspringen müßten. Eines Morgens waren wir in dichten Nebel gehüllt, so daß der Kapitän das Nebelhorn hervorholte, um Signale damit zu geben, im Fall ein anderes Schiff um den Weg wäre, daß es keinen Zusammenstoß gebe. Allein es begegnete uns auf der ganzen Reise kein anderes Fahrzeug, auch waren wir nicht in der Nähe eines Felsen im Meer oder anderer gefährlichen Stellen. Kapitän Binge zeigte uns auf der Karte einen merkwürdigen Felsen, der ganz einsam im Meere steht und aus einer Tiefe von 2000 Klafter herauf noch 200 Fuß über die Oberfläche reicht. Man nennt diesen Felsen „Lot's Weib" und wenn ein Schiff in dichtem Nebel daran anfahren würde, könnte es sich sehr beschädigen. In der Nähe desselben soll auch ein unterirdischer Vulkan sich befinden, der bei einem Ausbruch das Meer bis an die Oberfläche sieden mache. Die Witterung war sehr angenehm. Während wir wußten, daß in Hongkong jetzt die Hitze anfängt, hatten wir hier so kühl, daß jeder-

mann sich noch ein Stück Kleidung zulegte. Der Magen, welcher in der tropischen Hitze so schlaff wird, daß man den Appetit verliert, befand sich in dieser kühleren Zone auch ganz wohl und die Schiffskost, mit welcher Kapitän Binge auch sehr freundlich Rücksicht auf uns genommen hatte, schmeckte uns vortrefflich. Die schöne Mußezeit, welche wir hatten, wurde reichlich verwertet zum Genuß von allerlei Lektüre, mit welcher wir uns versehen hatten, sowie auch zum Briefschreiben und wir hatten auf der ganzen siebenwöchigen Reise keine Langeweile. Gleichwohl freut man sich, wenn es dem Ende entgegen geht. Am 9. Juni erreichten wir den Meridian von Honolulu, nämlich den 158. Grad westlicher Länge; aber wir waren noch 20 Grade nördlich von den Inseln und nahmen nun mit dem Ostwind südlichen Kurs. Das ganze Schiff wurde nun mit großer Sorgfalt gescheuert und das Messing poliert, damit wir schmuck in den Hafen einlaufen sollten. Die Ankerketten wurden auch schon hervorgezogen, der Rost abgeklopft und alles zu einer baldigen Ankunft zugerichtet. Am 15. Juni fiel ein fliegender Fisch auf dem Deck nieder, den der Kapitän ausspannte, um ihn zu trocknen und mit nach Hause zu nehmen. An demselben Tag erscholl der freudige Ruf: „Land in Sicht," und so hatten wir unter Gottes gnädigem Schutz ohne jeglichen Unfall nach einer im ganzen sehr angenehmen Reise am 49. Tag nach der Abfahrt von Hongkong die Sandwich-Inseln erreicht.

Wir kamen von Nordost herab und fuhren zwischen den Inseln Oahu rechts und Molokai links dem Hafen von Honolulu zu. Es war aber schon dunkel geworden und der Kapitän ließ beidrehen und das Schiff gegen den Wind stehen, in der Absicht, erst morgen früh einzulaufen. Die freudige Erregung ließ uns nicht viel schlafen, während unser Kapitän eine andere Sache auf dem Herzen hatte, die ihm nicht wenig Sorge machte. Unter den chinesischen Passagieren hatte nämlich wieder einer die Pocken bekommen und dieses traurige Ereignis machte es sehr fraglich, ob wir würden landen dürfen, oder erst für längere oder kürzere Zeit Quarantäne liegen müßten. Diese Frage wurde am Morgen des 16. Juni bald entschieden. Der Hafen von Honolulu ist eingedämmt durch ein Korallenriff, in welchem jedoch ein Kanal offen gelassen ist, durch welchen die Schiffe aus- und einlaufen können. Diesen Kanal genau aufzufinden ist jedoch nicht so leicht, und es ist deshalb ein Lotse nötig, der die Schiffe einbug-

siert. Dieser kommt mit einem kleinen Dampfer dem Schiff entgegen und nimmt dasselbe ins Schlepptau.

Der Kapitän sah ängstlich nach dem Lotsen aus; aber er war nicht der erste, der erschien, sondern der health-officer oder Gesundheits-Beamte, welcher nachsieht, ob alles gesund an Bord eines Schiffes sei, um dann erst seine Erlaubnis zum Einlaufen in den Hafen zu geben. Sobald aber dieser einen Pockenkranken unter den chinesischen Passagieren entdeckte, war unser Schicksal entschieden, daß wir nämlich nicht landen dürfen! Der Kapitän erhielt den Befehl, die Krankheitsflagge aufzuziehen und außerhalb des Hafens an einer von dem Beamten bezeichneten Stelle vor Anker zu gehen. Auf wie lange wir dorthin gebannt sein sollten, sagte der Beamte noch nicht, sondern bemerkte nur, daß er seinen Bericht an die hawaische Regierung zu machen habe und diese uns weitere Verhaltungs-Maßregeln erteilen werde. Wir waren natürlich sehr gespannt auf unser Urteil und die Ansichten über die etwaige Dauer unserer Quarantäne waren verschieden, indem die einen meinten, in drei Tagen werde man uns loslassen, die andern aber sich auf 14 Tage bis 3 Wochen gefaßt machten. Die Pocken haben schon große Verheerungen auf den Inseln angerichtet. Im Jahr 1853 waren sie ausgebrochen und die große Anzahl der Todesfälle kann aus einem Bericht des Missionars Bischoff in dem Distrikt Ewa entnommen werden, welcher 1200 Todesanzeigen machte bei einer Seelenzahl von 2800. Zum zweitenmal brach die Plage im Jahr 1880 aus durch Einführung der Pocken mit einem deutschen Dampfer, welcher Kranke an Bord hatte und in welchem Fall nicht genug Vorsicht angewendet worden war. Die Sterblichkeit unter den Eingeborenen war damals wieder so groß, daß Quarantäne über ganz Honolulu verhängt wurde. Aller Verkehr mit den andern Inseln wurde verboten und kein Segel- noch Dampfschiff durfte Passagiere oder Waren hin- und herführen. Da es lange währte, bis die Krankheit endlich aufhörte, so erwuchs der hawaischen Regierung ebenso wie Privaten ein ungeheurer Schaden durch die für nötig gefundene Absperrung und man konnte es deshalb jetzt niemanden verargen, daß die Behandlung der Pocken eine ganz besonders strenge war, nachdem die Regierung so teures Lehrgeld hatte bezahlen müssen.

Indessen lagen wir nun wirklich Honolulu gegenüber und hatten Zeit, uns mit den äußern Umrissen der Stadt und der sie um-

gebenden Landschaft bekannt zu machen. Der Anblick war herrlich. Da waren sehr hohe Berge im Hintergrund, auf denen Bäume und Sträucher verschiedenster Art und von verschiedenen Farbenschattierungen wuchsen; an diese lehnten sich wieder ganz kahle und niedrigere Berge an, welchen man ansehen konnte, daß es ausgebrannte Vulkane seien, wie der sog. Punchbowle gerade hinter der Stadt und Diamond Head, welcher den östlichen Abschluß des schönen Panoramas des Hafens von Honolulu bildet. Dort war auch eine Anzahl Kokospalmen sichtbar, welche dem Auge so unentbehrlich sind, um den Eindruck zu verwirklichen, daß man sich in tropischen Gegenden befinde. Wie wir nachher erfuhren, giebt es 24 verschiedene Arten von Palmen auf der Insel und alle seien eingeführt worden. Ja der schöne Wald, der vor uns lag und in welchem die Stadt Honolulu wie versteckt ist, sei ganz eine Anpflanzung von Menschenhänden, indem früher kein Baum hier gewachsen sei. Wir lagen ziemlich weit von der Stadt ab, doch konnten wir genug davon sehen, um einen allgemeinen Ueberblick zu bekommen. Es waren namentlich die Kirchtürme, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen, und die wir als etwas für uns ganz besonders Erfreuliches begrüßten, wie auch der schöne Klang der Glocken recht wohlthuend zu uns herüber klang. Da war in der Mitte der Stadt eine große Kirche mit zwei Türmen zu sehen. Dann näher am Ufer eine steinerne Kirche mit steinernem Turm und wir erfuhren, daß diese die älteste Kirche in der Stadt sei, während die größere mit den zwei Türmen ganz neu, ja noch nicht einmal ganz ausgebaut sei. Da war ferner eine Kirche, in welcher die weißen Leute, meist Amerikaner, ihren Gottesdienst halten und die bekannt ist unter dem Namen Fort Street Church. Endlich ragte noch ein spitzer Turm in die Höhe und das war die chinesische Kirche, in welcher sich die chinesischen Christen zum Sonntagsgottesdienst versammeln und in ihrer Sprache die Predigt des Wortes Gottes hören. Was man sonst noch vom Schiff aus sehen konnte, war der königliche Palast, das Parlamentsgebäude, ein Asyl für alte Leute, verschiedene Geschäftslokale und der Landungsplatz beim Zollamt. Im Hafen selbst war auch ein reges Leben. Wir hatten noch gestern den großen amerikanischen Dampfer abfahren sehen, der zwischen Kalifornien und Australien fährt und auf der Hin- und Herreise in Honolulu einläuft. Heute kam einer der Küstendampfer herein, welche die Verbindung zwischen den ver-

schiedenen Inseln vermitteln. Näher am Ufer war ein ganzer Wald von Masten sichtbar, denn es liegen da Vollschiffe, und Barken, Briggen und Schoner, welche ihre Frachten aus- und einladen. Während wir in unsere Betrachtungen versunken waren, näherte sich ein kleiner Dampfer unserem Schiff, durfte aber nicht ganz herkommen, sondern es wurde dem Kapitän zugerufen, daß er in sein Boot steigen und herüberkommen solle. Dies geschah, unser Kapitän fuhr zu dem kleinen Dampfer hin, durfte aber auch nicht an Bord desselben gehen, sondern mußte in seinem Boot bleiben und von dort aus mit den Leuten auf dem Dampfer sprechen. Es war das Boot des deutschen Konsulates, welches Briefe und Zeitungen für uns brachte nebst Liebesgrüßen von unsern Freunden am Lande, die von unserer Ankunft benachrichtigt worden waren und ihr herzlichstes Bedauern aussprachen, daß wir wegen der Pocken nicht gleich landen durften. Es war vor allem unser Freund Damon, welcher der Superintendent der chinesischen Mission auf den Sandwich-Inseln ist und uns eingeladen hatte, bei ihm zu wohnen. Es ging ihm sehr nahe, daß er uns nicht gleich in sein Haus aufnehmen konnte, denn er hatte schon seit Jahren auf unsern Besuch gehofft. Auch von unsern Chinesen auf Honolulu kamen Willkommbriefe mit Geschenken an Früchten des Landes zu unserer Erquickung, die wir uns auch trefflich schmecken ließen, da wir auf der Seereise lange kein frisches Obst bekommen hatten. Ueber unser Schicksal war noch nichts entschieden, wir mußten uns gedulden bis morgen, und hatten einstweilen die Freude, acht für uns von Europa angekommene Briefe, welche uns Nachricht von der lieben Heimat brachten, zu lesen. Wir hatten auch während der Reise Briefe nach China geschrieben, welche wir nun abschlossen und dem Kapitän übergaben, weil er so bald als möglich wieder nach Hongkong zurückzufahren gedachte.

Am Donnerstag den 17. Juni kamen zwei Doktoren mit dem Vorstand der Polizei an Bord unseres Schiffes und verkündigten unser Urteil, welches dahin lautete, daß die Passagiere alle in die Quarantänestation auf einer kleinen Insel in der Nähe verbracht werden müssen, um dort zu bleiben, bis sich herausgestellt habe, ob kein weiterer Krankheitsfall eingetreten und keine weitere Ansteckung zu befürchten sei. Die Zeit wurde mutmaßlich auf 3 Wochen voraus bestimmt, wovon jedoch der gestrige und heutige Tag abgerechnet werden würden. Das war für uns keine angenehme Botschaft, denn

es mußte uns als ein höchst bedauerlicher Zeitverlust erscheinen; aber wir hatten hier nichts zu thun, als uns den Landesgesetzen zu fügen und alles aus der Hand Gottes anzunehmen. Dem Kapitän wurde gesagt, daß er nicht ans Land gehen dürfe, daß jedoch die Polizei sein Schiff desinfizieren werde, worauf dann die Ladung durch Frachtboote gelöscht werden könne, die zum Schiff herankommen werden. Rückfracht nach Hongkong gab es nicht; nur wollten 150—200 chinesische Passagiere mitfahren, um nach China zurückzukehren, welche wenn das Schiff segelfertig sei, an Bord kommen werden. Der Kapitän ließ sogleich seine vier Schiffsboote ins Wasser hinab und die chinesischen Passagiere wurden darein gesetzt. Die vorderen drei waren ganz voll und unsere Chinesen mußten auch mit fort. In dem vierten saßen ganz allein der bereits gesund gewordene und der andere Kranke, an dem die Pocken erst vor kurzem ausgebrochen waren. Diese vier Boote wurden von einem kleinen Dampfer ins Schlepptau genommen und so gings der Quarantänestation auf der Pocken-Insel zu. Wir sollten noch eine Nacht an Bord bleiben, bis die nötigen Vorkehrungen für unsern Empfang auf der Station getroffen worden wären. Am Freitag den 18. Juni kam unser lieber Freund Damon mit dem kleinen Dampfer, welcher die Verbindung zwischen unserem Schiff und dem Lande vermittelte, um uns wenigstens zu sehen und ein Wort mit uns zu reden. An Bord unseres Schiffes durfte er nicht kommen, sondern mußte auf dem kleinen Dampfer bleiben; aber wir konnten von unserem Verdeck aus ganz gut mit ihm sprechen. Die Begegnung that uns gegenseitig wohl. Wir faßten unsere Seelen in Geduld und trösteten uns mit der Zeit, da wir nach überstandener Quarantäne unsern Einzug in sein Haus würden halten dürfen. So nahmen wir denn auch Abschied von unserer „Hydra“ und unserem Kapitän unter herzlicher Danksagung für alles Gute, das er uns erwiesen hatte. Die Pocken-Insel ist eine niedrige Insel, etwas mehr gegen Westen, aber immer noch der Stadt Honolulu gegenüber, denn diese ist sehr lang gestreckt. Sie liegt innerhalb des Korallenriffes, welches eine prächtige Brandung der Wellen verursacht. Wir mußten beim Uebersetzen von unserem Schiff weg auch in den Kanal einfahren und brauchten etwa eine halbe Stunde Zeit, bis wir am Ziel waren. Das Wasser wird dann so seicht, daß man mit einem Boot nicht dicht bis an die Insel anfahren kann, und es ist deshalb eine etwa

2000 Fuß lange Brücke gebaut, damit man trockenen Fußes hingelangen kann. Auf dieser Brücke sind sogar Schienen gelegt und ein Tramwagen steht parat, der die zur Quarantäne Verurteilten und ihr Gepäck aufnimmt und sicher zur Station bringt. Das war der erste Schienenweg, den wir nach vielen Jahren wieder sahen, denn in China ist man noch nicht so zivilisiert wie auf den Sandwich-Inseln, und diese Miniatur-Eisenbahn machte uns viel Spaß. Am Ende derselben angekommen, wurden wir zuerst von unseren chinesischen Mitpassagieren, die gestern schon angelangt waren, empfangen. Sie waren sichtlich befriedigt, daß es uns auch ging wie ihnen. Wir fanden auf der Insel große Schuppen von Holz errichtet, in welchen Hunderte von Chinesen Platz hatten. Uns führte man daran vorbei und brachte uns auf einen freien Platz in einiger Entfernung, wo im ganzen zwölf kleine Häuschen standen. Das beste davon diente dem Polizeivorstand selbst zur Sommerresidenz, wenn keine Kranken auf der Insel waren und er mit seiner Familie des Seebads wegen einen längeren Aufenthalt hier nehmen wollte. Der Passatwind streicht auch sehr frisch über die Insel weg, während er in der Stadt nicht überall solch freien Zugang hat, so daß es dort oft viel heißer ist. Die Frau und die Kinder des Beamten waren mit dem letzten Dampfer nach Kalifornien gereist und so stellte er uns ein Zimmer in diesem Hause zur Verfügung und überließ uns auch ein Bett und einige Möbel. Unser deutscher Mitpassagier Herr Mett bekam ein anderes solches Häuschen; in demselben war auch eine Küche, in der wir unsere Mahlzeiten zubereiten lassen konnten, und ein Zimmer, wo wir uns selb dritt an den Tisch setzen konnten. Ganz in der Nähe davon erhielten unsere sechs chinesischen Christen, die mitgekommen waren, ihr Unterkommen, so daß wir alle beisammen waren. Sie übernahmen auch unsere Bedienung, indem der eine für uns kochte, der andere sonstige Arbeiten für uns verrichtete. Unsere Verköstigung übernahm die hawaische Regierung und schickte jeden Morgen die nötigen Lebensmittel in einem kleinen Boote. Es ging auch ein Telephon von der Quarantänestation in die Stadt und der Wächter, dem wir anvertraut waren, ein Amerikaner, der auch nicht von der Insel weggehen durfte, unterhielt sich öfter durch das Telephon mit seiner Frau in der Stadt. Briefe und andere Liebesgrüße in Gestalt von Blumen, Früchten und andern guten Sachen kamen nun häufig zu uns, um uns die Ein-

samkeit und Abgeschlossenheit zu erleichtern. Wir trugen jedoch gar nicht so schwer daran, wie die lieben Freunde es sich vorstellten, die in der Stadt wohnten und unser harrten. Wir benutzten unsere Zeit zum Beantworten der empfangenen Briefe und hatten auch sonst noch zu schreiben. Unsere Effekten, die auf der Reise doch auch etwas feucht geworden waren, konnten ausgepackt und getrocknet werden und so ging die Zeit herum, ehe wir's uns versahen. Am 29. Juni sahen wir unsere Hydra Segel machen und wieder China zu fahren. Leider haben der Kapitän und der Steuermann, wie wir später erfuhren, auf der Rückreise auch die Pocken bekommen. Für uns schlug die Stunde der Erlösung aus der Quarantäne erst am Montag den 5. Juli, an welchem Tage wir in die Stadt Honolulu kommen durften.

Missions-Zeitung.

Westafrika.

Die Vereinigten Brüder, eine methodistische Missionsgesellschaft mit dem Sitz in Dayton (Ohio) haben in Scherboro (südöstlich von Sierra Leone) im letzten Jahr 1300 neue Kirchenglieder gewonnen. Die Gesamtzahl ihrer Bekehrten beträgt nun 3929.

In Akem auf der Goldküste haben die Heiden, erbittert über den Tod ihres Königs Ata (s. Apr. S. 167), die Missionsstation Kjebi und mehrere Außenstationen zerstört, die Christen wurden vertrieben, mißhandelt und einige auch getötet. Leider soll mancher Abfall vorgekommen sein; doch kann, wie die Missionare (15. Febr.) schreiben, „noch nicht festgestellt werden, wie viele zurückgegangen sind und wie viel zerstört worden ist."

Im Aprilheft (S. 167) haben wir berichtet, daß die Engländer auf der Sklavenküste auch das Binnenland annektiert haben. Die dort gebrauchte Grenzbestimmung „bis in die Gegend von Akrosu" ist unrichtig und wäre daher zu streichen.

In Stuttgart hat sich ein Verein für evangelische Mission in Kamerun gebildet mit dem Zweck, dazu beizutragen, daß das in deutschem Besitz befindliche Land auch allein von Deutschland aus in geistiger wie materieller Beziehung versorgt werde.

Aus Kamerun lauten die Nachrichten (vom 14. Febr.) erfreulich: Die Gemeinde in Bethel (die Hauptgemeinde) hat die Missionare sofort mit Vertrauen aufgenommen und der eingeborene Pastor hat ganz von selbst für seine zu Anfang des Jahres geborenen Kinder

um die Taufe. Die Schularbeit haben die Missionare schon übernommen. Außerdem ist ihre Zeit und Kraft durch die in den Missionshäusern dringend notwendigen, weil längere Zeit unterlassenen Reparaturen und durch Besuch und Uebernahme der Außenplätze in Anspruch genommen. Die Grenzen des Missionslandes in Viktoria festzustellen, macht besonders große Schwierigkeiten.

Stanley hatte die Einwohnerzahl des Kongostaats auf 80 Millionen geschätzt. Hübners statistische Tabellen nehmen 25 Millionen an. Premierlieutenant Kund dagegen, der im Auftrag der deutschen „Afrikanischen Gesellschaft" einen Teil des Kongobeckens bereist hat, geht auf 10 Millionen herunter.

Die französisch-protestantische Mission am Kongo (s. Märzheft S. 116) ist nun gesichert. Die Pariser Missionsgesellschaft hat beschlossen, dieses weitere Arbeitsfeld zu betreten, selbstverständlich ohne die übrigen zu verkürzen. Entscheidend war unter anderem die Erwägung, daß während auf dem linken Flußufer die englischen und amerikanischen Stationen sich vermehren, das ausgedehnte französische Gebiet auf dem rechten Ufer ohne eine protestantische Station wäre, falls die Pariser Missionsgesellschaft nichts thäte.

Im Dezember v. J. ist eine weitere (vierte) Schar von Missionshandwerkern von Amerika abgereist, um Taylors Mission zu verstärken. Bezeichnend ist, was ein Anhänger Taylors aus Anlaß dieses neuen Zuzugs schreibt: „Jede Missionsstation sollte eine Kolonie oder in leicht erreichbarer Nähe einer solchen sein. Bischof Taylor wird 1000 Missionare brauchen, wenn er an allen Hauptplätzen, die er erreichen will, Kolonien anlegt. Er wird dies wahrscheinlich nicht erleben; aber die Sache geht gleich einem unabwendbaren Geschick nicht mehr zurück." Taylor hat außer 5 Stationen in Angola und zwei an der Küste in Kimpoko (Nordostecke des Stanley-Pool am Kongo) eine Station gegründet und mit amerikanischer Energie einen $1^1/_2$ Kilometer langen Bewässerungskanal hergestellt. Die Hälfte der Grabarbeit hat Taylor selbst verrichtet; er arbeitete regelmäßig 8 Stunden des Tags und 6 Tage in der Woche und so wurde er in drei Wochen fertig. Man mag sonst von Taylors Sache denken, wie man will, einen außerordentlichen Eifer und eine ebensogroße Zähigkeit kann ihm niemand absprechen. — Kimpoko soll übrigens der Ausgangs- und Sammelpunkt für die Stationen am oberen Kongo werden. — Neuestens wird berichtet, Taylor habe einen Plan ersonnen, um sein Missionsdampfschiff gegen Angriffe der Eingeborenen zu schützen, ohne dieselben verwunden zu müssen. Es soll nämlich an einer Dampfpumpe ein Schlauch angebracht werden, durch den die Angreifer mit Wasser übergossen werden können, „daß weder Hunde noch Menschen sich aufrecht halten können. Auch soll elektrisches Licht auf dem Dampfer erzeugt werden, das nötigenfalls die Verteidigung zu erleichtern hätte.

Die Mission der amerikanischen Presbyterianer am Gabun ist ein Opfer der französischen Kolonialpolitik geworden. Die Missionare sind in Kenntnis gesetzt worden, daß ihre Schulen entweder geschlossen, oder unter französische Oberleitung gestellt werden müssen. Von dieser Maßregel werden die Stationen auf Corisco, ferner Benita, Baraka und die Stationen am Ogowe betroffen. Verschont bleibt nur das auf deutschem Gebiet gelegene Batanga. Von seiten des Kommandanten von Baraka wurde den amerikanischen Missionaren nahe gelegt, sie sollen das Gebiet der Pariser Missionsgesellschaft überlassen, so daß es ginge wie seinerzeit auf Tahiti. Das Missionskomite der presbyterianischen Kirche von Amerika hat beschlossen, die Gabun- und Corisco-Mission womöglich der Pariser Missionsgesellschaft zu übergeben und dafür solche nördlich vom bisherigen Missionsgebiet gelegene Punkte zu besetzen, die unter deutscher Oberhoheit stehen. Wir müßten es sehr bedauern, wenn die Pariser Mission in Anbetracht der neuen Arbeit am Kongo die Uebernahme dieses weiteren Arbeitsfeldes ablehnte.

Südafrika.

Die Lage der Namaqua-Mission wird in den „Berichten der Rheinischen Missionsgesellschaft" als eine kritische hingestellt. „Das erste deutsche Kolonisationsunternehmen, das sich dieses unfruchtbare arme Land als seinen Schauplatz ausersehen hatte, scheint ja von seinen Unternehmern selbst aufgegeben zu werden und würde wohl hier wenigstens bald spurlos vorübergegangen sein, wenn nicht im Zusammenhang damit ein beträchtlicher Teil des Landes unter die Oberhoheit des deutschen Reiches gekommen wäre. Aber das ist nun eine allmählich für uns Deutsche peinlich werdende Frage: Wie wird, wie will das deutsche Reich sich dort zu Lande in Ansehen setzen? Wie will es seinen übernommenen Verpflichtungen nachkommen und seine Schützlinge wirksam schützen? Ohne Anwendung irgend welcher Machtmittel ist das einfach unmöglich: daß mit bloßem moralischem Einfluß nichts auszurichten ist, das hat England schon oft, unter anderm auch gerade in dieser Gegend bitter erfahren müssen. Mit deutschen Kriegsschiffen ist aber hier gar nichts auszurichten, da die ganze Küste meilenweit völlig unbewohnt ist. Auch ist keineswegs Mangel an allerlei Gelegenheiten, wo die deutsche Regierung Veranlassung hat, das Recht zu vertreten und vermittelnd oder richtend aufzutreten. Allerlei Unordnungen und Beraubungen europäischer Händler liegen vor. Die kriegerischen Verwicklungen haben noch keineswegs ein Ende erreicht und noch Schlimmeres scheint im Anzug zu sein. Wie ein drohendes Gewitter zieht sich nämlich über dem Namaqualand die beabsichtigte Besitzergreifung desselben durch holländische Buren aus Griqualand und andern Teilen der englischen Kolonie zusammen und die Namaqua arbeiten einer solchen Umwälzung durch unsinnige Landverkäufe mit Macht in die Hände. Es scheint unseren

Leuten so, als ob das Schutzbündnisschließen nichts zu bedeuten gehabt hätte. Alles Ausschauen nach Dr. Görings Rückkehr (s. Märzheft S. 99) ist bis jetzt umsonst und auch im übrigen sehen und hören sie nichts von der deutschen Regierung."

Die in Gibeon ansässig gewordenen Buren (s. Märzheft S. 98) haben sich der Times zufolge unter deutschen Schutz gestellt.

Aus der Walfischbai kommt eine erfreuliche Nachricht über die Abnahme des Branntweintrinkens. Infolge des von Missionar Böhm (Rheinische Mission) an die englische Verwaltung erstatteten Berichts über die Trunksucht und deren Folgen im Bezirk wurden die scharfen Gesetze, welche in der Kapkolonie auf immer mehr Distrikte ausgedehnt werden, auch in der Walfischbai eingeführt. Von abends 6 bis morgens 8 Uhr, ebenso den ganzen Sonntag hindurch darf kein Branntwein verkauft werden. Die Händler müssen eine jährliche Schanksteuer von 200 Mk. bezahlen. In Gläsern darf kein Branntwein an Eingeborene verkauft werden; wollen dieselben den Branntwein flaschenweise kaufen, so brauchen sie dazu in jedem einzelnen Fall einen obrigkeitlichen Erlaubnisschein. Verkauft der Händler ohne diesen Schein, so hat er im ersten Fall 400 Mk., im zweiten 600 Mk. Strafe zu bezahlen und zugleich wird ihm die Konzession entzogen. Säufern kann die Behörde die Erlaubnisbescheinigung verweigern. Wie schade, daß man in Europa nicht ähnliche Gesetze hat.

Die Hermannsburger, welche vor 10 Jahren eine Anzahl Stationen im Zululand durch den Krieg verloren hatten, haben dieselben im Süden des Landes wieder bekommen, im Norden ist dasselbe in Bälde zu erwarten.

Der waadtländische Missionar Berthoud will von den Spelonken (im nördlichen Transvaal) aus sich an den Unterlauf des Limpopo begeben, um unter den Ma-Gwamba zu arbeiten.

Ostafrika.

Die amerikanische (Bostoner) Mission nördlich vom Limpopo hatte, wie wir im Märzheft S. 117 berichtet haben, durch den Einfall Umgana's, des Sohnes Umzila's ins portugiesische Protektorat zu leiden. Einige Häuptlinge, die Umzila tributpflichtig gewesen waren, unterwarfen sich den Portugiesen. Umgana beschloß, sie dafür zu strafen. Er kam mit großer Heeresmacht und schlug die Portugiesen und ihre Verbündeten in der Nähe der Missionsstation Kambini. Merkwürdigerweise wurde der Sieg nicht ausgebeutet und Inhambane nicht vom Feinde besetzt. Die Mission hat einen Schaden von einigen hundert Dollar erlitten; doch sind die Missionare Richards und Ousley schon wieder auf ihre Stationen Mongwe, bezw. Kambini zurückgekehrt. Die Station Makadwini ist wahrscheinlich noch nicht wieder besetzt.

Auch die Neukircher Missionsanstalt denkt daran, einen Missionsversuch in Ostafrika zu wagen, wie sie bisher Missionare nach Java ausgesandt hat. Es sollen zwei Missionare am Tanafluß stationiert werden. Ebendaselbst ist auch ein schwedischer Missionar angekommen.

Die beiden bayrischen Missionare in Jimba rühmen die Freundlichkeit, mit der ihnen englische Missionare, auch Bischof Parker (Februarheft S. 91) begegnet seien. Sie dürfen die der englischen Mission gehörigen Boote unentgeltlich benützen; für das Dampfboot wird ihnen nur ein mäßiger Preis berechnet. Das Nürnberger Missionsblatt bemerkt hiezu: „Wir wissen selber, wie viel Dank wir der englischen Gesellschaft für die uns in unseren Brüdern erwiesene Liebe schulden. Es soll dies aber mit anderen Fragen, wo es sich um Urteile über englische Missionen im allgemeinen handelt, nicht verworren werden." Die ganze Gegend, wo diese Mission begonnen hat, liegt außerhalb der deutschen Interessensphäre. Der Küstensaum gehört dem Sultan von Sansibar, das Inland den Engländern. Hierüber sagt das Nürnberger Missionsblatt, Ukamba bleibe auch unter englischer Oberhoheit im Besitz der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Eine Ausdehnung der bayrischen Mission auch auf die nächstgelegenen deutschen Schutzgebiete bleibe unbenommen; auch sei noch nicht gewiß, daß Jimba dem Sultan von Sansibar zufalle.

Die Berliner ostafrikanische Mission hat den Missionar Greiner von St. Chrischona gewonnen. Derselbe war früher in Abessinien. Er wurde am 2. März in Berlin eingesegnet. — In Dunda sollen jetzt Grundstücke für die Mission und für das Krankenhaus erworben werden (vgl. Märzheft S. 118).

Madagaskar.

Im Jahr 1884 wandte sich der französische Unterstaatssekretär der Marine und der Kolonien an die Pariser Missionsgesellschaft mit der Frage, ob dieselbe in der Lage sei, sofort der Regierung Missionare zur Verfügung zu stellen, die nach Madagaskar geschickt werden könnten. Damals war der Krieg gegen die Howa im Gang. Das Missionskomite hielt es nicht für richtig, gleichzeitig mit kriegerischen Unternehmungen einen Missionsversuch zu machen. Auch bedachte man, daß die Howa schon in geordneten protestantischen Gemeinden gesammelt seien, so daß das Eintreten französischer Missionare nur nachteilig hätte wirken können. Man gab daher der Regierung die Antwort, französische evangelische Missionare könnten nur dann nach Madagaskar geschickt werden, wenn sie von den dortigen kirchlich organisierten Gemeinden eingeladen würden zu kommen. Diese Erklärung macht der Pariser Mission alle Ehre. Auch kann man es nur anerkennen, daß die betreffenden Vorgänge erst veröffentlicht

wurden, als sich die Missionsgesellschaft durch unbegründete Vorwürfe, die ihr gemacht wurden, dazu genötigt sah.

Seit die Insel unter französischem Einfluß steht, hat der Sklavenhandel, den die Howa-Regierung abgeschafft hatte, wieder begonnen und Hunderte von Sklaven werden nach Reunion und andern französischen Häfen verschifft. Selbstverständlich treibt die französische Regierung selbst keinen Sklavenhandel; aber es ist traurig genug, daß sie ihn nicht verhindert.

Zentralafrika.

In einem vom 7. September v. J. datierten Brief aus Uganda schreibt Missionar Mackay: Unter Gottes Beistand werde ich hier ausharren, in der Hoffnung, daß nach und nach mehr Freiheit gewährt werden wird. Jeden Tag oder vielmehr jede Nacht kommen einige Leute, um sich im Glauben unterrichten zu lassen.

Arabien.

General Haig ist glücklich von seiner Reise durch einen Teil des innern Arabiens nach Aden zurückgekehrt. Er traf mit vielen Juden zusammen, von denen einige sagten: Wie, ist unser Messias wirklich gekommen und wir haben nie davon gehört?

Indien.

Im Jahr 1886 besuchten einige eingeborene Prediger, die zur amerikanisch-methodistischen Mission in Audh gehören, ein Götzenfest. Sie predigten in ihrer gewöhnlichen Art, luden ein, in ihr Zelt zu kommen, beteten mit denen, die kamen, und die Zuhörer waren so ergriffen, daß im Verlauf von drei Tagen 248 Personen, Männer, Weiber und Kinder, die Taufe begehrten und auch getauft wurden. Der Fall wurde in der nordindischen Mission viel besprochen und jene eiligen Taufen sind vielfach gebilligt worden. Man macht geltend, jene Leute seien aus ganz verschiedenen Orten zu dem Fest gekommen; nach einem oder zwei Tagen wollten sie heimkehren und so sei es unthunlich gewesen, die Taufe aufzuschieben. Aber wenn man so viele Taufbewerber auf einmal vor sich hat, ist es völlig unmöglich, sich davon zu überzeugen, ob jeder einzelne so viel christliche Erkenntnis erlangt hat, daß man ihn taufen kann. Welchen Wert Massentaufen haben, zeigt uns die katholische Mission zur Genüge.

Da früher über das Auftreten der Heilsarmee in Indien unter Anführung Tucker's berichtet worden ist (Missionsmagazin 1886, S. 118 u. 474) so wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, wie dieselbe, wie zu erwarten war, Fiasko gemacht hat. Der Jahresbericht der irisch-presbyterianischen Mission in Gudscharati (Nordwestindien) enthält darüber interessante Einzelheiten. Die gemachte,

unnatürliche Aufregung, die noch vor einem Jahr herrschte, ist verschwunden. Es zieht nicht mehr, wenn jemand barfuß und halbnackt daherkommt und nachdem den Leuten, Christen wie Heiden, die Augen aufgegangen sind, ist es ihnen entschieden lieber, wenn ihnen das Evangelium von Männern verkündigt wird, die Kleider tragen und ihrer Sinne mächtig sind. Das Erstaunen, das europäische Bettler anfangs erregten, hat einem heftigen Widerwillen Platz gemacht. Man hat längst die Entdeckung gemacht, daß der geistliche Hochmut der Offiziere der Heilsarmee den der Schriftgelehrten und Pharisäer weit übertrifft und man sieht jetzt in ihnen blinde Blindenleiter. Gudscharati sollte in zwei Jahren erobert werden und alle Missionare sollten innerhalb dieser Frist die Flucht ergreifen; aber die Weissagung hat sich nicht erfüllt. Im ganzen Distrikt von Borsad hat es die Heilsarmee nur soweit gebracht, daß zwei Familien, deren Häupter vor 30—40 Jahren Christen geworden waren, die Gottesdienste der irischen Mission nicht mehr besuchten. Das Blatt der Heilsarmee, der War Cry (Kriegsruf) hat von 1000 Bekehrungen roher Heiden zu berichten gewußt; aber es ist nicht ein Beispiel davon bekannt, daß die Heilsarmee jemand bekehrt hätte, der sich jetzt noch zu ihr hielte und auch nur behauptete, daß er ein Nachfolger Jesu sei. Dagegen sind einige Leute, die man einmal Christen nannte, nachdem sie „gerettet" worden waren, wieder ins Heidentum zurückgesunken. Wenn schließlich noch darüber geklagt wird, daß die Heilsarmee sich von Taufe und Abendmahl lossage, so kann dies nicht auffallen, da die beiden Sakramente thatsächlich von dieser Sekte abgeschafft worden sind. Kann man es einem Missionar verdenken, wenn er auf jene Leute, welche das Christentum in Indien verächtlich machen, das Wort Matth. 23, 15 anwendet?

Aus Bastar (s. Januarheft S. 45) kommt eine traurige Nachricht. Nachdem alles bereit war, um eine Station in Jagdalpur zu gründen, machte die englische Regierung die Gewährung der Niederlassung von der Zustimmung des von den Engländern bei Seite gesetzten Rajah von Bastar abhängig. Die Regierung könne nicht zu einer Stationsgründung raten, da eine solche Anlaß zu vielen Mißverständnissen geben würde. An Stelle des gegen die Mission wohlgesinnten Mr. Priest ist inzwischen ein anderer Oberbeamter getreten und es hat ganz das Aussehen, als ob sich derselbe hinter dem Rajah, nach dem die Regierung nicht mehr viel zu fragen braucht, versteckt hätte. Vorerst werden die Brecklumer Missionare wohl die nicht weit von der Ostgrenze von Bastar gelegene Stadt Jeypur besetzen.

Bei Sundrams Begräbnis (s. Februarheft S. 96) gingen viele Brahmanenfrauen mit dem Leichenzug und wollten dadurch trotz der Gefahr, sich zu verunreinigen, ihre Achtung vor dem Mann und ihre

Teilnahme für seine Frau an den Tag legen. Missionar Robinson von der Londoner Mission bemerkt darüber: Etwas solches ist bis jetzt unerhört in der Geschichte der indischen Mission.

Wie die Basler Missionare über „die Aufklärer in Indien" (Heidenbote 1887, Nr. 2) zu klagen haben, so hören wir aus dem nördlichen Indien, daß es Reformer gebe, die allem aufbieten, um das Christentum in Mißkredit zu bringen. Es sind neuerdings zwei Bücher erschienen, welche den christlichen Glauben zu untergraben suchen. Das eine hat den Titel Isu Pariksha, d. h. Jesus geprüft. Auf dem Titelblatt ist eine häßliche Abbildung des Gekreuzigten. Das andere ist die Uebersetzung eines amerikanischen Werkes und heißt: Widersprüche in der Bibel. Das Schmerzlichste ist, daß der Unglaube der Hindu seine Waffen aus den Zeughäusern christlicher Völker holen kann.

Ein Leipziger Missionar im Tamulenland berichtet eine Begebenheit, die an die Geschichte von Ananias und Sapphira erinnern mag. Zwei Familienväter in Terilandur waren vom christlichen Glauben wieder abgefallen und als der Missionar sie rufen ließ, kamen sie nicht. Nicht lange darnach trug man die beiden, Männer in den besten Jahren, tot in ihr Haus. Sie waren beide an einem Tage, der eine früh, der andere nachmittags ohne alle vorhergehende Krankheit plötzlich bei der Arbeit tot niedergestürzt auf dem Felde, um dessen Nutznießung willen sie ihr himmlisches Erbteil preisgegeben hatten. Dadurch kam ein heilsamer Schrecken über die Gemeinde.

Die Notwendigkeit der Zenanamission wird recht einleuchtend, wenn man hört, was ein Missionar der (englischen) Ausbreitungsgesellschaft erzählt: Ich taufte einen sehr achtbaren jungen Mann, dessen Familie als die erste in seiner Kaste angesehen wurde. Mehreremale stellte ich ihm vor, es sei seine Pflicht, sich Mühe zu geben, daß auch seine Frau eine Christin werde. Er hörte mich immer geduldig an und er wünscht gewiß den Uebertritt seiner Frau. Aber er bat mich, ich möchte eine Zenana-Lehrerin in sein Haus schicken, um seine Frau zu lehren. Er sagte: Meine Schwiegermutter ist im Hause und die Regeln unserer Kaste erlauben mir nicht, so lange mit meinem Weibe zu reden, daß ich sie lehren könnte. Ich kann das nicht thun.

Den günstigen Aussagen hoher englischer Beamten in Indien über die Mission reiht sich die Erklärung an, die Sir Charles U. Aitcheson, Lieutenant Governor im Pandschab aus Anlaß eines die Mission herabsetzenden Zeitungsartikels abgab: Ich habe den betreffenden Artikel nicht zu Gesicht bekommen. Aber was mich betrifft, so muß ich sagen, wer behauptet, die indischen Beamten halten nichts auf die zivilisatorische und christianisierende Thätigkeit der Missionare, kennt entweder die Thatsachen nicht oder ist durch Vorurteile blind gemacht.

Indien befindet sich in einem Stadium, welches in mancher Hinsicht an die Zeit erinnert, wo das Christentum im römischen Reich noch nicht Staatsreligion war und doch schon einen großen Einfluß auf das Denken derer ausübte, welche dem Uebertritt noch ferne standen. Wie damals eine Religionsmengerei aufkam, welche dem Christentum wenigstens Duldung gewähren wollte, so erkennen viele Hindu die Gleichberechtigung des christlichen Glaubens mit andern Religionen an. Ein von Madras abberufener hoher Beamter, ein Eingeborener namens Ragunatha Rau, hielt bei seinem Abschied eine Rede, in welcher er u. and. sagte: „Habet moralischen Mut und stehet fest zu eurer Ueberzeugung. Wenn ihr nach reiflicher Ueberlegung davon durchdrungen seid, daß etwas wahr ist, so bekümmert euch nicht darum, ob euer Vater, Großvater oder Urgroßvater es auch geglaubt hat oder nicht. Folget dem, was nach eurer Ueberzeugung wahr ist; ob diese Wahrheit euch zum Christentum oder zum Muhammedanismus oder zum Hinduismus führt, darauf kommt sehr wenig an. Anstatt die Lebensweise der Engländer nachzuahmen, ahmet ihre Tugenden nach. Achtet darauf, was sie zu dem gemacht hat, das sie jetzt sind: Wahrheit, Mut, Sittlichkeit, Religion, Glaube an Gott, an seine Vaterliebe, an die Verbrüderung aller seiner Geschöpfe. So werdet ihr dereinst euren Brüdern aus dem Westen gleich stehen und zu ihnen sagen können: ihr seid unsere Brüder." Schließlich sprach der Redner den Missionaren seinen besonderen Dank aus. So verworren seine Aeußerungen lauten, so wenig er die einzigartige Bedeutung des Christentums erkannt hat, so ist doch seine Rede auch ein Anzeichen von dem Zerfall des Heidentums.

Hinterindien.

Die Missionszeitschrift der amerikanischen Baptisten spricht mit deutlichem Mißbehagen davon, daß Barma nicht mehr ihre ausschließliche Domäne sei. Während viele Jahre lang die andern Missionsgesellschaften auf andern Gebieten, wo die Arbeit ebenso dringend nötig sei, gewirkt haben, haben die amerikanischen Methodisten vor einigen Jahren eine Mission in Rangun, der Hauptstadt von Unterbarma, angefangen und jetzt seien die englischen Wesleyaner in Oberbarma erschienen. Die gleiche Nummer der Zeitschrift weiß aber auch darüber zu klagen, daß in ganz Süddeutschland nur fünf Baptistenprediger stehen. Ist hier wohl die Arbeit ebenso dringend nötig, als in den Heidenländern? Ist es nicht weit mehr zu beklagen, daß christliche Länder von Baptisten „missioniert" werden, als daß mehrere Missionsgesellschaften gleichzeitig in einem Heidenland arbeiten? Draußen in den Heidenländern aber, wo es wahrlich genug zu bekehren giebt, machen sich gerade die Baptisten kein Gewissen daraus, evangelische Christen zu sich herüberzuziehen. Ein Brecklumer Missionar schreibt z. B., die anglikanische Gemeinde in Cuttack sei

von den Baptisten so bearbeitet worden, daß der anglikanische Geistliche berichten mußte: Hier giebt es nur drei wirkliche Mitglieder der Kirche, d. h. mich selbst und meine Frau ausgenommen nur eines; alles übrige ist baptistisch.

Das Missionsblatt der englischen Wesleyaner berichtet: „Die Baptistenmissionsgesellschaft in Boston hat in brüderlichem Tone an uns geschrieben und uns Mitteilungen gemacht über die in Oberbarma beabsichtigten Schritte. Man wird beiderseits dafür Sorge tragen, daß jeder Schein von Rivalität vermieden wird. In den Augen der Ungebildeten und Unzivilisierten giebt es nur einerlei Christentum und wenn unter den Christen Streit ist, so wirkt dies nur verwirrend auf jene." Natürlich gilt dies nur in Oberbarma.

Als einen Beweis dafür, welch feste Wurzeln das Christentum unter den Karenen gefaßt hat, erzählt das Blatt der amerikanischen Baptisten folgendes. Der Telegrapheninspektor war mit seinem Bruder auf der Reise. An einem Sonntag kamen sie in ein christliches Dorf. Es lag ihnen viel daran, über den Fluß hinüberzukommen. Aber die Bootsleute, an die sie sich wandten, weigerten sich, sie hinüberzuführen, weil sie am Sonntag nicht arbeiten dürfen. Die Fremden wollten nun wenigstens einen Elephanten oder ein Fuhrwerk haben. Vergeblich. Man sagte ihnen, die Tiere müssen am Sonntag auch Ruhe haben. So mußten die Reisenden bis zum folgenden Tag sich aufhalten.

In Betreff der Christenverfolgung in Cochinchina machen die „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens" folgendes interessante Zugeständnis: Zur Unterstützung der in Qui-Nhon und Saigun zusammengedrängten christlichen Eingeborenen kamen fast von überall her, auch aus der protestantischen Kolonie Malakka, Hilfsmittel. „Sie kommen besonders aus Frankreich, aus dem unvergleichlichen katholischen Frankreich, das wenigstens seinerseits begriff, daß es nicht bloß Glaubensbrüder, sondern Freunde, Verbündete, Opfer ihrer Ergebenheit für seine Sache unterstützt; denn ich wiederhole und ich kann es nie genug wiederholen: der Schlag, welcher unsere Mission vernichtet, ist viel weniger die Wirkung einer religiösen Verfolgung, als vielmehr politischen Hasses gegen den fremden Eindringling." Anderswo heißt es: „Wir waren stolz auf die 42000 Christen, welche die Gnade Gottes uns gegeben; davon hat die Verfolgung uns bereits 25000 gekostet. Sollen wir nun die 15—16000, die uns übrig bleiben, durch die Hungersnot auch noch umkommen sehen?"

China.

Das Haus des Konfucius in dem Dorfe Kio-fiam-hien (Provinz Schantung) ist vor einiger Zeit abgebrannt. Die männlichen Nachkommen des Konfucius sollen in ununterbrochener Reihenfolge 2500 Jahre lang darin gewohnt haben. Die Gebeine des

Religionsstifters ruhen hier seit etwa 600 v. Chr. unter einem Erdhügel. In dem nahen Hause wurden alle dem Konfucius bei seinen Lebzeiten oder in späterer Zeit dargebrachten Geschenke aufbewahrt, Schrifttexte auf Stein und Marmor, Kommentare zu seinen Büchern, Schnitzarbeiten in Alabaster, Krüge und Vasen aus Porzellan u. dergl.

Die chinesische Regierung hat den amerikanischen Missionaren in Tschunking, welche durch die im Juli v. J. ausgebrochenen Unruhen Verluste erlitten haben (s. Januarheft S. 46) eine Entschädigung von £ 25000 zuerkannt. Auch die englischen und die katholischen Missionare sind entschädigt worden. Die Zeitschrift des American Board bemerkt dazu: Wir würden uns freuen, wenn aus Washington die Nachricht käme, daß die Regierung der Vereinigten Staaten den Chinesen, die bei den Pöbelaufläufen in Wyoming und anderswo ihr Eigentum verloren haben, eine anständige Summe ausbezahlt habe. Dieser Wunsch steht nicht vereinzelt da. Die Generalsynode der Independenten in der Union hat es als eine Pflicht des Kongresses (d. h. der Regierung) bezeichnet, die Chinesen für ihre Verluste unverzüglich zu entschädigen. — Geradezu beschämend ist es für die Amerikaner, daß in Schanghai über 1900 £ für die durch das Erdbeben in Charleston (Südkarolina) Verunglückten gezeichnet wurden, darunter über 1000 £ von chinesischen Beamten und Kaufleuten.

Korea.

Immer giebt es noch keine Religionsfreiheit in Korea. Der Versuch der französischen Regierung, durch Vertrag die Duldung des Christentums auszuwirken, ist mißglückt (vergl. Februarheft S. 94). Die alten Gesetze gegen das Christentum sind noch in Geltung. Es befinden sich in der Hauptstadt sieben amerikanische Missionare, Presbyterianer und Methodisten. Wahrscheinlich werden noch einige andere Gesellschaften einen Versuch in Korea machen. Auch haben elf katholische Priester ihr Hauptquartier in Seul. Aber was bis jetzt geschehen konnte, ist wesentlich vorbereitender Art. (Von dem, was die Katholiken erreicht haben wollen, wird hier abgesehen; aus ihren eigenen Berichten geht übrigens hervor, daß die Bekehrten nur heimlich von den Priestern besucht werden können.) Die medizinische Mission hat sich entschiedene Verdienste um das Volk vom Königspalast bis herab zu dem geringsten Kuli erworben. Dr. Allen (Presbyterianer) hat mit einem andern amerikanischen Arzt die Oberleitung des von der Regierung eingerichteten Hospitals, wo auch Eingeborene zu Aerzten herangebildet werden. Die Methodistenmission unterhält ein Privatkrankenhaus. Während einer Choleraepidemie war die Hilfe der ausländischen Aerzte sehr erwünscht. Die Regierung richtet auch eine Schule unter der Aufsicht dreier Amerikaner ein, die Männer von christlicher Gesinnung sind. Trotz all dem

giebt es noch keine Religionsfreiheit. Christlicher Unterricht, christliche Predigt wird nicht gestattet und nicht versucht. Die Missionsschulen werden eifersüchtig beobachtet, um zu sehen, ob etwa ein Versuch gemacht wird, Religion zu lehren. Der bloße Schein davon würde genügen, die Schließung der Schulen herbeizuführen. Der Unterricht ist daher vorerst ganz weltlich. Nur im Privatverkehr kann man den christlichen Glauben den Koreanern näher bringen. Dennoch zeigt sich schon eine Frucht der Missionsthätigkeit. Der erste Koreaner, der in Seul unter protestantischem Einfluß bekehrt worden ist, wurde kürzlich getauft. Das Lesen der Evangelien in chinesischer Sprache brachte ihn zu einer christlichen Ueberzeugung. Aber die ganze Sache wird geheim gehalten; bald aber wird der Mann, wenn er nicht äußerlich sich am Ahnendienst beteiligen oder in Lebensgefahr geraten will, sein Heimatland verlassen müssen. Sogar der Gottesdienst, welchen die amerikanischen Bürger in Korea nach dem ihnen vertragsmäßig zugestandenen Recht in englischer Sprache halten, erregt Anstoß. Uebrigens erwarten die im Lande lebenden Missionare mit Bestimmtheit, daß bald die Erlaubnis zur Verkündigung des Evangeliums werde gegeben werden. — Es laufen allerdings auch günstiger lautende Mitteilungen ein; aber obiger Bericht stammt aus der Feder eines amerikanischen Missionars in Seul selbst.

Neuguinea.

Missionar Flierl hat den Ort Simbang zur Missionsstation gemacht. Von einem Schwarzen wurde er angegriffen und leicht verwundet. Doch hofft man auf Erhaltung des Friedens.

Ozeanien.

Auf der Insel Mare (vgl. Missionsmagazin 1886, S. 123 u. 476) fahren die französischen Behörden fort, rücksichtslos gegen die Eingeborenen zu handeln, welche sich in Glaubenssachen nicht ihren Anordnungen unterwerfen und lieber eine mit dem französischen Staatspfarrer Cru nicht in Verbindung stehende Freikirche bilden möchten. Eine ganze Anzahl Aelteste und eingeborene Geistliche sind gleich gemeinen Verbrechern auf andere Inseln verbannt worden.

Allerlei.

Unter den Kaffern sind Weiberduelle nicht selten. Es findet eine regelrechte Forderung statt. Obwohl keine Waffen außer den von der Natur dem Menschen verliehenen, d. h. Hände und Füße, Nägel und Zähne in Anwendung kommen, wissen die Kämpferinnen einander so zu verwunden, daß manche für ihr ganzes Leben zwar keinen „Schmiß", aber doch einen Biß oder dgl. davonträgt.

Wenn an einem Orte mehrere Missionsgesellschaften arbeiten, so sind die Heiden oft in Verlegenheit, welcher derselben sie sich an-

schließen sollen. Ein Häuptling in Madagaskar löste die Schwierigkeit einfach so: er selbst hielt sich zu den Londonern, sein Weib schickte er zu den Katholiken und seinen Sohn zu den Norwegern.

Ein Missionsarzt der Londoner Mission in Indien wurde zu einer Brahmanenfrau gerufen und seine Behandlung hatte guten Erfolg. Der Mann, ein Rechtsanwalt, war darüber so erfreut, daß er nicht bloß 10 £ für die ärztliche Mission gab, sondern auch dem Missionsarzt erlaubte, am nächsten Sonntag einen Gottesdienst in seiner Schreibstube zu halten. Der Brahmane versammelte etwa 20 Nachbarn und Freunde aus seiner Kaste und kaufte ein Dutzend Neue Testamente, die er unter dieselben verteilte.

Der amerikanische Missionar Scudder in Arkot (Tamilland) kam auf eine merkwürdige Art in den Dienst der Mission. Er war Arzt in New-York und hatte eine einträgliche Praxis. Eine Dame, die er im Jahre 1818 zu behandeln hatte, lieh ihm ein Büchlein mit dem Titel: 600 Millionen oder die Ansprüche der Heiden. Er las es und las es wieder, bis er spürte, daß er nicht mehr daheimbleiben dürfe. Er reiste nach Indien, wo er nach 36jähriger Wirksamkeit starb. Seine sieben Söhne wurden Missionare (s. Missionsmagazin 1864, S. 173) und bereits haben sich auch drei Enkel von ihm der ärztlichen Mission gewidmet.

Die von Lyon und Paris aus geleitete katholische Mission hat im Rechnungsjahr 1885 den Betrag von 6876490 Fr. eingenommen.

England giebt für berauschende Getränke in einem Jahr £ 124000000 aus; die Gesamteinnahmen aller englischen Missionsgesellschaften übersteigen nicht £ 1250000.

Das „Ausland" erzählt, daß eine katholische Missionsstation am Kongo überfallen und geplündert worden sei, weil der Regenmacher den Weißen bei einer anhaltenden Dürre Schuld gab. An die Erzählung dieser nicht gerade überraschenden Begebenheit knüpft der Verfasser, der sich als Soldaten bezeichnet, folgende, nachgerade recht auffallenden Bemerkungen an: „Bei Betrachtung solcher Zustände zeigt sich das Wesen, Thun und Lassen englischer Missionare im rechten Lichte. Englische Missionare, warum gründet ihr, die ihr doch über unbeschränkte (?) Geldmittel verfüget, nicht hier eine Station, wo euch Hunger und Entbehrungen, Gefahren und der Märtyrertod erwarten? Ihr preist ja diese Verhältnisse als erstrebenswertes Ziel, als beruhigende Genugthuung für jeden Missionar! Mit Antworten seid ihr nie verlegen, aber selten sind sie stichhaltig." Das heißt eine Gelegenheit zum Angriff an den Haaren herbeiziehen. Weiß der Verfasser nicht, daß es am Kongo englische Missionare giebt, die nicht bloß von Annehmlichkeiten zu berichten haben? Woher nimmt er das Recht, den englischen Missionaren Feigheit und Bequemlichkeit vorzuwerfen? Haben dieselben in Ozeanien und neuestens in Uganda solch schmählichen Vorwurf verdient? In einem

spätteren Abschnitt nennt der Verfasser den Missionar der Station Lutete einen „englischen Theebruder reinsten Wassers." Trinken die englischen Missionare nicht bloß Thee, so ists nicht recht; trinken sie nur Thee, so ists wieder nicht recht. Was sollen sie denn trinken? Was soll man vollends von folgender Stilprobe halten: „Wenn je der Ruf: Englische Missionare hinaus! irgendwo auf der Welt nicht gerechtfertigt wäre, so sollte gerade am Kongo dem Ruf auch die Durchführung auf dem Fuße folgen. Alle Achtung vor den Missionaren als Forschern und Jägern (!), aber in ihrer Berufsthätigkeit sind sie nur Zerrbilder." Die Redaktion des „Ausland" stimmt ohne Zweifel jenen galligen Auslassungen nicht zu; gestattet sie ja doch einem allerdings deutschen Missionar in derselben Nummer eine ironische Bemerkung über die Affendescendenztheorie. Aber wäre es nicht Zeit, daß die thörichten Verdächtigungen der englischen Mission aus deutschen Blättern verschwänden? Leute, welche Reisen nach tropischen Gegenden machen und beschreiben, hätten Gelegenheit, die Leistungen englischer Missionare, zu denen ja auch Livingstone zählte, richtiger beurteilen zu lernen.

Eine erste deutsche Ausgabe des „Buddhistischen Katechismus nach dem Kanon der Kirche des südlichen Indiens, bearbeitet von Henry S. Olcott, Präsident der Theosophischen Gesellschaft" und „geprüft und zum Gebrauch für buddhistische Schulen empfohlen von H. Sumangala, dem Hohenpriester von Sripada und Galle" ist jüngst in Grieben's Verlag in Leipzig erschienen. Als Probe geben wir die 128. Frage: „Welches ist der hauptsächlichste Unterschied zwischen dem Buddhismus und den gewöhnlichen sogenannten „Religionen"?" Antwort: „Unter anderen dieser: der Buddhismus lehrt die erhabenste Güte ohne einen Gott; eine Fortdauer des Seins ohne das, was man Seele zu nennen pflegt; eine Glückseligkeit ohne örtlichen Himmel; eine Möglichkeit der Heiligung ohne einen stellvertretenden Heiland; eine Erlösung, bei der jeder selbst sein Erlöser ist und welche sich ohne Zeremonien, Gebete, Bußübungen, ohne Priester und ohne die Vermittlung von Heiligen vollzieht; endlich eine höchste Vollkommenheit, welche schon in diesem Leben und auf dieser Welt erreichbar ist." (Nach der Allgem. Ev. Luther. Kirchenzeitung).

Todesfall.

Am 9. Februar starb in Bangalur der Londoner Missionar B. Rice. Er hat seit Januar 1837, also volle 50 Jahre in Indien gewirkt.

Bücherschau.

Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagen-Arbeit? Von A. Merensky, früher Superintendent der Berliner Mission in Transvaal. Preisgekrönt von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Berlin. Walther und Apolant. 50 Pfg.

Diese lehrreiche Schrift ist mit anerkennenswerter Nüchternheit geschrieben. Sie warnt vor den falschen Wegen, die man vorgeschlagen hat, um den Neger zur Arbeit zu erziehen und wahrt entschieden die Unentbehrlichkeit des Christentums. Um so erfreulicher ist es, daß gerade diese Bearbeitung der gestellten Preisfrage gekrönt worden ist. Das Wesentliche der vom Verfasser gemachten Vorschläge besteht darin, daß er die Eingeborenen in drei Gruppen scheidet: 1) in Unterthanen freier, nur unter dem Protektorat der Kolonialregierung stehenden Häuptlinge; 2) in Bewohner von Lokationen, wo die Eingeborenen auf einem der Kolonialregierung gehörigen Boden wohnen; 3) in Eingeborene, welche als Hörige auf Grund und Boden wohnen, welcher im Besitz von Pflanzern ist. Es wird nun gezeigt, wie diese verschiedenen Gruppen von den Weißen zu behandeln wären.

Grundemann. Missions-Schulwandkarte in 3 Blättern. Nebst Erläuterungen. Roh in Umschlag 2 Mk. Aufgezogen auf Leinwand in Mappe 5 Mk. Aufgezogen auf Leinwand zwischen Stäben und lackiert 6 Mk. Calw und Stuttgart 1887. Vereinsbuchhandlung.

Diese Weltkarte will zunächst dem geographischen Unterricht dienen; deswegen wird in den beigefügten Erläuterungen die Mission nur spärlich berücksichtigt. Die Arbeitsfelder der Mission sind auf der Karte nur durch ein grünes Kreuz bezeichnet. Da unter allen Schulfächern die Geographie am meisten Anlaß giebt, den Schülern Mitteilungen über die Mission zu machen, so ist es dankbar zu begrüßen, daß der als Missionskartograph rühmlich bekannte Verfasser in verbesserter Gestalt eine Karte geliefert hat, welche Mission und Geographie in enge Verbindung bringt, ohne doch die erstere der letztern aufdrängen zu wollen. Der Lehrer, welcher seinen Schülern mehr als das von Grundemann in den Erläuterungen Angegebene über die Mission sagen will, findet den Stoff hiezu leicht anderswo. Warneck hat im Dezemberheft des Jahrgangs 1886 seiner Zeitschrift (S. 568 f.) einige Ausstellungen gemacht, im übrigen aber Karte und Text bestens empfohlen. Wir können uns dieser Empfehlung nur anschließen und möchten namentlich auch wünschen, daß, wo es das Lokal erlaubt, auch für Missionsstunden von dieser Wandkarte Gebrauch gemacht werde, da die contribuens plebs unter den Missionsfreunden leider häufig die konfusesten geographischen Vorstellungen hat.

L. Lemme. Die Macht des Gebets mit besonderer Beziehung auf Krankenheilung. Barmen, Hugo Klein. Mk. 1.25 | geb. Mk. 2.

Auf Grund eines sorgfältigen Schriftbeweises und an der Hand verbürgter Thatsachen zeigt der Verfasser die Möglichkeit und Wirklichkeit von Gebetsheilungen. Das Büchlein ist in der That eine Glaubensstärkung. Besonders wohlthuend wirkt die Besonnenheit, mit welcher alle an die Gebetsheilung sich anhängenden Verirrungen und Exzentrizitäten zurückgewiesen werden. Zweifelhaft ist die Auffassung des Gebets im Namen Jesu (S. 6). Die Schrift darf jedem gebildeten Christen, der fest auf dem Grunde des göttlichen Wortes steht, empfohlen werden.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

SWAIN Sc.

Meine Reise von China in die Heimat.

Von Missionar Lechler in Kornwestheim.

II.

Die Sandwich-Inseln.

Es ist merkwürdig, wie bald sich der Mensch an alles gewöhnt und in den verschiedensten Lagen sich zurechtfindet. So ging es uns auch auf unserer Pockeninsel. Die Temperatur war äußerst angenehm, indem die Hitze der Sonne sehr gemildert war durch den stets von Osten wehenden Passatwind. Morgens ging die Sonne prächtig auf am klaren wolkenlosen Himmel, während gegen Abend die Dünste in der Luft sich um die Bergspitzen herum zu Wolken verdichteten, aus welchen dann immer ein sanfter Regen sich ergoß, der das Grün des Feldes und des Waldes in reizender Frische erhielt. Wir sahen von unserer Insel aus gerade in das Nuuanu-Thal hinein, welches mit dem berühmten Pali oder Felsabhang endet, wo Kamehameha I. seine letzte Schlacht geschlagen, die ihn zum Herrscher der ganzen Inselwelt und zum Gründer des hawaiischen Königreichs machte. Die Feinde seien damals immer weiter vorwärts gedrängt worden bis zu dem Felsabhang hin, und unfähig dem Drängen der königlichen Soldaten Widerstand zu leisten, haben sie sich zu Hunderten den Felsabhang hinuntergestürzt, bis die Leichen sich so hoch auftürmten, daß man über sie hin auf die andere Seite der Niederung kommen konnte. Seitdem war aber Friede auf den Inseln und es däuchte uns besonders lieblich, daß wir fast jeden Abend einen Regenbogen über Honolulu stehen sahen,

den Zeugen in den Wolken, der das Zeichen des Bundes sein sollte zwischen Gott und der Erde. Ja Gott hat Großes an diesen Inseln gethan. Das durften wir nun mit eigenen Augen sehen. Samstag den 3. Juli kam der Sanitätsrat Dr. Trousseau mit dem Marschall der Polizei auf die Insel, um die Kranken zu untersuchen und die Gesunden rein zu sprechen. Es hatte sich glücklicherweise kein weiterer Fall von Pockenkrankheit unter den chinesischen Passagieren gezeigt, aber der ursprüngliche Patient war noch nicht so weit hergestellt, daß auch er entlassen werden konnte. Wir Europäer und die übrigen Chinesen alle durften am Montag den 5. Juli gehen. Da wir bei der Landung das Zollamt zu passieren hatten, so packte ich alles Zollbare in Eine Kiste und machte ein Verzeichnis der verschiedenen Packete, welche die Chinesen uns an die Ihrigen auf den Inseln mitgegeben hatten. Der 4. Juli war der dritte Sonntag, den wir auf der Quarantänestation zubrachten. Wir genossen noch einmal recht die stille Ruhe in unserer Abgeschlossenheit, freuten uns aber sehr in der Voraussicht, den nächsten Sonntag mit der Gemeinde des Herrn im Hause Gottes begehen zu dürfen. Am Montag morgen standen wir frühe auf, voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Jedes hatte sein Bündel geschnürt und wir waren bereit für unsere Freunde, die uns abholen wollten. Das Meer tritt während der Ebbe so weit zurück, daß die Tiefe zwischen der Pockeninsel und der Stadt sich auf 1—2 Fuß reduziert. In dieser Zeit kann man mit einem Gefährt ganz gut die kleine Entfernung von einer oder zwei englischen Meilen durchfahren. Wirklich kamen auch mehrere Gefährte von der Stadt herüber, dazu ein Wagen, um das Gepäck aufzuladen. Unter diesen Gefährten war eines für die zwei Bräute, und der Oheim der Fa yung, namens Li A tschhong, welcher Dolmetscher beim Gericht ist, kam mit demselben, um seine Nichte sowohl als seine Base, die Kii yin, in seine Wohnung abzuholen. Die hellen Freudenthränen rollten ihm über die Wangen herab, als er uns wieder sah nach vierjähriger Abwesenheit von China, und wir freuten uns auch seiner herzlichen Begrüßung. Zuerst kamen die Zollbeamten und ließen sich sagen, was in unsern Reisekoffern sei, die ich für sie offen gelassen hatte, damit sie sich selbst überzeugen könnten, daß wir nichts Zollbares in denselben hatten. Mein Verzeichnis für die Packete der Chinesen wurde angenommen und die Gegenstände wurden nach meiner Wertangabe

besteuert. Nun konnte der Wagentreiber die Sachen in Empfang nehmen und damit vorausfahren, um sie in unsere Wohnung zu bringen. Diese sollten wir also bei unserem lieben Freunde, Herrn Frank William Damon bekommen und er kam selbst mit seinem Gefährt, um uns in sein Haus zu bringen. Herr Mett hatte auch noch Platz neben uns und so fuhren wir in der Kutsche durchs Meer hinüber nach Honolulu. Der 4. Juli ist ja der amerikanische Festtag der Unabhängigkeit und wird als solcher auch auf den Sandwich-Inseln gefeiert. Weil es nun gestern Sonntag war und die Hawaiier stille waren nach dem Gesetz, so fand die Feier erst am 5. heute statt. Allenthalben waren amerikanische Wappen ausgehängt und selbst die Jungen auf der Straße hatten sich damit geschmückt. Der Weg führte uns an einigen Häusern unserer chinesischen Christen vorüber; von rechts und links streckten sich grüßende Hände nach uns aus und auf den freundlichen Gesichtern war die Freude des Wiedersehens ausgedrückt. Wir mußten uns aber mit dem chinesischen Gruß an sie »Phin on« d. h. Friede sei mit euch! begnügen, da eine förmlichere Begrüßung der chinesischen Gemeinde auf den Nachmittag in der chinesischen Kirche in Aussicht genommen war. So ging es rasch an den Ruinen der abgebrannten Chinesenstadt vorüber in die Wohnung Herrn Damons, wo uns seine Gemahlin und seine Mutter aufs herzlichste empfingen und uns baten, ihr Haus ganz als unsere Heimat anzusehen. Vater Damon war leider das Jahr zuvor gestorben, und da er uns nicht nur durch frühere Korrespondenz, sondern auch und noch viel mehr durch seinen Besuch in China im Jahr 1884 in freundlichster Erinnerung stand, so vermißten wir den lieben alten Herrn sehr. Die Mutter Damon war auch mit in China gewesen, als der Sohn, Frank William, seine Gattin dort holte, die Tochter des amerikanischen Missionars Dr. Happer in Canton. Letztere war uns daher auch von China her bekannt und so fiel es uns nicht schwer, eine zeitweilige Heimat bei diesen lieben Freunden zu finden und uns unter ihnen recht wohl zu fühlen. Herr Frank William ist der jüngste von drei Brüdern; die beiden andern sind Geschäftsmänner in Honolulu und haben beide Familien, so daß ein recht schönes Zusammenleben unter ihnen ist. Nach dem Mittagessen läutete die Glocke für uns in die chinesische Kirche, welche ganz in der Nähe ist, und wir zogen in Begleitung unserer lieben Gastwirte in Prozession hinüber. Diese

schöne Kirche mit einem hohen Thurme ist, wie die meisten Gebäude in Honolulu, ganz von Holz erbaut. Die Unkosten beliefen sich auf ca. 6000 Dollar und das Grundstück kostete außerdem 4500 Dollar. Zu diesen 10500 Dollar steuerten die Chinesen selbst 5250 Dollar bei und das Fehlende wurde durch eine Kollekte unter den weißen Herrschaften gedeckt. Die Kirche ist so gebaut, daß im untern Stockwerk Schulen und Versammlungen gehalten werden können, während im oberen Stockwerk, zu welchem eine breite Treppe von der Straße aus führt, die Gottesdienste stattfinden. Am 2. Januar 1881 ist die Kirche feierlich eingeweiht worden und der inzwischen verstorbene Vater Damon hielt die Einweihungsrede auf englisch. Die Zahl der chinesischen Christen, welche Mitglieder dieser Kirche sind, beläuft sich auf 80 Kommunikanten, Kinder und solche, welche noch nicht zum Abendmahl zugelassen werden, ungerechnet. Der chinesische Prediger dieser Gemeinde, welcher zugleich auch die Kinder unterrichtet, ist von Canton, wo er in Verbindung stand mit der amerikanisch-presbyterianischen Mission, durch welche er hierher empfohlen wurde. Die Gemeinde hat auch ihre Aeltesten und Diakonen, welchen in Verbindung mit Herrn Damon, der der Superintendent der chinesischen Mission auf Hawaii ist, die Leitung derselben obliegt. Da Herr Damon nicht ordiniert ist, so tritt Dr. Hyde, der Vorsteher des North Pacific Missionary Institute für ihn ein, wenn kirchliche Funktionen zu verrichten sind. An der Kirchentreppe angelangt, wurden wir zuerst von den beiden Aeltesten, Ku kim und Li A tschhong, begrüßt. Der erste stammt aus Ka yin tschu und ist schon seit zwanzig Jahren auf Honolulu, wo er sich mit Handel und Ackerbau beschäftigt; er ist mit einer Hawaiierin verheiratet. Als Heide hier angekommen, hat er durch den Dienst eines chinesischen Evangelisten die christliche Religion kennen gelernt. Seit er bekehrt worden ist, hat er sich als einen ernsten und eifrigen Christen erwiesen, der das Zutrauen der Gemeinde in hohem Grade besitzt und daher auch zum Aeltesten gewählt worden ist. Ich hatte von China aus öfter mit ihm korrespondiert und freute mich nun sehr, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Der zweite, Li A tschhong, ist der Sohn unseres in Hongkong verstorbenen Diakons Li tschin kau und war also ein alter Bekannter. Er hatte eine englische Erziehung in Hongkong genossen und wurde vor vier Jahren von der hawaiischen Regierung als

chinesischer Dolmetscher beim Gerichtshof berufen. Er hat sein Christentum hauptsächlich damit geziert, daß er allen Versuchungen, Bestechungsgelder anzunehmen, aufs gewissenhafteste widerstanden hat, wodurch er sich das Zutrauen seiner Vorgesetzten in hohem Maße erworben hat. Wie wir die Treppe hinanstiegen, kamen uns die zwei Diakonen Lam En luk und Tshi En fuk entgegen. Der erste war Gemeindeältester bei uns in Hongkong gewesen und der zweite gehörte zur Gemeinde in Tschhonglok und hat sich hier mit einer früheren Schülerin der Mädchen-Anstalt in Hongkong verheiratet. Oben an der Treppe stand die Schuljugend in weißen Kleidern, die uns mit einem Gesang empfing, unter welchem wir in die Kirche eintraten, die wir durchschritten bis an das entgegengesetzte Ende, wo Altar und Kanzel waren. Alles war festlich bekränzt und mit sinnreichen Inschriften in englischer, chinesischer und hawaiischer Sprache geschmückt. Die Kirche war voll und außer den Chinesen hatten sich auch die Vertreter anderer Nationalitäten eingefunden. Nachdem wir unsere Sitze eingenommen hatten, sprach zuerst Herr Damon in englischer Sprache über den Zweck dieser Zusammenkunft und führte uns so bei den Anwesenden ein. Dann wurde wieder gesungen und nach dem Gesang trat der Kirchenälteste Ku kim auf und hielt eine Ansprache in Hakka. Auf ihn folgte der chinesische Prediger Thu sen sang mit einer Rede im Punti-Dialekt. Ich richtete dann auch einige Worte der Begrüßung auf englisch an die anwesenden Freunde und in Hakka an die Chinesen und dankte für den überaus freundlichen und liebreichen Empfang, der uns zuteil geworden war. Dr. Hyde machte den Schluß mit dem Segen des Herrn und dann kamen die alten Bekannten von China alle herbei, um unter endlosem Händedruck ihre Freude über unser Kommen an den Tag zu legen. Da ging es an ein Fragen über unsere Reiseerlebnisse und an ein Erkundigen nach ihren Bekannten und Verwandten in China. Es freute mich sehr, daß die Christen sich auch angelegentlichst nach den Missionaren in China und nach dem Fortgang der Missionsarbeit in ihren betreffenden Heimatorten erkundigten. Am folgenden Tag fand eine Einladung von seiten der Chinesen statt zu einem Empfang in ihrem Vereinshaus, wobei auch eine Bewirtung mit Thee und Kuchen in Aussicht gestellt war. Diese Einladung erging zugleich auch an eine Anzahl Weißer, wie man die Europäer und Amerikaner kurzweg nennt,

welche Freunde der Mission waren, und war auf abends 7 Uhr anberaumt. Bis dorhin hatten wir Zeit, uns in der neuen Umgebung etwas umzusehen. Das Haus, in dem wir wohnten, war also die Wohnung des verstorbenen Dr. Damon gewesen, welcher vierzig Jahre lang das Amt eines Seemanns-Kaplans in Honolulu bekleidete und eine reich gesegnete Wirksamkeit hatte unter den Seefahrern, sowie auch unter vielen Landbewohnern. Er gab auch eine Zeitschrift heraus unter dem Namen „Der Freund," welche vielen Segen gestiftet hat und die auch nach seinem Tode noch fortbesteht. Als der Sohn Frank William von Europa zurückkam, wohin er als Attaché der hawaiischen Gesandtschaft in Berlin gegangen war und wo er zugleich Philologie in Berlin und Halle studiert hatte, und sich nun in Honolulu häuslich niederlassen sollte, so wurde auf das ursprünglich nur einstöckige Gebäude ein zweiter Stock aufgebaut, dessen Vollendung Damon jedoch nicht mehr erlebte. Seine Witwe bewohnt nun noch die untern Räume und der Sohn wohnt mit seiner Gattin im oberen Stock. Dort hatten auch wir ein Zimmer bekommen. Vor dem Hause ist ein Garten mit herrlichen Bäumen, die das ganze Jahr hindurch grün sind. Es sind meistens Mangobäume, deren köstliche gelbe Frucht eben reif war und jeden Morgen im grünen Gras aufgelesen werden konnte. Hinter dem Hause ist ein großer Hof mit mehreren Nebengebäuden. In einem derselben hat Herr Frank Damon sein Arbeitszimmer; auch ist die Schule der Frau Damon dort, in welcher etliche und zwanzig Mädchen, sowohl Chinesen als Mischlinge, d. h. Kinder von chinesischen Vätern und hawaiischen Müttern, christlichen Unterricht empfangen. Eine amerikanische Dame, Frau Simpson, giebt englischen Unterricht in dieser Schule und ein chinesischer Lehrer den chinesischen. An dieser Schule hatten wir eine besondere Freude und der Gesang der Kinder erinnerte uns lebhaft an unsere Schule in Hongkong. Des Nachmittags führten uns Herr und Frau Damon in ihrem Gefährt auf den Kirchhof, wo wir Vater Damons Grab besuchten. Der Weg geht durch den schönsten Teil der Stadt, wo überall die üppigste tropische Vegetation prangt und reizende Villen in lieblichen Gärten stehen. Das königliche Mausoleum ist auch in der Nähe des Kirchhofes, steht aber nicht jeder Zeit dem Zutritt von Fremden offen. Unterwegs wurde öfter angehalten bei Wohnungen bekannter Chinesen, für welche Herr und Frau Damon immer ein freundliches Wort

hatten und die sie einluden, zur Kirche zu kommen oder ihre Kinder in die Schule zu schicken. Als der Abend gekommen war, begaben wir uns in das Vereinshaus, wo sich eine schöne Anzahl Chinesen und Weiße eingefunden hatten. Der Saal war wiederum festlich geschmückt und die Kirchenältesten führten uns zu zwei bekränzten Sitzen, wo wir gebeten wurden, Platz zu nehmen. Nun traten zuerst die Schülerinnen der oben erwähnten Mädchenschule vor meine Frau und überreichten ihr ein Körbchen mit Blumen und eine eingerahmte Photographie der ganzen Schule. Die Sprecherin war die Tochter des Kirchenältesten Li A tschhong, und sie bat meine Frau auf englisch, diesen kleinen Ausdruck ihrer Freude freundlich anzunehmen. Darauf stimmte die ganze Mädchenschar ein Lied an, welches sie ganz gelungen durchführten. Nach diesem traten die Knaben vor mich hin und überreichten mir ein Buch über Hawaii mit folgender kindlicher Ansprache auf chinesisch:

Zur Begrüßung von Herrn und Frau Lechler!

Als wir hörten, daß Sie kommen werden, haben wir täglich auf Ihre Ankunft gewartet. Heute fragten wir, wann Sie kommen und morgen wiederholten wir dieselbe Frage. Die Zeit wurde uns lange und wir wußten nicht, warum Sie so lange nicht kommen. Endlich sagte man uns: Jetzt kommen Herr Lechlers und bald werden sie da sein. Da riefen wir aus: Ah, ah! Nun sind Sie wirklich da und wir freuen uns und wünschen Glück. Wir haben ein kleines Geschenk bereit und bitten um freundliche Annahme. Wir wünschen Gottes Segen und singen: Jesus hat uns lieb.

In dieses Lied stimmte dann die ganze Knabenschar ein. Als sie fertig waren, erhob ich mich vom Sitz und dankte den Knaben und Mädchen herzlichst für diesen Ausdruck ihrer Liebe zu uns, erzählte ihnen auch etwas von China und schloß mit der Ermahnung, die Gelegenheit recht zu benutzen, die ihnen geboten sei, sich nützliche Kenntnisse zu sammeln und die Hauptsache nicht zu vergessen, daß Christum lieb haben viel besser sei, als alles Wissen. Hierauf wurden wir den anwesenden Freunden vorgestellt und freuten uns sehr über die große Herzlichkeit, mit welcher wir als chinesische Missionsarbeiter von ihnen in Affektion genommen wurden. Nachdem man sich mit Thee und Kuchen und sogar Eiscrême gütlich gethan hatte, wobei es besonders heiter war, den Appetit der Kinder zu sehen, wurden noch mehrere Ansprachen gehalten und dazwischen

gesungen, so daß der Abend aufs angenehmste verlief und die Versammlung gegen neun Uhr höchst befriedigt auseinanderging. Hiemit verlassen wir vorerst die Chinesen, um später wieder auf sie zurück zu kommen, und werfen einen Blick auf die hawaiischen Inseln.

Der Name Sandwich-Inseln wurde denselben von dem Weltumsegler Cook gegeben, der sie im Jahr 1778 entdeckt hat und sie so benannte zu Ehren des damaligen Chefs der Admiralität, Lord Sandwich. Die Eingeborenen wissen jedoch nur von Hawaii und dem hawaiischen Königreich. Der Begründer desselben war Kamehameha I., welcher von 1753 bis 1819 lebte und seinesgleichen nicht gehabt hat unter den Regenten dieser Inselwelt. Zu seiner Zeit hatte noch jede Insel ihren eigenen König und gegenseitige Befehdung war die Hauptbeschäftigung in jenen Tagen. Obgleich es keine geschriebene Geschichte giebt, so hat doch die Tradition einige der Hauptereignisse verewigt und auf der Insel Maui fand ich in einigen Ortsnamen eine Andeutung von dem, was in der Vergangenheit sich hier ereignet hatte. Vier Orte liegen da in einer Entfernung von je 2 Stunden auseinander. Das erste heißt: Wai ka pu und die Uebersetzung davon, die mir Herr Bayley von der amerikanischen Mission, der 50 Jahre hier gewirkt hat, gab, ist: „Die Menge bläst das Horn" (Wai heißt nämlich Wasser und wird auch auf eine Volksmenge bezogen). Der nächste Ort war: Wai lu ku, d. h. „die Wasser fließen zusammen," oder „das Volk versammelt sich in Scharen." Der dritte Ort hieß: Wai-E-hu, d. h. „rote Wasser," als nämlich in der Schlacht das Blut in Strömen floß, und der vierte Ort hieß: Wai he, d. h. „die Wasser zerfließen," oder „die Schlacht endigte mit gänzlicher Vernichtung." Kamehameha soll hier das Heer des Königs Kahekili von Maui vernichtet haben. Er sah den Weltumsegler Cook, welcher auf der Insel Hawaii ermordet wurde, und machte die Bekanntschaft des später die Inseln besuchenden Kapitäns Vancouver, welcher ihm den ersten Kiel legte zu einem Fahrzeug, nach dessen Muster er sich zwanzig andere erbaute, die seine Kriegsflotte bildeten und ihm äußerst dienlich waren zu seinen allmählichen Eroberungen. Am 25. Febr. 1794 stellte Kamehameha sein ganzes Reich unter britischen Schutz und die englische Flagge wurde auf Hawaii gehißt. Ein Salut wurde abgefeuert und die Hawaiier riefen mit Freuden aus: Kanaka no Beritane, d. h. wir sind Britannier! Dieses Ereignis blieb jedoch ohne weitere Folgen in der Zukunft und was der Engländer Turn-

bull in seinem Buch „Reise um die Welt“ im Jahr 1810 schrieb, daß nämlich die Amerikaner mehr thun werden als alle anderen, die hawaiischen Inseln zu einem hohen Grade von Zivilisation zu erheben, ist auch in Erfüllung gegangen.

Große Hilfe bei seinen fortschrittlichen Bestrebungen erhielt Kamehameha von zwei Amerikanern Namens Young und Davis, welche mit einem amerikanischen Schiffe „Eleanor“, Kapitän Metcalf, auf die Sandwich-Inseln gekommen waren und zuerst mit Gewalt zurückgehalten wurden. Die sehr gute Behandlung, welche der König ihnen angedeihen ließ, söhnte sie aber bald mit ihrem Schicksal aus und sie waren dazu bestimmt, wohlthätig in die Geschichte des Inselreichs einzugreifen. Der König gab ihnen auch Frauen von fürstlichem Geblüt und die später so berühmt gewordene Königin Emma ist eine Enkeltochter Youngs gewesen.

Als Kamehameha keine Welten mehr zu erobern hatte, widmete er sich der Konsolidierung seines Königreichs und lehrte seine Unterthanen die Künste des Friedens. Statt der bisherigen Könige auf den verschiedenen Inseln setzte er Gouverneure ein, welche ihm direkt verantwortlich waren; auch sammelte er einen Rat „weiser Leute“ um sich, mit denen er die Gesetze feststellte, nach denen fortan das Reich regiert werden sollte. An der heidnischen Religion änderte er nichts. Durch Kapitän Vancouver scheint er zwar einen bedeutenden Eindruck von der Größe und Macht christlicher Nationen bekommen zu haben und er bat diesen, den König von England zu veranlassen, daß er christliche Lehrer nach Hawaii senden möchte, was aber leider nicht geschehen ist. Als man ihn selbst aufforderte, an den Gott der Christen zu glauben, so verlangte er von denen, die ihm diese Zumutung machten, daß sie sich von einem Felsabhang herabstürzen sollen und wenn ihr Gott sie beschütze, daß sie keinen Schaden nehmen, so wolle er auch glauben. Sein letztes Gebet sei zu seinem großen rotgefiederten Gott Ku kai li moku gewesen und er habe den ihn umgebenden Häuptlingen aufgetragen, fortzufahren in den von ihm betretenen Wegen. Sein Sohn Liho Liho kam auf den Thron und regierte als Kamehameha II. Drei Hauptereignisse sind aus seiner Zeit zu erwähnen: 1) der Bruch mit dem Götzendienst und dem Aberglauben, 2) die erste Ankunft von Missionaren aus Amerika, 3) die Reise des Königs und der Königin nach England, wo beide an den roten Flecken starben. König Kamehameha I. hatte bestimmt,

daß die Königin-Witwe Kaahumanu seinem Sohne Liho Liho in der Regierung des Landes beigegeben werden solle. Sie war eine erleuchtete Frau und hat als Regentin eine bedeutende Rolle gespielt. Der Verkehr mit Ausländern hatte den Hawaiiern den faktischen Beweis geliefert, daß man auch ohne Götzendienst existiren könne, und niemand war den schädlichen Einflüssen von seiten der Weißen zur Untergrabung aller Religiosität mehr zugänglich als Liho Liho selbst, welcher sich am liebsten sinnlichen Genüssen hingab. In der Trunkenheit waren die Gesetze des Tabu öfters von den Häuptlingen übertreten worden, ohne daß die erwarteten Strafen von den Göttern an den Uebertretern vollzogen worden wären. Es waren namentlich die Frauen, von den niedrigsten bis zu den höchsten, denen die abergläubischen Gesetze des Tabu sehr drückend waren, und wenn sie einmal sahen, daß dieselben ungestraft übertreten werden konnten, so entstand ja bei ihnen naturgemäß die Frage, ob man sich dieser Gesetze nicht gänzlich entledigen könnte. Während deshalb der König selbst immer noch zögerte, weil er noch nicht frei war von abergläubischer Furcht, sprach ihm die Regentin Kaahumanu zu, die Schranken des Aberglaubens zu durchbrechen. Seine eigene Mutter Keopuolani brach das Tabu, indem sie mit ihrem jüngsten Sohne, dem Prinzen Kauikeaouli aß. Nun brach auch der König selbst das Tabu, indem er bei einem Festmahl seinen Sitz verließ und sich zu den Weibern setzte, um mit ihnen zu essen, indem er sagte: „Es ist gut, das Tabu zu brechen und Männer und Weiber zusammen essen und zusammen wohnen zu lassen. Dies wird vieler Treulosigkeit Einhalt thun.“ Wie ein Lauffeuer ging es durch das ganze Land: Das Tabu ist gebrochen! und überall wurden Festmähler veranstaltet, an denen beide Geschlechter ohne Rückhalt teil nahmen. Zugleich wurden Befehle erlassen, die Tempel zu zerstören und die Götzenbilder zu verbrennen, wozu der Oberpriester Hewahewa selbst mit Hand anlegte, indem er es als seine Ueberzeugung aussprach, daß es nur Einen Gott im Himmel gebe. So hatte sich dieses Volk selbst frei gemacht von dem Joch des Götzendienstes und des Aberglaubens und stand da als eine Nation ohne Gott, als ein Volk ohne Religion! Doch die Hilfe stand vor der Thür.

Im August 1819 kam eine französische Korvette »L'Uranie«, Kommandant Freycinet, nach Honolulu und der erste Minister Kalaimoku nebst seinem Bruder Boki sollen die heilige Taufe nach

dem Ritus der römisch-katholischen Kirche empfangen haben. Sollten die Inseln katholisch werden? Die Folgezeit hat gezeigt, daß dies nicht in Gottes Absicht lag; sondern von Amerika her wurde das Licht des Evangeliums durch protestantische Missionare von der großen amerikanischen Missionsgesellschaft den Inseln gebracht. Am 31. März 1820 kam die Brigg „Thaddäus" mit den ersten Sendboten des Evangeliums nach Hawaii. Sie wurden aber keineswegs mit offenen Armen empfangen. Die Abschaffung ihrer heidnischen Religion war ja nicht aus einem religiösen Bedürfnis weder des Königs noch seiner Unterthanen hervorgegangen, sondern ein Akt des Leichtsinns gewesen. Freiheit des Fleisches war es, was dabei angestrebt wurde, und der König scheint sogleich geahnt zu haben, daß diesem Streben durch die Missionare kein Vorschub geleistet werde, denn er äußerte gegen sie das Bedenken, daß wenn er ihnen zu bleiben gestatte, sie ihm vielleicht zumuten wollen, wie sie selbst auch, nur eine einzige Frau zu haben. Es fehlte auch nicht an verderblichen Ratgebern auf seiten der Weißen, denen das zügellose Leben in Fressen und Saufen, in Kammern und Unzucht (Röm. 13, 13) wohlgefiel, und die sich sagen mußten, daß durch die Einführung des Christentums ihren fleischlichen Gelüsten Schranken gesetzt werden werden. Solche suchten die Missionare beim Könige zu verdächtigen und sie gebrauchten die List, den König darauf aufmerksam zu machen, daß sein Vater ja den König von England gebeten habe, Lehrer nach Hawaii zu senden, so daß es eine Beleidigung für England wäre, wenn er nun Amerikaner aufnähme und diese sein Volk lehren ließe. Hier war es nun der oben erwähnte Young, welcher in einer Versammlung, die der König mit seinen Häuptlingen zur Beratung dieser Sache hielt, darauf hinwies, daß die Grundlage der Religion Amerikas und Englands als christliche eine und dieselbe sei und daß sie sich vollständig darüber beruhigen könnten, daß der König von England es ihnen nicht übel nehmen werde, wenn amerikanische Missionare hereingelassen würden. Zwölf Tage hatten die Missionare an Bord des Schiffes, mit dem sie gekommen waren, geharrt, bis ihnen der Beschluß des Königs und der Häuptlinge mitgeteilt wurde, welcher dahin lautete, daß ihnen vorerst für ein Jahr Aufenthaltserlaubnis auf den Inseln gewährt sei. Der Oberpriester Hewahewa, sowie die Regentin Kaahumanu, begünstigten auch die Missionare, und obgleich letztere nicht selbst mit ihnen verkehrte, so zog sie doch stets Er-

kundigungen über ihr Thun und Lassen ein und folgte den Wirkungen der neuen Lehre mit größter Aufmerksamkeit. Eine große Stärkung erfuhr die nun allenthalben mit großem Ernst und Eifer begonnene Arbeit der amerikanischen Missionare durch einen Besuch des englischen Missionars Ellis auf den Sandwich-Inseln. Er kam von Tahiti her und brachte mehrere bereits zum Christentum übergetretene Häuptlinge jener Insel mit. Sie wurden von den Missionaren und der königlichen Familie mit Freuden empfangen und die Schilderungen, welche diese christlichen Häuptlinge von dem Charakter, der Arbeit und dem Einfluß der Missionare unter ihren eigenen Landsleuten machten, sowie die Versicherungen des Missionar Ellis von den freundlichen Gesinnungen des Königs von England*) straften alle früheren beunruhigenden Gerüchte mit einem mal Lügen und befestigten das Vertrauen der Sandwich-Insulaner zu ihren christlichen Lehrern. So war die christliche Religion in Hawaii eingeführt und zählte unter ihren Anhängern auch die Regentin Kaahumanu, sowie des Königs Mutter Keopuolani, und das gute Beispiel dieser gewichtigen Persönlichkeiten des Reiches diente Tausenden zur Ermunterung, in ihre Fußstapfen zu treten, so daß die Predigten zahlreich besucht wurden und vornehme und geringe sich zum Unterricht in den Schulen einfanden. Abermals wurde es wahr, was wir schon Apostelgeschichte 19, 20 lesen: „Also mächtig wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand."

Im November 1823 schiffte sich Liho Liho mit seiner Lieblingsgemahlin, der Königin Kamamalu und einigen Häuptlingen in einem eigens für diesen Zweck gemieteten Schiffe „Aigle", Kapitän Starbuck, ein und fuhr ums Kap Horn herum nach England. Die Regierung blieb in den Händen der Kaahumanu und im Fall des Todes des Königs sollte sein Bruder Kauikeaouli der Thronerbe sein. Glücklich in England angekommen wurde das königliche Paar dort durch Krankheit hinweggerafft, noch ehe der König von England ihnen eine Audienz hatte geben können. Die Leichen wurden mit einem englischen Kriegsschiff nach Hawaii zurückgebracht und im

*) wofür auch ein thatsächlicher Beweis vorlag, indem der kleine Schoner „Prinz Regent", mit welchem Ellis gekommen war, ein Geschenk sein sollte vom König von England an den König von Hawaii zur Lösung eines Versprechens, das schon Vancouver gegeben hatte.

königlichen Mausoleum unter tiefer Trauer und viel Wehklagen der Unterthanen beigesetzt. Merkwürdig ist die Anordnung, welche der berühmte Minister Kalaimoku, von den Kanaken das Eisenseil genannt und von den Engländern mit ihrem großen Staatsmann William Pitt verglichen, traf, um dem Schmerz des Volkes eine heilige Weihe zu geben. „Wir dürfen wohl weinen", sagte er, „aber lasset uns nichts Arges denken von Gott. Er hat nicht Unrecht gethan, sondern wir. Wir wollen uns beugen unter seine Hand. Alle Arbeit und alle Belustigungen sollen stille stehen. Lasset alles Volk 14 Tage lang sich demütigen vor Gott."

Der jüngere Bruder Liholihos, welcher nachher als Kamehameha III. auf den Thron kam, war noch minderjährig und wurde, während Kaahumanu die Regentschaft fortführte, dem regelmäßigen Unterricht der Missionare übergeben, „damit er die Verirrungen seines Bruders meiden lerne." Unter seiner Regierung wurde die christliche Religion zur Staatsreligion erhoben, das Verbot gegen den Götzendienst bestätigt und die zehn Gebote wurden zur Grundlage des Gesetzes gemacht. Die politische Unabhängigkeit des hawaiischen Königreichs wurde von England, Amerika und Frankreich anerkannt. Ferner gab Kamehameha III. dem Lande auf der Grundlage der Bibel eine konstitutionelle Verfassung, wozu ihm namentlich der amerikanische Missionar Dr. Judd, der Schotte Wylie und der mehrfach erwähnte Young behilflich waren. Ein frommer König war er nicht und es gab Zeiten, da er dem Fleische in bedauerlicher Weise die Zügel schießen ließ; aber erschreckt durch die schlimmen Folgen, welche sein böses Beispiel verursachte, raffte er sich zu einem bessern Lebenswandel auf und als Regent wird er immer eine geachtete Stelle in der Geschichte seines Volkes einnehmen. In die Zeit seiner Regierung fällt auch die erzwungene Einführung der katholischen Mission. Die Hawaiier glaubten das Gesetz gegen den Götzendienst auch gegen die katholischen Priester anwenden zu dürfen, weil sie die Heiligenbilder für eine andere Art Götzenbilder ansehen; so hatten sie die Priester verbannt und die Ausübung der katholischen Religion verboten. Dafür mußten sie aber schwer büßen, denn ein französisches Kriegsschiff (die Artemise, Kapitän Laplace) erschien im Hafen von Honolulu und verlangte Genugthuung für die Beleidigung, welche Frankreich dadurch erlitten habe. Auch die Zulassung französischer Getränke und die Beseitigung des Mäßigkeitsgesetzes gehört zu

den Errungenschaften dieses Herrn Laplace. Nach 21jähriger Regierung folgte auf Kamehameha III. ein Neffe, Alexander, der Sohn der Kinau, Tochter Kamehamehas I., welche nach dem Tode der Kaahumann Regentin geworden war, auf dem Thron als Kamehameha IV. Seine Gemahlin war die Königin Emma. Beide hatten eine entschiedene Vorliebe für die anglikanische Kirche und baten um einen Geistlichen dieser Denomination. So wurde Bischof Staley nach Honolulu gesendet, dessen erste kirchliche Funktion die Taufe des jungen Prinzen hätte sein sollen, durch dessen Geburt das königliche Paar so hoch erfreut worden war. Die Königin von England hatte versprochen, Patenstelle bei dem hawaiischen Prinzen zu vertreten. Aber leider starb das Kind, noch ehe der Bischof in Honolulu angekommen war und der königliche Vater war durch diesen Verlust so gebrochen, daß er auch bald ins Grab sank. Er war sehr beliebt bei dem Volke und so herablassend, daß er in eigener Person bei seinen Unterthanen umherging, um Beiträge einzusammeln für ein neues Hospital, das zu Ehren der Königin nach ihrem Namen benannt wurde und eine sehr wohlthätige Anstalt zur Milderung körperlicher Leiden geworden ist.

Auf ihn folgte sein Bruder Lot, als Kamehameha V. und zugleich der letzte dieser Dynastie. Er war ein freidenkender Mann und begann seine Regierung damit, daß er die alte Konstitution abgeschafft und eine neue an ihre Stelle gesetzt wissen wollte. Die Delegierten des Volkes wurden einberufen; aber die Frage, ob eine neue Konstitution am Platze sei, wurde von der Majorität verneint. Da hob der König das Parlament auf und erklärte, daß er das Recht habe, die alte Verfassung als abgelaufen zu betrachten und eine neue einzuführen. Das Volk war auf seiten des Königs, so blieb er Herr der Situation, ging mit seinen Ministern rasch an die Arbeit und vollendete sein Werk. Unter seiner Regierung wurden auch Schritte gethan, um Einwanderer aus China, Japan und anderen Ländern auf die Inseln zu bringen, damit sie den kulturfähigen Boden besser bearbeiten und die Produktionskraft des Landes heben. Dazu diente auch eine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung mit Kalifornien und Australien.

Der letzte Kamehameha starb im Jahr 1872, und da er kinderlos war, auch keinen Thronfolger ernannt hatte, so mußte ein König gewählt werden. Die Wahl fiel auf Prinz Lunalilo, der den Bei-

namen „der Vielgeliebte" erhielt, aber leider nur kurz regierte, indem er schon anfangs 1874 starb. Abermals mußte zu einer Königswahl geschritten werden und sie fiel diesmal auf den noch regierenden Kalakaua. Das Volk hätte die Königin Emma vorgezogen, welche auch als Kandidatin für den Thron aufgestellt war, und als das Resultat der Abstimmung von seiten des gesetzgebenden Körpers bekannt gemacht wurde, kam es zu Exzessen des Volkes, so daß die Minister die Hilfe der im Hafen liegenden ausländischen Kriegsschiffe anrufen mußten. Die Ordnung wurde bald wieder hergestellt und es gelang dem König, die Opposition durch freundliches Entgegenkommen zu überwinden. Treten wir Sr. Majestät nun selbst etwas näher, und versuchen wir, ihn durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Sollen wir zu diesem Zweck in den königlichen Palast gehen und um eine Audienz bitten? Das wäre jedenfalls nicht so unerreichbar wie in China, wo bekanntlich die Audienzfrage bis jetzt noch ein ungelöster Knoten ist. Dennoch lag es nicht in unserer Absicht, uns um eine Formalität zu bemühen, die keinen bestimmten Zweck für uns gehabt hätte. Wir besuchten zwar den neuen Palast und bewunderten das schöne, ganz von Steinen aufgeführte Gebäude und die prachtvolle Einrichtung der Zimmer, indem man uns den Thronsaal und die Speisehalle für offizielle Gastmähler zeigte; aber dann schrieben wir unsere Namen in das Fremdenbuch ein und hatten so alle Gerechtigkeit erfüllt. Gegenüber dem Palast ist das neue Parlamentsgebäude, in welchem auch der Gerichtshof und andere Zweige der Regierung untergebracht sind. Es versteht sich von selbst, daß es hier nicht fehlt an den geschmackvollsten Anlagen, auch steht eine Broncestatue Kamehameha's I. hier im Freien. Er ist bekleidet mit dem Feder-Mantel und trägt den hawaiischen Helm, in der Linken hält er einen Speer und die Rechte ist ausgereckt über das Land. Diese Statue wurde in England hergestellt; aber das Schiff, welches sie bringen sollte, ging beim Cap Horn unter. Die Versicherungsgesellschaft leistete Schadenersatz, so daß unverzüglich ein neues Exemplar beschafft werden konnte. Später wurde aus dem Wrack des untergegangenen Schiffes allerlei aufgefischt und auch die Statue kam wieder an das Tageslicht. Als die Hawaiier davon hörten, erwarben sie dieselbe um verhältnismäßig billigen Preis und sie steht nun auf der Insel Hawaii im Distrikt Kohala, von wo Kamehameha I. seinen Ausgang genommen hatte.

Hier in dieser durch Kunst, Natur und Geschichte so interessanten Umgebung begegnen wir nun auch dem Könige, wie er in einer mondhellen Nacht bei elektrischem Licht eine Musterung seiner Truppen abhält. Sie sind alle in weißer Uniform auf dem freien Platz zwischen dem Palast und dem Parlamentsgebäude aufmarschiert. Der König selbst, ebenfalls weiß gekleidet und mit der Pikelhaube, sitzt zu Pferd und sprengt einigemale an seiner Truppe auf und ab. Dann steigt er vom Pferd, übernimmt selbst das Kommando und läßt die Soldaten einige Uebungen machen. Die Musikkapelle ist auch da und überrascht nicht wenig durch die gute Aufführung bekannter und unbekannter Musikstücke. Sie sind, wie auch die Soldaten, alle Hawaiier, nur der Kapellmeister ist ein Deutscher. Wie wunderbar ist einem doch zu Mute, solch hohen Grad von Zivilisation in einem Lande anzutreffen, dessen Volk vor etlich und 60 Jahren noch zu den Wilden gehörte und wo es sich beim Tode Kamehamehas I. noch darum handelte, ob man dem Verstorbenen nicht damit die größte Verehrung darbringen würde, wenn man seinen Leichnam roh aufzehrte! Daß das Evangelium diesen großen Umschwung hervorgebracht hat, ist den Hawaiiern wohl bewußt und wird von ihnen mit Dank anerkannt. Wir begegnen deshalb dem König auch in der Kirche unter folgenden Umständen. Es sind außer einer Menge kleinerer Versammlungshäuser zwei große Kirchen in Honolulu, in welchen die Eingeborenen ihren Gottesdienst halten. Die eine ist ganz von Stein und ist auch bekannt unter dem Namen „Steinkirche". Die andere hatte den Namen Graskirche, weil von Holz erbaut und mit einem Strohdach bedeckt. Diese letztere ist nun durch eine neue, schön gebaute Kirche mit zwei Türmen ersetzt und eines Sonntags zog der König mit militärischer Begleitung und Musik in dieselbe, nahm Platz auf dem Rednersitz und hielt selbst eine Ansprache an sein Volk, indem er ihm dankte für die Anstrengungen, welche zur Herstellung dieses neuen schönen Gotteshauses gemacht worden waren. Zugleich forderte er dazu auf, das was zur inneren Ausschmückung noch fehle, mit Freude und Willigkeit durchzuführen. Noch eine dritte Begegnung will ich erwähnen, bei der wir dem König als Privatmann gegenüberstanden. Es war am 26. Juli, als wir den Dampfer Kinau bestiegen, um unsere Rundreise auf den Inseln anzutreten. Da traf sichs, daß die kleine Prinzessin Viktoria Kainlani, etwa 10 Jahre alt, auf demselben Dampfer eine Vakanzreise

nach Hawaii antreten durfte. Ihre Mutter, Prinzessin Miriam, Schwester des Königs und verheiratet mit einem Schotten Namens Cleghorn, war auch mit an Bord gekommen, ja der König selbst hatte sich eingefunden, denn die kleine Prinzessin soll den Thron erben, weil er selbst keine Kinder hat. Bei solchen Gelegenheiten geht der König in Zivilkleidung. Wie jeder andere trug er weißen Rock und weiße Beinkleider, hatte einen Strohhut auf und eine Zigarette im Mund und bewegte sich ganz ungezwungen unter seinem Volk. So thut er auch, wenn die großen Dampfer nach Kalifornien abgehen und viele Passagiere mitreisen. Die Musikkapelle spielt dann zum Abschied und der König wünscht jedem bon voyage. Unter der Regierung dieses Königs und durch seine persönliche Verwendung in Washington, kam sogar ein schon lange gewünschter Vertrag mit Amerika zu stande, die sogenannte Reciprocity Treaty, wodurch namentlich die zollfreie Einfuhr des Zuckers von Hawaii nach Kalifornien gestattet wurde, was der Produktion des Rohzuckers auf den Inseln einen großen Aufschwung gegeben hat. Weniger zum Vorteil des Volkes diente die Aufhebung des Verbots, geistige Getränke zu verkaufen. Ja im letzten Jahre ist sogar auch die Einführung und der Verkauf von Opium gestattet worden, zwar mit der Beschränkung „nur für die Chinesen"; aber es ist zu befürchten, daß auch die Hawaiier sich das bezaubernde Gift zu verschaffen wissen werden. Welch mächtige Faktoren zum Ruin einer Nation aber der Branntwein und das Opium sind, kann dem König selbst nicht unbekannt sein, und da er wohl weiß, daß die Kanaken, wie die Hawaiier sich selbst nennen, im Aussterben begriffen sind, so hätte ihm um so mehr daran liegen sollen, alle schädlichen Einflüsse ferne zu halten, welche eine solche Katastrophe nur beschleunigen werden. Die letzte Volkszählung ergab nur noch 40000 Seelen und der jährliche Ausfall an Geburten gegenüber den Todesfällen soll sich auf 1000 Seelen belaufen, so daß also nach 40 Jahren nichts mehr von diesem Volke vorhanden wäre. Es ist bekannt, daß König Kalakaua in Begleitung seines Ministers Armstrong und seines Kammerherrn Obersten Judd eine Reise um die Welt gemacht hat. Eine Absicht des Königs bei dieser Reise war die, Auswanderer in größerer Anzahl einzuladen, daß sie sich auf seinen Inseln niederlassen und so neues Blut unter sein Volk bringen. Er berührte auf seiner Reise auch Hongkong und eine englische Zeitung erlaubte sich die Bemerkung, daß

man schon gehört habe, wie ein Volk einen König suche, aber daß ein König ein Volk suche, sei doch noch nie dagewesen. Die Chinesen entsprachen den Wünschen des Königs schon deshalb nicht, weil sie sich nicht bleibend niederlassen, sondern so bald als möglich mit ihrem Erworbenen wieder in die chinesische Heimat zurückkehren. Die Einführung von deutschen, schwedischen und norwegischen Arbeiterfamilien war auch nicht ganz befriedigend ausgefallen. So wurde ein Versuch gemacht mit den Portugiesen von den azorischen Inseln und von diesen sind nun eine große Anzahl auf Hawaii, vorerst noch meist im Dienst der Pflanzer auf den Zuckerplantagen; allmählich sollen sie aber zu eigenem Besitz gelangen und ganz heimisch werden. Seit neuerer Zeit sind auch Japanesen in größerer Anzahl auf die Inseln gebracht worden; sie machen aber viel mehr Ansprüche als die Chinesen und haben z. B. Kommissäre, Dolmetscher und Doktoren bei sich, welche die Sache etwas kostspielig machen. Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit dem Volke selbst zu, so fällt uns vor allem auf, daß es ein ganz kräftiger Menschenschlag ist, unter dem nicht wenige ganz athletische Gestalten sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts zu sehen sind, so daß es schwer fällt, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß die Tage dieses Volkes gezählt sein sollen. Früher waren es die verheerenden Kriege, welche Tausende ins Grab streckten; dazu kamen verheerende Seuchen und der Kindermord hat auch viele Opfer gekostet. Allein seitdem ist das Christentum eingeführt worden und die heidnischen Greuel haben aufgehört. Kann denn da nicht dem Verderben noch gesteuert und dem Aussterben des Volkes Einhalt gethan werden? Gewiß begrüßen wir jeglichen Hoffnungsstrahl in dieser Richtung mit größter Freude.

(Schluß folgt.)

Die Erziehung des Negers zur Arbeit.

Mit besonderer Rücksicht auf die Basler Mission in Westafrika.

(Schluß)

Die Basler Mission auf der Goldküste hat nun aber nicht bloß den mittelbaren Einfluß auf die Arbeitsfreudigkeit der Neger ausgeübt, den jede geordnete Mission schon durch die Predigt des Evangeliums und durch die Errichtung von Schulen ausübt, sondern sie hat auch unmittelbar ein Stück Erziehung zur Arbeit vollbracht durch die Werkstätten, die sie in Christiansborg gegründet und seit mehreren Jahrzehnten fortgeführt hat. Wenn die Basler Mission in Indien wesentlich dadurch zu industriellen Unternehmungen geführt wurde, daß sie den Bekehrten, die oft von ihrer Familie völlig verstoßen wurden, eine den Lebensunterhalt beschaffende Arbeit geben wollte, so stand in Afrika eine andere Rücksicht im Vordergrund.*) Es war unbedingt nötig, Neger heranzuziehen, welche den Europäern die nötigsten und für sie oft tödlichen Arbeiten abnehmen könnten. „In Afrika hat jedes Missionshaus ein Menschenleben gekostet, weil der Missionar sich zu sehr anstrengen mußte.“ Man mußte also darauf ausgehen, Eingeborene zu allerlei Handarbeiten anzuleiten. Abgesehen von der Schusterei, die dem Neger völlig fremd gewesen war, handelte es sich um die Arbeit von Zimmerleuten, Schreinern, Wagnern, Schlossern und Schmieden, in welchen Geschäften die Neger den Missionaren und den übrigen Europäern zur Hilfe heranwachsen sollten. Es war keine kleine Geduld nötig, um die Neger zu einer soliden, pünktlichen Arbeit anzuhalten. Davon bekommen wir einen Eindruck, wenn wir z. B. im Basler Jahresbericht von 1871 über die Schlosserwerkstätte in Christiansborg lesen: „Am wenigsten bin ich von den Leistungen der Lehrlinge in der Arbeit befriedigt. Nicht als ob sie überhaupt nichts zustande brächten, sondern weil das Material unter ihren Händen so ungeheuerliche

*) Im folgenden entnehmen wir einige Angaben einer im Jahr 1884 erschienenen, nicht im Buchhandel veröffentlichten Schrift.

Formen annimmt, die alles, nur nicht schön sind. Ob etwas schief, verdreht oder krumm ist, das sehen meine Leute nicht, wenn es nicht ganz bedeutend ist; ebensowenig stört es sie, wenn sie den Bohrer schief ansetzen, so daß er auf der Seite, statt unten heraus kommt. Ja, sie können mich ganz verwundert ansehen, wenn ich sie aus solchem Anlaß tadle." Man wird wohl fragen dürfen, ob Leute, denen es weniger um eine christliche Einwirkung auf die Arbeiter, als um die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft zu thun ist, auch die Geduld hätten, ohne die man namentlich in Afrika nichts ausrichtet. „Nur diejenigen Brüder hatten bleibende Erfolge, die ihr Hauptaugenmerk bei ihren Lehrjungen auf die Bildung eines christlichen Charakters richteten. Die andern konnten vielleicht geschickte Arbeiter heranbilden, allein sittlich wurden die Leute dadurch nicht gehoben, sondern sie wurden im Gegenteil nur raffinierter an Bosheit."

Der Erfolg der Industriewerkstätten ist sehr erfreulich. Als Inspektor Prätorius nach Afrika fuhr, traf er auf dem Schiff mit mehreren Reisenden zusammen, Missionaren und andern, die alle darin einig waren: Die Basler Mission hat mit ihrer Industrie dem ganzen Westafrika und besonders der Mission einen großen Dienst geleistet. Die Accra-Schlosser und -Schreiner braucht man überall. Auch die Mission selbst hat immer noch ein Interesse an dem Fortbestehen der Werkstätten. Auch wenn keine Missionshäuser zu bauen sind, müssen doch da und dort Kapellenbauten oder größere Reparaturen ausgeführt werden. Dabei leisten tüchtig ausgebildete Leute als Bauführer dem Missionar wichtige Dienste. Den Bau der Kapelle in Kjebi haben zwei Christiansborger, den des Hauses in Abetifi hat ein Schmied von Abokobi geleitet. Alle drei kamen aus der Industriewerkstätte. Aber die Mission hat mit ihren Werkstätten auch den Eingeborenen selbst einen großen Dienst geleistet und hat von Anfang an das Ziel verfolgt, dieselben durch diese industriellen Unternehmungen zu heben. Im achten Bericht der Industriekommission der Basler Missionsgesellschaft (1866) heißt es: „Wie können christliche Gemeinden je so weit selbständig werden, daß sie ihre eigenen Lehrer und Prediger besolden, wie können sie für die Förderung der Mission etwas thun, wenn ihnen nicht durch die Industrie die Mittel hiezu teilweise zufließen? Ist überhaupt eine fortgehende, gesunde und kräftige Entwicklung des christlichen Lebens möglich ohne Neubelebung des sozialen

Lebens durch Industrie? Wir bezweifeln das und ein Blick in die europäische Welt mit ihren tausendfachen Segnungen einerseits, in die gegenwärtigen amerikanischen und westindischen Schwierigkeiten mit den befreiten Negern andererseits wird diese unsere Zweifel rechtfertigen." Die Schreiner- und Schlosserwerkstätte in Christiansborg faßt die Ausbildung ihrer Lehrlinge zu selbständigen Handwerkern ins Auge; man denkt nicht daran, die Leute in einer dauernden Abhängigkeit zu erhalten. Dieses Ziel der Selbständigmachung wird auch erreicht. In allen Dörfern des Gä- und Akwapemlandes, teilweise auch in Akem, finden sich Schreiner und Schmiede, die mittelbar oder unmittelbar aus der Missionswerkstätte hervorgegangen sind. „Mancher stattliche Bau ist schon mit Hilfe dieser schwarzen Arbeiter aufgeführt worden. Sie lernen auch Möbel und andere nützliche Gegenstände machen, und es wird durch ihre Arbeit so manches erhalten und wiederhergestellt, was ohne dieselben dem Verderben anheimfiele. Es gibt Faktoreien, welche das ganze Jahr hindurch solche Handwerker beschäftigen. Die Einführung guter passender Werkzeuge um billigen Preis ist nicht minder wichtig, von der großen Holzsäge und der Winde,*) welche der Holzhauer braucht, bis herab zum kleinsten Drahtstift."

Die Industriewerkstätte begnügt sich grundsätzlich mit wenigem, lehnt sich an das bei den Negern Vorhandene an, erreicht aber damit auch mehr, weil sie das ganze Handwerk im allgemeinen hebt. Anfangs führte der europäische Meister das Geschäft in den Werkstätten auf eigene Rechnung. Es wurde ihm garantiert, daß er keinen Verlust erleiden dürfe. Den Gewinn durfte er für sich behalten; derselbe war freilich bescheiden. Im Jahr 1878 wurden die afrikanischen Industriebrüder in allen Stücken, also auch in Beziehung auf die Besoldung, den übrigen Missionaren gleichgestellt. Eine besondere Anerkennung wurde der Christiansborger Industriewerkstätte aus Anlaß des englischen Feldzugs gegen die Asante (1873/1874) zuteil. Die englische Militärverwaltung war damals froh, aus Christiansborg Schuhmacher, Schlosser und Schreiner zu bekommen, welche der Expedition die nützlichsten Dienste leisteten.

---

*) Vom Neger „Milchkinderkraft" genannt, weil mit einer Winde fast schon ein Säugling Kraft entwickeln kann.

Wir werfen auch noch einen Blick auf den von der Basler Mission gemachten Versuch, die Neger der Goldküste zum Ackerbau anzuleiten, weil die Feldarbeit bei der Frage, wie die Kolonien für das Mutterland nutzbar zu machen seien, im Vordergrund steht. Im allgemeinen muß unumwunden ausgesprochen worden, daß die landwirtschaftlichen Unternehmungen der Basler Mission in Afrika den gehegten Erwartungen nicht entsprochen haben. In Christiansborg wurde im Jahr 1863 ein eigener Oekonom angestellt. Derselbe versuchte die Milchwirtschaft einzuführen. Er brachte eine Viehherde zusammen; aber die Küstengegend lieferte kein brauchbares Futtergras. Auch zum Zug konnte man die Tiere nicht verwenden, weil keine Straßen da waren. Mit englischem Geld wurde wohl eine Straße von Christiansborg nach Akropong hergestellt. Aber wer sollte die Straße unterhalten? Die Neger zogen ihre alten Buschpfade den Windungen der Straße vor und so war letztere bald wieder vom Wald überwuchert. Es blieb noch die Möglichkeit übrig, die Ochsen zum Tragen zu verwenden. Man führte eine kräftigere Rasse ein; aber die Tsetsefliege, welche auf der Ebene zwischen der Küste und dem Gebirge vorkommt, vereitelte auch diesen Versuch. Der Oekonomieverwalter übernahm nun Fleischlieferungen für die englische Garnison. Da brach die Lungenseuche aus und raffte die Herde dahin. So wurde die Oekonomie vom Komite in Basel aufgehoben.

Anders verfuhr man in Abokobi. Bei einigen Gelegenheiten wurde Land aufgekauft und gegen mäßige Pacht an die Christen abgegeben. In Aburi wurde, um den Wald von der Station fernezuhalten, eine Kaffee- und Tabakpflanzung angelegt. Dieselbe trug wenigstens so viel ein, daß die Ausgaben gedeckt wurden. Ein bedeutenderer derartiger Versuch wurde in Akropong gemacht. Man erwarb größere Stücke Land und baute darauf Kaffee und Tabak, wieder unter Leitung eines Oekonomen aus Europa. Pflanzenkrankheiten traten störend auf; die große Schwierigkeit aber war die Arbeiterfrage. Man wollte junge Neger zur Arbeitsamkeit erziehen und zu selbständigen Pflanzern ausbilden. Aber um die Leute zu bekommen, mußte man ihnen einen ganz unverhältnismäßig hohen Lohn bezahlen; die Jahresrechnung schloß daher fast jedes Jahr mit einem Abmangel von 80—100 £. Sobald es den Leuten gefiel, blieben sie weg; verwendete man Sklaven, so wurden dieselben etwa

mitten in der dringendsten Arbeit von ihrem Herrn weggerufen. Einige Oekonomen wurden ihrer Aufgabe überdrüssig, andere starben; schließlich gab die Mission die Plantage auf. Dieselbe wurde verpachtet. Nun fingen aber einzelne Neger an, kleinere Kaffeeplantagen anzulegen. Der mißglückte Versuch hat also wenigstens das Gute gehabt, daß die Neger den Vorteil der Plantagenwirtschaft begreifen lernten.

Wir haben im Bisherigen gesehen, daß der Neger im allgemeinen nicht so viel arbeitet, als von einem Christen, der Gottes Haushalter ist, erwartet werden darf. Wir haben auch gesehen, daß er nicht so zweckmäßig arbeitet, als man bei uns zu arbeiten pflegt. Wir haben ferner an dem, was die Basler Mission auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiet zustande gebracht hat, gezeigt, daß man die Forderung der Erziehung des Negers zur Arbeit nicht in der Voraussetzung stellen darf, als ob seither gar nichts dazu geschehen wäre, um den Neger zu eifrigerer und zweckmäßigerer Thätigkeit anzuhalten. Die Erfahrungen, welche die Basler Mission auf industriellem Gebiet gemacht hat, könnten auch Fingerzeige dafür geben, was man zu vermeiden hat, wenn die Erziehung zur Arbeit gelingen soll. Fassen wir unser Ergebnis zusammen, so müssen wir sagen: Der Forderung, daß der Neger noch mehr zur Arbeit erzogen werden müsse, ist ihre Berechtigung nicht abzusprechen. Aber es kommt alles darauf an, in welchem Sinn und aus welchen Beweggründen diese Forderung gestellt wird. Eben hier wird der Missionsstandpunkt sich wesentlich unterscheiden vom Standpunkt des Politikers und des Plantagenbesitzers. Dies wird deutlich in die Augen fallen, wenn wir schließlich noch die dritte Frage besprechen:

Was kann und soll außer dem bereits Erreichten noch geschehen, um die Arbeitsleistung der Neger zu erhöhen und die Kräfte des Landes besser zu verwerten?

Daß die Neger mehr und regelmäßiger arbeiten sollten, ist unbestreitbar. Kann man sie auch nicht ohne weiteres faul nennen, so wird man doch sagen müssen, daß sie meist nur so viel arbeiten, als für den Augenblick nötig ist, also von der Hand in den Mund leben. Obwohl der Heiland seinen Jüngern nicht geboten, sie sollen hingehen und alle Völker arbeiten lehren, können wir doch vom Missionsstandpunkt aus nur anerkennen, daß die zum Christentum übergetretenen Heiden arbeiten müssen und falls sie es zuvor nicht gethan,

arbeiten lernen müssen. Faule Leute sind jederzeit auch schlechte Christen. Aber wir verlangen in der Mission die Arbeit um ihres sittlichen und christlichen Wertes willen, wir verlangen sie nicht unseretwegen, sondern um der Bekehrten willen. Ich habe nicht das Eure gesucht, sondern euch. Dieser Grundsatz des größten Heidenmissionars muß allzeit Missionsgrundsatz bleiben. Wird nun aber in der Gegenwart darum die Erziehung des Negers zur Arbeit so hoch gepriesen, weil man die Schwarzen durch den sittlichen Einfluß der Arbeit auf eine höhere, menschenwürdigere Stufe heben will? O nein. Solche Motive mögen zur Verbrämung der Sache verwendet werden. Der wahre Grund ist die nackte Sebstsucht. Wäre es uns nur darum zu thun, die Neger zu gesitteten Menschen zu machen — ich will gar nicht sagen, sie zu Christen zu machen — so müßte ein Sturm der Entrüstung gegen den Branntweinhandel ausbrechen, der gerade von Deutschland aus zum physischen und moralischen Ruin der Neger getrieben wird. Solange man die Neger durch den Branntwein vergiftet und sie damit auch zur Arbeit immer unfähiger macht, ist es geradezu Heuchelei, wenn man so redet, als ob man sie in ihrem eigenen Interesse zur Arbeit anhalten wollte. Aber auch wo die „Schnapspolitik" nicht in Betracht kommt, handelt es sich doch ganz wesentlich darum, die Neger auszunützen. Die Europäer können nun einmal unter den Tropen keine angestrengte Arbeit verrichten. Darum sollen die Schwarzen dazu angeleitet werden, die Kräfte ihres verschwenderisch ausgestatteten Bodens und Landes auszubeuten und zwar zum Vorteil der Europäer. Sie sollen einen rationellen Betrieb der Landwirtschaft lernen, sollen sich allerlei Handwerke aneignen, sollen überhaupt das Land der Kultur erschließen, damit die Fremden möglichst mühelos reich werden können. Die Berechtigung eines solchen Verfahrens wird nicht länger untersucht; es handelt sich nur darum, mit welchen Mitteln man die Schwarzen dazu bringen kann, für die Weißen zu arbeiten.

Wir müssen hier vor allem darauf hinweisen, daß es ein ganz unglückliches und vergebliches Bemühen wäre, die Neger durch Zwang zur Arbeit anhalten zu wollen. Die Frage, welches Recht die Europäer überhaupt haben, die Schwarzen zur Arbeit zu zwingen, nachdem die Verwerflichkeit der Sklaverei überall anerkannt ist, wollen wir hier nicht untersuchen. Die Herren, welche sich von der Peitsche oder sonstigen Zwangsmitteln eine zauberhafte Wirkung auf

den trägen Neger versprechen, mögen mit sich selbst darüber ins klare zu kommen suchen, wie sie solchen Zwang begründen und — zur Ausführung bringen wollen. Gesetze sollen ja doch in Afrika auch gelten und wenn auch nicht durchaus dieselben wie bei uns, so doch jedenfalls keine barbarischen. Wir wollen hier nur davon reden, daß die Missionare, welche den Neger genau kennen, einstimmig bezeugen, das man mit Zwang bei ihm nicht viel zuwege bringt. Merensky sagt in seiner bekannten Schrift von dem ostafrikanischen Neger: „Er widersteht dem Zwange, auch dem Arbeitszwange, oder findet Mittel, sich ihm zu entziehen." Unsere Missionare sagen dasselbe von den Negern in Westafrika. „Zwingen läßt sich der Neger auf unserem Missionsgebiet zur Arbeit nicht und er thut recht daran. Nur der Sklave arbeitet, weil er muß. Der freie Neger dient dem Schwarzen nie. Wenn er dem Weißen dient, so behält er sich jede mögliche Freiheit vor und wird sich nie verbindlich machen." — „Wenn der Neger schlechterdings keine andere Wahl hat, so wird er gezwungen arbeiten, was von ihm verlangt wird, ohne jedoch, wenn der Zwang fällt, ein Arbeiter zu sein. Er wird nach Aufhebung des Zwangs eher weniger leisten als zuvor. Das sieht man am besten an den befreiten Sklaven, die vielleicht Jahrzehnte lang hart arbeiten mußten; werden sie Freie, so sind sie die größten Faulenzer. Solange König Ata in Kjebi (s. Aprilheft S. 167) seine Sklaven tyrannisierte, sah die Stadt wenn auch elend, so doch viel besser aus, als solange er in Lagos eingesperrt war. Während dieser Zeit ist Kjebi, die Hauptstadt, das elendeste Nest in ganz Akem geworden, einzig deswegen, weil die Sklaven solange Ata da war wenig, als er fort war, nichts mehr arbeiteten. Wenn man bloß für den Augenblick zu selbstsüchtigen Zwecken Arbeiter will und die Macht hat, die Leute festzuhalten und zur Arbeit zu zwingen, so ist dies freilich die einfachste Lösung der Arbeiterfrage. Aber für das Volk selbst und für die Zukunft ist damit nicht gesorgt, es wäre denn, daß man die Sklaverei mit allen ihren Schrecken wieder einführen wollte." Einer unserer Missionare macht noch die Bemerkung: „Am leichtesten kann man die Leute noch zur Arbeit zwingen, wenn es gelingt, sie auf fremden Boden zu verpflanzen. In der Heimat hungert der echte Neger lieber, als daß er sich zwingen ließe. In der Fremde ist er geschmeidiger. Wer wird dort den Mann ehrlich begraben, über seinem Grabe weinen, schießen und Rum trinken? Da hat schon

mancher verlorene Sohn arbeiten gelernt. Doch dürfen solche vereinzelte Erfahrungen nicht dazu verleiten, eine größere Verschiebung der Arbeitskräfte vorzunehmen." Einem moralischen Druck ist der Neger weit zugänglicher, als eigentlichem Zwang. Die Mission übt eine moralische Nötigung bei Kapellenbauten u. dgl. nicht selten. Aber dadurch wird ein berechtigtes Ehrgefühl geweckt, das durch physischen Zwang nur ertötet wird.

So wenig wir einen Arbeitszwang billigen können, ebensowenig die Ausnützung des Negers für die selbstsüchtigen Zwecke des Europäers. Der Neger ist zum voraus mißtrauisch gegen den Weißen. Ein Missionar bemerkt: „Die Europäer haben das Volk seit Jahrhunderten durch ihren Sklaven- und Warenhandel ausgesogen und nun rächt sich die Negerrasse ganz instinktmäßig dadurch, daß sie den fremden Blutsaugern ihre Kraft und ihren Arm nicht dazu leiht, um ihnen zu weiterem Gewinn zu verhelfen." Wollte man systematisch darauf ausgehen, den Neger auszunützen, so würde man nur eine unausfüllbare Kluft zwischen Europäern und Eingeborenen herstellen; die Mission aber darf am allerwenigsten etwas dazu beitragen, die Neger zu gefügigen Werkzeugen der Weißen zu machen. Im Gegenteil, ein gewissenhafter Missionar muß seine Christen gegen eigennützige Europäer schützen und sie vor denselben warnen. Wir können gerade jetzt nicht an der Thatsache vorbeigehen, daß Warnecks Aufruf, zu gunsten deutscher Missionen in deutschen Kolonien besondere Beiträge zu geben, am wenigsten von den Kaufleuten beachtet wurde (Allgem. Missionszeitschrift 1887, S. 93), die doch den ersten Nutzen aus den Kolonien ziehen. Zweimal muß die Mission sich davor hüten, der kaufmännischen Ausbeutung Afrikas Handlangerdienste zu leisten. Wie die Mission es machen müßte, um den Neger im Interesse des Handels zur Arbeit zu erziehen, das wird uns, man möchte sagen naiv, in einem Vortrag gezeigt, den ein Herr Bibo aus London am 29. Dezember 1886, bezw. 5. Januar 1887 vor der Gesellschaft für deutsche Kolonisation in Berlin gehalten hat. (Kolonialpolitische Korrespondenz Nr. 1 des Jahrgangs 1887.) Bei der Erziehung des Negers zur Arbeit müssen Fragen berührt werden, welche scheinbar in keiner Beziehung zu dieser Aufgabe stehen. Der Erziehung der heranwachsenden (afrikanischen) Jugend sei die höchste Bedeutung beizulegen und deswegen sei die Frage der Vorbildung der einstigen Negererzieher von großer Wich-

tigkeit. Es sei notwendig, daß junge Leute als Freiwillige für die Mission in die Plantagengegenden gesandt werden, um bei den Erwachsenen den Boden für das Christentum vorzubereiten, die Dialekte der Eingeborenen kennen zu lernen und festzustellen, und namentlich, um nach ihrer Rückkehr in die Heimat die Heranbildung von geeigneten Lehrkräften in die Hand zu nehmen. Zu letzterem Zwecke scheine es notwendig, daß in Hamburg oder Berlin ein Institut errichtet werde, das robuste junge Leute zu Missionaren ausbilde. Notwendig sei die Erlernung der deutschen und der englischen Sprache, der entsprechenden Negerdialekte und vornehmlich die Erlernung von Handfertigkeiten aller Art. Große wissenschaftliche Kenntnisse seien nicht nötig; es gelte, insbesondere den Anschauungsunterricht zu pflegen. Großer Nachdruck sei auch auf die Erlernung der Warenkunde zu legen, damit bei den Produkten Afrikas die Verwendbarkeit derselben für die heimische Industrie erkannt werden könne. Livingstone habe kräftig vorgearbeitet und ein Menschenalter hindurch an Ort und Stelle Erfahrungen gesammelt; seine Fehler indessen, veranlaßt durch seine puritanische Anschauung, haben ihn oft um seine besten Erfolge gebracht. Es müsse eben, sollen bittere Enttäuschungen erspart bleiben, ein ganz anderer als der gewohnte Maßstab angelegt werden. — Der Vorsitzende, Dr. Peters, bemerkte, nachdem der Redner geschlossen, es werde Aufgabe der (Berliner) evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika und des Frauenbundes zur Pflege von Kranken und Verwundeten in den deutschen Kolonien sein, die erwähnten Prinzipien zur Anwendung zu bringen.

Inwieweit die Berliner deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft geneigt ist, die Vorschläge des Herrn Bibo zu befolgen, müssen wir derselben überlassen. An diejenigen Missionsgesellschaften, welche ihre Grundsätze schon vor der Erwerbung deutscher Kolonien festgestellt und erprobt, ihre Erfahrungen schon längst gemacht haben, sind ähnliche Zumutungen, wie sie Herr Bibo an ein neu zu errichtendes Missionsinstitut stellt, auch schon gerichtet worden. Aber sowenig wir den Kaufleuten Ratschläge für den Handel mit Afrika geben, so wenig lassen wir uns von ihnen Aenderungen hinsichtlich der Erziehung der Missionare u. dergl. empfehlen. Es wäre auch ungemein bedauerlich, wenn die in jenem Vortrag entwickelten Gedanken irgendwo verwirklicht würden. Was dabei herauskäme, wäre keine Mission mehr, sondern ein Handelsunternehmen. Wollen die

Herren von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft christlich gesinnte junge Handwerker und Kaufleute aussenden, so ist dies nur lobenswert. Aber Missionszöglinge, welche sonst wenig gelernt zu haben brauchen, wenn sie nur englisch, eine afrikanische Sprache, namentlich aber Warenkunde verstehen und in Handfertigkeiten geübt sind, das sind Zwittergestalten, welche weder als Missionare, noch als Kaufleute gelten können. Solchen Anforderungen kann die Mission nur ein „puritanisches“ Nein entgegenstellen. Der Missionar ist kein Kaufmann und steht nicht in des Kaufmanns Dienst. Sobald die Eingeborenen merken, daß der Missionar dem Kaufmann Vorschub zu leisten sucht, begegnen sie ihm mit Mißtrauen und dadurch wird ihm die Ausübung seines Berufs, die Predigt des Evangeliums erschwert. Wenn vollends deutsche Missionare in deutschen Kolonien arbeiten, so müssen sie besonders vorsichtig sein, damit nicht ihre Wirksamkeit als eine nur den politischen und Handelszwecken dienstbare aufgefaßt wird. Bei der Ausbildung, welche die Missionare seither empfangen und mit der sie etwas Namhaftes zustande gebracht haben, können wir getrost bleiben: sie erscheint nur da als eine unzweckmäßige, wo man von der Mission erwartet, wozu sie sich nicht hergeben kann. Wenn über einzelne Punkte in Betreff der Heranbildung der Missionare gestritten werden kann, so darf doch darüber kein Streit sein, daß der Missionar nicht ein Vorarbeiter für den Plantagenbesitzer und den Großhändler ist.

Die Vorschläge, die Merensky gemacht hat, um die Neger zur Plantagenarbeit anzuleiten, wollen wir nicht beurteilen. Wer die afrikanischen Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennt, wird bei solchen speziellen Fragen nicht wohl mitsprechen können. Immerhin scheint es, daß die in Südafrika gemachten Wahrnehmungen nicht unbedingt auf Ostafrika und vielleicht noch weniger auf Westafrika zutreffen.*) Soviel aber muß für uns, die wir uns den Missionsstandpunkt nicht verrücken lassen, unbedingt feststehen: Die Mission muß vor allen Dingen aus den Heiden gläubige, ernste Christen zu machen suchen. Hat einmal der Geist Christi Eingang gefunden, so erwacht die Lust zur Arbeit ganz gewiß. Das Reich Gottes kann

*) Vergl. auch die Bemerkungen über die Erziehung des Negers zur Plantagenarbeit von Regierungsbaumeister Hörnecke, Kolonialpolit. Korrespondenz 1887, Nr. 11—13, wo die Sklaverei nicht unbedingt verworfen wird.

seine Sauerteigsnatur nicht verlieren. Das ganze Volksleben wird durch die Mission ein anderes. Wenn nun aber die Mission etwas dazu beitragen kann, die Arbeit der Eingeborenen zu regeln, so darf sie sich dabei nicht in den Dienst der Kolonialpolitik stellen, sondern sie muß einzig das Beste des Volkes, an dem sie arbeitet, ins Auge fassen und im Auge behalten.

Missions-Zeitung.

Westafrika.

Die Bremer Mission auf der Sklavenküste hat auch im Jahr 1886 wieder über 100 Eingeborene taufen dürfen, darunter 69 Erwachsene. In den zehn Jahren von 1876 bis 1886 ist die Zahl der Christen von 175 auf 556 gestiegen. Die Verwaltung des Hamburger Diakonissenhauses hat beschlossen, einige Diakonissen, die sich hiezu erbieten, auf das Missionsgebiet der Bremer in Westafrika zu schicken. Dieselben sollen die Kranken unter Weißen und Schwarzen pflegen und außerdem sich der eingeborenen Frauen und Kinder annehmen. Fast gleichzeitig hat die sächsische Missionskonferenz in Halle der Norddeutschen Missionsgesellschaft von den durch Warneck für Missionen in den deutschen Kolonien gesammelten Gaben 5000 Mk. übergeben, wobei die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß Bremen über kurz oder lang die Mission im Togoland in Angriff nehmen werde. Dieses Gebiet ist in der That auf die Bremer Missionsgesellschaft angewiesen, nicht bloß, weil es unmittelbar an die Sklavenküste grenzt, sondern auch deswegen, weil im Togoland dasselbe Volk wohnt und dieselbe Sprache gesprochen wird, wie im Ewe-Land. Die Norddeutsche Mission wünscht daher auch, sobald als möglich ihre Arbeit auf das Togogebiet auszudehnen. Vorerst aber kann sie dies um so weniger wagen, als die schon bestehenden Stationen jetzt mehr Kosten verursachen als seither. Dieselben müssen notwendig mit mehr Missionaren besetzt werden und auch das eingeborene Hilfspersonal bedarf einer Verstärkung. Damit hängt eine Erweiterung des Seminars und der Schulen zusammen. Unter diesen Umständen bittet die Missionsverwaltung geradezu, ihr keine besonderen Gaben für die Mission im Togoland zukommen zu lassen und erklärt, falls solche doch anonym einlaufen sollten, sie für das Werk auf der Sklavenküste verwenden zu wollen.

Im Ovamboland, wo die Finnländer arbeiten (Missionsmagazin 1885, 423) ist der junge König Titana im September 1884 nach kaum zehnmonatlicher Regierung gestorben. Ihm folgte der Sohn seiner Mutterschwester Kambonde II. Ka-Mbingama, für welchen aber eigentlich seine Mutter Namupala regiert. Das Christentum wuchs auf allen drei Stationen, trotz den durch den Thronwechsel entstandenen Unruhen. Das Lukasevangelium wird in die Ondongasprache übersetzt, ebenso die evangelischen Perikopen. Dieses ganze Missionsfeld, fast bis zum 17. Grad südlicher Breite, gehört nun, nach einem mit Portugal abgeschlossenen Vertrag zum deutschen Schutzgebiet. Letzteres erstreckt sich östlich bis zu den Mololo-Wasserfällen des Sambesi, in deren Nähe bei Sescheke die Pariser Missionsgesellschaft (Coillard) arbeitet. — Nach den neuesten Berichten war das Jahr 1885 für die finnländische Mission im Ovamboland durch einen Aufruhr gegen den neuen König Kambonde nicht leicht. Doch ist der Anstifter Ondengu von seinen eigenen Mithelfern, den Namaqua, ermordet worden. Aber auch die beiden katholischen Missionare unter dem benachbarten Ovambostamme Unkuanjama wurden getötet und das Leben der Finnländer war mehrmals ernstlich bedroht. Doch konnten trotz den Unruhen auf der Hauptstation Omandango im Jahr 1885 fünfzehn Erwachsene und zwei Kinder getauft werden. Der neue König ist von Natur nicht schlecht, hat aber feindlich gesinnte Ratgeber, so daß er einmal einen der Missionare des Landes verweisen wollte.

Zentralafrika.

Ueber die Christenverfolgung in Uganda liegen nun auch Berichte von den katholischen Missionaren vor (vergl. Februarheft S. 68). Der apostolische Vikar Livinhac spricht von dem Vorschlag der englischen Missionare, gemeinsam den König zu bitten, er möge die Verfolgung einstellen, oder doch den Missionaren erlauben, daß sie das Land verlassen. Er sagt, alle seine Mitarbeiter und ebenso die getauften Eingeborenen von der katholischen Mission seien gegen diesen Vorschlag gewesen, weil ein solcher Schritt den Haß gegen die Christen und den Argwohn gegen die Missionare nur gesteigert hätte. Livinhac scheut sich nicht, beizufügen: „Gesetzt auch, wir hätten glücklich entkommen können, eine Feigheit wäre es sicher gewesen, unsere Neugetauften gerade in dem Augenblick zu verlassen, wo sie unseres Rates, unserer Aufmunterung und unseres Beispiels so sehr bedürfen." Hiezu wäre doch zu bemerken, daß die englischen Missionare gerade von ihrer Abreise eine Einstellung der Verfolgung gegen die Eingeborenen hofften. Uebrigens rühmt Livinhac die Zuvorkommenheit der englischen Prediger. Gelegentlich spricht er von dem „Pseudobischof" Hannington. Derartige Liebenswürdigkeiten sind freilich nicht im stand, katholisierenden Anglikanern die Augen

zu öffnen. — Pater Lourdel schreibt: „Zwanzig unserer besten, einflußreichsten Christen wurden verbrannt; andere hat man niedergemetzelt und in Stücke gehauen. Manche sind schrecklich verstümmelt worden; wieder andere wurden grausam auf die Fußsohlen gepeitscht; viele schmachten in Banden und erleiden täglich die ausgesuchtesten Qualen von ihren unmenschlichen Henkern. Ich kenne nur einen unter den Neugetauften, der sich schwach bewies. Allnächtlich kommen die Leute zahlreich, um die Firmung zu empfangen."

Mackay, der immer noch in Uganda ist, befindet sich wohl; die Christen müssen sich noch verborgen halten. Ehe die Beziehungen zu König Mwanga besser geworden sind, wünscht Mackay selbst keinen Nachschub von weiteren Missionaren. Bischof Parker (s. Februarheft S. 91) will im Juli nach dem Innern von Afrika aufbrechen und soll vom Südende des Viktoria-Njanzasees aus mit Mwanga in Unterhandlung treten.

Ostafrika.

Seit 30 Jahren geht die englisch-kirchliche Mission den indischen Arbeitern (Kuli) in den Zuckerplantagen auf Mauritius nach und sie hat in dieser Zeit mehr als 5000 derselben taufen dürfen. Zurzeit beträgt die Zahl der Getauften 1926, die der Schüler 1388.

Allerlei.

Das Defizit der Berliner Mission (Märzheft S. 109) ist noch im Februar dieses Jahres um 73000 Mk. geringer geworden. Auch fand am 1. März zur Deckung des Fehlbetrags ein Wohlthätigkeitsverkauf statt, zu welchem der deutsche Kaiser sehr wertvolle Beiträge gegeben hat. Der Ertrag war 25000 Mk. Zu decken sind jetzt noch etwa 90000 Mk.

Die römisch-katholische Missionsanstalt in Reichenbach bei Regensburg (Februarheft S. 94) hat nicht nur Priester, sondern auch Laienbrüder für den Missionsdienst herangebildet und hat dabei auch Ackerbau, Viehzucht und Handwerke in den Lehrplan aufgenommen. Es sollen demnächst 2—3 Geistliche und 12 Laienbrüder nach Deutsch-Ostafrika abgehen; alljährlich soll eine weitere Schar nachfolgen. Auch die Erziehung der weiblichen Jugend durch Missionsschwestern, ebenso die Einrichtung von Schulen und Spitälern ist vorgesehen.

Todesfall.

Kong Choi Wong, der älteste eingeborene Geistliche auf dem chinesischen Arbeitsgebiet der protestantisch-bischöflichen Kirche von Amerika ist nach vierzigjähriger Dienstzeit gestorben.

Bücheranzeige.

Deutsche Kolonialmission. Ein Vortrag von Prof. K. H. Ch. Plath. Berlin 1887. Verlag der Goßnerschen Mission (34 Seiten).

Der Verfasser stellt sich auf die Seite der Minorität unter den Vertretern der deutschen Mission, einer Minorität, „welcher es von allem Anfang herein gegeben war, der großen Sache durch alle Gedankennebel hindurch klar bis auf den Grund und Schwerpunkt zu sehen." Er fordert eine deutsche Kolonialmission. Doch thut er es in gemäßigter Weise und ohne Beeinträchtigung des Bestehenden. Die Basler Missionsgesellschaft treibt, wenn man so will, nun auch deutsche Kolonialmission und die Forderung einer solchen ist uns unanstößig. Immerhin fragt es sich, ob der Verfasser die Bedenken seiner Gegner ausreichend gewürdigt und etwa durch den Satz, daß der Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebe, erledigt hat. Namentlich aber wäre zu wünschen, daß unter den bis jetzt aufgetretenen neuen Missionsversuchen in deutschen Schutzgebieten ein Unterschied gemacht worden wäre hinsichtlich ihrer Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen. Hier liegt doch wohl das punctum saliens der Frage und der Grund der unter den Missionen deutscher Zunge unvermeidlich gewordenen inneren Scheidung.

Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit. Von Hermann Bibo. Berlin, Walther und Apolant (46 Seiten). 1 Mk.

Allen denen, welche noch nicht davon überzeugt sind, daß Mission und Kolonialpolitik unvermischt bleiben sollten, empfehlen wir, diese Schrift zu lesen. Der Verfasser will entschieden die Mission und teilt dem Christentum bei der Erziehung der Plantagenneger eine wichtige Rolle zu. Er kennt freilich nur ein Christentum mit „milden, praktischen Grundsätzen", ohne Mystizismus und dogmatische Spekulationen. Dem, was wir schon oben (S. 250) über die Ansichten des Verfassers mitgeteilt haben, fügen wir noch bei, daß er einen bis ins einzelne ausgedachten Plan vorlegt, nach welchem Negerkinder systematisch zu Plantagenarbeitern erzogen werden sollen. Die „Missionen" haben dafür zu sorgen, daß eine Anzahl von Negerkindern erworben werden können. Dieselben werden von ihren Eltern möglichst ferne gehalten und als Eigentum der Plantagengesellschaft angesehen und zwar fürs Leben. Damit kommt also die verworfene Sklaverei durch eine Hinterthüre wieder herein. Schon solange die Kleinen noch im Kindergarten sind, wird die Handfertigkeit geübt, und so durchlaufen sie nun in Secunda und Prima mehrere Stufen in Beziehung auf das Aufstehen, die Arbeitsstunden u. s. f., bis sie im 16. Lebensjahr Arbeiter geworden sind. Das alles ist wohl ausgedacht; aber die Mission möge man damit verschonen, zur Verwirklichung des Planes Beihilfe zu leisten.

A descriptive **catalogue** of **Urdu christian literature,** with a review of the same and a supplementary catalogue of christian publications in the other languages of the Panjab. By the Rev. H. U. *Weitbrecht.* London, Religious Tract Society. 1886. (86 Seiten.)

Dieser elegant ausgestattete Katalog giebt einen Begriff von dem Fleiß und der Gelehrsamkeit indischer Missionare, aber auch von der Ausdehnung, welche die christliche Litteratur in den nordindischen Sprachen gewonnen hat. Die Aufzählung der in der Urdusprache erschienenen, teils für Christen, teils für Nichtchristen bestimmten Schriften füllt allein 58 Seiten. Ehre den Männern, welche der Mission und zugleich der Kultur und der Wissenschaft so wichtige Dienste geleistet haben.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Bücheranzeige.

Deutsche Kolonialmission. Ein Vortrag von Prof. K. H. Ch. Plath. Berlin 1887. Verlag der Goßnerschen Mission (34 Seiten).

Der Verfasser stellt sich auf die Seite der Minorität unter den Vertretern der deutschen Mission, einer Minorität, „welcher es von allem Anfang herein gegeben war, der großen Sache durch alle Gedankennebel hindurch klar bis auf den Grund und Schwerpunkt zu sehen.“ Er fordert eine deutsche Kolonialmission. Doch thut er es in gemäßigter Weise und ohne Beeinträchtigung des Bestehenden. Die Basler Missionsgesellschaft treibt, wenn man so will, nun auch deutsche Kolonialmission und die Forderung einer solchen ist uns unanstößig. Immerhin fragt es sich, ob der Verfasser die Bedenken seiner Gegner ausreichend gewürdigt und etwa durch den Satz, daß der Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebe, erledigt hat. Namentlich aber wäre zu wünschen, daß unter den bis jetzt aufgetretenen neuen Missionsversuchen in deutschen Schutzgebieten ein Unterschied gemacht worden wäre hinsichtlich ihrer Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen. Hier liegt doch wohl das punctum saliens der Frage und der Grund der unter den Missionen deutscher Zunge unvermeidlich gewordenen inneren Scheidung.

Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit. Von Hermann Bibo. Berlin, Walther und Apolant (46 Seiten). 1 Mk.

Allen denen, welche noch nicht davon überzeugt sind, daß Mission und Kolonialpolitik unvermischt bleiben sollten, empfehlen wir, diese Schrift zu lesen. Der Verfasser will entschieden die Mission und teilt dem Christentum bei der Erziehung der Plantagenneger eine wichtige Rolle zu. Er kennt freilich nur ein Christentum mit „milden, praktischen Grundsätzen“, ohne Mystizismus und dogmatische Spekulationen. Dem, was wir schon oben (S. 250) über die Ansichten des Verfassers mitgeteilt haben, fügen wir noch bei, daß er einen bis ins einzelne ausgedachten Plan vorlegt, nach welchem Negerkinder systematisch zu Plantagenarbeitern erzogen werden sollen. Die „Missionen“ haben dafür zu sorgen, daß eine Anzahl von Negerkindern erworben werden können. Dieselben werden von ihren Eltern möglichst ferne gehalten und als Eigentum der Plantagengesellschaft angesehen und zwar fürs Leben. Damit kommt also die verworfene Sklaverei durch eine Hinterthüre wieder herein. Schon solange die Kleinen noch im Kindergarten sind, wird die Handfertigkeit geübt, und so durchlaufen sie nun in Secunda und Prima mehrere Stufen in Beziehung auf das Aufstehen, die Arbeitsstunden u. s. f., bis sie im 16. Lebensjahr Arbeiter geworden sind. Das alles ist wohl ausgedacht; aber die Mission möge man damit verschonen, zur Verwirklichung des Planes Beihilfe zu leisten.

A descriptive **catalogue** of **Urdu christian literature,** with a review of the same and a supplementary catalogue of christian publications in the other languages of the Panjab. By the Rev. H. U. *Weitbrecht*. London, Religious Tract Society. 1886. (86 Seiten.)

Dieser elegant ausgestattete Katalog giebt einen Begriff von dem Fleiß und der Gelehrsamkeit indischer Missionare, aber auch von der Ausdehnung, welche die christliche Litteratur in den nordindischen Sprachen gewonnen hat. Die Aufzählung der in der Urdusprache erschienenen, teils für Christen, teils für Nichtchristen bestimmten Schriften füllt allein 58 Seiten. Ehre den Männern, welche der Mission und zugleich der Kultur und der Wissenschaft so wichtige Dienste geleistet haben.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Missionshaus in Bethel (Kamerun).
Entnommen aus Spemann's Illustrierte Zeitschrift „Vom Fels zum Meer".

Meine Reise von China in die Heimat.

Von Missionar Lechler in Kornwestheim.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Vor allem ist zu erwähnen, daß das Volk der Kanaken die Bibel in seiner eigenen Sprache hat und daß sie alle in stand gesetzt sind, dieselbe zu lesen und aus diesem Heilsbrunnen zu schöpfen. Der erneuernde Geist des Christentums hat sich auch so weit geltend gemacht, daß selbst Hindernisse überwunden wurden, welche durch widrige Einflüsse von seiten ausländischer Namenchristen in den Weg gelegt worden waren. Man denke nur an die Aufrechterhaltung des Gesetzes gegen Prostitution durch die Regentin Kaahumanu, selbst als ein Kapitän mit seiner Mannschaft ans Land kam, um Gewalt zu brauchen, damit ihnen Weiber ausgeliefert würden und diese Leute sich thätlich an den Missionaren vergreifen wollten, weil sie diese als Urheber der ihren fleischlichen Lüsten so zuwiderlaufenden Gesetze ansahen. Ferner ist der Staat und die Regierung auf christliche Grundsätze gegründet. Wenn früher niemand ein Eigentumsrecht hatte und der Despotismus der Häuptlinge so weit ging, daß jeder Unterthan einfach ein Sklave war und Hab und Gut, Weib und Kind zu jeder Zeit ihm genommen werden konnte, so ist leicht zu verstehen, daß dadurch der Lebensmut ganz unterdrückt werden mußte und neben andern Lastern auch dem Kindermord Vorschub geleistet wurde. Dagegen ist jetzt jedem sein Eigentum durch die Gesetze gesichert und sie wirken darauf hin, daß das Laster unterdrückt und die Tugend gepflegt, die

Industrie befördert und auch der Vermehrung der Bevölkerung Rechnung getragen wird. So werden z. B. Familien, welche drei Kinder haben, steuerfrei und wenn sie noch mehr Kinder bekommen, wird ihnen ein Stück Land zur Belohnung gegeben. Der stets zunehmende Handel hat auch seinen Nutzen gebracht, denn unter der immer wachsenden Zahl von Einwanderern christlicher Nationen sind auch viele, die ein gutes Beispiel eines christlich zivilisierten Familienlebens geben. Die Zeit hat viel mehr Wert bekommen und die Arbeit erhält besseren Lohn. Man hat den Hawaiiern manches Gute und Nützliche gebracht, wodurch sie einen besseren Lebensunterhalt verdienen können. Vieh und Pferde sind eingeführt worden, Bäume und Gemüse aller Art werden gepflanzt, der Anbau des Zuckerrohrs hat erst durch die Ausländer einen rechten Aufschwung erhalten und die Ertragsfähigkeit des Bodens und der Wert des Landes überhaupt steigen in diesem Verhältnis. Leider ist es wahr, daß die Nation indolent ist und es mit ansehen muß, daß der Besitz des Landes immer mehr in die Hände der Ausländer übergeht, weil es den Eingeborenen selbst an der nötigen Energie fehlt, ihr Land für sich selbst zu erhalten. Die Regierung hat einen schweren Stand, indem es ihr aufrichtiges Bestreben ist, die hawaiische Rasse zu erhalten und immer mehr zu christianisieren und zu zivilisieren, und die immer lauter werdende Parole vom Volk und der Regierung ist „Hawaii für die Hawaiier". Aber die Ausländer kommen eben und bringen Kapital mit. Nun würde die Regierung wohl gerne sehen, daß ein Zusammenwirken der Ausländer mit den Eingebornen stattfände, damit so allmählich der angelsächsische Unternehmungsgeist den Kanaken eingepflanzt würde; aber diese sind teils noch zu weit zurück im Verständnis, teils auch noch zu furchtsam, ob sie Sicherheit genug haben. Jedenfalls entsteht allmählich eine Mischrasse durch die Verbindung von Hawaiiern mit verschiedenen andern Nationen und es wird sich zeigen, ob unter den oben erwähnten günstigen Einflüssen ein Volk erhalten bleibt, das dem äußeren Anschein nach seinem Untergang entgegengeht. Freilich ist das ja nicht eine Sache, die vom Zufall oder von bloß äußerlichen Ursachen abhängig ist. Die Weltgeschichte lehrt uns mit Flammenschrift: „Die Sünde ist der Leute Verderben". Es schleicht ein heimliches Gift durch die Adern der Kanaken, das leider zuerst durch Ausländer in sie gelegt wurde, aber einen so fruchtbaren Boden gefunden hat, daß es sich schrecklich

in der Luſtſeuche entwickelt hat. Infolge derſelben wurden nicht nur in jenen erſten Zeiten der Berührung mit Ausländern Tauſende von Inſulanern hinweggerafft, ſondern als fortwirkende Folgen davon machen ſich die Unfruchtbarkeit, ſowie der Ausſatz fühlbar. Ob nun das Geſchrei der Sünden dieſes Volkes vor Gott gekommen iſt, daß es in Seinem heiligen Ratſchluß feſtſteht, ſie von der Erde verſchwinden zu laſſen, wie Er auch anderen Völkern that, die ſich ähnlicher Sünden ſchuldig gemacht haben, darüber kann jedenfalls niemand zum voraus ein Urteil fällen. Denn wenn es auch Jerem. 18, 7 heißt: „Plötzlich rede ich wider ein Volk und Königreich, daß ich es ausrotten, zerbrechen und verderben wolle," ſo iſt dagegen im folgenden Verſe auch verheißen: „Wo ſichs aber bekehret von ſeiner Bosheit, dawider ich rede, ſo ſoll mich auch reuen das Unglück, das ich ihm gedachte zu thun."

Der Ausſatz iſt eine unter dem Inſelvolk ſehr verbreitete Krankheit und die Regierung hat ſich genötigt geſehen, Maßregeln zu ergreifen, um wenigſtens durch Iſolierung dem weiteren Umſichgreifen Schranken zu ſetzen. Ich machte die Bekanntſchaft von zwei deutſchen Aerzten, welche in Honolulu anſäſſig ſind und ſichs zur ſpeziellen Aufgabe gemacht haben, die Krankheit des Ausſatzes zu ſtudieren. Der eine, Dr. Stangenwald, hat im Auftrag der Regierung zu dieſem Zwecke auch Reiſen gemacht in China, Indien und Arabien. Der andere, Dr. Hoffmann, hat ſelbſt die Krankheit bekommen und lebt abgeſondert in ſeiner Villa außerhalb der Stadt. Das Urteil dieſer beiden Aerzte geht übereinſtimmend dahin, daß ein Bacillus vorhanden ſei, der die Anſteckung vermittle; der Urgrund der Krankheit ſei jedoch nichts anderes als potenzierte Syphilis. Herr Damon brachte uns auch in Begleitung ſeiner Mutter in das Ausſätzigenaſyl, welches in der Nähe der Stadt am Meeresufer errichtet worden iſt. Es ſind eine Anzahl Häuſer auf einem geräumigen Platz erbaut, wo die Patienten nach den Geſchlechtern, ſowie nach den Stadien ihrer Krankheit abgeteilt ſind. Katholiſche Schweſtern verſehen den Dienſt an dieſen Elenden und verabreichen die Arzneimittel aus einer zum Aſyl gehörenden Apotheke nach Vorſchrift des Arztes, der regelmäßige Beſuche macht. Die Oberin, eine fein gebildete amerikaniſche Dame, führte uns umher. Wir kamen zuerſt in das Haus, in welchem die noch geſunden Kinder von ausſätzigen Eltern unter Beobachtung ſtehen. Es wird hier nicht nur für deren

Lebensunterhalt, sondern auch für den nötigen Schulunterricht gesorgt. Die von ihnen bewohnten Zimmer sind luftig und reinlich und es ist alles aufs beste eingerichtet. Von da ging es aber in die wahren Behausungen des Elendes. Zuerst kam die Abteilung für das weibliche Geschlecht; da waren Kinder von zartem Alter und durch alle Stufen des Lebens hindurch Unglückliche, deren Anblick mit tiefster Wehmut erfüllt. Ebenso war es in der Abteilung für das männliche Geschlecht. Die Kranken stellten sich in Reih und Glied und sangen hawaiische Lieder; aber dieser Gesang war ja nicht der Ausdruck eines frohen Lebensmutes, sondern klang vielmehr wie der Totengesang derer, die schon mit diesem Leben abgeschlossen hatten und die einem frühen Tod als dem Wünschenswertesten entgegensahen, um so bald als möglich von ihrem Elend erlöst zu werden. Eine viel größere Niederlassung für Aussätzige ist auf der Insel Molokai, wohin die Kranken vom ganzen Inselreich gebracht werden müssen; es sollen ihrer 700 dort isoliert sein, worunter auch einige Ausländer und Chinesen. Die Regierung hat dort 10 000 Dollar ausgegeben für Grund und Boden und abermals 16 000 Dollar für Behausungen; außerdem hat sie eine jährliche Ausgabe von 40 000 Dollar für den Unterhalt der Aussätzigen zu bestreiten. Die Lebensmittel werden in bestimmten Rationen ausgeteilt, auch Salz, Seife, Zucker, Erdöl u. dergl. wird verabreicht, dazu werden auch Kleider für die Kranken angeschafft. Es sind zwei Dörfer, welche diese Aussätzigenkolonie bilden; in einem derselben, Kalawao, sind die eigentlichen Hospitalgebäude, wo diejenigen Patienten ihr Unterkommen finden, bei welchen die Krankheit am weitesten vorgeschritten ist. Es ist eine Apotheke vorhanden, aus welcher Arzneimittel durch einen Europäer verabreicht werden, welcher selbst auch angesteckt ist. Hier ist auch das Amthaus des Vorstehers, der natürlich auch ein Aussätziger ist, namens Ragsdale, ein Mischling, welcher früher Advokat war, und in seiner jetzigen traurigen Lage noch Gelegenheit zur Verwertung seiner Talente findet. Eine Post ist auch eingerichtet, so daß die armen Exulanten doch noch in brieflichem Verkehr mit der Außenwelt und ihren Angehörigen bleiben können. Man muß nämlich bedenken, daß hier oft Mann und Weib, Eltern und Kinder, Geschwister und andere Angehörige von einander getrennt werden, vielleicht ohne sich je wieder zu sehen. König Kalakaua und Königin Kapiolani haben dieser Aussätzigenkolonie einen

Besuch abgestattet und wurden mit großen Freuden von den Unglücklichen empfangen. Sie stellten eine Musikbande von zwei Flöten, einer Pfeife und einer Trommel und geleiteten die Majestäten vom Ufer in die Kolonie in einer Anzahl von zwei bis drei hundert. Der König hielt eine Ansprache an die Versammelten, in der er ihnen bezeugte, wie schmerzlich es für ihn sei, diese Maßregeln habe ergreifen zu müssen, wodurch sie von den Ihrigen und ihren Heimatorten getrennt werden mußten, daß es aber um des allgemeinen Besten willen nicht anders habe geschehen können. Er werde es sich allezeit angelegen sein lassen, ihnen ihre traurige Lage so viel als möglich zu erleichtern.

Die meisten Aussätzigen sind arme Leute; doch sind auch einige Vermögliche unter ihnen, wie z. B. ein Vetter der Königin Emma, namens Kaeo, eine Frau Namens Napela und der schon erwähnte Ragsdale. Diese haben Wohnungen für sich selbst und genießen Bequemlichkeiten, die ihre Mittel ihnen erlauben. Die beiden Dörfer der Aussätzigen sind durch eine Straße verbunden und in jedem derselben ist ein katholisches und ein protestantisches Gotteshaus. Für die Protestanten ist ein hawaiischer Pastor da, dessen Frau aussätzig ist und der freiwillig seine Gattin in ihr Exil begleitet hat. Es sind auch zwei Schulen da, in welchen ein aussätziger Lehrer etliche und zwanzig Kinder unterrichtet. Für die Katholiken, welche noch keine eingeborenen Geistlichen haben, hat sich ein belgischer Priester, Pater Damien, hergegeben, der sich jedoch nicht auf die Aussätzigen allein beschränkt, sondern als „Priester von Molokai" die ganze Insel bereist; auch betrachtet er sich nicht als auf die Insel exiliert, sondern kommt nach Honolulu, wann es ihm gefällt. Man sagt, daß er auch angesteckt worden sei und schreibt es einem Mangel an Vorsicht im Umgang mit den Aussätzigen und einem Mangel an Reinlichkeit zu. In den „Katholischen Missionen" wurden im August 1886 die Verdienste dieses Mannes hervorgehoben und jeder rechtlich denkende Mensch wird ihm seine Bewunderung nicht versagen. Es ist aber zu bedauern, daß genanntes katholisches Blatt eine Gelegenheit zu finden glaubte, einen Seitenhieb auf die protestantischen Missionare auszuteilen, indem es hinzufügt, es sei wohl kaum zu erwarten, daß sie mit der Pflege und Bekehrung der Aussätzigen sich befassen wollen, da die meisten verheiratet seien und die Sorge um Weib und Kind sie verhindere, sich einer so gefährlichen Be-

schäftigung zu unterziehen. Haben nicht die protestantischen Missionare gewagt, mit ihren Familien auf die Sandwich-Inseln zu gehen, noch lange ehe die katholischen durch die Kanonen der „Artemise" sich mit Gewalt dort eingedrängt haben? Gebührt nicht ihnen das Verdienst, durch ihre aufopferungsvolle Arbeit den großen Umschwung herbeigeführt zu haben, der diese Wilden in ein christliches Volk und ihr Reich in einen zivilisierten Staat umgewandelt hat? Seit dem Jahr 1863 ist die hawaiische Kirche als eine selbständige anerkannt und es giebt daher keine Missionare mehr dort, sondern die eingeborenen Gemeinden genießen eine kirchliche Versorgung durch ihre eingeborenen Pastoren. So haben denn auch die Aussätzigen auf Molokai ihren eingeborenen Pastor, und wie die ganze hawaiische Kirche unter einer Synode steht, an welcher auch noch amerikanische Geistliche teil haben, so ist z. B. Dr. Hyde, der Vorsteher des Instituts zur Heranbildung eingeborener Geistlicher, auch schon auf Molokai gewesen, hat der Einweihung der beiden evangelischen Kirchen dort angewohnt und nimmt sich auch sonst des eingebornen Pastors und seiner Gemeinde liebreich an. Beiträge an Geld, Kleidern und Nahrungsmitteln, welche teilnehmende Freunde ihm zustellen, schickt er an die Aussätzigen, während von seiten der Katholiken nichts derartiges geschieht. Pater Damien legt die Hand auf das Eigentum der sterbenden Aussätzigen und behält dasselbe für die Kirche, auch macht er jede Erweisung seiner Gunst, handle es sich um Arznei oder um sonstige Hilfeleistung, vom katholischen Glaubensbekenntnis abhängig.*) Ob aber die protestantische Mission sich weniger der Aus-

*) Die Allgem. Ev. Luth. Kirchenzeitung erzählt: Indem Damien de Veuster aus eigenem Antrieb und in heldenmütiger Selbstaufopferung nach Molokai ging, wußte er sehr wohl, daß ihm nicht nur niemals gestattet sein würde, zurückzukehren, sondern daß er auch selbst aller Wahrscheinlichkeit nach der furchtbaren Krankheit zum Opfer fallen werde, die, einmal entstanden, die von ihr Befallenen in einer Art lebendigen Todes langsam verzehrt. Bei Gelegenheit einer öffentlichen Aufforderung zur Unterstützung der armen Aussätzigen, ganz unabhängig von ihrem kirchlichen Bekenntnis, obwohl deren größter Teil aus Katholiken besteht, und in welcher er beiläufig bemerkte, daß er selbst endlich von dem furchtbaren Uebel ergriffen worden sei, wurde seine heldenmütige That auch in weiteren Kreisen bekannt. Auf den anglikanischen Vikar von St. Lukas in Camberwell (England), H. L. Chapman, machte diese hochherzige Selbstaufopferung einen solchen Eindruck, daß er alsbald eine Aufforderung in der Times erließ, worin er in Kürze die herzergreifenden Um-

sätzigen annehme als die katholische, darauf möge (Miss.-Mag. 1878, Seite 288—293) Hemel en Aarde und die Robbin-Insel in Afrika, die „Jesushilfe" in Jerusalem, Almora und Pithoragatt in Indien und die kleine Aussätzigenkolonie in Namtheu (China) antworten. Die Namen der in christlicher Hingebung diesen Aermsten dienenden Männer und Frauen, wie die zur Brüdergemeinde gehörenden Geschwister Leitner, Tietze, Fritsch, Lehmann, Stolze, Wedemann und Küster, Tappe und der Amerikaner Kirk (Miss.-Mag. 1886, S. 511) und andere, stehen in der Missionsgeschichte da als lebendige Beweise der dienenden Liebe in der Nachfolge Christi, wie ja auch der Missionsmärtyrer eine große Zahl ist, zum Beweis, daß der protestantische Missionar sich nicht durch Weib und Kind abhalten läßt, sein Leben für die Brüder in den Tod zu geben, ja daß es ebenso heldenmütige Missionsfrauen giebt, die bereit sind, mit ihren Männern in den Tod zu gehen. Zeugen sind die sieben Geschwister der rheinischen Mission, welche 1859 auf Borneo den Märtyrertod erlitten haben. Von den Arbeitern in der Südsee sind bekannt die Namen Williams und Harris, 1839 auf Eromanga erschlagen, Gordon mit seiner Frau 1861, dessen Bruder 1872, Völkner und Whitely in Neuseeland, Baker auf Fidschi, Bischof Patteson auf der Insel Nukapu 1871, Allen Gardiner und Phillips im Feuerland, Janvier im Pandschab, Lymann und Munsen auf Sumatra und Bischof Hannington in Afrika. Es ist ja das Rühmen nichts nütze, schreibt Paulus an die Korinther, auch ist einer darum nicht tüchtig, daß er sich selbst lobet, sondern daß ihn der Herr lobet. Aber es ist Pflicht, die evangelische Mission gegen ungerechte Angriffe zu verteidigen.

---

stände darlegte, unter welchen de Venster wirkt. Beiträge flossen von allen Seiten und in wenigen Wochen waren ziemlich 20 000 Mk. zusammen, welche der anglikanische Geistliche an de Venster sandte. Die Gabe ist denn auch richtig angekommen, wie ein Dankschreiben des letzteren vom 20. Januar d. J. bezeugt.

In diesem Bericht finden sich, wie aus Obigem ersichtlich ist, mehrere Irrtümmer, welche inzwischen in Nr. 19 der A. E. L. K.-Ztg. berichtigt worden sind, aber von andern Blättern, darunter auch evangelischen Missionsblättern, noch verbreitet werden. Die kritischen Bemerkungen, welche obige Darstellung neben der Pater Damien nicht zu versagenden Anerkennung ausspricht, sind einem Briefe entnommen, welchen Dr. Hyde in Honolulu an den Herausgeber geschrieben hat.

Inseln, wo sie noch in Arbeit stehen, und unter den 26 Hawaiiern, welche im Dienst der Mission in Mikronesien stehen, befinden sich auch zehn Hilo-Zöglinge. Sollten diese Schulen nicht dazu helfen dürfen, daß die Nation nicht zurücksinkt in die Abendschatten des Heidentums oder in einen ebenso beklagenswerten Indifferentismus, nachdem das Morgenrot des Christentums so beglückend über ihr aufgegangen ist? Jedenfalls stehen sie da als beredte Zeugen für die Wichtigkeit einer fortgesetzten Missionsarbeit, welche den Zweck hat, die Herzen zu christianisieren und das Leben und den Wandel eines Volkes zu zivilisieren. Der Gründer dieser Schule, Missionar Lymann, ist längst gestorben, ebenso sein Kollege Titus Coan. Wir trafen aber noch eine Enkeltochter des ersteren und eine Tochter des letzteren in Hilo, welche beide in einer Schule eingeborene und halbchinesische Kinder unterrichteten. Auf der Insel Maui fanden wir dann in Makawao eine größere Mädchenanstalt, welche unter dem Namen »East Maui Female Seminary« bekannt ist. Vier amerikanische Damen besorgen die Leitung und den Unterricht in diesem Seminar. Es hat eine schöne Lage ganz im Freien und ist umgeben von einem Blumen- und Obstgarten. Wir wurden herumgeführt in den verschiedenen Klassenzimmern und sahen die jüngeren Mädchen mit ihren Lektionen beschäftigt und die älteren im Arbeitszimmer allerlei weibliche Arbeiten verrichten. Die Dame, welche uns herumführte, forderte mich auf, einige Worte an diese älteren Zöglinge zu richten, was ich in der englischen Sprache thun konnte, mit der die Vorgerückten hinlänglich bekannt sind. Ehe wir gingen, kletterten einige Mädchen auf einen Feigenbaum und brachen die köstlichsten Feigen für uns, die wir uns sehr schmecken ließen. Hier hörte ich, daß ein Mädchen 40 Dollar jährlich für seinen Aufenthalt in diesem Seminar zu bezahlen habe. Die Wichtigkeit solcher Institute für das weibliche Geschlecht kann nicht hoch genug angeschlagen werden, wenn man bedenkt, daß diese Mädchen von klein auf an Zucht und Ordnung gewöhnt werden und daß sie nicht nur mit theoretischen Kenntnissen ausgestattet werden, sondern die Führung einer Haushaltung und alle Arten von weiblichen Arbeiten praktisch erlernen und üben müssen. Noch existiert eine höhere Lehranstalt in Lahaina auf der Insel Maui, wohin wir jedoch nicht kamen. Gegründet im Jahr 1831, war diese Anstalt ein Lehrerseminar, um die Eingebornen zu Gehilfen für das Lehramt auszubilden. Später

kam dieses Seminar in die Hände der Regierung, als die Mission ihre Arbeit für abgeschlossen erklärte und auch die Unkosten auf andere Schultern gelegt werden mußten. Die Uebertragung geschah unter der Bedingung, daß die Regierung dafür sorgen müsse, daß gesunde Litteratur und solide Wissenschaft gepflegt und keine Religionslehren vorgetragen werden, die im Widerspruch stehen würden mit dem, was die Missionare bisher in dieser Anstalt gelehrt hatten. Im Jahr 1862 brannte die Anstalt bis auf den Grund nieder, wobei die Kapelle, die Lehr- und Speisezimmer, die Mineraliensammlung und fast der ganze physikalische Apparat, sowie die Wohnzimmer der Zöglinge in Flammen aufgingen. Die Regierung gewährte rasch Hilfe und es flossen auch Privatbeiträge, so daß die Anstalt schöner erstehen konnte. Während der 19 Jahre, welche die Anstalt unter der Leitung der Mission stand, wurden 438 junge Leute dort erzogen und die Lehrer wurden überall herum auf den Inseln verteilt, auch wurden einige von ihnen Pastoren oder gingen als Missionare nach Mikronesien und auf die Marquesas-Inseln. Selbst in weltlichen Aemtern fanden einige Verwendung als Landvermesser, Rechtsanwälte oder Richter. In Verbindung mit der katholischen Mission existieren selbstverständlich auch Schulen und Erziehungsanstalten. In Honolulu sahen wir auch eine Besserungsanstalt für Knaben und Mädchen, Reformatory, die ebenfalls von der Regierung unterhalten wird. Es ist Land bei der Anstalt, das die Insassen bebauen, um dadurch ihren Unterhalt zu verdienen. Daneben erhalten sie Schulunterricht, und zur Entlassung aus dieser Anstalt ist nicht nur ein gutes Sittenzeugnis von dem Vorstand erforderlich, sondern auch daß der Betreffende in Hawaii und Englisch lesen und schreiben und rechnen kann. In der Nähe dieser Anstalt ist auch ein Irrenhaus und ich war erstaunt zu hören, daß es sehr besetzt sei und daß namentlich auch Chinesen dort untergebracht werden mußten. Etwas weiter entfernt liegt auf einer Landzunge das Oahu-Gefängnis. Am Sonntag den 18. Juli nahm mich Herr Damon mit in das Gefängnis, welches er regelmäßig am Sonntag zu besuchen pflegt. Es ist ganz nach europäischem Stil gebaut und sehr gut eingerichtet. Der Chinesen waren mehr als mir lieb war zu sehen, und ihre Vergehen bestanden meist in Opiumschmuggel oder heimlichem Gebrauch des Giftes. Wenn daher jetzt die Einfuhr und der Verkauf des Opiums gesetzlich gestattet ist, so werden

die meisten der chinesischen Gefangenen entlassen worden sein. Ich hielt eine Ansprache an die Leute auf chinesisch und Herr Damon hatte chinesische Bücher und Traktate für sie zum Lesen mitgebracht. Durch die Güte des Gefängnisvorstandes wurden wir in der ganzen Anstalt herumgeführt und sahen die verschiedenen Abteilungen der Verbrecher männlichen und weiblichen Geschlechts, welche wegen Mords und Totschlags, Hurerei und Ehebruchs, Diebstahls, Hazardspiel, Trunkenheit und Schlägereien ihre Strafe abbüßen mußten, zum Beweis, daß das menschliche Herz eben böse ist von Jugend auf und der Verführer aller Orten seine Beute zu machen weiß.

Was das christliche Leben der Hawaiier betrifft, so sind sie wohl im ganzen eine christliche Nation und es wird kein Götzendienst mehr unter ihnen gesehen. Von den alten Tempeln sind nur noch Ruinen übrig und die Götzenbilder werden höchstens noch als Kuriositäten gezeigt. Dagegen sieht man allenthalben Kirchen und Kapellen und in Verbindung damit christliche Schulen. Die Mission hat schon im Jahr 1853 ihre Arbeit auf den Sandwich-Inseln als vollendet angesehen und die Nation soweit für christianisiert erklärt, daß die gesammelten Gemeinden nun sich selbst überlassen werden könnten zur Selbstverwaltung und Selbsterhaltung. Zwei große Erweckungen zu Ende der dreißiger und zu Anfang der sechziger Jahre hatten viel lebendiges Christentum in den Gemeinden bewirkt und die Berichte aus jenen Zeiten liefern ganz überwältigende und klare Beweise davon, daß ein Werk des Geistes Gottes auf den Inseln stattgefunden hat, welches die Wiedergeburt einer großen Anzahl dieser Insulaner zur Folge gehabt hat. Diejenigen welche aus jenen Jahren der göttlichen Gnadenheimsuchung noch am Leben sind, gelten auch immer noch als Lichter in der Gemeinde oder als das Salz des Landes. Die große Sterblichkeit unter den Hawaiiern übt aber ihre traurige Wirkung aus, und während die alten bewährten Glieder der Kirche allmählich vom Schauplatz abtreten, fehlt es an einem Nachwuchs von ebenso kräftigem christlichem Geiste. Das junge Volk verweltlicht und öffnet sich Einflüssen von außen, die dem Christentum nicht günstig sind. Der materielle Aufschwung, den die Inseln genommen haben, hatte natürlich zur Folge, daß die Gemüter auch mehr in die materiellen Interessen hineingezogen wurden und daß an der Stelle des frommen Ernstes, der bei den Alten zu finden war, mehr und mehr jugendlicher Leichtsinn um sich greift, so daß

vielen die Karten wichtiger sind als die Bibel und die Vergnügungsorte häufiger besucht werden als die Kirchen. Die vielen Einwanderer aus allen Gegenden der Welt, namentlich die Chinesen, tragen auch nicht zur Hebung der Sittlichkeit bei, und wie leicht erwacht die Lust zu der alten Nationalsünde der Unzucht wieder, wo die Herzen nicht mehr durch den persönlichen Umgang mit Gott und seinem Wort vor dem Bösen bewahrt sind. O daß ein neuer Geistesregen von oben herab auf die jetzige Generation ausgegossen würde, um neues Leben zu wirken, daß die Gemeinde blühen und rechtschaffene Früchte der Buße bringen könnte. Noch ist unstreitig ein guter Kern von Christen unter den Kanaken vorhanden, und man bekommt ganz günstige Eindrücke, wenn man in die Kirche eintritt und sieht da die Gemeinde vor der Predigt versammelt zur Sonntagsschule, in welcher Bibelabschnitte gelesen und von solchen erklärt werden, welche sich freiwillig dazu hergeben. Der Gesang war überall gut und schien recht von Herzen zu kommen, und die Aufmerksamkeit während der Predigt war so gut, als man es nur irgendwo finden könnte. Die Prediger sind Eingeborne, indem jetzt nur noch an wenigen Gemeinden alte Missionare als Pastoren fungieren. Ueber dieses eingeborene Pastorat waren die Ansichten von Anfang an geteilt. Die Missionare selbst, denen doch zweifellos das beste Urteil in dieser Sache zugestanden werden muß, zögerten lange, ehe sie die Verantwortlichkeit in Betreff der Seelsorge und Gemeindeleitung abgeben wollten, um dieselbe auf die Schultern eingeborner Pastoren zu legen. Die amerikanische Missionsgesellschaft hatte bereits im Jahr 1848 ihre Willensmeinung dahin geäußert, daß ihr die Zeit gekommen zu sein scheine, diesen Schritt zu thun; aber die endgültige Vollziehung desselben wurde erst im Jahr 1863 von dem zu diesem Zweck nach den Sandwich-Inseln entsendeten Sekretär der amerikanischen Missionsgesellschaft, Dr. Anderson, bewerkstelligt. Im Jahr 1849, also beinahe 30 Jahre nach Beginn der Missionsarbeit auf den Inseln, wurde der erste hawaiische Pastor, Kekela ordiniert, dessen Name später auch in der Marquesasmission rühmlichst bekannt geworden ist. Ihm folgten bald noch mehrere; aber noch im Jahr 1863 waren die Missionare der Ansicht, daß die Gemeinden noch lange der ausländischen Pastoren als Leiter bedürfen. Einer derselben, Titus Coan, äußert sich darüber so: „Unsere eingeborenen Christen sind noch Kinder, welche Milch bedürfen und keine starke

Speise ertragen können. Sie sind noch schwach, unbeständig und leicht abzuwenden vom rechten Weg. Intelligente und geduldige Hingebung an eine Arbeit, welche Wachsamkeit und beständige Sorgfalt erfordert und ein tiefes gewissenhaftes Gefühl für Verantwortlichkeit lassen sich bei einer primitiven Rasse wie die Polynesier nicht so leicht entwickeln. Es ist anders in China, Japan und Indien, wo eine alte Zivilisation mit ihrer Litteratur besteht und wo es Leute von scharfem Verstand giebt, die im stande sind, sich an die Spitze von wichtigen Unternehmungen zu stellen und dieselben zu leiten, Leute, die eigenes Nachdenken und Urteilsfähigkeit besitzen, und die selbst von der Wahrheit und Wichtigkeit der christlichen Religion überzeugt, dieselbe als Regel ihres Lebens betrachten und so Lehrer und Leiter für andere werden können. Unsere eingeborenen Pastoren sind beinahe alle in der Kirchenzucht lax gewesen und haben einen Mangel an Unterscheidungsgabe an den Tag gelegt in Betreff der Aufnahme von Gliedern in die Kirchengemeinschaft, auch waren sie nachlässig im Suchen des Verirrten und Verlorenen." Dem gegenüber war es aber die Ansicht von Dr. Anderson, daß es ein Irrtum sei, die geistliche Lebensfähigkeit der eingeborenen Kirche und des eingeborenen Pastorates auf diese Weise zu unterschätzen und zu großes Gewicht auf eine lange fortgesetzte Anleitung und Heranbildung zum Dienst am Evangelium in neugebildeten Christengemeinden zu legen. Es werde dabei der erleuchtenden und belebenden Wirkung nicht genug Rechnung getragen, welche der heilige Geist allenthalben übe und die wohl die Annahme gestatte, daß unter je hundert Bekehrten doch wenigstens Ein Mann zu finden sein werde, dem, nachdem er selbst biblische Unterweisung empfangen habe, die Pflege einer aus den Heiden gesammelten Gemeinde überlassen werden könne. Nun, Dr. Anderson hat jedenfalls seine Aufgabe gelöst und die selbständige Organisation der hawaiischen Kirche durchgeführt. Die Missionare zogen sich von der unmittelbaren Gemeindeleitung zurück, einige begaben sich auf andere Missionsfelder, andere kehrten nach Amerika zurück und eine kleine Anzahl blieb auf den Inseln als Pastoren ihrer Gemeinden, aber ohne Verbindung mit der heimatlichen Missionsgesellschaft, welche jedoch Vorkehrungen getroffen hatte, daß die ältesten Missionare eine Pension bekamen oder denselben und ihren Familien durch Zuweisung von Land, das der Mission gegeben worden war, Schutz vor Mangel gewährt wurde. Das Verbleiben

einer Anzahl von Missionaren und ihrer Kinder auf den Inseln hatte manchen Vorteil. Es bildete sich sofort eine aus der gesamten Geistlichkeit bestehende, die kirchlichen Angelegenheiten leitende Evangelische Assoziation, deren Mitglieder die alten Missionare wurden, welche den hawaiischen Gemeinden gegenüber eine väterliche Stellung einnahmen mit all dem Einfluß, den die Erinnerungen an das was sie geleistet hatten, ihnen sicherte, und die mit ihrer höheren Bildung und dem Schatz ihrer Erfahrung das neu vom Stapel gelassene Schiff der hawaiischen Kirche durch Klippen und Untiefen hindurchsteuern helfen konnten. Ihre Kinder aber, die in verschiedenen Eigenschaften als Beamte, Kaufleute oder Pflanzer ihren bleibenden Wohnsitz auf den Inseln genommen hatten, übten den besten Einfluß auf die Weißen aus, so daß das was man die öffentliche Meinung nennt, nicht gegen, sondern für Tugend und Religion war. Ein großer Teil der amerikanischen Bevölkerung sind solche, die entweder selbst aus Missionsfamilien stammen, oder durch Verwandtschaft mit ihnen verbunden sind. Sie haben ein traditionelles Interesse am Wohlergehen des hawaiischen Volkes, verstehen meist die Sprache des Landes und genießen den Segen, der von ihren Eltern her auf ihnen ruht. Es ging anfangs über Erwarten gut mit der neuen Einrichtung. Der Missionsarzt Dr. Wetmore in Hilo gab der eingeborenen Geistlichkeit das Zeugnis, daß sie eine höchst achtungswürdige Menschenklasse seien und bei jeder Frage, die von einiger Wichtigkeit sei, fest und mutig auftreten und mit Umsicht beraten und beschließen. Dagegen äußert sich eine ganz unabhängige Beobachterin (Six months on the Sandwich Islands Seite 214): „Ich wage zu behaupten, daß es von seiten der Missionsgesellschaft verfrüht war, diese eben erst christianisierten Inseln ganz in den Händen einer noch jungen einheimischen Geistlichkeit zu lassen. Selbst wenn diese Männer allen Anforderungen entsprechen, die man an sie stellen kann, so besitzen sie doch nicht Charakterstärke und Autorität genug, um gegenüber von der laxen Moral, welche das Volk verderbt, ein reines evangelisches Christentum aufrecht zu erhalten. Jetzt sind die alten Missionare noch im Land, aber wenn diese ehrwürdigen Männer nicht mehr sein werden, dann wird man doch wieder etwas wie Missionsarbeit auf den Inseln anfangen müssen, um die jugendliche Kirche nicht verfallen zu lassen." Ich hörte auch ähnliche Urteile während meines Aufenthalts auf den Sandwich-Inseln, hatte aber auch die Freude,

Zeuge zu sein von einer Lichtseite, die in der Geschichte der hawaiischen Kirche besonders hervortritt, als Beweis dafür, daß Leben vorhanden sein muß. Ich meine die missionierende Thätigkeit nach außen, durch welche der Schall des Evangeliums von den Sandwich-Inseln aus auch auf andere Inseln des stillen Ozeans getragen wurde, die noch in der Finsternis des Heidentums lagen. Es sei nur noch bemerkt, daß zur Heranbildung von eingeborenen Geistlichen eine eigene Anstalt in Honolulu gegründet worden ist, die den Namen trägt: The North Pacific Missionary Institute. Die evangelische Assoziation von Hawaii ließ eine dringende Bitte an die amerikanische Missionsgesellschaft ergehen um einen tüchtigen Mann, der die Leitung dieser Anstalt übernehmen könnte, und erhielt infolge davon den Dr. theol. C. M. Hyde, der nun schon eine Reihe von Jahren in Honolulu im Segen arbeitet und jungen Leuten, die sich dem Predigtamt widmen wollen, eine entsprechende Erziehung und Ausbildung giebt.

Unter den Schiffen im Hafen von Honolulu lag auch eines, das den Namen „Morgenstern" trägt und dessen Bestimmung eine andere ist als die der Handelsschiffe, welche Waren hin und her führen. Es ist das Missionsschiff, welches seine Reisen nach den Inseln des stillen Ozeans macht, um Prediger des Evangeliums hin und her zu führen und Licht in die heidnische Finsternis hineinzutragen. Schiffer und andere Reisende hatten in dem 2000 engl. Meilen westlich von den hawaiischen Inseln gelegenen Mikronesien von der wunderbaren Veränderung erzählt, die in Hawaii stattgefunden habe, wodurch bei den Mikronesiern der Wunsch nach ähnlichen Verbesserungen in ihrer eigenen Inselwelt erweckt wurde, und so ließen sie Bitten um Lehrer nach Hawaii gelangen. Zu gleicher Zeit war dort das Bewußtsein erwacht, daß jede Kirche nicht allein für ihr eigenes Bestehen zu sorgen habe, sondern auch aggressiv zu Werke gehen müsse, indem nur dadurch ihre Lebendigkeit erhalten bleiben und gesteigert werden könne. Obgleich die Kosten für die einheimischen Kirchen und Schulen nun ganz auf den hawaiischen Gemeinden lagen, so war doch genug Missionssinn in denselben vorhanden, um mit Eifer und Liebe auf die neue Unternehmung einzugehen. Beiträge wurden gesammelt, die sich gleich in den ersten Versammlungen auf 1500 Dollar beliefen und später noch vermehrt wurden. Es bildete sich eine eigene hawaiische Missionsgesellschaft, Hawaiian Board, und die alte amerikanische Muttergesellschaft reichte

dieser Tochter liebreich die Hand. Im November 1851 schickte sie drei Missionare von Boston nach Honolulu, die Brüder Snow, Sturges und Gulick, daß sie sich an die hawaiischen Missionare anschließen und mit ihnen nach den mikronesischen Inseln gehen. Am 15. Juli 1852 reisten die genannten drei Missionare in Begleitung des Sekretärs der hawaiischen Missionsgesellschaft, Herrn Clark, des eingeborenen Pastors Kekela und zweier weiterer eingeborenen Missionare von Honolulu ab unter den Gebeten und Segenswünschen der Gemeinden, und auch mit einem Empfehlungsschreiben des Königs an alle Häuptlinge der fernen Inseln, das dieselben um freundliche Aufnahme dieser Boten des Evangeliums bat. Die Reise wurde damals noch in einem gemieteten Schoner gemacht und es wurden allmählich Stationen errichtet auf den Inseln Kusaie und Ponape, welche zu den Karolinen gehören, auf Apaiang, einer der Gilbert-Inseln, und auf Ebon, welche zu der Gruppe der Marschallsinseln gehört.

Im März 1853 öffnete sich eine andere Thüre nach einer entgegengesetzten Richtung. Auf den Marquesas-Inseln im Osten von Hawaii waren schon von englischen und amerikanischen Missionaren Evangelisationsversuche gemacht worden, jedoch ohne Erfolg. Da kam ein Häuptling namens Matunni von einer der Marquesas-Inseln, Fatuhiva in dem Walfischfänger „Tamerlane“ nach Lahaina, um Missionare zu veranlassen, mit ihm in seine Heimat zu gehen und sein Volk im Worte Gottes zu unterrichten. Wenn kein weißer Missionar zur Verfügung stehe, bat er, so sollen doch hawaiische mit ihm gehen. Diesem rührenden Aufruf wurde mit Freuden Folge geleistet als einem Wink von oben, und der wackere Kekela, welcher von Mikronesien zurückgekommen war, nebst Kauwealoha, Kuaihelani und Kaiwi boten sich selbst zu diesem Dienst an. Sie waren alle verheiratet und ihre Frauen gingen auch mit. Missionar Parker, der früher schon einmal auf den Marquesas-Inseln gewesen war, und ein Engländer namens Bicknell schlossen sich ebenfalls an. Ein Abschiedsgottesdienst wurde gehalten in der großen Steinkirche, an welcher Parker jetzt noch Pastor ist, und es war eine ergreifende Scene, als die hawaiische Gemeinde acht Eingeborene zum Missionsdienst unter den Wildesten der Südseeinsulaner abordnete. Auch diese Partie mußte noch in einem gemieteten Fahrzeug an den Ort ihrer Bestimmung reisen. Im Jahr 1856 kam dann das Missions-

schiff „Morgenstern“ nach Honolulu, welches durch freiwillige Beiträge von den Sonntagsschülern in Amerika gebaut worden war. Dasjenige welches wir in Honolulu trafen, war jedoch nicht mehr dieser erste „Morgenstern,“ sondern bereits der vierte. Der erste wurde verkauft, der zweite und dritte scheiterten auf Korallenriffen, aber dieser vierte ist nun auch mit Dampfkraft ausgerüstet, um von Strömungen oder Windstillen weniger abhängig zu sein. Abermals war dieses Missionsschiff im Begriff nach Mikronesien zu fahren und amerikanische wie hawaiische Missionsleute dorthin zu bringen. Vor der Abreise wurde eine Versammlung an Bord gehalten, der wir auch anwohnten. Der Sekretär der hawaiischen Missionsgesellschaft, Herr Forbes, hielt eine Ansprache und empfahl die Reisegesellschaft dem Schutze des allmächtigen Gottes, dann sprach ein hawaiischer Missionar, darauf verrichtete der eingeborne Pastor der Gemeinde von Honolulu ein Gebet, wornach der älteste der noch lebenden Missionare, Herr Schmidt, den Segen sprach. Dann wurden die Anker gelichtet und der „Morgenstern“ dampfte zum Hafen hinaus, begleitet von den Gebeten und Segenswünschen aller derer, denen die Ausbreitung des Reiches Gottes am Herzen liegt. Jetzt stehen ja die Gilbert- und Marschallinseln unter deutschem Schutz, und es ist zu hoffen, daß Deutschland den Missionaren dort dasselbe Wohlwollen beweisen wird, welches deutsche Missionare in englischen Kolonien erfahren dürfen.— Einmal hatte ich auch Gelegenheit, einer Sitzung der hawaiischen Missionsgesellschaft anzuwohnen. Oberrichter Judd hatte den Vorsitz und das Komite bestand aus Hawaiiern und Amerikanern. Die Verhandlungen wurden aber in hawaiischer Sprache geführt und blieben deshalb für mich unverständlich. An die hawaiische Missionsgesellschaft schließt sich eine Damenmissionsgesellschaft an, »The Woman's Board of Missions«, welche jedoch nur aus ausländischen, bezw. amerikanischen Damen besteht, die auf den Inseln ansässig sind und die es sich zur Aufgabe machen, in verschiedener Weise in Missionssachen hilfreiche Dienste zu leisten, hauptsächlich um die in der Mission thätigen Damen auf den mikronesischen Inseln zu unterstützen, aber auch, um in Hawaii selbst Beiträge darzureichen, wo es sich wesentlich um Missionsarbeit handelt. Während der 15 Jahre ihres Bestehens hat diese Damengesellschaft über 8043 Doll. verfügt, wovon für auswärts 3635 Dollar und für die Sandwich-Inseln 4408 Dollar ausgegeben wurden. In Artikel 5 ihrer Kon-

stitution heißt es, daß die hawaiische Missionsgesellschaft dieser Gesellschaft ratgebend zur Seite stehen solle. Sie haben ihre regelmäßigen monatlichen Sitzungen, um die Geschäfte abzumachen und Mitteilungen über Missionsarbeit zu lesen. Noch ist einer besonders ansprechenden Gesellschaft Erwähnung zu thun, welche sich aus den Nachkommen der Missionare gebildet hat. Ihr offizieller Titel ist »Hawaiian Mission Childrens Society«. Sonst nennen sie sich auch die Cousin Society. Weil nämlich die Väter sich Brüder genannt haben, so wollen sie sich Geschwisterkinder nennen. Das Vorwort zu ihrer Konstitution lautet wie folgt: „Wir die Kinder der amerikanischen protestantischen Mission auf den Sandwich-Inseln in dem Wunsche, die Sache der Mission des Evangeliums zu befördern, sowie in der Absicht, die Freundschaftsbande, welche naturgemäß unter uns bestehen zu befestigen, organisieren uns hiemit zu einer Missionsgesellschaft." — Im 2. Artikel heißt es: Die Absicht dieser Gesellschaft ist, Eintracht unter ihren Mitgliedern zu hegen und zu pflegen, einen thätigen Missionsgeist zu befördern, einander aufzumuntern zu guten Werken, und hauptsächlich christliche Missionen kräftig zu unterstützen. Die Zahl der Mitglieder dieser Cousin Society ist nach dem letzten Bericht 850; sie sind aber nicht alle auf den Inseln, sondern zum Teil in Amerika, ja in allen Ländern der Welt. Auch diese Gesellschaft hat ihre monatlichen Zusammenkünfte, wobei Beiträge gesammelt, Mitteilungen über die Verhältnisse der abwesenden Mitglieder gemacht und Missionsberichte vorgelesen werden. Wir waren bei zwei Gelegenheiten eingeladen, an den Sitzungen teilzunehmen und über unsere Arbeit in China zu berichten, was uns viel Vergnügen machte. Auch hatten wir die Ehre, als Mitglieder dieser Gesellschaft aufgenommen zu werden, und freuen uns sehr, zu dieser Cousin Society auf Hawaii zu gehören. Am 15. Mai 1886 hatte dieselbe ihre letzte Jahresversammlung, und Herr Damon, welcher im abgelaufenen Jahr Präsident gewesen war, hielt bei dieser Gelegenheit eine Ansprache, aus der ich einiges mitteile. Er sagte unter anderem, daß ihm im Blick auf die Unbeständigkeit menschlicher Dinge der Gedanke gekommen sei, ob man nicht irgendwo ein Gedächtnis stiften sollte für die Väter und Großväter, welche die erste Missionsarbeit auf diesen Inseln gethan haben. Dieser Gedanke sei jedoch bald wieder verdrängt worden durch die Ueberzeugung, daß ein Monument von anderer Art, als eines aus

Bronce oder Marmor errichtet werden könnte, welches in einem besseren und geheiligteren Sinn die Namen dieser ersten Apostel der hawaiischen Inseln verewigen würde, um derselben mit immer neuer Liebe und Verehrung gedenken zu können. Unsere Väter und Großväter würden uns gewiß selbst zurufen: „Setzet das Werk fort, welches wir begonnen haben, predigt das Evangelium von Jesu Christo allen den verschiedenen Nationen, welche sich allmählich in dem Lande zusammengefunden haben, darin ihr geboren seid, richtet auf die lässigen Hände und die müden Kniee derer, die wir aus der Finsternis zum Licht geführet haben, und stärket das andere, das sterben will. Sehet zu, daß in jedem Dorf, in jeder Familie und in jedem Herzen dieser Nation die himmlische Flamme lodere, die Licht und Leben verbreitet." Wenn wir uns persönlich zu solcher Arbeit hergeben und Mittel und Wege ausfindig machen, auf diese Weise das Werk unserer Vorfahren fortzusetzen, so würden wir damit das größte und beste Monument errichten.

Nun kommt der Redner darauf zu sprechen, wie die amerikanische Missionsgesellschaft schon eine Reihe von Jahren her sich von den Sandwich-Inseln zurückgezogen und die eingeborene Kirche für unabhängig und selbständig erklärt habe, wie aber die Verantwortlichkeit, die damit auf die eingeborenen Pastoren gelegt worden sei, sich im Verlauf der Zeit als zu schwer für dieselben erwiesen habe, worüber jetzt niemand mehr im Zweifel sei, der den wirklichen Stand der Dinge auf den Inseln genau kenne. Er erkennt dankbar die Wirksamkeit des North Pacific Missionary Institute an, aus welchem gebildete Pastoren für die Gemeinden hervorgehen, und sagt, daß auch noch andere gute Einflüsse vorhanden seien; aber sie bedürfen der Kräftigung und die sollte ihnen von dieser Gesellschaft zugeführt werden. Nun entwickelt er den Gedanken von Missionsbischöfen, welche auf den verschiedenen Inseln stationiert werden sollten, um nicht allein den Gemeinden und ihren Pastoren hilfreiche Hand in geistlichen Sachen zu bieten, sondern auch für die anderen Nationalitäten, welche sich in immer größerer Anzahl auf den Inseln einfinden, Europäer oder Chinesen und Japanesen, eine segensreiche Wirksamkeit zu entfalten! Die Ansicht des Redners ist, daß in ihrer eigenen Gesellschaft Männer wären, die zu einer solchen Aufgabe tüchtig sein könnten, und daß sie auch die Geldmittel aufbringen könnten, welche dazu erforderlich wären. Er schließt mit einem

pathetischen Aufruf, seinen Vorschlag nicht für schwärmerisch, unausführbar und unmöglich zu halten, sondern mit Ernst, Gebet und Entschlossenheit darauf einzugehen. Lasset uns suchen, sagt er, auf diese Weise ein schönes und glorreiches Denkmal denen zu setzen, deren Namen und edle Thaten für uns allezeit ein Antrieb sein müssen zu gänzlicherer Hingebung und heiligerem Leben. — Man sieht daraus, daß ein wahres lebendiges Christentum in diesen Nachkommen der ersten Missionare, die auf den Sandwich-Inseln arbeiteten, vorhanden ist, und daß sie von einem edlen Streben beseelt sind, um auch in ihrem Teil noch das gute Werk fortzusetzen, das ihre Väter dort begonnen hatten.

Noch wären verschiedene Jünglings-Vereine (Young Men's Christian Association) zu erwähnen, welche unter den Hawaiiern sowohl als auch unter den Chinesen gegründet worden sind und durch welche der Jugend ein Anhalt geboten ist zur Bewahrung vor den Versuchungen zum Bösen, und zur Pflege eines moralischen und religiösen Lebens. Auch von diesen geht mehr oder weniger Missionsthätigkeit aus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Islam in Afrika.

Das größte Hindernis für die Ausbreitung des Evangeliums in Afrika ist nicht der Götzendienst, sondern der Islam. So haben seither diejenigen geurteilt, welche Afrika kennen und ein Herz dafür haben, daß auch dem dunkeln Erdteil das Licht des Evangeliums aufgehe. Doch es scheint, als ob wir unsere Ansicht vom Islam gründlich zu ändern und in demselben eher eine Brücke zum Christentum, als ein Hemmnis für dasselbe zu erkennen hätten. Der englische Reisende Thomson hat vor der Londoner Anthropologischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten, in welchem er dem Muhammedanismus eine größere Bedeutung für die Kultivierung Afrikas zuschreibt, als dem Christentum. Wir geben die wesentlichen Gedanken dieses Vortrags nach einem Artikel der „Deutschen Weltpost." Zunächst beklagt der Redner die schlimmen Folgen des von Europäern und Amerikanern mit Westafrika getriebenen Handels. „Längs der ganzen Küste erschallt nur eine Forderung: Branntwein,

immer mehr Branntwein, und dann Tabak, Schießpulver und Gewehre. Das sind die einzigen Bedürfnisse, welche hundert Jahre Handelsverkehr mit den Europäern den Eingeborenen beigebracht haben" (vrgl. das Aprilheft des Miss.-Mag., S. 170). Thomson macht nun sich selbst die Einwendung: die Missionare seien doch gewiß ihrem Beruf gerecht geworden und müssen viel gethan haben, um den schädlichen Folgen des Branntweins zu steuern. Aber wenn der Reisende auch nicht bestreiten will, daß die Missionare ehrlich und eifrig in ihrem Berufe gearbeitet haben und daß mancher von ihnen wie ein Held auf der Wahlstatt gefallen ist, so muß er doch dabei bleiben, daß der Erfolg ihren Anstrengungen nicht im entferntesten entspricht. „In Ostafrika wie in Westafrika verfolgen die Missionare mit geradezu unbegreiflicher Kurzsichtigkeit einen absolut unpraktischen, visionären Weg und scheinen als eine magische Wirkung der Wahrheiten, die sie predigen, ein allgemeines Pfingsten, eine Ausgießung des heiligen Geistes über alle zu erwarten. Sie hoffen, auf den niederen, völlig unentwickelten Geist des Negers die erhabensten Dogmen des Christentums pfropfen zu können, anstatt ihn irgend etwas zu lehren, was er begreifen kann. Die Folge ist, daß das Christentum überall machtlos den vereinigten Wirkungen von Fetischismus und Barbarei entgegensteht. Es kann in gar keiner Weise mit dem Geist des Eingeborenen in Berührung kommen, die Kluft zwischen beiden ist zu weit, und solange nicht irgend ein neues Mittel entdeckt wird, um sie zu überbrücken, scheint mir der Fall vollkommen hoffnungslos. Der Missionar, ausgerüstet mit seinen geistigen Waffen aus dem Kollegium und dem theologischen Arsenal, ist weniger als irgend ein anderer geeignet, den Geist des Negers zu verstehen und zu sich emporzuziehen, und so ist ein nutzlos vergeudetes Leben weitaus in den meisten Fällen das Ende."

In Ostafrika war Thomson auf den Gedanken gekommen, die Zivilisierung des Negers sei ein hoffnungsloses Unternehmen. Am Niger wurde er andern Sinnes. Doch war es nicht die in Westafrika mehr als in Ostafrika wirkende christliche Mission, welche ihm eine günstigere Meinung von der Zukunft der Negerrasse beibrachte. Vielmehr lernte er dort den Islam als eine zivilisatorische Macht kennen. „Im Becken des Niger sollte ich eine hoffnungsvollere Ansicht von der Sache gewinnen. Auf den ersten 200 Meilen fand ich freilich keine Besserung: Fetischismus, Kannibalismus und Brannt-

wein blühten in trauter Gemeinschaft. Aber als ich die Küstenregion überschritten hatte, wurde ich durch leise Anzeichen von Besserung überrascht. Der Kannibalismus verschwand, der Fetischismus folgte, der Branntweinhandel nahm mehr und mehr ab und gleichzeitig nahm die Bekleidung zu, die Leute wurden zusehends reinlicher und ihr würdevolles Benehmen bezeugte eine innere Regeneration.*) Alles deutete auf das Eintreten eines neuen Elements, dem es gelungen, einen Halt im Geiste des Negers zu gewinnen und dieses Element ist, so unglaublich es Ihnen erscheinen mag, der Islam. Je weiter ich eindrang, je näher ich der Hauptstadt von Sokota (im Sudan) kam, desto mehr erkannte ich den wunderbaren Umschwung zum Guten, welchen diese so viel geschmähte Religion bewirkt hat, die mit unbegreiflicher Geschwindigkeit Barbarei und Heidentum verdrängt und das ganze politische Aussehen von Innerafrika nördlich vom Aequator verändert. Als ich Lokoje an der Einmündung des Benue in den Niger passiert hatte, den äußersten Vorposten der muhammedanischen Missionare am Niger, und nun den eigentlichen neutralen Sudan betrat, befand ich mich in einem verhältnismäßig gut regierten Lande, umgeben von einer fleißigen Bevölkerung, klugen Händlern, emsigen Handwerkern, die schon sehr bedeutende Fortschritte in der Zivilisation gemacht haben. Unter dem Einfluß des Islam sind Städte aus dem Boden gewachsen, voll von Arbeit und Industrie, in denen morgens, mittags und abends die Gebete zu dem einen, allmächtigen, allgütigen und allgegenwärtigen Gott erschallen. Das ist kein Schein, keine Heuchelei, kein bloßes Zurschautragen einer unverstandenen Zivilisation von unverständigen Wilden. Vor dem Losungswort des Islam, vor dem Ruf: „Es ist nur ein Gott", schwindet der Fetischismus mit seinen entwürdigenden Gebräuchen wie ein schwerer Nebel vor einer erquickenden Brise. Offenbar hat der Islam etwas, was besonders für den Schwarzen und für ein Tropenklima paßt. Man mag über ihn im Verhältnis zum Christentum denken was man will, zweifellos kann er als Brücke dienen, welche die Kluft zwischen dem Neger und uns überschreiten hilft. Er bildet eine Stufe zu einem höheren Leben und giebt der trägen Masse der Neger einen Impuls, der, richtig

*) Wenn würdevolles Benehmen ein Zeichen innerer Erneuerung ist, dann müssen wir die Türken großenteils für wiedergeborene Menschen halten.

geleitet, einst zu guten Resultaten führen wird. Gegenwärtig drängt der Islam unwiderstehlich nach Westen und Süden, und wer es ernstlich mit dem Neger gut meint, muß wünschen, daß er immer weiter vordringt und schließlich auch mit dem Branntweinhandel, dem einzigen Geschenk, das Afrika uns verdankt, aufräumt." In bemerkenswerter Uebereinstimmung mit diesen Aeußerungen hat, den öffentlichen Blättern zufolge, der Afrikareisende Paul Reichard auf dem Karlsruher Geographentag am 15. April d. J. ausgesprochen, das Vorgehen der Missionare sei zu wenig praktisch. Die Theorie spiele noch immer eine Hauptrolle. Der Islam sei als Vorstufe für eine kulturelle Heranbildung der Neger geeigneter als das Christentum, da er den Anschauungen und Gewohnheiten der Neger mehr angepaßt sei. Erst wenn der Islam Fuß gefaßt, werde das Christentum einsetzen und nachfolgen können.

Was ein Afrikareisender sagt, das glauben manche Leute aufs Wort, und wenn seine Beobachtungen ergeben, daß das Christentum und die Mission unpraktisch sind, sich den Volksanschauungen nicht genug anpassen, so ist das eine erwünschte Bestätigung dessen, was man längst auch entdeckt, jedenfalls geglaubt hat. Nun, die Missionare, die Jahre, oft Jahrzehnte im schwarzen Erdteil zugebracht haben, sind auch Afrikareisende und können mindestens ebensoviel Anspruch darauf erheben, gehört zu werden, als die gegenwärtig sehr zahlreichen sogenannten Afrikareisenden, deren Wahrnehmungen bisweilen recht flüchtig und von Vorurteilen beeinflußt sind. Die Behauptung, daß die Mission dem Fetischdienst und der Barbarei machtlos gegenüberstehe, beruht auf einer namhaften Unkenntnis dessen, was dieselbe in Afrika geleistet hat. Die Mission pflegt allerdings nicht vor sich her posaunen zu lassen; aber daß ihre Leistungen nicht unbekannt geblieben sind, geht daraus klar hervor, daß man sich gegenwärtig alle Mühe giebt, sie für die Plantagenwirtschaft nutzbar zu machen. Wo aber der Vorwurf unpraktischen Vorgehens gar damit zusammenhängt, daß man den Missionar gerne zum Handlanger des Kaufmanns machen würde, muß die Mission es sich zur Ehre rechnen, daß sie unpraktisch ist. Wie nun Thomson und Reichard die christliche Mission unterschätzen, so überschätzen sie die Mission des Islam. Die Zeiten, wo der Muhammedanismus imstande war, frisches Leben zu entwickeln, auf Gewerbe und Handel, Kunst und Wissenschaft anregend einzuwirken, sind längst vorüber. Wo der

Islam jetzt herrscht, da bedeutet er geistigen Tod, starre Selbstgenügsamkeit, mechanische Religiosität.

Wir stellen den Behauptungen Thomsons das Urteil des Negerbischofs Crowther gegenüber, zu welchem der Ch. M. Intelligencer bemerkt: Crowther ist 30 Jahre lang am Niger flußauf- und flußabwärts gereist, während Thomson vermutlich keine 30 Wochen daselbst zugebracht hat. Der Bischof schreibt: „Das gepredigte Wort findet einen empfänglicheren Boden bei den Heiden als bei den Muhammedanern. Der Islam macht die Herzen seiner Bekenner unzugänglich für das Christentum, da er die Gottessohnschaft Christi leugnet. Die Muhammedaner sind voll von Vorurteilen, von Selbstbetrug, Selbstgerechtigkeit und Selbstvertrauen. Sie verlassen sich auf ihre verdienstlichen Werke, besonders Beten und Fasten, und glauben, sie thun darin mehr als sie schuldig seien. Dieser Ueberschuß könne dann andern zu gut kommen. Sie dürfen ungehindert den Lüsten des Fleisches frönen. Unbedenklich erlauben sie sich Grausamkeiten und Bedrückungen gegen Andersgläubige. Sklaven zu halten und mit Sklaven zu handeln gilt für ganz berechtigt. Darum werden Sklavenkriege gegen die Heiden mit der größten Rücksichtslosigkeit geführt. Diese Kriege haben das Land entvölkert. Die Einwohner wurden in die Sklaverei weggeschleppt; die Zurückgebliebenen sind als Holzhauer und Wasserträger zu beständiger Knechtschaft verurteilt oder müssen sie wenigstens drückende Steuern an ihre Beherrscher zahlen. Tritt der Prediger des Evangeliums den Muhammedanern mit Ernst entgegen, so wird er mit Verachtung als ein Lästerer abgewiesen, da Gott ja nie einen Sohn hatte.“ — Diese Schilderung, die völlig übereinstimmt mit Erfahrungen, die in andern muhammedanischen Ländern gemacht werden, wirft ein Licht auf die Behauptung, daß der Islam eine Vorstufe, gar eine wünschenswerte Vorstufe des Christentums sei. Wo die Religion des falschen Propheten eingedrungen ist, da findet das Evangelium verschlossene Thüren. Daß der Muhammedanismus eine Schutzwehr gegen die Branntweinpest ist, soll nicht bestritten werden. Aber dennoch wäre es ein verzweifeltes Mittel, einen Teufel durch einen andern austreiben zu wollen, d. h. eine Religion zu begünstigen, welche den Genuß geistiger Getränke verbietet und die Sklaverei duldet. Wenn die christlichen Völker, unter deren Oberhoheit Afrika mehr und mehr gelangt, dem Branntweinhandel gesetzliche Schranken entgegenstellen,

so ist dies weit besser und wirksamer, als wenn sie den Islam begünstigen. Die Behauptung aber, daß der Branntwein das einzige Geschenk Europas an Afrika sei, ist eine Uebertreibung, die man nur einem über den Schnapshandel mit Recht aufs tiefste entrüsteten Manne wie Thomson verzeihen kann. Uebrigens tritt die Ueberlegenheit des Christentums gegenüber dem Islam auch darin hervor, daß die evangelische Mission am Niger erfreuliche Fortschritte macht, obwohl sie, wie Crowther bemerkt, ein Jahrhundert nach dem Muhammedanismus in jenen Gegenden aufgetreten ist und obwohl das Evangelium weit strengere sittliche Anforderungen stellt, als der Islam.

Ueber die Ausbreitung des Muhammedanismus in Zentralafrika spricht sich General Haig auf Grund seiner in Aegypten gemachten Wahrnehmungen in einer für die evangelische Mission beruhigenden Weise aus. Ehe ich nach Aegypten kam, hatte ich gehört, es finde eine lebhafte Propaganda statt für die Ausbreitung des Islams in Zentralafrika und zwar von der großen Moschee El Azhar und der damit verbundenen Hochschule aus. Ein sehr verständiger Scheich, der zu dieser Schule gehört und ein Freund des Missionars Klein ist, sagte mir, dies sei nicht der Fall. Er habe nie gehört, daß von der Schule von El Azhar aus Missionare nach Zentralafrika oder anderswohin geschickt werden.*) Die Zahl der Studenten an jener Hochschule ist allerdings zeitweise beträchtlich; sie kann auf 8000 steigen. Aber dies ist nur vor einer Aushebung der Fall, da die Studenten vom Kriegsdienst befreit sind. Was jener Scheich versichert hat, wurde dem General Haig von Missionar Klein bestätigt. Haig sagt geradezu: Muhammedanischer Missionseifer gehört der Vergangenheit an (?). Die Muhammedaner klammern sich mit der Zähigkeit der Verzweiflung an ihren Glauben an; aber die Hoffnung, daß ihr Glaube sich über die Welt verbreiten werde, ist bei den Verständigen unter ihnen längst erloschen. Ein gebildeter und denkender Muhammedaner sagte zu Haig in Suez: „Moslem! Es giebt keine Moslem mehr. Sie sind längst von den Lehren des Korans abgewichen und sind den Kafir (Ungläubigen) gleich geworden.“ Schließlich spricht sich Haig dahin aus: „Der Muham-

*) Dagegen soll in Tripolis eine muhammedanische Schule bestehen, aus der jährlich 1000 (?) junge Männer als Missionare nach Zentralafrika ausgesandt werden.

medanismus mag sich durch Mittel, wie sie arabische Kaufleute und Sklavenhändler anwenden, unter den Fetischanbetern Zentralafrikas immer noch ausbreiten; aber er muß auch dort nahezu seine äußersten Grenzen erreicht haben." Dieses Urteil ist sicherlich zu sanguinisch. Aber die Kulturbedeutung des Islams in der Gegenwart können wir nur gering anschlagen, die dem Christentum vom Islam drohende Gefahr nicht allzusehr fürchten.

Eine westafrikanische Synode.

Vom 11.—13. August 1886 wurde auf der Basler Missionsstation Christiansborg die Synode des Ga-Adangme-Distrikts gehalten. Seit sechs Jahren hatte keine solche Versammlung mehr stattgefunden. So fehlte es denn nicht an Gegenständen zur Besprechung. Nicht mühselig mußten die Themen zusammengesucht werden, wie oft bei unsern deutschen Synoden, sondern weil man auf eine längere Zeit zurückblicken konnte, ergab sich eine Reihe wirklich praktischer Fragen von selbst. Die Referate waren durchgängig in den Händen von Eingeborenen und die in den Gemeinden vorhandenen Schäden wurden von den Referenten durchaus nicht verdeckt, es wurden zu ihrer Bekämpfung auch nicht aus Weichlichkeit oder Menschenfurcht möglichst zahme Mittel vorgeschlagen. So geben die Verhandlungen der Synode einen erfreulichen Eindruck davon, daß in den Christengemeinden der Goldküste wirkliches Leben vorhanden ist.

Die Synode, zu deren Beratungen sich etwa 150 Personen eingefunden hatten, wurde am Abend des 10. August mit einer Betstunde eingeleitet und am 11. morgens 8 Uhr durch Missionar Bohner mit einer biblischen Ansprache eröffnet. Die Verhandlungen wurden in der Ga-Sprache geführt; doch wurde das Wesentliche ins Twi übersetzt. Am Abend des 11. August wurden in der ganz mit Zuhörern gefüllten Kirche von auswärtigen Presbytern kurze Ansprachen gehalten. In den Frühstunden der Sitzungstage vereinigten sich die eingeborenen Mitglieder der Synode zum Gebet. Am Vormittag des 13. August fand zum Schluß des Ganzen ein Gottesdienst mit Abendmahlsfeier statt.

Der erste Gegenstand der Besprechung war die Frage: Was ist von dem religiösen und sittlichen Zustand unserer Christengemeinden zu halten? Es wurde offen ausgesprochen, daß mehr Uebelstände als Lichtseiten hervorzuheben seien. Sollen aber die vorhandenen Mißstände abgestellt werden, so müssen die Presbyter ihren Lehrer (d. h. den Missionar oder den Diakon) kräftig unterstützen, denn da sie als Ortskundige den anstößigen Lebenswandel einzelner Gemeindeglieder zuerst bemerken, so sind sie auch am ehesten im stand, Uebelstände im Keim zu ersticken. Handelt es sich um Reparaturen an Kapellen oder Lehrerwohnungen, so müssen die Presbyter opferwillig mit gutem Beispiel vorangehen, sonst thun die übrigen Gemeindeglieder auch nichts. Solche Christen aber, welche einen anstößigen Wandel führen, sind in ernste Kirchenzucht zu nehmen und, wenn sie sich nicht bessern, auszuschließen. Solche, welche thatsächlich sich selber ausgeschlossen haben, sollen doch auch noch formell ausgeschlossen werden. Läßt man ihre Namen in den Gemeindelisten stehen, so werden sie dadurch im Bösesthun bestärkt und andere Christen werden entmutigt.

Das zweite Thema lautete: Wie können unsere Christen aus den verschiedenen Stämmen, Ortschaften und Familien mehr zu einem Bewußtsein und Gefühl der Zusammengehörigkeit erzogen werden? Die von dem Referenten beklagte Zersplitterung der Gemeinden wurde allgemein zugegeben und für einen Ueberrest von heidnischem Sauerteig erklärt. Die Lehrer und Presbyter sollen alle Christen, auch die Taufkandidaten zu der Erkenntnis erziehen, daß Christen als Kinder Gottes einander gleich sind. Die Eltern aber sollen ihre Kinder nicht darüber belehren, welche Schimpfnamen man den Bewohnern anderer Städte beizulegen pflegt, sondern sollen sie zur Verträglichkeit anhalten. Am allerwenigsten darf unter den Gemeindevorstehern selbst Uneinigeit herrschen. Es ist eine große Schande, wenn — wie das vorgekommen ist — zwei Missionsarbeiter deshalb nichts mit einander zu thun haben wollen, weil sie verschiedenen Städten angehören. Christen, die sich auf der Reise befinden, sollen bei Christen einkehren. Nur sollen zur Vermeidung von Mißbräuchen die Gemeindevorsteher ihren reisenden Gemeindegliedern einen Empfehlungsbrief mitgeben. (Solche Empfehlungsbriefe kommen schon Röm 16, 1. 2 Kor. 3, 1. Apostelgesch. 18, 27 vor und waren bei den ersten Christen sehr häufig.) — Nach der Verhandlung über diesen Gegenstand hatten die eingeborenen Missionsarbeiter eine Be-

sprechung unter sich, nach welcher sie der Synode mitteilten, daß sie nicht bloß vor dem Angesicht Gottes ihre Zwistigkeiten beigelegt, sondern auch den festen Entschluß gefaßt haben, in Zukunft mehr auf Einigkeit zu halten.

Was ist zu thun, damit unsere Gemeinden an Zahl zunehmen? war der dritte Beratungsgegenstand. Das Wachstum einer Gemeinde kommt von Gott, wie das Gedeihen des Feldes. Aber wer's an sich selber fehlen läßt, kann nichts ernten. Darum muß, wenn eine Gemeinde nicht zunimmt, vor allem der Vorsteher derselben sich ernstlich prüfen, ob die Schuld nicht an ihm liegt. Klagt er nur die Gemeindeglieder an, so ist er gewiß im Unrecht. Ebensowenig aber ist es zu billigen, wenn die Gemeinde nicht zu ihrem Lehrer steht, ihn bei der Arbeit an den Heiden nicht unterstützt und nichtsdestoweniger meint, der Lehrer sei schuld daran, daß die Gemeinde nicht wächst. Ein Hauptgrund, warum es oft nicht vorangehen will, ist der, daß sich die Christen ihres Christentums nicht recht freuen. Es ist viel unnötiges Jammern und Seufzen unter uns. Wenn ein Heide sieht, wie schwer es ein Christ nimmt, seine geringe Kirchensteuer zu bezahlen oder ein bißchen Gemeindearbeit zu thun, so kann er sich von solchem Christentum nicht angezogen fühlen.

Die Reihe kam nun an die Heilighaltung der Ehe. Es giebt leider viele Ehen, in denen die Gatten nicht wissen, was sie einander schuldig sind. Unsere Christen bedenken zu wenig, daß die Ehe eine Gottesordnung ist. Sie halten sie gleich den Heiden nur für einen menschlichen Vertrag. Daher kommen manche Männer um bloßer Kleinigkeiten willen mit der Forderung, man solle sie von ihren Frauen scheiden. Die ältern Männer in den Christengemeinden, denen es etwa, weil sie im Heidentum aufgewachsen sind, nicht möglich ist, ihr eigenes eheliches Leben ganz nach Gottes Gebot zu gestalten, werden aufgefordert, dafür zu sorgen, daß wenigstens ihre Söhne und Töchter den Ehestand beginnen und führen wie es Christen geziemt.

Ein fünfter Beratungsgegenstand waren zwei Referate über die wirksamsten Mittel zur Bekämpfung des Rumtrinkens. Einer der Referenten schlug vor, man solle das Rumtrinken aufs strengste verbieten und keine Ausrede gelten lassen. Es ist bemerkenswert, daß dieser Antrag von einem Schwarzen gestellt wurde. Die Synode vermochte sich aber denselben nicht anzueignen. Sie sprach sich dahin aus:

Wir alle verabſcheuen das Trinken von ſtarken geiſtigen Getränken, namentlich von Rum und Gin. Palmwein, Wein, einheimiſches oder ausländiſches Bier berauſchen nicht ſo leicht und können daher eher geduldet werden. Wenn aber jemand ausnahmsweiſe einmal Rum trinkt, etwa als Arznei oder bei einer feſtlichen Gelegenheit, ſo möchten wir ihn deshalb nicht aus der Gemeinde ausſchließen. Dagegen darf durchaus kein Trunkenbold in den Gemeinden geduldet werden. Wer ſich betrinkt, es geſchehe nun bei Tag oder bei Nacht, mit dem wird verfahren wie mit einem Dieb oder Ehebrecher, und zwar iſt es ganz gleichgültig, mit was für einem Getränk er ſich berauſcht hat. Wer ſich zwar nicht eigentlich berauſcht, aber doch täglich Schnaps trinkt, ſoll ebenfalls in Kirchenzucht genommen werden. Die Chriſten ſollen in Zukunft ihre Gäſte nicht mehr mit Rum bewirten, auch ſoll bei Begräbniſſen und bei Familienfeſten in chriſtlichen Häuſern das Rumtrinken abgeſchafft werden. Mit Rum zu handeln, iſt Chriſten längſt verboten. Wenn einzelne ihren Verwandten heimlich Geld geliehen haben, damit dieſelben einen Handel mit Rum anfangen können, ſo iſt dieſem Unfug künftighin zu ſteuern. Da Palmwein und Bier nicht immer zu haben ſind, Wein aber im Lande nicht wächſt, ſo wird den Chriſten empfohlen, morgens ſtatt des bei den Heiden üblichen Branntweins, Welſchkornbrei oder ein aus Mais und Bananen bereitetes Getränke zu genießen, was bereits manche thun. Auch iſt die Möglichkeit vorhanden, ſich Kaffee oder Thee zu verſchaffen. Von ganz beſonderer Wichtigkeit iſt aber, daß von den Lehrern und Presbytern der Gemeinden Enthaltſamkeit in Beziehung auf geiſtige Getränke geübt wird. Sollten die Presbyter ſehen, daß ihr Lehrer ein Schnapstrinker iſt, ſo müſſen ſie hievon dem Miſſionar Anzeige machen. Ebenſo ſoll ein Lehrer keinen Branntwein trinkenden Presbyter im Amt dulden.

Als ſechster Gegenſtand der Beſprechung ſtand auf der Tagesordnung: Wie kann verhindert werden, daß die Chriſten, namentlich die Miſſionsdiener, aus Anlaß ihrer Verheiratung Schulden machen? Wenn ein junger Mann heiraten will, ſo hat er zuvor die Gemeindevorſteher und die Presbyter zu Rate zu ziehen; dieſelben haben zu beſtimmen, ob eine Morgengabe gegeben werden ſoll und in welchem Betrag. Weil die Chriſten verſchiedenen Städten angehören und jede Stadt ihre eigenen Gebräuche hat, auch der Unterſchied von arm und reich zu berückſichtigen iſt, ſo läßt ſich nicht wohl feſtſetzen,

was die Hochzeit kosten soll, wenn einer die Tochter heidnischer Eltern heiratet. Was aber die Christen anbelangt, so sollen in Zukunft keine Geschenke, sondern Geld gegeben werden und zwar bei der Werbung 6 Mk., bei der Hochzeit 80 Mk. Die Großthuerei bei den Hochzeiten, infolge der immer einer den andern mit dem Hochzeitsschmaus überbieten will, ist nicht zu billigen und muß unter Christen aufhören.

Hierauf wurde die Frage besprochen: Wie ist dem Unfug zu steuern, daß die Frauen der Christen aus Anlaß eines Wochenbettes oder aus andern Gründen ihre Männer oft auf Monate verlassen? Das von drei einheimischen Lehrern über diesen Gegenstand ausgearbeitete Referat war mehr eine Entschuldigung, als eine Verurteilung des Mißbrauchs. Die Synode sprach sich aber dahin aus: Wir sehen es höchst ungern, wenn Christenfrauen ihre Männer zu irgend einer Zeit oder aus irgend einem Grund für länger verlassen. Besonders ist dies zu mißbilligen bei den Häusern von Missionsarbeitern, welche in allem ein gutes Vorbild sein sollen. Deshalb ist es uns auch nicht erwünscht, wenn Christen ihre Frauen auf den Handel schicken. Ein Gesetz wollen wir gegen solche Uebelstände nicht erlassen. Aber wenn ein Christ sich seines Berufes wegen unter Fremden befindet, während ein Wochenbett seiner Frau bevorsteht, so soll er sich auf den Herrn verlassen, in dessen Hand unser aller Leben ist. Falls in dem betreffenden Ort sich keine Christenfrauen befinden, so soll seine Frau sehen, daß sie bei heidnischen Frauen Hilfe findet. Wenn Christenfrauen notgedrungen nach Akuapem auf den Oelkauf gehen, so raten wir, daß nie eine allein gehe. Entweder soll ihr Mann sie begleiten, oder soll sie warten, bis eine andere Christenfrau mitgeht. Jeder Christ soll alles zu vermeiden suchen, was eine Trennung zwischen ihm und seiner Frau herbeiführen könnte. Auch sollen christliche Eltern ihrer verheirateten Tochter nicht erlauben, sich öfters und zu lange bei ihnen aufzuhalten.

Das letzte Thema lautete: Was ist zu thun, damit unsere Christen ihre Kinder regelmäßiger zur Schule schicken? Vor allem müssen die Lehrer ihre Schuldigkeit thun, sowohl was ihren Wandel, als was den Unterricht betrifft. Ein Lehrer soll nicht Schnaps trinken, ehe er in die Schule geht, soll die Schüler nicht parteiisch behandeln u. s. f. Freilich kommt es auch vor, daß die Kinder lügenhafter-

weise derartiges dem Lehrer zur Last legen, um sich dem Schulbesuch zu entziehen. Bringen die Kinder solche Anklagen gegen ihren Lehrer vor, so geziemt es den Eltern, die Sache zu untersuchen, damit niemand ungerecht beschuldigt wird. Ist der Vorwurf begründet, so wird gewiß jeder Diakon oder Katechist den Uebelstand abzustellen suchen. Fragen die Eltern der Sache nicht nach, so zeigen sie, daß ihnen die Ausreden ihrer Kinder erwünscht sind. Es ist zu bedauern, daß es immer noch viele Christen giebt, welche nicht einsehen, daß alle Kinder ohne Ausnahmen die Schule besuchen müssen, und meinen, wer einmal ein Bauer, Handwerker oder Fischer werden wolle, brauche nichts zu lernen, oder auch, wer einmal die Schule besucht habe, dürfe nicht mehr mit der Hand arbeiten. In Europa besucht jedes Kind die Schule und deshalb schreitet dort alles voran. Daher machen wir es zum Gesetz, daß jeder Christ, der seine Kinder nicht in die Schule schickt, aus der Gemeinde auszuschließen ist. Wir sind auch alle damit einverstanden, daß von den Christen Schulgeld verlangt wird. Wenn viele Eltern dadurch entmutigt worden sind, daß ihre Söhne, welche die Schulen besucht haben, mißraten sind, so ist das zu begreifen. Aber oft liegt die Schuld an den Eltern selbst. Sie verhelfen ihren Söhnen durch Geldspenden dazu, den Herren zu spielen, oder beaufsichtigen sie nicht während der Ferien. Es ist den Jungen besser, wenn sie während der Ferienzeit ihren Eltern beim Feldgeschäft helfen, als wenn sie auf der faulen Haut liegen oder im Land herumstreichen. Eltern, welche Kinder in der Anstalt haben, sollen denselben das Kostgeld und dergleichen immer durch die Hand des Vorstehers zukommen lassen, anstatt es den Jungen selber in die Hände zu geben. Unbegabte oder bösartige Knaben sollten nie in die Anstalten zum Weiterlernen geschickt werden. Es ist besser, wenn solche, nachdem sie die Dorfschule besucht haben, bei ihren Eltern bleiben und Bauern werden.

Man sieht, es fehlt in den Christengemeinden auf der Goldküste nicht an mancherlei Schäden. Aber daß sich auf der Synode niemand fand, der diese Schäden leugnete, ist ein Beweis dafür, daß die sittlichen Begriffe der Neger durch das Evangelium eine völlige Umwandlung erfahren.

Missions-Zeitung.

Marokko.

Die von Grattan Guinneß im Jahr 1884 in Tanger und Mogador begonnene Mission hat an dem erstgenannten Ort eine ärztliche Station errichtet. Der Missionsarzt Dr. Churcher dient den Mauren, auch bei Gelegenheit den Juden. Die Leute wundern sich ungemein, daß man sie so freundlich und obendrein noch bla flus (ohne Geld) behandelt. Sie meinen, der Missionsarzt sei vom Sultan angestellt. Churcher sagt ihnen aber, in England seien viele Leute, die Gott lieben und die im Gehorsam gegen Ihn in alle Welt gehen und das Evangelium aller Kreatur verkündigen. Ein Beweis dafür, daß die medizinische Mission Boden im Lande gewonnen hat, ist dies, daß die Jesuiten bereits auch eine solche Mission angefangen haben. Man meint oft, Marokko sei ein Land, das wegen des wilden Fanatismus seiner Bewohner dem Evangelium verschlossen sei. Dr. Churcher schreibt aber: Wir können lehren, predigen und der ärztlichen Praxis nachgehen, ohne daß man uns hindert. Wir fürchten nur, das Land möchte von einer „christlichen" Macht, wie Spanien oder Frankreich, annektiert werden; wir suchen daher die Zeit noch recht auszukaufen. — Die britische Bibelgesellschaft treibt auch in Marokko Kolportage. Es werden nicht viele Bibeln gekauft, doch ist die Arbeit wenigstens nicht verboten und das ist schon etwas wert.

Westafrika.

Der vielgenannte König Ata von Kjebi (Aprilheft S. 167) wollte vor seinem Tode noch getauft sein und zwar durch einen Basler Missionar. Seine Erbitterung gegen die Christen wäre also daraus zu erklären, daß er im Grund seines Herzens doch einen Eindruck von der Wahrheit des christlichen Glaubens hatte.

Die Kölnische Zeitung berichtet, daß die französische katholische Mission von Lyon, welche bis jetzt hart an der Ostküste des Togolandes thätig war, an zwei Orten, die zum deutschen Teil des Togogebietes gehören, Adangbe und Alakpame, Stationen errichtet habe.

Ueber die Nigermission schreibt Bischof Crowther: Hätten wir Leute genug, so hätten wir anstatt 8 nicht weniger als 26 Stationen besetzen können. So willig sind die Eingeborenen, eine Mission aufzunehmen.

In Betreff des Uebergangs der Kamerunmission auf die Basler Missionsgesellschaft spricht sich nun auch der Missionary Herald, das Organ der englischen Baptistenmission aus und zwar voll Anerkennung und Vertrauen der neuen Missionsleitung gegen-

über. Außer dem, was unsern Lesern aus früheren Mitteilungen bekannt ist, fügen wir hier nur bei, daß Fuller vorläufig noch in Kamerun bleibt, um später nach dem Kongo abzugehen, wohin Lewis schon gereist ist. Wright Hay, der früher in Viktoria stand, ist für Indien bestimmt. Ueber Richardson (in Bakundu) und Pinnock (in Viktoria) ist noch nichts entschieden.

Am Kongo ist die englisch-baptistische Mission in gesegnetem Wachstum begriffen. So haben auf der Station San Salvador (südlich vom Kongo, auf portugiesischem Gebiet), infolge von besonderen Abendgottesdiensten, die im Dezember v. J. eine Woche hindurch gehalten wurden, über 100 Personen sich zur Taufe gemeldet. Die meisten derselben haben den Gottesdienst seit Jahren besucht. Es sind auch einige Häuptlinge und mehrere Weiber des Königs darunter. — Die im Juni v. J. niedergebrannte Station am Stanley Pool (vgl. Miss.-Mag. 1886, S. 466) ist solider als zuvor wieder aufgebaut worden. Der entstandene Schaden von 80 000 Mk. wurde durch besondere Beiträge, an denen sich auch Witwen und Waisen, Matrosen, Soldaten, Bootsknechte, Straßenkehrer, Näherinnen u. s. f. beteiligten, mehr als gedeckt.

Der durch Stanley herbeigeführte Eintritt des Araberhäuptlings Tippu-Tipp in den Dienst des Kongostaats findet laut der Kolonialzeitung beim katholischen Klerus lebhafte Mißbilligung, weil der arabische Einfluß für alle Missionen der verhängnisvollste sei. Stanley erklärte, er habe Tippu-Tipp entweder zum Feind oder zum Bundesgenossen haben müssen; aber ob er wohl daran gethan, den größten Sklavenhändler Mittelafrikas einem auf schwachen Füßen stehenden und die Sklaverei grundsätzlich ausschließenden Staat aufzuhalsen, ist in der That sehr fraglich.

In Bailundu (Benguela), wo die Missionare des amerikanischen Board vor einigen Jahren vertrieben wurden, hören die Leute mit großem Eifer die Predigt. Die Kapelle ist immer gedrängt voll und die Jugend lernt fleißig in den Schulen.

Südafrika.

Die Hermannsburger haben im Jahr 1886 auf ihren 23 Bassuto-Stationen 1251 Personen getauft. Die Schülerzahl beträgt 1678, die Gesamtzahl der Gemeindeglieder 10273.

Die norwegische Mission hat in Südafrika wieder ruhigere Zeit als früher (vgl. Miss.-Mag. 1886, S. 113). Im mittleren Sululand sind die vier Stationen Intlasakje, Imfule, Empangeni und Umbonambi wieder besetzt, die fünfte nordöstlichste Emathlabatini konnte noch nicht wieder aufgenommen werden. In der südwärts bis zum Tugelafluß liegenden sogenannten Sulureserve haben die Norweger drei Plätze: Ekowe (wo am 20. Februar 1887 die neue Kirche eingeweiht wurde), Ekombe, Ungoije wieder besetzt

und in der Natalkolonie haben sie neben dem schon früher bestehenden Umpumulo im Jahr 1885 zwei neue Stationen bekommen, Otimati und Büffelhoek im volkreichen Tugelathal. Während für Otimati die englische Kolonialregierung nach weitläufigen Verhandlungen das notwendige Stück Land auf 25 Jahre hergab, hat die Missionsgesellschaft für Büffelhoek den erforderlichen Grundbesitz angekauft. Auf der ersteren der beiden Stationen konnten schon mehrere Personen getauft werden. Auf diesem ganzen Missionsfeld arbeiten 15 Missionare, 10 eingeborene Lehrer und Evangelisten auf fast 20 Predigtplätzen. Im Jahr 1885 wurden 72 Personen, darunter 40 Erwachsene getauft. 70 befinden sich im Katechumenenunterricht und die Gesamtzahl der Gemeindeglieder ist 400.

Madagaskar.

Auf Madagaskar machte die norwegische Mission im Jahre 1885 gute Fortschritte und hat auch beim Wechsel verschiedener madagassischer Beamten neue Freundlichkeit erfahren. Im Inland hat sich die Gesamtgemeinde bis zu 8973 Seelen vermehrt; konnten doch 2567 getauft und 30000 Kinder unterrichtet werden. Daß die Londoner ihre Station Vakinankaratra an die Norweger abtraten, hat die Tendenzschrift des Franzosen P. Vaissiere: Histoire de Madagascar, Paris 1884, als „Seelenverkauf" bezeichnet; überhaupt ist die norwegische Arbeit in diesem Werk (Bd. II, 392—396) sehr ungerecht beurteilt. Nach den neuesten Nachrichten vom Jahre 1886 sind 3001 getauft, allein im Betafobezirk 1259; die Gesamtzahl ist 11916 Seelen und zwar 9416 Erwachsene, und in den Schulen konnten 25000 Kinder lesen; 733 eingeborne Lehrer und Evangelisten nebst 13 Missionaren wirkten in aller Stille. Nicht weniger als 10 Missionsleute, darunter zwei Lehrerinnen, sind am 14. Mai 1887 nach dieser Insel mit dem Missionsschiff „Paulus" abgereist; so wächst die Arbeit der Norweger.

Auf der Westküste im Morondavabezirk mußte Missionar Aas allein arbeiten, nur von 14 eingebornen Lehrern unterstützt, konnte aber im Jahr 1885: 33 Personen taufen und so die Gemeindezahl auf 80 erhöhen. Am 7. November 1886 ist auch die Kirche zu Bethel durch die Vollziehung der heil. Taufe an 10 Eingebornen eingeweiht und die alte Missionsstation am Meere wieder hergestellt worden, welche den Namen „Bethania" erhielt.

Im südlicher gelegenen Tullear ruhte die Arbeit, bis Röstvig aus der Heimat zurückkam. Nach dem Tode des alten Königs Lahimerisa folgte ihm Ende 1886 sein ältester Sohn Tompohemana, 35 Jahre alt, und unterdrückte soeben langandauernde Empörungen. Trotz der Kriegsunruhen wurden zwei Leute getauft und 40 Schüler unterrichtet; diese ganze Küstengegend ist von einem wilden gefährlichen Volke bewohnt.

Zentralafrika.

Aus Uganda schreibt Missionar Mackay: Nichts dauert in Uganda lang, weder das Gute noch das Böse. Im Augenblick haben wir Ruhe. Der Unterricht nimmt seinen Fortgang. Es kommen freilich nicht mehr so viele Leute zum Lernen, wie früher; doch dürfen wir dankbar dafür sein, daß wir wenigstens noch so viel freie Bewegung haben. Wie lange der jetzige Zustand dauern wird, vermag niemand zu sagen. Es kann jeden Tag zu einem neuen Ausbruch der Verfolgung kommen. Die um des Glaubens willen Eingekerkerten sind noch nicht losgelassen; diejenigen, welche sich versteckt halten, wagen sich noch nicht an's Licht. Schon daran sieht man, daß die alte Feindschaft gegen das Christentum noch besteht. Gerade jetzt stehe ich vielleicht in Gunst beim Hof, weil ich Vorrichtungen treffe, um die riesige Flaggenstange des Königs, welche zu sinken drohte, zu befestigen. Der Druck des Matthäusevangeliums schreitet fort und das ganze Evangelium wird wohl in einigen Monaten in den Händen unserer Christen sein. Der Eifer, mit welchem die bis jetzt fertigen Bogen gekauft werden, läßt erwarten, daß das vollständige Evangelium rasch abgesetzt werden wird.

Ostafrika.

In der Gegend von Inhambane (s. Maiheft, S. 213) ist der Friede wiederhergestellt und die Bostoner Missionare treiben ihr Werk gerade wie vor dem Einfall Umganas.

Die deutsch-ostafrikanische Mission will den Hafenplatz Dar-es-Salaam (südlich von Bagamojo) besetzen.

Der Neukirchener Missionar Würtz ist in Lamu angekommen. Außer ihm wollen auch die aus Abessinien vertriebenen schwedischen Missionare im Wituland (südlich vom Somaliland und nördlich vom Tanafluß) Mission treiben. Die langgestreckte Somalikküste ist noch ohne Mission.

Aegypten.

General Haig (s. Aprilheft S. 172), der im Auftrag der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft einen Missionsversuch in Arabien macht, hat auch Aegypten besucht. Er spricht hoffnungsvoll von der unter den Kopten entstandenen evangelischen Kirche. Amerikanische Presbyterianer haben das Verdienst, diesem erstarrten Ueberrest einer einst das Land beherrschenden Kirche neues Leben eingehaucht zu haben (seit 1854). Die Mission zählt neun ordinierte Missionare und acht ordinierte eingeborene Gehilfen. Die Stationen betragen nicht weniger als 70, meist am Nil südlich von Kairo gelegen. Auf 57 Stationen bestehen förmliche Gemeinden mit zusammen 3300 Kirchengliedern. 65 Schulen werden von 5414 Schülern besucht; 57 von diesen Schulen werden ganz durch das Schulgeld und sonstige Beiträge der Eingeborenen erhalten. Im Delta befinden sich Missionsstationen in

Kairo, Bulak, Kafr-el-Mischt, Sagasig, Tanta, Mansura, Damanhur, Alexandria u. s. f. Die Bekehrten sind meist Kopten, doch geht man auch den Muhammedanern nach. 600 muhammedanische Knaben besuchen die Missionsschulen, in Kairo samt dessen Vorstädten auch etwa 350 Mädchen. Die Vorurteile der Muhammedaner gegen das Christentum sind nicht mehr so unüberwindlich wie früher. So lange Haig in Kairo war, besuchte er eine Versammlung, welche allwöchentlich in einem Schulzimmer des stattlichen Missionshauses gehalten wird. Ein protestantischer Kopte, ein sehr begabter Mann, hielt eine Rede über Enthaltsamkeit, ein bei den Muhammedanern sehr beliebtes Thema. Hierauf wurde je von einem Kopten und einem Muhammedaner eine Abhandlung über die Frage, ob die Tiere eine Seele haben, vorgelesen. Die Versammlung dauerte 1½ Stunden; von den 250 Personen, die zugegen waren, bestanden zwei Drittel aus Muhammedanern. Es ist auch wiederholt vorgekommen, daß Christengemeinden in Städten, wo der Wochenmarkt am Sonntag gehalten wurde, durch Bittschriften die Verlegung desselben auf einen andern Tag durchgesetzt haben. General Haig glaubt, daß die evangelischen Kopten eine Mission im Sudan beginnen werden, sobald dort geordnete Zustände geschaffen sind.

Indien.

In Radschkot (Station der irischen Presbyterianer auf der Halbinsel Gudscharati) wurde ein wohlhabender und gebildeter Brahmane Namens Pitamber Schamji getauft. Seine erst 13 Jahre alte Frau ist bereit, ebenfalls überzutreten. Es war dem Manne so sehr um die Erkenntnis der Wahrheit zu thun, daß er in 14 Tagen das ganze Neue Testament durchlas. Als er in sein Heimatdorf kam, um seine Frau zu holen, fragten ihn die Brahmanen, warum er die üblichen Sanskritgebete nicht mehr spreche. Er antwortete, er bete nun in der ihm verständlichen Gudscharatisprache und bitte um Dinge, die er wirklich brauche. Die Hindu gaben sich alle Mühe, die Frau abwendig zu machen. Man sagte ihr z. B., es sei den Christen nur um ihre Schmucksachen zu thun. Aber sie blieb fest. Pitamber soll Missionar unter seinen Landsleuten werden.

Im Konkan (Maratha-Land) ist eine eigentümliche Enthaltsamkeitsbewegung entstanden. Wenigstens 150000 Personen haben sich verpflichtet, dem Genuß geistiger Getränke völlig zu entsagen. Es giebt ganze Kasten, welche ihre Mitglieder bei Strafe der Ausschließung zu völliger Enthaltsamkeit verpflichten. Merkwürdigerweise liegen dabei keine religiösen Motive zu Grund. Man hat sogar behauptet, es handle sich nur um einen Streik, der gegen die hohen Preise gerichtet sei, die für berauschende Getränke verlangt werden. Es scheint eine wahre Begeisterung unter den Leuten zu herrschen, die natürlich in kurzer Zeit inne wurden, wie viel besser sie daran

sind, seit sie dem giftigen Trank entsagt haben. Es ist traurig, daß die Regierung diese merkwürdige Bewegung nicht nur nicht unterstützt, sondern ihr mit dem Gegenteil von Wohlwollen begegnet, weil ihre Einnahmen (der Schnaps ist Monopol*) dadurch verringert werden. Es kommt sogar vor, daß Schnapspächter den Leuten den Branntwein unentgeltlich anbieten, um in ihnen das Verlangen darnach wieder zu wecken. Hoffen wir, daß die Bewegung Bestand habe und die Leute dadurch zu noch Besserem vorbereitet werden.

Die eingebornen Christen in Tinneweli (Südspitze von Indien) haben der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft für die verfolgten Christen in Uganda 1600 Mk. zugestellt.

Ein Beweis dafür, daß auch eingeborene Pfarrer energische Kirchenzucht üben können, wird aus einer etwa 1000 Seelen zählenden Gemeinde des amerikanischen Board bei Madura berichtet. In einer Außenstation von Periakulam hat der Pfarrer Isaak 33 Familien mit mehr als 100 Personen aus der Liste der Gemeindeglieder gestrichen, weil sie beharrlich die Sonntage entheiligten und den Gottesdienst versäumten.

Die Arbeitsschule der Leipziger Mission in Erukadu betreibt Zimmer-, Tischler- und Drechslerarbeit, Schmiede- und Schlosserarbeit, auch etwas Weberei. Die Zahl der lernenden Knaben beträgt 20, der Wert der in einem Jahr gefertigten Arbeiten betrug über 5000 Mk.

Die Brecklumer Mission hat nun, da ihr Bastar verschlossen ist, beschlossen, Jeypur zu besetzen (s. Maiheft S. 216).

Ein Baptistenmissionar in Allahabad erzählt einen Fall, der wieder recht hineinsehen läßt in die Schwierigkeiten, die sich dem Uebertritt eines Hindu entgegenstellen können. Ein Mann in mittlerem Alter, der im Dienst der Regierung steht, liest seit Jahren die Bibel und dient dem wahren Gott. Er beobachtet gewissenhaft den Sonntag und verwendet einen ziemlichen Teil dieses Tages dazu, seine Frau in die Lehre der heiligen Schrift einzuführen. Seine ganze Lebensführung ist eine durchaus christliche und dennoch läßt er sich nicht taufen. Der Grund ist, wie so oft, die Rücksicht auf seine Mutter, die sich nicht entschließen kann, den Göttern den Abschied zu geben, an die sie von Jugend auf geglaubt hat. Sie ist alt und hat als Witwe keine andere Heimat als das Haus ihres Sohnes. Sie weiß wohl, daß ihr Sohn ihren Glauben nicht mehr teilt. Aber solange er sich nicht hat taufen lassen, braucht sie nicht anzunehmen, daß er die Kaste gebrochen habe. Läßt er sich taufen, so zerreißt er dadurch das Band, das auch der christliche Glaube als

*) Einige Parsi in Bombay beschwerten sich bei der Regierung, daß ihr Schnaps schlechter sei, als der früher von Privatbrennereien in Surat gelieferte. Die Regierung wollte das nicht zugeben, worauf die Herren ihr eine noch vorhandene Probe des alten zum Probieren einsandten.

ein heiliges betrachtet, und seine Mutter muß mit Leid zur Grube fahren. Sie darf dann nicht mehr dasselbe Kochgeschirr gebrauchen, wie ihr Sohn, und der beständige Kummer wird ohne Zweifel ihr Ende beschleunigen. Ist es zu verwundern, daß der Mann sich immer noch nicht zum förmlichen Uebertritt entschließen kann?

Die englische Regierung scheint die unter dem Volke herrschende Unzufriedenheit durch auffallende Zugeständnisse an Heiden und Muhammedaner beschwichtigen zu wollen. Als im Pandschab ein 21jähriger Muhammedaner Christ werden wollte, brachten seine fanatischen Verwandten die Sache vor den englischen Kollektor, der sich dahin aussprach, der junge Mann, der doch volljährig war, habe bei seinem Glauben zu bleiben. Die Regierung begünstigt auch die Pilgerfahrten nach Arabien und soll sogar beabsichtigen, eine Eisenbahn von Dscheddah (am roten Meer) nach Mekka und Medina zu bauen. Der Gouverneur von Ceylon wird öffentlich darüber zur Rede gestellt, daß er auf verschiedene Weise den Buddhismus begünstige und z. B. beim öffentlichen Empfang den Priestern dieser Religion eine bevorzugte Stellung anweise, wie sie christliche Prediger nicht haben. Durch solche Maßregeln beweist die englische Verwaltung nur, daß sie sich fürchtet. Auf Dank darf sie weder bei den Heiden noch bei den Muhammedanern rechnen.

Die Frage, ob die Verlobung eines Kindes rechtlich gültig sei, beschäftigt zurzeit indische Gerichtshöfe. Rukmibhai, die Tochter eines angesehenen und reichen Bürgers von Bombay, wurde, wie so viele indische Mädchen, in ihrem elften Jahre die Gattin eines armen, neunzehnjährigen Jünglings. Ihre Einwilligung zu dieser Ehe wurde natürlich weder eingeholt noch gegeben. Nach der Trauung kehrte sie in das Haus ihrer Mutter und ihres Stiefvaters, eines aufgeklärten Hindu, zurück. Sie empfing eine sorgfältige Erziehung. Vor einiger Zeit veröffentlichte sie in einem Blatt eine Reihe von Briefen über Kinderheiraten und das Verbot der Wiederverheiratung von Witwen. Diese Arbeit erregte nicht bloß in Indien, sondern sogar in England Aufsehen. Zehn Jahre nach ihrer Verheiratung machte ihr Mann Ansprüche an sie, der ganz ohne Bildung geblieben war und monatlich nur 20 Mk. verdienen konnte. Sie weigerte sich unter Zustimmung ihrer Familie, mit ihm zusammenzuleben. Er klagte beim Gericht. In erster Instanz wurde er abgewiesen; aber in zweiter Instanz wurde seiner Frau aufgegeben, innerhalb Monatsfrist zu ihrem Manne zu ziehen. Der Fall wird wahrscheinlich noch einem höheren Gericht vorgelegt werden. Rukmibhai aber ist entschlossen, lieber die gesetzlichen Strafen zu erdulden, als mit einem Manne zusammenzuleben, den sie nicht liebt. Während die strengen Hindu, die sonst alle Einmischung der Regierung in soziale Fragen unangenehm empfinden, sich über das Urteil freuen, nehmen einsichtsvollere Landsleute für Rukmibhai Partei und verdammen diesen Zwang,

der ärger als Sklaverei ist. Das Interessante an dieser Diskussion ist das Zugeständnis von seiten angesehener Hindu, daß die Unsitte der frühen Heiraten nicht im Hindugesetz begründet sei, und die Aufforderung an die Regierung, damit aufzuräumen, wie sie s. Z. die Witwenverbrennung beseitigt habe. Wir fürchten, es fehlt an einem Lord Bentinck, freuen uns aber immerhin, daß die Ansichten über diesen Punkt sich abzuklären beginnen.

Der Lady Dufferin's Fond zur Heranziehung und Bildung weiblicher Aerzte in Indien hat die Höhe von 444 594 Mark erreicht.

Aus London wird nach Indien geschrieben, daß unter den jungen Hindu, die jährlich nach England kommen, ein auffallender Unterschied sich bemerklich mache zwischen solchen, die in einer Missionsschule und solchen, die in der (religionslosen) Regierungsschule erzogen worden seien, und zwar bezieht sich dies nicht auf Christen, sondern auf Heiden und Muhammedaner. Während die ersteren sich durchweg einer soliden Lebensweise befleißen, besuchen die letzteren Tanzsäle u. s. f., Parsi „rauchen wie Kamine", was ihnen verboten ist, und speien ins Feuer, das ihnen heilig sein soll; Hindu essen Rindfleisch, Muhammedaner lassen sich Schweinefleisch schmecken und trinken geistige Getränke, wodurch sie alle eine völlige Gleichgültigkeit gegen ihre väterliche Religion beweisen, während sie eben nichts Besseres dafür erhalten haben.

Die Christen in Indien nehmen nicht nur in Beziehung auf Schulbildung den ersten Rang unter ihren Volksgenossen ein, sondern auch den niedrigsten in der Kriminalstatistik. Es kommt je 1 Verbrecher auf: 447 Hindu, 728 Muhammedaner, 2506 Christen; da reden Zahlen auch!

Ein (heidnischer) Professor Sundararamia schreibt über seine christlichen Landsleute: „Ich glaube, meine christlichen Freunde würden der Sache der sittlichen und geistigen Wiedergeburt dieses Landes nicht schaden, wenn sie sich etwas konservativer und milder verhalten würden gegenüber dem, was ihnen als Irrtum und Mangel am sozialen Hindusystem erscheint. Kein Christ braucht an den glühenden Patriotismus erinnert zu werden, der dem Apostel Paulus den Wunsch eingab, um seiner Volksgenossen willen von Christo verbannt zu werden. Laßt uns also hoffen, daß die Mäßigung die Oberhand behalte; laßt uns immer bedenken, daß wir Brüder nach dem Fleisch sind; laßt uns, wo Differenzen vorhanden sind, das Uebereinstimmende betonen; laßt uns streben, zu einer Verständigung zu kommen; laßt uns die gegenseitigen Gebrechen und Fehler nachsichtig beurteilen mit dem einen Zweck, den jetzigen Stand der Dinge zu verbessern." Hierauf antwortet ein christliches, von einem Eingeborenen redigiertes Blatt »The Eastern Star«: „Wir halten dafür, daß Herr Sundararamia im Irrtum ist, wenn er annimmt, daß es den einge-

borenen Christen als Gesamtheit an Sympathie mit den andern Klassen fehle, daß sie mit Verachtung auf ihre heidnischen Volksgenossen herabsehen und mit den anderen Volksklassen keine gemeinschaftlichen Interessen haben. Herr S. mag einigen entnationalisierten eingebornen Christen begegnet sein, die in ihrer Unwissenheit meinen, das Christentum bestehe darin, die europäische Kleidung nachzuahmen und alles was einheimisch ist, abzuschaffen. Für solche haben wir die größte Verachtung." Solche Diskussionen sind auch ein Zeichen der Zeit.

Die bekannten Reiseunternehmer Cook u. Söhne lassen Indien bereisen, um Wallfahrtszüge nach Mekka zu organisieren! Da sie bei billigeren Preisen weit mehr Sicherheit und Bequemlichkeit bieten können, als der Einzelne sich zu sichern im stande ist, werden sie gewiß Kunden finden; sogar die Regierung des Nizam von Haiderabad soll mit ihnen in Unterhandlung stehen. Was doch in unsern Tagen alles um Geld gethan wird!

Major Tucker von der Heilsarmee hat den Namen Fakir Singh angenommen und beschmiert die Stirne nach Hindu-Art mit verschiedenen Zeichen. Wenn das nicht hilft!

Ceylon.

Zur englisch-kirchlichen Mission in Ceylon gehören 6378 Getaufte und zwar 2861 Singalesen und 3517 Tamulen. Im Jahr 1886 wurden 126 Singalesen und 81 Tamulen getauft; die Zahl der Taufbewerber beträgt 273. Einheimische ordinierte Geistliche giebt es 12, Gehilfen 187. In 192 Schulen werden 9735 Schüler unterrichtet.

China.

Der Handelsvertrag zwischen Frankreich und China bestimmt, daß weder von Fremden noch von Eingeborenen Opium über die Grenzen Tonkins und dreier anstoßender chinesischer Provinzen gebracht werden darf. Bei einer von der englischen Gesellschaft zur Unterdrückung des Opiumhandels gehaltenen Versammlung erklärte ein Herr Donald Matheson, der früher als Kaufmann in China gelebt hatte: „Wer, wie ich China durch längeren Aufenthalt kennen gelernt hat, kann auf Grund persönlicher Beobachtung sagen, daß die Opfer des Opiumrauchens weit schlimmer daran sind, als die Trinker in England." Wann wird die englische Regierung, die den Sklavenhandel so nachdrücklich verfolgt, aufhören, eine weit schlimmere Sklaverei zu befördern?

Auf die durch Regierungserlasse (s. Aprilheft S. 173) dem Christentum zugesicherte Duldung wirft folgender Vorgang ein eigentümliches Licht. Die englisch-presbyterianische Mission hatte in Tschintschiu (bei Amoy) ein Grundstück zur Erbauung eines Hospitals

von einem Chinesen erworben. Ehe der Verkauf rechtsgültig geworden war, verklagten einige Litteraten den Verkäufer wegen Hasardspielens. Das Spielen, das Halten von Spielhöllen, Opiumkneipen u. drgl. ist in China verboten. In der Regel darf aber das Verbot ganz offen und ungestraft übertreten werden. Man kann überall auf den Straßen Gruppen von Spielern sehen. Das bestehende Verbot hat aber für die Beamten zwei Vorteile. Einmal lassen sie sich dafür bezahlen, daß sie ein Auge zudrücken. Sodann aber können sie leicht unter Berufung auf das Gesetz jemanden zur Haft bringen, dem sie aus einem ganz andern Grunde gram sind. So kam auch jener Mann, der an Fremde ein Grundstück verkauft hatte, ins Gefängnis. Dort brachten ihn die Litteraten dazu, eine Urkunde zu unterschreiben, durch welche er sich verpflichtete, das betreffende Stück Land nicht an Fremde verkaufen zu wollen. Nun wurde er mit einer bloßen Verwarnung aus der Haft entlassen.

Die Chinesen, welche bei den Unruhen im Territorium Wyoming (vrgl. Maiheft S. 220) Verluste erlitten haben, erhalten von der amerikanischen Regierung eine Entschädigung von 147 748 $.

Die Inland-Mission hat in der Provinz Schansi (im Norden von China) in letzter Zeit durch zahlreiche Taufen erfreulichen Zuwachs gewonnen. In derselben Provinz wie in der östlich daran grenzenden Provinz Schantung haben auch die englischen Baptisten im Verlauf weniger Jahre sich so ausbreiten dürfen, daß sie nun 19 Missionare dort stehen haben, zu denen bald drei weitere hinzukommen werden.

Es arbeiten zurzeit in China 37 evangelische Missionsgesellschaften, die kleineren der Evangelisation dienenden Versuche eingerechnet. Im ganzen stehen im Dienst dieser Gesellschaften 431 Missionare und ungefähr ebensoviele verheiratete oder einzelstehende Frauen. Eingeborene ordinierte Gehilfen sind es 134, unordinierte 1154. Die Gesamtzahl der Kommunikanten ist 28 119, der Schüler 9864.

In China giebt es nur 23 Zeitungen, nämlich 12 chinesische, 9 englische, eine deutsche und eine französische.

Japan.

Ein unerwünschtes Anzeichen davon, daß die Japaner das Christentum als die Religion der Zukunft ansehen, ist folgende Mitteilung aus Sendai: Die hiesige Zeitung hat kürzlich zwei Artikel über das Christentum gebracht, in welchen alle jungen Leute aufgefordert wurden, sich taufen zu lassen und sich einer christlichen Gemeinde anzuschließen. Man brauche darum nicht wirklich zu glauben. Es sei genug, wenn man dem Namen nach ein Christ werde.

Die Verwirrung der religiösen Begriffe kann nur gesteigert werden durch einen Vorfall, wie er sich im Dezember v. J. in Kotaiji zugetragen hat. Bei dem Begräbnis der Gemahlin des Gouverneurs

von Nagasaki hielt ein protestantischer Missionar in einem Buddhatempel eine Grabrede. Christliche Europäer, die der Feierlichkeit anwohnten, warfen Weihrauch in das brennende Rauchfaß auf dem Altar. Zur Zeit der Christenverfolgungen im römischen Reich hätte mancher Christ sein Leben retten können, wenn er eine Handvoll Weihrauch in die Opferflamme geworfen hätte. In Japan aber steht nicht das Leben auf dem Spiel.

Um so erfreulicher ist, daß die Gemeinde in Niigata (im nördlichen Japan) nicht nur angefangen hat, in einigen benachbarten Städten Mission zu treiben, sondern trotz den dadurch entstandenen vermehrten Ausgaben auf jede Unterstützung von seiten des Bostoner Board zu verzichten beschlossen hat.

Ein einflußreicher Staatsmann namens Tukuzawa schrieb vor drei Jahren ein Buch, in welchem er sich dahin aussprach, das Christentum sollte in Japan nicht geduldet werden. Jetzt hat er in einer japanischen Zeitung die Forderung aufgestellt, Japan müsse das Christentum annehmen. Seine Gründe sind freilich bloß politischer und nationalökonomischer Natur. Eine unter seinem Patronat stehende Schule war bis auf die neueste Zeit völlig heidnisch. Jetzt befinden sich unter den Lehrern christliche Missionare und unter den Schülern 50 Bekehrte.

Seit Anfang d. J. sind von den Studenten in Tokyo, die Missionar Spinners Unterricht besuchten, etliche 20 getauft worden; 18 andere stehen im Taufunterricht. Der Allgemeine evang. prot. Missionsverein wird ein eigenes Missionshaus errichten müssen.

Die drei protestantisch-bischöflichen Missionen, welche in Japan arbeiten (Church Missionary Society, Society for the Propagation of the Gospel und Protestant Episcopal Church of the U. S.), haben im Februar eine Generalkonferenz in Osaka gehalten. Die Grundsätze der bischöflichen Kirche von Japan wurden festgestellt und derselben der Name „Kirche von Japan" beigelegt. Die japanischen Christen, welche diese Benennung durchsetzten, legen ein reges Selbständigkeitsgefühl an den Tag. Sie nehmen zwar „vorerst" die anglikanischen Bischöfe, das Allgemeine Gebetbuch und die 39 Artikel (das anglikanische Glaubensbekenntnis) an, sehen aber einer Zeit vollständiger Unabhängigkeit entgegen. — Die englisch-kirchliche Mission hat in Japan 665 Getaufte und 93 Katechumenen. Im Jahr 1886 taufte sie 179 Erwachsene und 64 Kinder, was ein rasches Wachstum dieser Mission hoffen läßt.

Vor der Eröffnung der Häfen Japans waren in diesem Lande nur 11 Getränke bekannt. Jetzt sind es ihrer über 200, und manche Laster der „hochzivilisierten" Nationen werden im Lande allgemein, wozu der stark entwickelte Nachahmungstrieb des Volkes viel beiträgt. Und dabei wundern sich viele noch, daß es mit der Christianisierung des Landes nicht schneller gehe!

Indischer Archipel.

Auf Almaheira (Djilolo) kann der Utrechter Missionar v. Dyken mit Erfolg wirken; in Duma (im Norden der Insel Almaheira), wo 1875 die Erstlinge getauft wurden, ist die Gemeinde jetzt 77 Seelen stark. Von den zwischen Djilolo und Mindanao liegenden Sangir- (oder Sangi-) Inseln verlautet selten etwas (vgl. Missionsmagazin 1880, S. 361). Die deutschen Missionare arbeiten still weiter. Im Juni 1886 konnte Kelling nach Utrecht schreiben, daß er in den letzten 17 Monaten über 300 Personen getauft und 150 der Abendmahlsgemeinde hinzugefügt habe. Der Radscha ist ein gläubiger Christ, ebenso alle Unterhäuptlinge. — In der Residentschaft Banda ist die Insel Wetter (nördlich von Timor) durch einen Guru (einheimischen Lehrer) und die weiter östlich gelegene Insel Letti durch einen Missionar und einen Guru besetzt.

Die Rheinische Mission auf Sumatra ist durch einen eigentümlichen Fall veranlaßt worden, am Tobasee eine neue Station, Si Gumpar, zu gründen. Ein junges Mädchen aus einem benachbarten Dorfe war gefangen genommen und an den Schandpfahl gebunden worden; nach einigen Tagen sollte sie bei Gelegenheit eines Festes getötet werden. Man schnitt ihr beide Ohren und ein Stück aus einer Wange ab und sie konnte nicht einmal die Mücken von den Wunden fernhalten, weil ihre Hände festgebunden waren. Zwei Tage und eine Nacht hatte sie in dieser schrecklichen Lage zugebracht; da gelang es dem Missionar Nommensen, sie loszukaufen. Sie wurde nun in den Block gelegt und als sie nach fast einem Monat freigegeben wurde, wurde ihr zuvor noch Gift auf den Rücken geschmiert. Seitdem hat Nommensen den Ort fleißig besucht und es ist ihm geglückt, ein Haus für eine Missionsstation zu erwerben.

Neu-Guinea.

Nachdem wir wiederholt von den Anfängen der Mission in dem unter deutschem Schutz stehenden Teil der Insel (Kaiser-Wilhelmsland) berichtet haben, wollen wir auch einen Blick auf die älteren Missionsunternehmungen im holländischen und englischen Anteil (Westen und Süden) werfen. Die Arbeit der Utrechter Missionsgesellschaft hat manches Schwere erfahren. Missionar J. v. Splunder starb im September 1886, nachdem er nur neun Monate auf der Insel Rhoon gewirkt hatte. Ueber die Londoner Mission in Britisch-Neuguinea berichtet ein Augenzeuge: „Als ich in Port Moresby landete, sah ich eine schöne Missionsniederlassung: Kirche, Schule, Missionshaus und Erziehungsanstalt. Ungefähr 40 Stationen sind in verschiedenen Gegenden angelegt worden, wobei meist Lehrer von den Südseeinseln verwendet wurden. Kinder werden in den Schulen unterrichtet, die Evangelien sind in die Motusprache u. a. übersetzt worden. Kleine Gemeinden aus den Heiden haben sich gebildet, die

Stammesfehden haben an mehreren Orten aufgehört. Berüchtigte Kannibalen lernen bei den Missionaren und schon der Name der letzteren ist ein Friedenszeichen. Bald kann eine Schar Eingeborener ausgesandt werden, um in Neu-Guinea Mission zu treiben. Wir stiegen einmal ans Land an einem Ort, wo erst vor vier Jahren einige Lehrer samt ihren Frauen getötet und aufgegessen worden waren. Andere hatten ihre Stelle eingenommen. Die Eingeborenen scharten sich um uns und legten beim Gottesdienst in der gedrängt vollen Kirche die größte Aufmerksamkeit an den Tag. Sie begleiteten uns an unser Boot und waren behilflich, dasselbe durch die Brandung zu bringen. Wenige Tage darauf landete der Befehlshaber und der Arzt eines Kanonenboots an derselben Stelle, wurden aber sofort angegriffen. Der Kapitän wurde schwer verwundet und beide kamen nur mit knapper Not mit dem Leben davon. Woher dieser Unterschied? Wir gehörten zum Missi (Missionar) Lawes und sein Name ist überall als ein Symbol des Friedens bekannt. Das Kanonenboot bedeutete für diese Wilden Grausamkeit und Gewaltthat und so nahmen sie an den ersten Besten, die zu einem Kriegsschiff gehörten, obwohl dieselben unschuldig waren, Rache für früher erlittenes Unrecht. — Soll auch in Neu-Guinea das Schießgewehr und die Schnapsflasche zerstören, was Bibel und Mission ausgerichtet haben?"

Neuseeland.

Die englisch-kirchliche Mission hat auf der Nordinsel jetzt 18240 Getaufte und 27 eingeborene Pfarrer. Die Gemeinden haben im letzten Jahr für kirchliche Zwecke 29400 Mk. aufgebracht.

Alaska.

Die neue Mission der Brüdergemeinde in Alaska (s. Aprilheft S. 147) verspricht einen erfreulichen Fortgang. Die Station Bethel am Kuskokwimfluß ist vollständig angelegt, eine zweite Station, Nuschagak, ist in Angriff genommen.

Allerlei.

Ueber die richtige Behandlung des Negers sagt Dr. K. Schmidt von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft (Kolon.-polit. Korrespondenz Nr. 16): „Man glaubt so häufig, mit der sogenannten Schneidigkeit, mit rücksichtslosem, brutalem Vorgehen allein alles erreichen zu können. Es ist dies ein Irrtum, wie er nicht schwerer sein kann. Klugheit und nochmals Klugheit, gesunde Urteilskraft, das sind die Eigenschaften, die in allererster Linie von einem Afrikareisenden zu verlangen sind. Denn von der richtigen Behandlung der Eingeborenen, von der geschickten Ausnutzung zufälliger Umstände hängt wenigstens für uns unbedingt jeder Erfolg, hängt alles ab. Hat der Neger ein Unrecht, ein Vergehen begangen, so kann man ihn strafen, streng

ſtrafen, er wird es ruhig als verdient hinnehmen. Giebt man ihm aber aus Leichtſinn oder Rückſichtsloſigkeit ohne Grund auch nur einen Hieb, ſo wird er das ſo bald nicht vergeſſen und das natürliche Mißtrauen gegen ſeinen Herrn wird dadurch bedenklich vermehrt. Gerade die beſten unter den Leuten empfinden eine ungerechte Behandlung am ſchwerſten.“ Dieſes Urteil beſtätigt nur was die Miſſionare längſt geſagt haben; aber es iſt erfreulich, ſolches im Organ der deutſch-oſtafrikaniſchen Miſſion zu leſen, deren Vertreter nicht immer gleichen Anſichten gehuldigt zu haben ſcheinen. Wenn Dr. Schmidt in demſelben Vortrag behauptet, die Engländer haben durch eine ſogenannte Miſſionsthätigkeit die Annexion in Oſtafrika vorbereitet, wenn er verſichert, die engliſche Miſſionsthätigkeit beſchränke ſich im allgemeinen auf Singen und Beten, ſo kann eine ſolche Befangenheit des Urteils nicht überraſchen. Hoffentlich bringen die in der deutſchen „Intereſſenſphäre“ wirkenden engliſchen Miſſionare den deutſchen Blättern eine günſtigere Meinung von engliſchem Miſſionsbetrieb bei.

Da es gegenwärtig Mode iſt, der katholiſchen Miſſion eine größere Befähigung für die Erziehung der Naturvölker zur Arbeit zuzuſchreiben, als der evangeliſchen, ſo iſt es nicht ohne Intereſſe, ein Urteil Darwins über die Kulturerfolge einer evangeliſchen Miſſion zu hören. Darwin war unbefangen genug, anzuerkennen, daß die Miſſion aus Wilden geſittete Menſchen zu machen vermag (vgl. ſeinen Bericht über Tahiti Miſſ.-Mag. 1870, S. 198 und über Feuerland 1881, S. 252). So hat er auch gerühmt, was auf Neuſeeland durch die (anglikaniſche) Miſſion zuſtande gekommen iſt. Er ſchreibt: „Wir kamen nach Waimate (im nördlichen Teil der Nordinſel). Nachdem wir ſo viele Meilen unbewohnten und unausgenützten Landes geſehen hatten, war uns der plötzliche Anblick einer wie durch einen Zauberſtab erſtandenen engliſchen Farm mit ihren wohlbeſtellten Feldern überaus erfreulich. Ich fand in dem Hauſe eine herzliche Aufnahme. Wir machten einen Gang durch die Farm; aber ich kann nicht verſuchen alles zu beſchreiben, was ich ſah. Da waren große Gärten mit allen Früchten und Gemüſen, die England hervorbringt, neben vielen anderen, die nur in einem wärmeren Klima gedeihen. Der Hof war umgeben von Ställen, einer Dreſchtenne und einer Schmiede. Auf dem Hofe tummelten ſich Ferkel und allerlei Geflügel unter einander. Nicht weit entfernt ſtand eine große Mühle. Bedenkt man, daß vor fünf Jahren hier nur Farnkräuter wuchſen, ſo muß man über ſolche Veränderung ſtaunen. Aber lauter Arbeit von Eingeborenen hat unter Leitung der Miſſionare ſolches alles geſchaffen. Der Unterricht des Miſſionars iſt der Zauberſtab. Neuſeeländer haben das Haus gebaut, die Fenſterrahmen verfertigt, das Feld gepflügt, ja ſogar die Bäume veredelt. Einige von den Miſſionaren aus der Sklaverei losgekaufte junge Leute waren auf

der Farm beschäftigt; sie sahen recht anständig aus. Abends traf ich im Hause eine große Kinderschar. Sie saßen alle beim Thee um einen Tisch. Nie sah ich eine hübschere und fröhlichere Gesellschaft. Und doch war ich im Mittelpunkt des Landes, wo Kannibalismus, Mord und alle möglichen Greuel herrschten. Ich verabschiedete mich von den Missionaren voll Dankbarkeit und voll Achtung. Schwerlich wird man Männer finden, die für eine so hohe Aufgabe besser ausgerüstet wären als sie." Darwin nennt diese Missionare u. a. gentlemantike and upright (rechte Gentlemen und aufrichtige Leute). Seine Schilderung beweist, daß diese beiden Eigenschaften auch ihn zierten.

Die Goßnersche Mission hat im Jahr 1886 eingenommen 158 526 Mk., ausgegeben 169 726 Mk. Somit beläuft sich der Fehlbetrag auf über 11 000 Mk.

Die evangelische Mission hat jetzt etwa 230 Missionsärzte auf den verschiedenen Missionsgebieten. 70 derselben befinden sich in China, ungefähr ebenso viele in Indien. Wie wenig ist das noch.

Am 1. Januar 1884 hatte die amerikanisch-methodist. Missionsgesellschaft eine Schuld von 205 080 Dollar, am Schlusse des Jahres 1885 einen Ueberschuß von 50 834 Dollar. Es wird aber zugegeben, daß zur Erreichung dieses Resultates „schrecklich viel Aufforderung und Zudringlichkeit" nötig gewesen sei, und der Wunsch ausgesprochen, daß die Gemeinden ohne dieses Drängen das Nötige aufbringen möchten.

Zum Präsidenten der englisch-kirchlichen Mission wurde Sir John Kennaway gewählt.

Die Nachricht, daß mit Rektor Pater Amrhein bereits ein Vertrag wegen Eröffnung einer katholischen Mission in Deutschostafrika abgeschlossen worden sei, ist verfrüht. Die Behauptung, daß das ganze Gebiet der deutschostafrikanischen Gesellschaft ausschließlich der katholischen Mission überlassen sei, ist schon darum grundlos, weil durch die Kongoakte auch für jenes Gebiet die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse festgestellt ist.

Todesfall.

Am 15. Februar 1887 starb Missionar W. Macfarlane, in Dardschiling (nördlich von Kalkutta), Senior der schottisch-kirchlichen Mission, seit 1865 in Indien.

Bücheranzeige.

Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Von Dr. G. Warneck. Gütersloh, Bertelsmann. 2. Aufl. (183 Seiten).

Eine Schrift von Warneck bedarf in Missionskreisen keiner Empfehlung. Daß von der vorliegenden, für Geistliche und Lehrer gleich erwünschten Arbeit schon eine dritte Auflage im Erscheinen begriffen ist, darf auch als ein erfreuliches Anzeichen davon begrüßt werden, wie das wirkliche und echte Missionsinteresse im Steigen begriffen ist, während das neuerdings erwachte unlautere schon wieder zu versiegen scheint. Der Geistliche kann aus Warnecks Buch nicht bloß für seinen Religionsunterricht, sondern auch für seine Predigten und Bibelstunden ungemein viel Anregung gewinnen. Dem Lehrer aber wird hier für den Unterricht in biblischer Geschichte, Kirchengeschichte und Geographie so vielfache Gelegenheit, von der Mission zu reden, geboten, daß er sich manchmal ein entsagungsvolles Schweigen wird auferlegen müssen. Durch die Bemerkung „Ein Handbuch für den Lehrer" mögen übrigens solche, die keinen Lehrberuf, aber umsomehr Missionsinteresse haben, sich nicht abhalten lassen, das Buch zu lesen, das schon durch die Erschließung der reichen Fülle von Missionsgedanken, welche die heil. Schrift enthält, auf allgemeine Beachtung von seiten der Missionsfreunde Anspruch machen kann. Die Darstellung, welche vom Tod Kaiser Julians (S. 84) und vom Anfang des ersten Kreuzzugs (S. 87) gegeben wird, gehört nur dem textus receptus der Kirchengeschichte an. Der S. 124 (Anmerkung) gewünschte Briefwechsel zwischen schwarzen und weißen Kindern scheint uns nicht unbedenklich.

Grundemann. Missionsschulwandkarte. Dritte Auflage. Calw u. Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.

Indem wir auf die Anzeige im Maiheft S. 224 verweisen, bemerken wir nur, daß die Farben jetzt schärfer hervortreten, als in der zweiten Auflage.

Bahls Missionsatlas. Viertes Heft (Australien und Europa enthaltend) Dazu Forklaring til 4de Hefte etc. Kopenhagen, Christiansen.

Die Karten sind sorgfältig ausgeführt. Die den Ortsnamen beigefügten Zahlen bezeichnen auf praktische Weise die betreffenden Missionsgesellschaften. Wir freuen uns, daß es dem Verfasser gelungen ist, das mühsame und erwünschte Werk zum Abschluß zu bringen und können nur den Ausdruck des Bedauerns darüber wiederholen (s. Miss.-Mag. 1886, 128), daß der Verfasser dänisch geschrieben und dadurch vielen Missionsfreunden den Gebrauch seiner mit Riesenfleiß gearbeiteten Erläuterungen zu dem Atlas erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht hat.

Karl Eberhard Gottlieb Mörike. Leben, Leiden und Wirken eines schwäbischen Kandidaten in Indien. Basel, Verlag der Missionshandlung. 50 Pfg.

Ein Abdruck des im Jahrgang 1886 des Missionsmagazins erschienenen, anziehenden Lebensabrisses eines kindlich frommen Missionars.

Infidel Literature in India. By Revd. H. U. *Weitbrecht.* Lahore, Ball and Co. 1886.

Eine Uebersicht über die in Indien verbreiteten populären und wissenschaftlichen irreligiösen Schriften und Blätter und Vorschläge zu ihrer Bekämpfung, klar und interessant. Am Schluß findet sich eine leider irrtümliche Bemerkung über eine deutsche Universität.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Der Vulkan Kilauea auf Hawaii.

Meine Reise von China in die Heimat.

Von Missionar Lechler in Kornwestheim.

(Fortsetzung)

Die Sandwich-Inseln liegen nicht in der Südsee, sondern 20 Grad über dem Aequator in demjenigen Teil des stillen Ozeans, den man North Pacific nennt. Ihre Entfernung von China ist 5000 Seemeilen und von den Inseln nach Kalifornien sind es noch 3000. Als die Pacific Mail Steam Ship Company in Amerika anfing, regelmäßige Dampfer von Kalifornien nach Japan und China laufen zu lassen, dachte man zuerst daran, eine Haltstation auf Honolulu zu errichten. Da jedoch der Umweg ein zu bedeutender gewesen wäre, so laufen nun die Dampfer der obengenannten Gesellschaft, sowie die der Oriental and Occidental Steam Navigation Company nicht bei Honolulu an. Dagegen giebt es noch eine Linie von Dampfschiffen, welche von Kalifornien nach Australien fahren und auch Neuseeland und mehrere Gruppen der Südseeinseln berühren. Diese kommen nach Honolulu auf dem Hin- und Herweg und vermitteln die regelmäßige Verbindung zwischen den Sandwich-Inseln und der übrigen gebildeten Welt. Die Inseln tragen auch nicht den Charakter tropischer Fülle, wie z. B. die Inseln des malayischen Archipels, wo die Vegetation vom Meeresstrand an in Ueppigkeit wuchert und jede kleine Insel einen Berg voll Wald darstellt. Zwar giebt es in Honolulu eine Menge von Palmen und die Gärten prangen im schönsten und mannigfaltigsten Grün, aber das ist alles Pflanzung, und da wo jetzt die herrlichsten Bäume Schatten geben und die prachtvollsten Blumen das Auge erquicken,

soll vor 40 Jahren noch nichts gewachsen sein. Die Kokospalme, von der eine größere Anzahl bei Waikiki, östlich von der Stadt angepflanzt worden ist, sieht welk und mager aus im Vergleich mit den Waldungen, die man von dieser ächt tropischen Palmenart auf der Insel Ceylon von selbst gewachsen findet. Die Berge haben im allgemeinen ein kahles Aussehen und nur an einzelnen Stellen, in Thälern oder Schluchten ist Pflanzenwuchs zu sehen. Hier ist alles vulkanisch. Beim Einfahren begegnet man zuerst einem Bergvorsprung, genannt Diamond Head. Es ist ein ausgebrannter Krater, und im Hintergrund der Stadt liegt der sog. Punch Bowl, ebenfalls ein ausgebrannter Vulkan. Allerdings sagte man mir, daß früher mehr Waldung vorhanden gewesen sei, und es war ja namentlich das Sandelholz ein Produkt dieser Inseln. Aber nun sind sie gelichtet und das wertvolle Sandelholz hat aufgehört, ein namhafter Ausfuhrartikel zu sein. Auf der Insel Oahu, auf welcher Honolulu liegt, giebt es keinen thätigen Vulkan mehr; aber auf Hawaii, der größten dieses Inselkomplexes, sind die großartigsten Vulkane der Welt in lebhaftester Aktivität, während auf der Insel Maui der größte ausgebrannte Krater zu sehen ist. Die Insel Kauai wird das Paradies der hawaiischen Inseln genannt; aber wir haben dieselbe nicht zu sehen bekommen, da uns unser Beruf nicht dorthin führte. Wir sahen außer in Honolulu und Umgebung reizende Partien in Kohala und Hilo auf der Insel Hawaii, und dann wieder in Wailuku Paia und Haiku auf der Insel Maui. Besonders schön ist es in Hilo, wo wir uns acht Tage aufhielten und die Gastfreundschaft von Herrn Dr. Wetmore genossen. Hier auf der Ostseite der Insel fällt mehr Regen als auf der Westseite, und daher ist auch mehr Pflanzenwuchs vorhanden. Wetmores Haus liegt in einem Garten, unter dem Schatten großer Bäume, die reichlich Frucht tragen. Außer dem Mango-, dem Brotfruchtbaum und anderen tropischen Gewächsen findet sich hier die Alligatorbirne sehr häufig. Sie wird sehr groß, hat eine dunkel violette Haut und gelbes Fleisch und wird mit Salz und Pfeffer als Gemüse gegessen. Mitten aus dem Grün der Bäume erhob sich in der Nähe der Turm der englischen Kirche schneeweiß in das Blaue des Himmels hinein. Es sah aus, wie wenn er von Tragant gemacht wäre, und dieser schöne Anblick gewährte uns täglich neuen Genuß. Nicht weit davon ist die hawaiische Kirche, viel größer als die englische, aber architektonisch weniger geschmackvoll.

In Hilo ist auch eine katholische Kirche mit zwei Türmen, die ebenfalls von einem Garten umgeben ist. Während unseres Aufenthalts machten wir auch einige Ausflüge in der nächsten Umgebung. Da ist z. B. die Kokosnuß-Insel, auf welcher unter dem Schatten von Kokospalmen ein kleines Haus erbaut ist, welches zum Standquartier dient für häufig dorthin unternommene Lustpartien. Wir wurden eingeladen, uns einer solchen anzuschließen. Herr Lymann, der Richter von Hilo, auch ein Missionarssohn, veranstaltete die Exkursion. Wir fuhren zuerst in einem Gefährt der Bucht entlang bis zu einem Punkte, wo man der Kokosnuß-Insel ganz nahe gekommen war. Dort wartete unser Herr Lymann mit einem Boote und ruderte uns mit seinen Söhnen hinüber zu dem kleinen Inselchen, wo bereits eine größere Gesellschaft sich eingefunden und Frau Lymann unter einem Zelt den Tisch für ihre Gäste gedeckt hatte. Das war idyllisch und das Vergnügen des Tages wurde noch dadurch erhöht, daß die Damen sich in Badmäntel einhüllten und in dem klaren Seewasser herumschwammen wie Delphine. Wir wurden aufgefordert, doch auch ein Seebad zu nehmen, aber unser langer Aufenthalt in China muß wohl schuld daran sein, daß unsere Natur weniger vom amphibischen Charakter an sich hat, als bei den Bewohnern der Sandwich-Inseln der Fall zu sein scheint.

An einem andern Tag besuchten wir den schönen Wasserfall, welcher die Regenbogenkaskade genannt wird. Unser Freund, Herr Damon, welcher bei uns war, bestand darauf, daß wir hinreiten müssen, indem der Weg zu weit und anstrengend für meine Frau wäre. So bekam sie das Pferd von Fräulein Wetmore, der Tochter unseres Gastfreundes, und ich das des Herrn Doktors selbst.

Auf den Sandwich-Inseln reitet jedermann, aber uns war es etwas Ungewohntes. Herr Damon führte das Pferd meiner Frau und ein Chinese das meinige. Der Weg ist wegen seiner Unebenheit selbst für Pferde beschwerlich. Das Gestein ist überall Lava, die in aufgebrochenem Zustand höchst unregelmäßig herumliegt und Menschen und Tieren oft keinen sicheren Tritt gestattet. Die Umgebung war dagegen herrlich und die Luft so angenehm, daß wir uns in dieser schönen Gottesnatur recht wohl fühlten. Aber erst die Ueberraschung, als wir des Wasserfalls ansichtig wurden! Aus einem kleinen Urwald von Farnkräutern und anderem Gebüsch stürzt sich der kleine Fluß Wailuku in einem senkrechten Strahl von 110′ Tiefe in ein Becken, das ein alter Krater gewesen sein soll und eine

beträchtliche Tiefe haben mag. Man kann das Becken nicht einmal ganz sehen, indem sich noch eine Grotte in den Berg hinein fortsetzt. Es ist ziemlich groß und das Wasser hat eine dunkelblaue Farbe, neben welcher sich der weiße Schaum der herabstürzenden Wassermasse höchst malerisch ausnimmt. Lange standen wir da und sahen diesem herrlichen Schauspiel zu, dessen Schönheit noch dadurch erhöht wurde, daß die Sonnenstrahlen, welche sich an dem Wasserstaub brechen, ein liebliches Regenbogenfarbenspiel verursachen, wovon dieser Wasserfall seinen Namen bekommen hat. Die Rückkehr war noch schöner als der Herweg, indem die Aussicht auf die Stadt Hilo und ihre paradiesische Umgebung, zu der namentlich auch ein Dorf gehörte auf einer Anhöhe, wo ein schneeweißes Kirchlein aus den Bäumen hervorragte und der blaue Ozean im Vordergrund ein seltenes Schauspiel gewährten. Unterirdische Gänge gewähren dem Wasser einen Abfluß aus dem Becken, der dann wieder als der Wailuku-Fluß sich ins Meer ergießt.

Am 23. August machten wir, wiederum begleitet von Herrn Damon, einen Ausflug zu Fuß zu dem Lavastrom, der vom November 1880 bis August 1881 von dem Maunaloa herabgeflossen war und die Stadt Hilo zu zerstören drohte. Durch die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes mußte der Strom aber einige Meilen vor der Stadt stille stehen, und die Gläubigen auf der Insel, welche sich während der Gefahr im Gebet in allen Kirchen an Gott um gnädige Abwendung der gefürchteten Vernichtung gewendet hatten, gaben Gott auch die Ehre und dankten für die gnädige Errettung, die ihnen zu teil geworden war. Eine eingeborene Prinzessin, Ruth, Schwester von König Kamehameha V., hatte dagegen in der Not den Glauben an Gott verloren und hatte ihre Zuflucht wieder zu der früher verehrten Göttin der Vulkane, Pele genommen, obgleich deren Nichtigkeit schon im Jahr 1825 durch die glaubensmutige Fürstin Kapiolani (siehe Miss.-Mag. 1861, S. 265 oder vgl. den Traktat der Basler Missionsbuchhandlung: „Königin Kapiolani und der Vulkan Kilauea") faktisch dargethan worden war. Prinzessin Ruth ließ ein Schwein und Geldstücke als Opfer für Pele in den Feuerstrom werfen, und es waren ohne Zweifel noch mehr unter den Hawaiiern, in denen der alte Aberglaube noch im Verborgenen wucherte und welche die Abwendung der großen Gefahr dem Opfer der Prinzessin Ruth zugeschrieben haben werden. Es ist ein äußerst imposanter

Anblick, wenn man diese Bergriesen vor sich sieht, deren Schoß das feurige Element birgt, durch dessen Kraft sie in die Höhe gehoben worden sind.

Die hawaiischen Inseln liegen in einem Bogen von Nordwest nach Südost. Die äußerste im N.-W. ist Kauai, wo man keine Spur von vorhandenem Feuer mehr findet. Auf der nächsten Insel Oahu sind noch ausgebrannte Krater zu sehen; dann kommt Maui mit dem großen 11000′ hohen Haleakala, wo man das größte Loch auf der Welt sehen kann, denn der alte Krater hat einen Umfang von 30 engl. Meilen, also einen Durchmesser von 10 engl. Meilen, und geht 1500′ tief hinab. Es ist unbekannt, wie lange die Feuer hier schon erloschen sind; man sieht nur an der inneren Wand des Kraters Farnkräuter wachsen und wilde Ziegen unter denselben grasen. Während wir uns in Kohala auf der Insel Hawaii aufhielten, hatten wir diesen Koloß gerade gegenüber von unserem Fenster, manchmal war er ganz durch Wolken verdeckt, und öfters erschien die Kuppe über den Wolken; wenn er aber bei hellem Wetter seine ganze Majestät vor uns entfaltete, so war es wirklich ein großartiger Anblick. Diese Berge haben alle keine Spitzen, sondern liegen da wie ausgespannte Regenschirme oder wie ein großer Walfisch. Es ist also nur noch die Insel Hawaii selbst, auf welcher sich thätige Vulkane befinden. Die drei Bergriesen auf dieser Insel sind der Mauna Kea, 13950′ hoch, schneegekrönt, ohne Feuer, der Mauna Loa 13760′ hoch, als einziger thätiger Vulkan, und der Hualalai 10000′ hoch, welcher seit 1801 erloschen sein soll. Wir sahen diese von der West- und Ostseite und fanden den Anblick besonders schön von Hilo aus. Weil wir im August dort waren, so fiel der Schnee nicht sehr in die Augen. Auf dem Mauna Loa sahen wir gar keinen und den auf dem Mauna Kea mußte man uns erst zeigen, ehe uns zum Bewußtsein kam, daß eine mehr gelblich als weiß aussehende Fläche Schnee vorstelle. Auf der höchsten Höhe des Mauna Loa befindet sich ein Krater, genannt Mokuaweoweo, 11000′ lang und 8000′ weit, mit einer Tiefe von 800′. Dieser ist sehr schwer zu erreichen. Dagegen befindet sich am südlichen Abhang des Mauna Loa ein anderer Krater, genannt Kilauea, nur 4000′ über dem Meer, und da hier das Feuer in zwei großen Becken beständig fort brennt und das großartigste Schauspiel eines wogenden und wallenden, zischenden und knallenden Pfuhls, der mit Feuer und Schwefel brennt,

darbietet, so gehen viele Schaulustige dahin und kommen mit Entsetzen und Bewunderung erfüllt zurück. Es ist so eingerichtet, daß von Honolulu ab regelmäßig zwei mal im Monat ein Dampfer seinen sogenannten Volcano Trip macht und Passagiere hin und her führt, die die Feuerseen sehen wollen. Das Billet kostet 50 Dollar, und dafür bekommt der Tourist nicht nur die Ueberfahrt auf dem Dampfer hin und zurück, sondern er wird auch vom Landungsplatz an weiter befördert, was gewöhnlich auf Pferden geschieht, darf in dem Hotel beim Feuersee (Volcano House) übernachten und bekommt Essen und Trinken und einen Führer, der ihm alles zeigt, was er zu sehen wünscht.

Zehn Ausbrüche dieses Vulkans sind seit 1789 verzeichnet. Es scheint, daß das Feuer oder die in flüssigem Zustand befindliche Lavamasse sich in unterirdischen Gängen verbreitet, und je nachdem sie an eine Stelle kommt, wo die äußere Kruste der Erde nicht stark genug ist, dem innern Druck Widerstand zu leisten, die Erde durchbricht und von da ihren Ausfluß nimmt. Bei dem Ausbruch von 1823 von der Seite des Berges sank die Lavamasse im oberen Becken mehrere hundert Fuß, woraus der Zusammenhang deutlich zu erkennen war. Die dritte Eruption fand im Jahr 1832 statt und zwar vom Gipfel des Mauna Loa, dem Mokuaweoweo-Krater und dem Kilauea-Becken zu gleicher Zeit. Der vierte Ausbruch geschah im Jahr 1840. Eine Feuersäule, begleitet von Rauch und Asche, war das erste Anzeichen, daß der Vulkan thätig sei, und im Verlauf der Zeit wälzte sich ein Lavastrom vierzig Meilen weit in die See. Nur drei Jahre später, 1843, fand ein neuer Ausbruch statt, und die Lava floß sowol von dem Gipfelkrater des Mauna Loa, als auch aus Rissen an der Seite des Berges. Im Jahr 1852 brach das Feuer von der Nordseite des Mauna Loa los, und es bildete sich dort ein neuer Krater, aus welchem das prachtvolle, aber wilde und schreckliche Feuerwerk in hohen Säulen aufstieg und die ausgeworfene Asche und Lava alles ringsherum bedeckte. Diesem Ausbruch folgte ein siebenter im Jahr 1855. Ein heller Lichtglanz verbreitete sich von dem Gipfel des Mauna Loa und kündigte einen ungewöhnlichen Ausbruch an. Derselbe dauerte auch fort bis September 1856 und der Lavastrom kam der Stadt Hilo bis auf sechs Meilen nahe. Der Strom war 60 Meilen lang und die Bodenfläche, welche er bedeckte, bezw. verwüstete, belief sich auf ca. 300

□ Meilen (englisch). Dann kam der achte Ausbruch im Jahr 1859. Dieser geschah abermals aus der Nordseite des Mauna Loa, aber 4000′ niedriger als der letzte. Die Lava schoß nicht einfach aus den Rissen des Berges heraus, sondern sie wurde mit starken Explosionen in die Luft geschleudert und eine Rauchsäule von einer mutmaßlichen Höhe von 10000′ stand über dem Krater und verdunkelte den Horizont. Der Lavastrom wälzte sich 40 engl. Meilen weit von seinem Ausfluß in die See und der größte Ozean empfieng die feurigen Wellen des größten Feuermagazins auf Erden mit Zischen und Sieden. Der neunte Ausbruch geschah im Jahr 1868. Eine dicke Rauchsäule stieg von dem Gipfel des Mauna Loa einige Meilen hoch gen Himmel, verschwand aber nach einigen Stunden wieder. Dann kamen Erdbeben und die Leute zählten an einigen Orten 60, an andern bis zu 300 Stößen am Tag; dies dauerte über einen Monat fort und verursachte ungeheure Zerstörungen. Außer dem gewöhnlichen Ausfluß von Lava, welcher bei jeder Eruption stattfindet und sich auch diesmal in einem verheerendem Strom ins Meer ergoß, wo er eine kleine Insel mit dem Festlande verband, fanden noch zwei verderbenbringende Ereignisse statt, die mit dem Erdbeben in Verbindung standen. Das eine war ein Ausfluß von heißem Schlamm aus einem Riß der Erde, welcher mit unwiderstehlicher Kraft drei Meilen weit vorwärts getrieben wurde und etwa tausend Morgen guten Landes bedeckte, wobei ein Pflanzer Namens Richardson für 15000 Dollar Wert an Vieh und Pferden, Häusern und Feldern verlor. Merkwürdigerweise sprudelte nachher aus demselben Erdriß eine Quelle des besten Wassers hervor, welches um so dankbarer angenommen wurde, als bisher nur in Zisternen gesammeltes Regenwasser vorhanden war. Das andere war eine Erhebung des Wassers des stillen Ozeans zu einer 40′ hohen Welle, welche mit Brausen und Toben über das Ufer hereinbrach und ganze Dörfer wegschwemmte, wobei viele Menschen und Tiere ums Leben kamen und der Verlust an Häusern und Geld und sonstigem Eigentum ein ganz beträchtlicher war. Es scheint aber, daß durch diese beiden Nebenereignisse ein bedeutender Teil der Explosionskraft von dem Vulkane selbst abgeleitet wurde, denn der Lavastrom hörte nach fünf Tagen plötzlich auf. Am 5. November 1880 geschah der zehnte Ausbruch vom Mauna loa, jedoch nicht aus dem Krater Mokuaweo weo selbst, sondern wieder aus einem Seitenriß des Berges, 12000′

über dem Meer. Eine Feuersäule von flammendem Gas, mehrere tausend Fuß hoch, kündigte das Ereignis an, und bald sah man einen wütenden Strom von Lava etwa $^3/_4$ Meilen breit und 15—30 Fuß tief von der Nordostseite des großen Domes sich herabwälzen, bis er nach einer Vorwärtsbewegung von 30 Meilen den Fuß des Mauna Kea erreicht hatte. Dies ist der Strom, welcher so nahe an die Stadt Hilo kam, daß ihr Untergang für einige Zeit unvermeidlich schien. Es ist jedoch oben schon erwähnt, daß die Gefahr durch Gottes Gnade abgewendet wurde. Im April 1886 senkte sich die Lavamasse im Kilauea-Becken plötzlich um 300 Fuß und die Feuer schienen gänzlich erloschen zu sein. Zu gleicher Zeit soll in Neuseeland ein Vulkan thätig geworden sein; aber wer kann den Feueradern der Erde nachgehen und erforschen, welches ihr Zusammenhang ist? Daß jedoch die Feuer der großen Schmelzöfen auf Hawaii noch nicht erloschen sind, beweist ein neuer Ausbruch im Mauna Loa, welcher im Januar dieses Jahres stattfand, unter den gewöhnlichen Merkmalen von Feuerschein aus dem Mokuaweoweo-Krater, Erdbeben, und darauffolgendem Lavaerguß. Ein unsichtbarer Kanal scheint jedoch die Lava innerhalb des Berges ziemlich weit herabgeführt zu haben, denn der Riß, aus welchem die Eruption stattfand, ist nicht hoch oben. Die Länge des Stroms betrug auch nur 20 engl. Meilen, welche in zwei Tagen zurückgelegt waren, und obgleich feurige Lava noch fortwährend nachströmte, hörte doch der Prozeß am 1. Februar auf und die abgekühlte Lava lag in harter Kruste unschädlich da. Wahrlich! ruft der Berichterstatter über die Eruptionen aus, dem obige Notizen zum Teil entlehnt sind, Hawaii ist ein furchtbarer Boden. Wer könnte diese mächtigen Ruinen der Natur, diesen beständigen Kampf zwischen Schöpfung und Zerstörung mit ansehen, ohne daß ihm die Wahrheit zu Herzen ginge, daß diese Erde nur eine vorübergehende Existenz hat und der Tag plötzlich anbrechen kann, da die Elemente vor Hitze zerschmelzen werden.

III.

Die Chinesen auf den Sandwich-Inseln.

Daß es auch Chinesen auf Hawaii giebt, ist nicht zu verwundern. Wo wären sie nicht? Man trifft sie ja überall in der ganzen Welt. Zwar sind es bis jetzt hauptsächlich nur die zwei Seeprovinzen Kwangtung und Fukien, welche den Ueberfluß ihrer Bevölkerung für fremde Länder abgegeben haben, und doch sind die Chinesen zu Tausenden in Chochin-China, Siam und auf der malayischen Halbinsel in Singapur, Malaka und Penang. Ferner finden sich die Söhne des himmlischen Reiches auf den Sunda-Inseln, Java, Sumatra, Borneo und Celebes, auf den Philippinen, auf den Inseln der Südsee, in Australien und in Kalifornien, ja durch ganz Amerika hindurch bis nach New-York, in Kalkutta und Bombay, am Kap der guten Hoffnung, in Brasilien, Guyana und auf den westindischen Inseln, Kuba, Jamaika, Antigua und Trinidad. Ueberall haben sie sich auch das gute Zeugnis erworben, daß sie ein mäßiges, genügsames Volk seien. In ungesunden Klimaten, wo die feuchtheiße Luft selbst auf die Eingeborenen einen erschlaffenden Einfluß ausübt, daß sie träge werden und viel Land unkultiviert lassen, sind die Chinesen gesund und kräftig geblieben und machen das Land urbar oder erwerben sie sich durch Handel bald ein Vermögen. Ebenso können sie auch Kälte ertragen und breiten sich nach Norden in Japan, Korea Tibet, der Mongolei und Mandschurei bis ins asiatische Rußland hinein aus. Man darf nicht glauben, daß nur der Abschaum der Bevölkerung von China auswandere. Dieses sind die Lotterbuben, welche nicht arbeiten mögen und sich in den Spielbuden herumtreiben, auf See- und Landraub ausgehen und sonst auf Unrechtskosten ihr Leben durchschlagen, während die Auswanderer auf Arbeit ausgehen, um von ihrem Verdienst ihre Familien in der Heimat zu unter-

stützen und womöglich auch wieder mit dem sauer Erworbenen ins Vaterland zurückzukehren. Man kann nur sagen, daß im allgemeinen die ärmere Klasse und nicht wissenschaftlich gebildete Leute auswandern; aber auch diese tragen das Bewußtsein in sich, dem ältesten und gebildetsten Volk der Erde anzugehören. Viele von ihnen können lesen und schreiben, und die Grundsätze, welche der Jugend in den Schulen eingepflanzt worden sind, dieselben, die das alte China so lange zusammengehalten haben, begleiten diese Auswanderer auch in die fremden Länder und verleihen ihnen ein moralisches Uebergewicht besonders über solche Völker, die infolge sittlicher Verkommenheit im Aussterben begriffen sind. Wer weiß, wozu die Vorsehung die Chinesen noch bestimmt hat, wenn erst auf den alten Stamm, der zwar knorrig aussieht vor hohem Alter, aber doch noch Säfte genug hat, neue Zweige christlichen Lebens und christlicher Kultur gepfropft sein werden, wer weiß, ob dann nicht die Chinesen noch eine dominierende Rolle in ganz Ostasien spielen werden? Es ist bereits erwähnt worden, daß unter der Regierung Kamehamehas V. Schritte gethan worden seien, um von China und anderen Ländern Arbeitskräfte zur Anlage von Reis- und Zuckerpflanzungen herbeizuschaffen. Dadurch wurden die ersten zahlreicheren Einwanderungen von Chinesen auf die Sandwich-Inseln veranlaßt, und sobald mehr Arbeitskräfte vorhanden waren, hob sich auch der Mut der Plantagenbesitzer, die Produktion des Landes nahm bald zu, es entstand reger Handel und Verkehr und die Folgen davon waren Straßenbauten, Verbesserung der Verbindungsstraßen, Vergrößerung des Zollhauses, Vervielfältigung der Werften und Vermehrung der regelmäßigen Verbindungsmittel unter den Inseln selbst, sowie mit den kontinentalen Ländern. Der Hafen von Honolulu wurde auch besser hergestellt, so daß Schiffe von bedeutendem Tiefgang einen sicheren Ankerplatz in demselben fanden. Wie ich mir sagen ließ, ist immer noch viel Land vorhanden, welches urbar gemacht werden kann, wenn zu den Arbeitskräften hin auch die nötige Bewässerung für die Felder oder Plantagen hergestellt werden kann: Von großartigen Erfolgen, die in dieser Hinsicht erzielt worden sind, sah ich selbst folgende Beispiele: Auf der Insel Maui zwischen Wailuku und Haiku war eine große Sandfläche, die unbebaut da lag. Diese zog die Aufmerksamkeit eines deutschen Pflanzers, des Herrn Sprekel von Hannover, der jedoch amerikanischer Bürger geworden ist, auf sich. Der Scharfblick dieses unter-

nehmenden Mannes ließ ihn erkennen, daß es hier nur an Wasser fehle und daß durch künstliche Bewässerung ein schöner Ertrag des Bodens erzielt werden könnte, da derselbe an und für sich durchaus nicht unfruchtbar war. Er ging deshalb aus, um eine Quelle zu suchen, und fand in einer Entfernung von 40 englischen Meilen genügenden Wasservorrat. Sein Entschluß war sogleich gefaßt. Er kaufte 10000 Morgen Land, das er, weil keine Mitbewerber um dasselbe vorhanden waren, zu verhältnismäßig geringem Preise erhielt, und wagte dann die Kosten an eine Wasserleitung, wozu freilich ein bedeutendes Kapital erforderlich war. Aber nun hat er auch die größte Zuckerpflanzung, obgleich von den 10000 Morgen erst 4000 angebaut sind. Das ganze Gebiet ist in acht sog. Feldlager (camps) eingeteilt und auf jedem stehen eine Anzahl kleiner Häuser, in welchen die Arbeiter wohnen. Der Mittelpunkt davon heißt Sprekelsville, wo das Haus des Verwalters, des Oberaufsehers und des Maschinisten steht. Es ist nämlich auch eine großartige Zuckermühle da, welche mit Dampf betrieben wird. Es sind 14 Dampfkessel vorhanden und man kann zusehen, wie das Zuckerrohr an einem Ende zwischen die Walzen kommt und am andern Ende der Zucker in erster, zweiter und dritter Qualität herausläuft. Der Ertrag war im eben abgelaufenen Betriebsjahr 14000 Tonnen Rohzucker, welche einen Geldwert von 1050000 Dollar darstellen. Auf dieser Plantage sind allein 1500 Chinesen beschäftigt, außer Japanesen, Portugiesen, Deutschen, Schweden und Amerikanern. Eine Eisenbahn ist auf derselben angelegt, um die Arbeiter schneller hin und her zu befördern, und zur Zeit der Zuckerernte ununterbrochen Material der Zuckermühle zuzuführen. Während unseres Aufenthalts auf Maui durfte ich mit meiner Frau in dem Hause des Verwalters wohnen und das Gefährt wurde uns sogar zur Verfügung gestellt, um die in der Umgegend wohnenden chinesischen Christen zu besuchen. Einmal nahm der Oberaufseher uns in der Eisenbahn mit, um eine Fahrt durch die Plantage zu machen, damit wir dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung sehen könnten. Eine andere auch sehr große Plantage sahen wir in Kohala auf der Insel Hawaii. Diese hatte einen kleinen Anfang genommen, und war durch den amerikanischen Missionar Dr. Bond begonnen, welcher es für nötig fand, die eingeborenen Christen an eine regelmäßige Arbeit zu gewöhnen. Hier fällt mehr Regen als auf Maui und es war daher

keine kostspielige Wasserleitung zu künstlicher Bewässerung nötig. Das Unternehmen gelang, und bald reihte sich Feld an Feld, so daß nun ein unabsehbares Gebiet mit den herrlichsten Zuckerrohrpflanzen in saftigem Grün vor uns lag. Diese Plantage gehört aber jetzt einer Aktiengesellschaft, und außer den Eingeborenen arbeiten auch hier Chinesen, Japanesen und Portugiesen in großer Anzahl.

Auf der Insel Oahu in Waikiki unweit Honolulu sahen wir eine Reispflanzung, welche einem christlichen Chinesen Namens Ku kim gehört, der schon etliche und zwanzig Jahre auf den Sandwich-Inseln lebt, mit einer Hawaiierin verheiratet ist und sich ein ziemliches Vermögen erworben hat. Er hat ein Modewarengeschäft in der Stadt und die Reispflanzung ist fünf englische Meilen entfernt. Da der Reis eine Wasserpflanze ist, so gehört viel Wasser dazu, um die Reisfelder ganz unter Wasser setzen zu können. Daher ließ der Chinese einen artesischen Brunnen bohren, der ihn zwar viel Geld kostete, der aber auch eine solche Fülle von Wasser ergießt, daß die Reismühle damit in Gang gesetzt und vom Ablauf die ganze Reispflanzung bewässert werden kann. Dieser Chinese beschäftigt nur seine eigenen Landsleute, die das Reispflanzen auch am besten verstehen. Er hat einen Betsaal für seine Arbeiter eingerichtet und kommt jeden Sonntag und Donnerstag von der Stadt heraus, um eine Erbauungsstunde mit ihnen zu halten. Der Mann ist eine Säule in der christlichen Gemeinde und nimmt auch eine verantwortungsvolle politische Stellung ein, in Ermanglung eines chinesischen Konsuls, da das Königreich Hawaii noch keinen Vertrag mit China abgeschlossen hat. Die Anzahl der Chinesen, welche allmählich auf die Sandwich-Inseln gezogen sind, beläuft sich jetzt auf 20000. Sie entsprechen jedoch in verschiedenen Beziehungen den Erwartungen der hawaiischen Regierung nicht ganz. Zwar erweisen sie sich auch dort als fleißige Arbeiter und genügsame Leute, so daß sie z. B. auch solche Stückchen Land anbauen, welche den Eingebornen nicht gut genug dazu wären; aber sie geben nie Kolonisten im eigentlichen Sinn des Wortes ab, die die Inseln als ihre Heimat adoptieren und mit vollem Interesse sich an den Angelegenheiten derselben beteiligen würden. Sie kommen eigentlich der Mehrzahl nach nur für einen kurzen Aufenthalt, wollen so viel als möglich verdienen, leben zu diesem Zweck auch so sparsam als möglich, und wenn sie ein paar hundert oder auch tausend Dollar erworben haben, packen sie alles Geld zusammen und kehren damit

nach China zurück. Damit hängt zusammen, daß nur die Männer auswandern, während die Frauen in China bleiben. Unter den 20000 Chinesen auf den Sandwich-Inseln sind z. B. nur 900 Frauen, und es läßt sich leicht verstehen, wie viel Veranlassung zur Unsittlichkeit dies giebt, besonders da die hawaiische Nation so sehr an dem Hang zur Sinnlichkeit krankt. Man wollte gerne Auskunft von mir haben über die Gründe, warum die Chinesen sich so schwer von ihrem Mutterland trennen, daß selbst die Gebeine der Toten wieder dorthin zurückgeschickt werden müssen, und warum sie nicht als Kolonisten mit ihren Familien kommen. Die Antwort auf die erste Frage ist in ihrer Religion zu suchen. In dieser nimmt die Ahnenverehrung die wichtigste Stelle ein. Einesteils will der pietätsvolle Sohn nicht ganz fehlen bei den Opfern und sonstigen Festlichkeiten, die den Vorfahren zu Ehren angestellt werden, und wenn er schon Jahre lang abwesend gewesen ist, so zieht es ihn gewaltig zu der Familie und ihren Gottesdiensten zurück. Nicht als ob Frömmigkeit, wenn auch nur im heidnischen Sinne des Wortes genommen, die einzige Triebfeder wäre, sondern der Anteil am Ahnengut bildet auch einen Faktor, denn es wäre Gefahr vorhanden, diesen zu verlieren, wenn einer lange nicht mehr erscheinen und sich nicht persönlich an den Ahnenopfern beteiligen würde. Anderenteils will eben deshalb der Chinese nicht im Ausland sterben, oder wenn er das nicht vermeiden kann, wenigstens in seiner alten Heimat begraben werden, damit an seinem Grabe geopfert werden könne, wovon er die Ruhe und das Wohlergehen seiner Seele erhofft, und den Seinigen die vermeintlichen Segnungen zufließen sollen, welche von seiner orthodoxen Bestattung und jährlich wiederkehrenden Verehrung durch Opfer abhängig gedacht werden. Was aber die andere Frage betrifft, warum der Chinese nicht mit seinem Weib auswandere, so liegen mehrere Gründe vor. Fürs erste sind sehr viele von diesen Auswanderern aus Mangel an Geld noch nicht so glücklich gewesen, sich verheiraten zu können. Sie hoffen, sich eine Frau kaufen zu können, wenn sie mit ihrem Ersparten in die Heimat zurückkehren. Wegen des Kindermords und der Vielweiberei ist in China auch Mangel an heiratsfähigen Mädchen und mancher arme Mann muß ledig bleiben, weil er die Mittel nicht hat, sich eine Frau zu verschaffen. Wie oft haben sie mich gefragt, was wohl meine Frau gekostet habe, da sie zudem so gebildet sei, daß sie lesen und schreiben

könne wie ein Mann, und wenn ich ihnen sagte, daß man bei uns die Frauen nicht kaufen müsse, so gaben sie gerne zu, daß es in christlichen Ländern doch bessere Einrichtungen gebe als bei ihnen. Fürs zweite ist zu sagen, daß wenn ein Chinese eine Frau hat und auswandert, seine Eltern Anspruch auf die Dienstleistungen der Schwiegertochter machen, weshalb sie daheimbleiben muß, um an ihres Mannes Statt die Pflicht der kindlichen Liebe zu erfüllen. Fürs dritte fehlt es gewöhnlich am Reisegeld, wenn kein anderes Hindernis im Wege stünde. Die wenigsten chinesischen Auswanderer können ihr Ueberfahrtsgeld zum voraus bezahlen. Entweder entlehnen sie das Geld und müssen nach chinesischem Zinsfuß 30 % Zins zahlen, oder gehen sie unter Kontrakt und verdienen die Unkosten ihrer Verschiffung allmählich ab. Es ist etwa zehn Jahre her, daß chinesische Christen in größerer Anzahl auf die Sandwich-Inseln gezogen sind. Die Veranlassung dazu gab ein Chinese aus der Provinz Kwangtung, Distrikt Hinnen, welcher schon früher dorthin ausgewandert war und auf den Inseln zum Christentum bekehrt wurde. Sein Name ist Tschhang Then sin; sonst aber ist er unter dem kürzeren Namen Ayu bekannt. Dieser kam vor etwa zehn Jahren selbst nach China, wo, wie er wußte, viele arme Leute mit größter Mühe kaum den nötigen Lebensunterhalt für sich und ihre Familie verdienen können, und stellte denselben vor, daß auf den Sandwich-Inseln Arbeit genug für sie sei und sie für dieselbe ungleich besser bezahlt werden, als in China. Die Folge davon war, daß eine ganze Schiffsladung voll Auswanderer mit ihm auf die Inseln reisten, unter welchen sich auch eine Anzahl christlicher Familien von der Basler Missionsgemeinde in China befand, denen nachher auch Christen von den Barmer, Berliner, englischen und amerikanischen Missionen folgten. Denn nachdem einmal der Weg geöffnet war, dauerten die Auswanderungen fort bis zu diesem Jahr, wo es dem König erschien, daß des Volkes genug sei, da auch Japanesen zu Tausenden herzuströmten; so ist von der Regierung ein Verbot erlassen worden gegen weitere Einwanderungen, besonders einzelner Leute, die ihre Familien nicht mitbringen. Die Chinesen sind aber eben doch die besten Arbeiter und es ist sehr wahrscheinlich, daß eine Zeit kommen wird, wo sie wieder begehrt werden. Ihre Stellung ist also hauptsächlich die von Arbeitern in den Reis- und Zuckerplantagen. Damit haben auch diejenigen angefangen, welche jetzt reich ge-

worden und Arbeitgeber sind. Gewöhnlich machen sie einen Kontrakt mit einem Plantagenbesitzer und verpflichten sich für eine Reihe von Jahren, die Feldarbeit zu verrichten. Ist der Kontrakt abgelaufen, so kann er erneuert werden; hat sich aber der Arbeiter so viel erworben, daß er es wagen kann, ein selbständiges Unternehmen zu beginnen, so steht ihm nichts im Wege. Einige haben sich ein Stückchen Land gekauft, Gemüse gepflanzt, Schweine- und Geflügelzucht getrieben und sich so ein kleines Vermögen erworben. Andere fingen einen kleinen Handel an, wozu die Chinesen viel Geschick haben, und wer gut Glück hatte, konnte bald emporkommen. Außer den schon erwähnten christlichen Chinesen, Asyu und Ku kim, welche zu dieser Klasse gehören, sah ich auch andere derartige, welche noch am Chinesischen festhalten, wie z. B. einen Namens Apong, der der reichste Chinese in Honolulu sein soll, und einen anderen Namens Li a luk, welcher von Tschhonglok ist und öfters Gelder durch meine Hand an die Seinigen in China hatte gehen lassen. Er machte ein Gastmahl für uns und lud Herrn und Frau Damon und die angesehensten der chinesischen Christen auch dazu. Er hat ein ziemlich großes Ellenwarengeschäft und wohnt im obern Stock des Hauses, wo wir in ein europäisch möblirtes Zimmer geführt wurden und die Bekanntschaft seiner Frau, die eine Eingeborene ist, machten. Ueber Tisch erzählte unser Gastgeber von seinen Lebenserfahrungen, wie er als Arbeiter hier angefangen habe und nun außer dem gangbaren Laden auch noch Reispflanzungen besitze, die ihm jährlich 6000 Dollar eintragen. Freilich begünstigt das Glück nicht jeden in gleicher Weise, und als Gegenstück zu Li a luk will ich die Geschichte eines früheren Schülers unserer Mission anführen, die er in einem Briefe an seinen früheren Lehrer, Missionar Bellon, jetzt Pfarrer in Sulz, selbst beschreibt. Der Brief lautet folgendermaßen: „Ich grüße den geehrten Herrn Pfarrer Bellon mit Frau Pfarrer, Wilhelm, Julie und Paul, und wünsche, daß es Ihnen allen gut gehe und Sie im Leiblichen und Geistlichen keinen Mangel haben, was mich sehr freuen wird. Ich will Ihnen jetzt etwas von meinen Verhältnissen mitteilen. Nicht lange nachdem ich von Ihnen die hl. Taufe empfangen hatte, gingen Sie nach Europa und ich wurde nach Tschhonglok in die Mittelschule versetzt. Aber ich hatte gar keine Ruhe und mein Gesicht hatte einen traurigen Ausdruck, wie wenn ich ein Kind der Hölle wäre. Nachdem ich anderthalb Jahre

unter Hrn. Missionar Gußmann in der Mittelschule gewesen war, trat ich vor ihn und sagte, ich wolle nicht weiter lernen; aber er wollte mich nicht entlassen. Ich war jedoch fest in meinem Entschluß und so ließ er mich nach Hongkong gehen; auch Herr Missionar Lechler wollte mir nicht erlauben auszutreten, aber ich wollte auswandern, um reich zu werden. Die Habsucht hatte mich überwältigt und ich redete mir ein, daß das Lernen ein schweres Joch sei, welchem ich entrinnen müsse. Ich hielt mich einige Monate in Hongkong auf und unterhielt mich durch Verkauf von Malereien, die ich selbst angefertigt hatte. Nach einem halben Jahr ging ich nach Honolulu, welches die Chinesen die Sandelholz-Insel nennen. Dort habe ich mich in einer Zuckerplantage auf zwei Jahre verdingt. Der Verwalter war kein frommer Mann. Er besorgte auch Advokatengeschäfte in dem Amthaus. Ich wurde gezwungen, ein halbes Jahr länger zu bleiben. Anfangs fiel es mir sehr schwer, mit der Haue zu arbeiten, auch war ich öfters krank. Nachdem ich meines Kontrakts ledig war, fing ich an auf eigene Rechnung Ackerbau zu treiben. In der Stadt Hilo, in der ich mich befand, entstand große Gefahr durch einen Lavastrom, der jedoch glücklicherweise stille stand und die Häuser nicht verbrannte. Eine halbe Meile vor der Stadt löschte das Feuer aus, nachdem es fast ein Jahr lang fortgebrannt hatte. Ein ganzes Jahr regnete es auch nicht, so daß die Feldfrüchte nicht wachsen konnten, was mir einen Verlust von mehreren hundert Dollar verursachte. Ich ging deshalb anderswohin und pflanzte einen Gemüsegarten. Nachdem das Gemüse schön herangewachsen war, kam ein starker Regen und vernichtete meine Pflanzung, so daß ich abermals Verlust hatte. Da verdingte ich mich wieder als Taglöhner; aber mein Verdienst reichte nicht zur Bestreitung meiner Ausgaben, so daß ich dies auch wieder aufgab und anfing Taro zu pflanzen. Die Eingeborenen auf den Sandwich-Inseln stampfen den Taro zu einem Brei, lassen denselben gähren und essen ihn so. Als meine Tarowurzeln ausgewachsen waren, fiel der Preis so, daß was sonst einen Dollar galt, jetzt um einen halben, ja um einen Vierteldollar verkauft wurde. Auf diese Weise hatte ich wieder Verlust, gab die Taropflanzung auf und suchte Handel zu treiben. Da ich kein eigenes Geld hatte, war ich froh, von Freunden, die mir trauten, für tausend Dollar Waren auf Kredit zu bekommen. Ich machte gute Geschäfte und gewann über tausend Dollar. Es war aber kein

ganzes Jahr angestanden, so begab sichs, daß in den Zuckermühlen die chinesischen Arbeiter entlassen wurden und in Folge davon war es auch um meinen Handel geschehen. Ich unternahm nun ein Wagstück aus lauter Habsucht und übernahm einen Kontrakt von einer Zuckermühle, wodurch ich den entlassenen Chinesen Arbeit geben konnte. Aber der Verwalter der Zuckermühle betrog mich um mein Geld, so daß ich meinen Gewinn daran geben mußte, nur um die Chinesen zu befriedigen. So machte ich großen Bankrott und es wurde mir klar, daß dies Gottes Finger sei und ich wagte nichts mehr zu unternehmen. Ich ging daher auf den Schneeberg (Mauna Kea) und fing an, wilde Schweine und wilde Ochsen zu jagen, um durch den Verkauf des Fleisches mich zu nähren. Ich dachte, mit dem Reichwerden ists einmal nichts, wenn du nur dein Leben durchschlagen kannst, so ists genug. In diesem Jagdleben hatte ich zwei Jahre zugebracht, da begegnete ich einem Christen, der mir sagte, daß Missionar Lechler und seine Frau in Honolulu angekommen seien und sich eben jetzt in Kohala befinden. Da war ich sehr erfreut. Ich befand mich 30 Meilen von Hilo und 50 von Kohala entfernt. Ich wußte, daß Herr und Frau Lechler auch nach Hilo kommen würden, um die Christen dort zu besuchen; aber obgleich es näher nach Hilo gewesen wäre, wollte ich mich dort nicht gerne sehen lassen, weil viele mich kannten und ich mich schämte, daß ich Bankrott gemacht hatte. Da ich zur Reise auf einem Boot kein Geld hatte, so nahm ich den Weg unter die Füße und lief, bis ich Herrn Lechlers traf. Zuerst kannten sie mich nicht, weil ich schon bald 10 Jahre von China fort war. Sie würden mich auch nicht mehr kennen, da es schon 12—13 Jahre her ist, seit Sie von China fortgegangen sind. Ich brachte nun eine ganze Woche bei Herrn Lechlers zu und hörte ihn wieder predigen. Da ist mir das Herz aufgegangen. Denn obgleich ich in den zehn Jahren in Honolulu und in Hilo auch predigen hörte und von manchen Leuten vermahnt wurde, so hatte ich doch kein Herz dafür, denn ich war sehr erkaltet. Ich war immer wie ein Schlafender, der nicht aufwacht, weil mir das Reichwerden wichtiger war als alles andere. Reich bin ich nun nicht geworden und die Religion ist mir auch abhanden gekommen. Während meines Jägerlebens habe ich selbst den Sonntag vergessen. Oefters regte sich in mir das Verlangen, Gott zu dienen; aber der Teufel und die eigene Fleischeslust unterdrückten die besseren Regungen.

Manchmal, wenn es mir schlecht ging, dachte ich auch, ich wolle mich wieder an den Herrn Jesus halten; aber wenn es wieder besser ging, wurde mein Herz auch wieder kalt. Was soll nun aus mir werden? Ich fürchte, es gehe mir wie dem König Saul und ich sei von Gott verworfen, obgleich ich umkehren möchte. Ja meine Sünde ist größer als die des Königs Saul. Wenn ich denke, ich sollte beten, so wage ich es wieder nicht, oder wenn ich auch bete, so ist es mir, als nehme Gott mein Gebet nicht an. Ich denke oft, ich sei verloren und dadurch werde ich immer träger. Dessenungeachtet gebe ich mir äußerlich Mühe, vorsichtig zu wandeln, auf daß ich niemand Anstoß gebe, noch durch schlechte Aufführung die Heiden veranlasse, Gott zu lästern. Ich muß auch beklagen, daß ich so schüchtern bin und nicht wage, das was ich selbst von der christlichen Religion gelernt habe, andern mitzuteilen. Wie schlecht vergelte ich doch das, was die Mission an mir gethan hat. Was seid ihr Ausländer doch für viel brauchbarere Menschen und habt so viel Liebe, daß ihr ausgehet in alle Welt, um das Evangelium zu verkündigen aller Kreatur. Wir Chinesen sind doch sehr hartherzig, und diejenigen, welche die christliche Lehre kennen, sind so schwach, und werden nicht selbständig, um auch nur die Unkosten aufzubringen. Die Wohlthaten, welche wir vom Ausland empfangen, sind so hoch wie der Himmel und so tief wie das Meer. Gottes Gnade ist unbeschreiblich. Möge der liebe Gott Ihnen Kraft zulegen, daß Sie Ihre Arbeit für den Herrn thun können. Mögen auch Wilhelm und Paul solche Männer werden, wie ihr Vater. Ich möchte auch meinen herzlichsten Dank der ganzen Missionsgemeinde aussprechen, obgleich mich niemand kennt; aber ich und alle chinesische Christen haben so viele Wohlthaten von der Mission empfangen, daß wir mit Beschämung dastehen, weil wir dieselben nie vergelten können. Es grüßt Sie Ihr geringer Schüler Tschhin A lom.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mission unter den Batauana.

Im Jahr 1849 entdeckte Livingstone den Ngami-See, ein 770 Quadratkilometer großes Wasserbecken unter 20° 50′ südlicher Breite und 23° östlicher Länge von Greenwich (vgl. die Beschreibung der Reise Livingstones Miss.-Mag. 1858, S. 153 ff.). Der See liegt so ziemlich in der Mitte von Südafrika, in der Luftlinie etwa 1000 englische Meilen von Kapstadt entfernt. Es wohnen dort die Batauana, ein Zweig des Bamangwatostammes, der zum großen Volk der Betschuanen gehört. Etwa hundert Jahre sind es her, daß unter den Bamangwato ein Streit über die Häuptlingschaft entstand. Da sich die Parteien nicht einigen konnten, so zog ein Teil des Stammes nordwärts und ließ sich am Ngamisee nieder. Diese westlichen Bamangwato oder Batauana machten sich die zuvor im Lande ansässigen Bakoba, einen friedlichen und den Eroberern verwandten Stamm tributpflichtig. Dagegen mußten die armen Masarwa oder Buschmänner, die in der Gegend wohnten, ihre Sklaven werden. Die Religion der Batauana ist ebenso dürftig, als die der andern Betschuanen. Tempel, Götzenbilder, Altäre, Opfer und dergl. sind unbekannte Dinge; auch hat das Volk keinen Begriff davon, daß der Mensch Verpflichtungen gegen ein göttliches Wesen hat. Das Wort Morimo, d. h. „der da oben" ist fast der einzige Ueberrest von Religion, der sich noch findet. Die Regenmacher und Zauberer reden aber von Morimo nur als von einem Kobold, der bisweilen aus einem Loch hervorkomme und Krankheit und Tod bringe. Von einer Unsterblichkeit der Seele wissen die Betschuanen nichts. Sie sagen von den Sterbenden, sie gehen nach Barimo, d. h. zu denen da oben. Aber sie denken bei dem Wort Barimo an nichts weiter als an den Tod. „Selbst in den Städten ist die allgemeine Antwort auf die Frage, ob jemand Gott kenne, daß das Dinge seien, über welche nur alte Leute noch sprechen können." So erlöschen denn die trüben Erinnerungen, welche das Volk noch von göttlichen Dingen hat, mehr und mehr und der oberste Grundsatz ist das: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir

tot. Einzelne Gebräuche, wie die Beschneidung, mögen früher eine religiöse Bedeutung gehabt haben; jetzt aber sind sie nur noch ein Anlaß, einer ungezügelten Sinnlichkeit zu frönen.

Die Londoner Missionsgesellschaft schickte im Jahr 1858 auf die von Livingstone an sie gerichtete Aufforderung hin eine Anzahl von Missionaren zu den Makololo am Sambesi (vgl. Miss.-Mag. 1871, S. 54). Aber diese Mission, auf die Livingstone so große Hoffnungen gesetzt hatte, nahm ein trauriges Ende. Die Missionare starben rasch hinweg; der König Sekeletu eignete sich fast allen Besitz der Weißen an und nur mit Mühe konnte der einzige am Leben gebliebene Missionar, Price, die Rückkehr nach dem Süden bewerkstelligen. Bei den Batauana und ihrem Häuptling Letschulatebe fand er eine freundliche Aufnahme. Im September 1860 traf auch Missionar Mackenzie am Ngamisee ein. Es wäre dem Häuptling erwünscht gewesen, wenn die beiden Missionare dageblieben wären und eine Mission unter seinem Volke begonnen hätten. Die Leute wußten noch etwas von dem, was ihnen Livingstone vom christlichen Glauben gesagt hatte; auch hatten sie durch Jäger aus dem Griqualand, die nach Livingstone jene Gegenden besucht hatten, etwas vom Evangelium gehört. Die Umgebung des Sees schien sich allerdings zum ständigen Aufenthalt für Europäer nicht zu eignen, da dort das Malariafieber herrscht. Doch war anzunehmen, daß in nicht allzugroßer Entfernung an gesund gelegenen Punkten Missionsniederlassungen gegründet werden können. So berichtete Mackenzie günstig an die Londoner Missionsgesellschaft und empfahl den Beginn einer Mission am Ngamisee. Doch fehlte es damals an Mitteln und anderswoher kamen noch dringendere Aufforderungen. So unterblieb vorerst die Gründung einer Batauanamission.

Als der Häuptling Letschulatebe im Jahr 1875 starb, folgte ihm sein Sohn Moremi. Derselbe kündigte seinem Volke an, er wolle seine Stadt auf dem Grund des Wortes Gottes erbauen und wolle Khame, den Häuptling der Bamangwato (s. Miss.-Mag. 1880, S. 7 u. 127), um Bücher und einen Lehrer bitten. Auf dieses hin wurde der Londoner Missionar Hepburn in Schoschong veranlaßt, eine Reise an den Ngamisee zu machen, um zu untersuchen, ob unter den Batauana eine Mission unternommen werden könne. Die Reise war beschwerlich und dauerte über einen Monat. Zwei eingeborene Lehrer, Khukwe und Diphukwe, die eben aus dem Moffatinstitut

(Miss.-Mag. 1886, S. 428) ausgetreten waren, begleiteten den Missionar. Der Häuptling war gerade auf der Jagd; seine Mutter und die übrigen Vornehmen nahmen den Boten des Evangeliums aufs beste auf. Mehrere Wochen hindurch konnte Hepburn den Leuten predigen und sie unterrichten; er fand an ihnen die eifrigsten Zuhörer. Er hatte einen Vorrat von Lesebüchern und Neuen Testamenten mitgebracht. Eine Menge Leute, alte und junge, meldeten sich als Schüler an. Der Lerneifer war so groß, daß die besseren Schüler in erstaunlich kurzer Zeit das Neue Testament lesen konnten. Sogar der alte Mogalakwe, Letschulatebe's Oheim, ein sehr geachteter Mann, wollte lesen lernen. Nach einem vergeblichen Versuch rief er aus: „Was soll ich thun? Ich kann nicht lesen und meine alten Augen werden es nie lernen. Wenn doch die Lehrer zu uns geschickt worden wären, als ich noch jung war, wie hätte ich gelernt! Ich hätte alle andern übertroffen. Aber jetzt ist es zu spät für Mogalakwe; er kann nicht mehr lernen." Er brachte seine beiden Weiber zu dem Missionar, damit sie im Lesen unterrichtet werden. „Sie sind jünger als ich," sagte er, „sie müssen meine Augen sein." Als Hepburn nach seiner Station zurückkehren mußte, ließ er die beiden eingeborenen Lehrer zurück, um die Arbeit fortzusetzen. Bald konnten Khukwe und Diphukwe erfreuliche Berichte einsenden. Allem nach waren die Batauana bereit, dem Heidentum völlig zu entsagen. Die ihnen unterworfenen Bakoba und sogar die Masarwa nahmen das Evangelium voller Freuden auf.

Im März 1881 unternahm Hepburn eine neue Reise an den See, begleitet von einigen Kirchenvorstehern von Schoschong. Die Reisenden wurden von der Gemeinde aufs beste ausgerüstet. Unter der Leitung der eingeborenen Lehrer war unter den Batauana eine Gemeinde von etwa 40 Seelen gesammelt worden. Hepburn und seine Begleiter kamen gerade während der Ernte an. Man mochte denken, die Leute werden den ganzen Tag auf ihren Feldern zu thun haben und werden keine Zeit finden, das Wort Gottes zu hören. Aber sie kamen früh morgens, ehe sie aufs Feld hinausgingen, und besuchten die Gebetsversammlungen. Kamen sie abends heim, so wurden beim Häuptling zahlreich besuchte Versammlungen gehalten, in welchen die Schrift erklärt und Unterricht in der christlichen Lehre gegeben wurde. So begierig waren die Leute zu hören, daß diese Versammlungen oft tief in die Nacht hinein dauerten. Der Häupt-

ling, sein Weib, seine Mutter und einige der Stadtvorsteher wurden getauft. Auch unter den Bakoba entstand eine Gemeinde. Die Batauanachristen übernahmen es, für den Unterhalt ihrer Lehrer zu sorgen. Khukwe wurde als solcher bestellt; eine Anzahl ernster Christen standen ihm zur Seite. Hepburn mußte nach Schoschong zurückreisen, ehe er seine Arbeit vollendet hatte. Aber seine vier Begleiter blieben noch einige Wochen da. Als auch sie heimkehrten, nahmen sie die frohesten Hoffnungen mit. Es sah ganz aus, als ob die Batauana-mission ein Ersatz für die mißlungene Mission unter den Makololo werden solle.

Aber es kam der Feind und säte Unkraut unter den Weizen. 250 englische Meilen östlich vom Ngamisee wohnen die Matebele (Miss.-Mag. 1858, S. 168). Sie leben davon, daß sie ihre schwächeren Nachbarn berauben und seit sie unter Mosilikatse (Miss.-Mag. 1861, S. 373. 402) ihre jetzigen Wohnsitze eingenommen haben, haben sie ihre Raubzüge alljährlich weiter ausgedehnt. Die Batauana blieben seither von ihnen verschont, weil die Entfernung beträchtlich ist und eine ausgedehnte Wüstenstrecke zwischen den beiderseitigen Gebieten liegt. Aber mit dem zunehmenden Handel stieg der Reichtum der Batauana, und namentlich verbreitete sich der Ruf, daß sie ungemein viel Vieh haben, worauf alle südafrikanischen Völker besonderen Wert legen. So zog denn im Jahr 1883 ein großes Matebelenheer durch die Wüste, überfiel die Stadt der nichts ahnenden und unvorbereiteten Batauana und plünderte das Land. Die Einwohner konnten allerdings einen bedeutenden Teil ihres Eigentums in die nördlich vom See gelegenen Sümpfe flüchten. Aber die Stadt samt der Kirche und den Häusern der Händler wurde zerstört, die Schulen lösten sich auf und mehr als 12000 Stück Vieh, dazu viele Gefangene wurden von den Feinden fortgeschleppt. Mit diesem Erfolg waren die Matebele nicht zufrieden. Es wurde beschlossen, im Jahr 1885 einen neuen Einfall zu machen; ein großes auserlesenes Heer unter dem Befehl des Bruders des Königs führte denselben aus. Diesmal waren die Batauana besser vorbereitet. Die Feinde konnten zwar die Stadt noch einmal zerstören und sonstigen Schaden anrichten; aber schließlich ließen sie sich hinüber in die Sümpfe locken. Dies war ihr Verderben. Die Batauana waren mit Gewehren bewaffnet und hatten eine fast uneinnehmbare Stellung. So töteten sie hunderte von ihren wilden Feinden und wieder hunderte

ertranken beim Rückzug. Nun aber beschlossen sie, um sich gegen fernere Angriffe zu sichern, ihre bisherigen Wohnsitze zu verlassen und sich weiter nördlich anzusiedeln. Wirklich zogen sie zehn Tagreisen weit in eine Gegend, wo sie vor ihren Feinden so ziemlich sicher sind.

Leider war nun dieser Kampf und namentlich der siegreiche Ausgang desselben für die Mission nicht günstig. Der eingeborene Lehrer kam zwar mit dem Leben davon, aber die Matebele raubten ihm alles was er hatte, und nur unter großen Schwierigkeiten gelang es ihm, Schoschong zu erreichen. Die Bücher und sonstigen Lehrmittel, welche gerade zwischen dem ersten und zweiten Einfall der Matebele nach dem Missionsgebiet geschickt worden waren, fielen den Feinden in die Hände und wurden vernichtet. Die Ortsveränderung zerstörte auch die letzte Spur des begonnenen Erziehungswerkes und der heidnische Sinn gewann unter der Aufregung und Ausgelassenheit des Kampfes wieder völlig die Oberhand. Das Volk als Ganzes hat das Christentum aufgegeben und ist ins alte Heidentum zurückgesunken. Missionar Hepburn, der inzwischen eine Urlaubsreise nach England angetreten hatte, hörte bald nach seiner Rückkehr von Khukwe, welch traurige Veränderung eingetreten war und beschloß, sobald als möglich noch einmal einen Besuch bei den Batauana zu machen. Das Ergebnis dieser Reise war ein schmerzliches, aber wenigstens nicht ganz trostloses. Moremi ist abgefallen und hat die alten heidnischen Gebräuche wieder eingeführt. Der Häuptling der Bakoba dagegen ist mit seinen Leuten dem christlichen Glauben treu geblieben. Auch unter den Batauana ist noch ein kleines Häuflein, das am Bekenntnis zu Jesus festhält und das die Hoffnung erweckt, daß das Missionswerk einmal wieder neuaufleben wird. Doch hören wir nun, was Hepburn über seine Reise berichtet.

Am 27. Mai 1886 hielt die Bamangwatogemeinde (in Schoschong) einen besonderen Gottesdienst, in welchem wir uns verabschiedeten. Tags darauf reisten wir ab; zwei eingeborene Christen begleiteten mich. Als wir endlich an den Ort kamen, wo früher die Stadt der Batauana sich befunden hatte, fanden wir keine Leute aus diesem Stamm mehr vor. Es waren jetzt die Stämme der Bakhurutse, der Baschubia und der Bakoba hier vertreten. Die Batauana aber, sagte man uns, wohnen zehn Tagreisen entfernt.

Das war schmerzlich. Jäger aus dem Batauanastamm, die uns begegneten, hatten uns immer wieder gesagt, wir werden ihr Volk in den alten Wohnsitzen finden. Die Absicht war allerdings ursprünglich die gewesen, an den See zurückzuziehen; aber die Furcht vor den Matebele hatte dies nicht zur Ausführung gelangen lassen. Ich hielt mich nun mit meinen Begleitern zehn Tage unter den obengenannten Stämmen auf. Zu meinem Schmerz mußte ich viel leibliches und sittliches Elend wahrnehmen. Man sah nur wenige gesunde Leute, dagegen viele, die mit eiternden Geschwüren bedeckt waren. Besonders betrübend aber waren für mich die schandbaren Reden der Leute und das auf dieselben folgende laute Gelächter. Es war kaum mehr ein Verlangen darnach, Bücher zu lesen, vorhanden. Sie hatten auch keine Bücher. „Die Matebele", hieß es, „haben alle Bücher vernichtet und haben uns nicht einmal so viel übrig gelassen, daß wir andere kaufen könnten." Ich fragte: „Hat niemand mehr ein Buch?" Nein, war die Antwort. „Wann kommt ihr zum Gebet zusammen?" Wir kommen nicht zusammen, außer wenn Maropin (ein eingeborener, weiter nördlich wohnender Christ) kommt und uns versammelt. „Sind keine Christen unter euch?" In unserem Dorfe ist nur ein einziges Weib, die ist eine Christin. Du wirst nirgends in den Dörfern einen Christen finden, bis Du in Mokgwatis Dorf kommst. Mokgwati ist ein rechter Christ. Wenn Du in sein Dorf kommst, wirst Du froh sein, denn Du wirst finden, daß dort die Gottesdienste regelmäßig gehalten werden." Ich gab dem jungen Menschen, mit dem ich dieses Gespräch geführt, meine Bibel in die Hand. Er las ganz schön. „Wie kommts, daß Du so gut lesen kannst?" Ich gehe oft hinüber nach Mokgwati's Dorf und lese dort. Wir haben ganz ordentlich gelernt, dann verließ Moremi die Kirche und wir machten es ebenso. Wenn Du in Moremis Stadt kommst, wirst Du Dinge sehen, über die Du Dich wundern wirst. Es ist mir leid um Dich. Du wirst versuchen, es besser zu machen; aber das wirst Du nicht fertig bringen. — Unglücklicherweise kam ich gerade an dem Tag in Mokgwatis Dorf, an welchem er sich anschickte, wegen Moremis Eifersucht nach einem entfernten Orte zu ziehen. Es wurde den armen Leuten sehr schwer, ihre Gärten zu verlassen. Ich traf hier auch mit dem obengenannten Maropin zusammen, dessen Tochter bei Nacht gestohlen und zu einem heidnischen Fest mitgeschleppt worden war.

Moremis jetziger Wohnplatz liegt in einer ebenen sumpfigen Gegend, wo ein Fluß sich in zahlreiche Arme teilt. Am 30. Juni kamen wir dort an, nachdem wir Tag und Nacht scharf geritten waren. Es war schon spät, als wir den Lagerplatz unter einigen Bäumen in der Nähe der Stadt erreichten. Wir waren alle sehr müde. Ich nahm zuerst ein Bad, um mich zu erfrischen und von der dicken Staubkruste, die auf mir lag, zu befreien. Dann ging ich fort, um Moremi noch vor Schlafengehen zu besuchen. Ich konnte ihm keine größere Aufmerksamkeit erzeigen. Als ich sein Gehöft betrat, lag er vor einem großen Feuer auf einer Matte. Sein Weib saß neben ihm und stillte ihr Kind. Einige seiner Leute waren auch anwesend. Nachdem ich alle begrüßt hatte, fing ich an, mit Moremi zu reden, wie ein Freund mit dem andern redet. Mehreremale hielt ich inne und wartete auf ein Wort von ihm, das Aufschluß über seinen Seelenzustand geben würde. Keine Silbe kam über seine Lippen. Es war offenbar meine Aufgabe, im Glauben und unter Gebet fortzufahren, bis ich über seine jetzige Herzensstellung ganz im Klaren war. Ich ersparte ihm nicht, was ich ihm Bitteres zu sagen hatte, versäumte aber auch nicht, ermutigende Worte zu sprechen. Ob ichs recht gemacht habe oder nicht, das wird der künftige Tag klar machen. Sein Weib blieb die ganze Zeit über anwesend. Moremi saß vorwärts gebückt und in Gedanken vertieft da. Als ich schwieg, saßen wir alle still beisammen, denn niemand gab mir Antwort auf meine Rede. Diese beiden, die jetzt die Abzeichen des Heidentums trugen, waren von mir in die christliche Kirche aufgenommen worden, ich hatte ihr Kind getauft! „Moremi," sagte ich endlich, „soll ich beten?" Seine Antwort war ein unbestimmtes: Wenn Du willst. Einer seiner Leute, ein junger Christ, sagte: Er fragt Dich ja, Herr, ob Du es haben willst, darauf erwiderte er: Ja, er kann beten. Ich stand auf und betete aus vollem Herzen für ihn, sein Weib und ihren kleinen Knaben, dann sagte ich ihnen gute Nacht und ging fort. Ich hatte einen langen Tag hinter mir. Ich hatte so geeilt, um Moremi zu sehen, daß ich nicht einmal zuvor gegessen hatte. Bei meinem Reisewagen fand ich die Leute in tiefem Schlafe liegend. Das Feuer war ausgegangen. Die Nachtluft war wegen des nahen Wassers recht kühl. Der kalte Empfang aber, den ich gefunden, that mir in der Seele wehe. Elend, erschöpft, ja gebrochen, ohne einen Menschen, dem ich hätte klagen, der mir

hätte raten können, so legte ich mich nieder und viele Gedanken und Bilder zogen durch meine Seele.

Sobald der Morgen dämmerte, kamen die Leute scharenweise zu uns und gingen den ganzen Morgen ab und zu. Mein Gespräch mit Moremi war den Häuptlingen noch vor Tagesanbruch berichtet worden. So kam nun einer nach dem andern mit seinen Leuten. Moremi ließ lange auf sich warten. Endlich kam er. Sein Gang war langsam, sein Auge begegnete nicht dem meintgen. Offenbar wußte er noch nicht, wie er sich gegen mich verhalten solle. Ich ging ihm entgegen, grüßte ihn freundlich und bat ihn um eine Besprechung unter vier Augen. Er bewilligte dieselbe sofort und so gingen wir mit einander nach der Stadt zurück. Er gestand ohne weiteres, daß er den christlichen Gottesdienst mit den heidnischen Gebräuchen vertauscht habe. Auch habe er das Beten aufgegeben und zwar schon vor dem ersten Einfall der Matebele. Im Krieg habe er ein Zaubermittel in sein Gewehr geladen und das haben seine Häuptlinge gewußt. Ueberhaupt habe er sich ganz dem Heidentum hingegeben und habe keine Hilfe bei Gott gesucht, obwohl er noch in der Bibel gelesen habe. Das alles sagte er ohne den geringsten Kummer, ohne daß seine Stimme irgend gezittert hätte. Man konnte kein Schuldgefühl, keine Angst vor drohendem Unglück an ihm bemerken. Von Moremi weg ging ich hinaus vor die Stadt, um den Christen in einer kleinen Hütte einen Gottesdienst zu halten. Ich gab mir Mühe, der kleinen Schar Trost und Mut zuzusprechen, was ich selbst nicht hatte. Die Worte: Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott, lagen mir in den Ohren wie Glockenklänge. Eben als der Gottesdienst zu Ende war, kam ein Bote, der mich zu einer Besprechung mit Moremi und seinen Häuptlingen, um die ich gebeten hatte, abholte. Ein dringendes Gebet um Hilfe stieg aus meinem Herzen zum Himmel empor. Einer meiner Christen begleitete mich. Wir trafen Moremi und seine Leute in einer Beratung begriffen. Er stand auf, hieß die Häuptlinge folgen und nun waren wir allein mit ihnen. Sie verschlangen jedes Wort, das ich sprach. Da sie gerade im Begriff waren, eine heidnische Zeremonie zu feiern, so knüpfte ich daran an und hielt ihnen vor: Ihr alle wisset wohl, daß wenn ihr eure Kinder dieser Zeremonie unterwerfet, ihr es unmöglich machet, sie zu unterrichten. Wie sollen sie dann noch lernen und wie sollen wir sie für Christus gewinnen, wenn ihr ihre Herzen

gestohlen habt? Sie antworteten: Ja, Du sprichst die Wahrheit. Ich fuhr fort: Gott stellt euch vor eine Wahl, indem er mich hieher bringt eben da ihr zwischen den beiden Teilen eurer Zeremonie mitten inne stehet. Ihr seid Herren im Lande; ihr werdet eure Wahl treffen. Ist sie getroffen, so seid so freundlich und lasset es mich wissen.

Am andern Morgen war einer meiner ersten Besucher ein mir wohlgesinnter Häuptling, der eigens dazu kam, um mir zu sagen: Du hast nichts zu hoffen. Es bedeutete nichts Gutes, daß gestern abend niemand sprach. Warum schwieg Moremi? Wir haben nicht gesprochen, auch das Volk nicht berufen. Im Verlauf des Morgens machten die meisten Häuptlinge freundliche Besuche, waren aber schweigsam in Betreff der Unterredung vom vorhergehenden Abend. Noch während des Vormittags erschien Moremi und brachte eine Anzahl junger Leute mit, darunter solche von gemeinerer Art. Ein Blick überzeugte mich, daß seine Häuptlinge nicht anwesend waren, seinen Schwiegervater Thaben ausgenommen. Stundenlang setzten sie mir mit boshaften und leidenschaftlichen Fragen zu. Moremi, den Rücken an einen Baum gelehnt, sagte mir stolz, er habe es gar nicht nötig, daß ich ihn lehre. Ich habe ihn schon gelehrt und er wisse die Schrift von Anfang bis zu Ende. Er schwor den Matebele blutige Rache und erklärte trotzig, Gott möge thun was er wolle, davon werde er ihn nicht abhalten, immer Masarwa- und Makobaleute zu töten. Ich ließ ihn sich austoben, bat ihn hierauf, sich niederzusetzen und sagte ihm, er gleiche einem Manne, der mit dem Kopf an einen Felsen stoße. Der Fels werde nicht weichen, aber er werde sich den Kopf einstoßen. „Gott ist zu groß, Moremi, als daß irgend etwas ihn hinwegschieben könnte. Er hat gesagt: Wer Menschenblut vergießt, deß Blut wird auch durch Menschen vergossen werden. Er kann sein Wort wahr machen: Ich will des Menschen Leben rächen an einem jeglichen Menschen. Als ich vom künftigen Gericht redete, rief er: Es werden unser viele sein. „Sprich nicht so; Leute, die älter sind als Du haben Gottes starken Arm fühlen müssen. Machni geriet in die Gefangenschaft der Matebele, Chukundu kam bei den Bakwena ums Leben. Pelotona verstand sich auf jede Art von Zauberei und starb in der Verbannung. Sekhome war, wie ihr alle wisset, ein großer Mann, ein großer Krieger und einer, der alle andern in der Kunst der Zauberei und der Heilkunde übertraf, und

Gott machte aus ihm einen einsamen Wanderer. Jeder Stamm, zu dem er floh, verstieß ihn, jedes Mannes Hand war gegen ihn, es fand sich keine Stätte auf Gottes Erde, wo er sich zur Ruhe niederlegen konnte. Und Dich, Moremi, kann Gott auch aus Deinem Volke herausnehmen und kann Dich im Lande umherirren lassen einsam, ohne Weib, ohne Kind, ohne Diener. Gott stürzt die Hoffärtigen." Als wir auseinandergingen, waren die Leute etwas zahmer; aber es war ein Murmeln und Murren unter ihnen und sie waren nicht eines Sinnes. Wir hielten eine Gebetsversammlung in der Hütte der Christen; Spionen wurden dahin geschickt. Unser Kutscher spielte durchaus die Rolle des Judas.

Am folgenden Morgen fand eine mehrere Stunden dauernde Volksversammlung statt. Mehrere der angesehensten Leute, darunter auch einige Christen, kamen nachher zu unserem Wagen und richteten mir Moremis Auftrag aus. Der kurze Sinn desselben war der, der christliche Unterricht und die alten (heidnischen) Gebräuche sollen in seiner Stadt neben einander bestehen, denn beides sei für das Volk gut. Nachmittags kam ein Bote, um mir zu sagen, Moremi habe das Volk versammelt, damit es von mir höre, was ich zu sagen habe. Ich müsse sogleich kommen. Durch die Freundlichkeit eines Missionars war ich in den Besitz der Bibel gekommen, die Moremi einst von mir empfangen hatte. Sie war mit Goldrand in Saffian gebunden und war den Matebele bei ihrem ersten Angriff in die Hände gefallen. Absichtlich hatte ich das Buch bis jetzt noch nicht vorgezeigt. Als ich nun gerufen wurde, ging ich sogleich an meinen Wagen und nahm es heraus. Einige Christen gingen mit mir in die Versammlung. Moremi saß allein in der Mitte. Ich nahm den für mich bestimmten Sitz ein; dann hieß er die Leute herzutreten und auf meine Worte hören. Sie schlossen uns vollständig ein. Die scharfen Augen meiner Begleiter bemerkten, daß die Umstehenden Peitschen aus Rhinoceroshaut bei sich trugen. Sie hatten die Absicht, mich auf ein vom Häuptling gegebenes Zeichen mit Schlägen zu bearbeiten. „Thu ihm zu wissen, die Leute seien hier, um zu hören, was er uns zu sagen hat." So sprach Moremi zu einem seiner Häuptlinge; der sagte es einem der Christen und dieser wieder mir. Ich stand auf und erklärte ihnen, es freue mich, daß ich eine Gelegenheit habe, mit ihnen in zahlreicher Versammlung vom Wort Gottes zu reden. Nach einigen einleitenden Bemerkungen

fuhr ich fort: „Hat man je gehört, daß ein Mann, dem man ein mächtiges Zaubermittel gegeben hatte, dasſelbe um nutzloſer und wertloſer Dinge willen weggeworfen hätte? Moremi hat mich holen laſſen, damit ich ihm beim Bau ſeiner Stadt helfe und ich habe mit großen Koſten eine lange Reiſe gemacht, um zu ihm zu gelangen und ein ſehr mächtiges Zaubermittel in ſeine Hände zu legen. Es war ein ſchönes, glänzendes Zaubermittel. Nicht eines, das man um den Hals hängt wie das, welches Moremi jetzt trägt, ſondern ein Zaubermittel, das im Herzen bewahrt werden muß. Wo iſt dieſes Zaubermittel? Moremi hat es nicht mehr. Er hat es weggeworfen, ja was noch ſchlimmer iſt, er hat es verachtet. Da ſitzt er mit ſeinem neuen Zaubermittel um den Hals. Wo iſt die ſchöne Bibel, die ich ihm gegeben habe?“ Er ſagte: Die Matebele haben ſie vernichtet. Ich fuhr fort: „Hat man je von einem Zaubermittel gehört, das der Feind geraubt hat und das, nachdem es hunderte von Meilen weit fortgeſchleppt worden iſt, nach langer Zeit zu ſeinem früheren Beſitzer zurückgekommen iſt? Kennet ihr irgend einen Gott, der im ſtande iſt, ſein eigenes Zaubermittel zu ſchützen? Die Matebele ſind gekommen und haben mit euch gekämpft und Moremi hatte beim erſten Schuß, den er abgab, ein Zaubermittel in ſeinem Gewehr. Aber ſie ſchlugen euch und nahmen eure Leute, eure Ochſen, eure Schafe und Geißen mit. Bücher wurden, wie ihr ſagt, in Menge umhergeworfen und vernichtet. Aber ein Buch wurde nicht vernichtet. Gott brachte es in die Hand eines feindlichen Soldaten und ſagte zu ihm: Bring dieſes Buch deinem Herrn. Als es Lobengula, der Häuptling der Matebele ſah, fragte er den weißen Händler, was für ein Name in dem Buch ſtehe. Der weiße Mann las: Moremi, der Häuptling. Lobengula meinte, das Buch ſei der Zauber, auf den Moremi ſich verlaſſen habe, und verachtete es. Er wußte ja nicht, daß Moremi es ſchon früher weggeworfen und nach ihm mit einem andern Zaubermittel geſchoſſen hatte, das keinen Schutz gewähren konnte.“ Noch einmal fragte ich Moremi, wo die Bibel ſei, die ich ihm gegeben habe. Das weiß ich nicht, war ſeine Antwort. „Dann will ich Dirs ſagen, wenn Du es hören willſt.“ Ich erzählte ihm, wie die Bibel wieder in meine Hände gekommen und wie ich ſie jetzt ſo weither mitgebracht habe. „Nun, Moremi, haben dieſelben Hände, welche ſie Dir einſt gegeben haben, ſie wieder hergebracht. Hier iſt ſie.“ Ich zog ſie hervor und hielt ſie ihm offen

hin. „Hier ist dein Name zweimal von Deiner Hand geschrieben: Moremi der Häuptling.“ Zu den Leuten sagte ich: „Sehet, es fehlen vorne in dem Buch einige Blätter; aber das erste Blatt, auf welchem Moremi zweimal mit eigener Hand seinen Namen eingetragen hat, fehlt nicht; Gott hat gesehen, was Moremi ohne besondere Gedanken geschrieben hat und das Buch ist ein Zeichen zwischen Gott und Moremi geworden. Moremi hat das Buch gleichgültig weggeworfen, er hat es seinem Diener gegeben; aber Gott hat es nicht aus den Augen verloren. Moremi hat Gott verlassen und den Bund gebrochen, den er mit Gott machte, als er seinen Namen zweimal in Gottes Buch schrieb zu einer Zeit, wo er sagte, er wolle seine Stadt mit dem Wort Gottes bauen. Gott hat sein Buch wieder hieher gebracht und durch meine Hand legt er es jetzt Moremi vor die Füße in Gegenwart seiner Leute, die er selbst versammelt hat, um die Botschaft Gottes von den Lippen seines Dieners zu hören. Für Moremi ist heute meine Hand Gottes Hand und mein Mund Gottes Mund und die Botschaft heißt: Willst Du, Moremi, Gottes Buch nehmen oder willst Du es liegen lassen? Was willst Du thun? Diese Leute sind Zeugen.“ Er blickte mich einen Augenblick an, dann sprang er auf und lief in der Richtung gegen seinen Vieh-Kraal hin davon, als ob er dort Schutz suchen wollte. Das thut nichts; warte nur ein wenig, sagten seine Häuptlinge zu mir. Plötzlich kam er wieder, warf die Arme empor, schrie und steigerte sich in eine Aufregung hinein. Damit wollte er seine Leute aufreizen. Aber sie waren verblüfft durch das, was sie gehört hatten und rührten sich nicht. Ich hatte das Buch aufgehoben und hielt es in der Hand. „Moremi“, sagte ich, „sei vernünftig, setze Dich nieder und höre, was ich Dir und Deinen Leuten noch zu sagen habe.“ Er ging auf mich zu; aber der ihm zunächst stehende Häuptling hatte ihn beobachtet und trat nun rasch zwischen uns. Noch einmal versuchte er seine Leute aufzuhetzen. Er stürzte auf sie zu und schrie: Bin ich nicht der Häuptling? Sie standen auf und schlossen uns alle ein. Moremi wollte mich packen; aber seine Häuptlinge hielten ihn zurück und hielten auch das Volk von mir ab. Da er mir nicht beikommen konnte, ergriff er einen meiner Christen an seinen Kleidern und sagte: Mann, Du bist ein Bamangwato, aber ich bin ein Häuptling, hörst Du? Ich bin ein Häuptling. Noch einmal ging er zu seinen Leuten und versuchte sie gegen mich aufzubringen. Ich fürchtete,

ein verwegener Bursche möchte zur That übergehen. Darum stand ich auf und ging durch die Menge hindurch. Es waren vielleicht 300 Mann; aber sie ließen mich durch. Sobald Moremi merkte, daß ich fortgegangen war, lief er mir mit wildem Geschrei nach nnd befahl mir, sein Land zu verlassen. Meine Diener kamen und sagten: Er will haben, wir sollen gleich jetzt einspannen. Die Sonne war untergegangen, doch traf ich alsbald Anstalten zur Abreise. Aber es wurde mir erlaubt, am folgenden Tag, einem Sonntag, noch einmal Gottesdienst zu halten und erst am Montag abzureisen.

Am Sonntag morgen besuchten mich die Häuptlinge, um das Buch und Moremis Namen zu sehen. Ich ging aus von 5. Mos. 31, 26, zeigte ihnen das Buch und erzählte ihnen die Geschichte desselben. Moremi saß da und hörte so lange zu, bis er es nicht mehr länger aushalten konnte. Dann stand er auf und ging heim. Später kam er wieder und sagte zu mir: Du darfst nicht gehen, ehe Du mich angehört hast. Er hatte die Namen einiger Christen genannt und ich meinte, er wolle dieselben verfolgen. Diese Leute haben Dir falsche Nachricht über mich gegeben, sagte er. „Niemand hat mir falsche Nachrichten über Dich gegeben, sondern was ich diesen Morgen gesagt habe, das habe ich aus Gottes Wort genommen und die Schriftstellen werden Dir zeigen, daß es so ist, wenn Du sie ansehen willst.“ Ich hatte versprochen, nachmittags mit den Christen in ihrer Hütte eine Versammlung zu halten; aber ich erhielt die Aufforderung, noch einmal öffentlich zu predigen. Als dieser Gottesdienst zu Ende war, kam Moremi noch einmal und rief: Ich werde die und die Kinder dazu bringen, daß sie sich an der Zeremonie (vermutlich der Beschneidung) beteiligen, und wenn ihre Eltern sich weigern, so werden sie meine Kinder werden. Ich ging weg, ohne ihn ausreden zu lassen. Ich wollte jeden weiteren Wortwechsel mit ihm vermeiden, da doch nichts Gutes dabei herausgekommen wäre. Abends hielten wir mit den Christen in ihrer Hütte einen Abendmahlsgottesdienst. Sie sagten selbst: Wir sind wie Lot in Sodom. Doch war Christi Gegenwart zu spüren. Am Montag morgen übergab ich den Christen alle Bücher und Lehrmittel und sprach zu ihnen: „Gebrauchet sie. Ich werde nie Rechenschaft dafür fordern. Sie gehören euch als einer christlichen Gemeinde, damit ihr sie im Dienst Christi gebrauchet. Wahrscheinlich werden wir einander nie wieder sehen. Alles was ich euch sagen kann, ist: Gebrauchet die Bücher und lasset sie nicht un-

schar einen nicht unwesentlichen Einfluß auf seine Regierung zu haben. Da Vielweiberei herrscht, so ist die Stellung des weiblichen Geschlechts eine unwürdige. Die Frauen der besseren Stände gehen nicht aus und besuchen sogar ihre Verwandten nur selten. Um so auffallender ist, daß der König im vorigen Jahr die Sklaverei abgeschafft hat. Früher waren die Hälfte der Einwohner des Landes Sklaven. Jetzt giebt es nur noch eine Sklaverei durch Selbstverkauf und auch diese erstreckt sich nicht auf die Kinder. — Die Sprache der Koreaner ist nicht einsilbig, wie die chinesische, sondern mehrsilbig, doch hat sie eine Menge von Wörtern aus der chinesischen entlehnt. Der Buddhismus hat auch in Korea Eingang gefunden, doch wesentlich nur bei den unteren Klassen der Bevölkerung. Die Buddhistenpriester sind unwissende, beim Volk nicht in Achtung stehende Leute; in der Hauptstadt sollen sie nicht geduldet sein. Der Konfucianismus beherrscht die höheren Schichten des Volkes, soweit sich diese überhaupt noch um Religion bekümmern, und kann als die Staatsreligion betrachtet werden. Thatsächlich ist die Religion wesentlich Ahnendienst und, wie in China, werden namentlich die fünf Pflichten: Gehorsam gegen den Vater, Achtung vor den älteren Brüdern, Unterwerfung unter den König, Rücksicht auf das Weib und Treue gegen die Freunde, den Kindern eingeschärft. Besonders streng nimmt man es mit der Pflicht gegen den Vater. Tritt der Sohn in das Zimmer, wo der Vater sitzt, so muß er solange mit geschlossenen Händen stehen bleiben, bis er zum Sitzen aufgefordert wird. Er reinigt das Zimmer des Vaters, macht dessen Bett und steht frühe auf, um das Feuer anzuzünden. Wenn der Sohn vor Hunger oder Kälte aufwacht, so fragt er, ob seine Eltern nicht auch Hunger oder Kälte empfinden. Solange der Vater lebt, gehört ihm alles, was der Sohn erwirbt. Wohnt der Sohn in einem eigenen Hause und der Vater hat kein Geld, so kann er des Sohnes Haus verkaufen. — Der Aberglaube spielt auch bei den Koreanern eine große Rolle. Es wird nicht gerne gesehen, wenn eine Katze einem Leichnam nahe kommt. Wenn man beim Essen den ersten Löffel voll Reis verschüttet, so ist dies ein schlimmes Vorzeichen. Dagegen gilt die Zahl dreizehn für glückverheißend. Das Geschrei einer Eule bedeutet den nahen Tod des Hausherrn. Ueber böse Träume sucht man sich dadurch hinwegzuhelfen, daß man sagt, sie bedeuten das Gegenteil.

Den ersten Missionsversuch haben, wie in Japan, die Katholiken gemacht. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1784) wurden von Peking aus mit chinesischen Kalendern auch christliche Schriften eingeführt, welche bei einigen vornehmen Familien Interesse für den christlichen Glauben erweckten; man wandte sich an die katholischen Missionare in Peking, ein Koreaner wurde getauft und nun bildete sich ohne Aufsicht eines Missionars eine katholische Gemeinde. Trotz der bald ausbrechenden Verfolgung vermehrte sich die Zahl der Christen auf 4000. Ein Priester — es war ein als Koreaner verkleideter Chinese — schlich sich in das Land ein (1794) und ums Jahr 1800 gab es schon 8000 Christen. Eine neue Verfolgung kostete Hunderten von Bekehrten das Leben. Es kamen nun auch europäische Priester ins Land, doch auch diese nur unter Verkleidungen. Mehrere derselben wurden hingerichtet. Es soll jetzt 20000 Katholiken im Land geben, und wenn man die katholischen Missionsberichte liest, so könnte man meinen, Korea sei der römischen Kirche verfallen. Doch lieben es die katholischen Missionare, von Erfolgen zu sprechen. Die Katholiken sind ihrer Sache so gewiß, daß sie an der Hauptstraße von Seul und in der Mitte der Stadt einen großen Bauplatz gekauft haben, wo sie in einigen Jahren eine Kathedrale bauen zu können hoffen. Im Priesterseminar in Nagasaki (Japan) werden 15—20 Koreaner für den geistlichen Stand herangebildet. Der presbyterianische Missionar Underwood bemerkt hiezu: Wenn die Protestanten nicht ihre Schuldigkeit thun, so werden wir statt eines heidnischen ein katholisches Volk zu bekehren haben. Uebrigens wird neuestens (Februar d. J.) berichtet, daß im Südosten von Korea eine Verfolgung gegen die katholischen Christen ausgebrochen sei. Ein Christ, der an der heidnischen Neujahrsfeier nicht teilnehmen wollte, wurde gefangen genommen. Andere Christen flohen und ihre Häuser wurden geplündert. In der Hauptstadt Seul befinden sich 11 Missionspriester. Der apostolische Vikar für Korea hat seinen Sitz in Niutschwang in der Mandschurei. Die evangelische Mission ist wesentlich durch Amerikaner vertreten und zwar handelt es sich teils um Presbyterianer, teils um bischöfliche Methodisten. Ohne die ärztliche Mission gäbe es ohne Zweifel noch nicht einmal die bescheidensten Anfänge evangelischer Missionsarbeit in diesem der unmittelbaren Verkündigung des Wortes noch jetzt verschlossenen Lande. Zwei Aerzte, Dr. Allen und Heron, stehen im Dienst der

presbyterianischen Mission. Neben ihnen steht der ordinierte Missionar Underwood und in neuerer Zeit ist dazu eine Missionsärztin, Fräulein Dr. Ellers, gekommen. Allen und Heron leiten das Regierungshospital und bilden zugleich Eingeborene für den ärztlichen Beruf aus. Dr. Allen hat sich schon in der Zeit, als Chinesen und Japaner sich um Korea stritten (Miss.-Mag. 1885, S. 168), das Vertrauen des Königs erworben. Er durfte gelegentlich auch für den König Rezepte verschreiben; doch wußten die einheimischen Aerzte eine persönliche Konsultation des Ausländers zu hintertreiben. Da wurde die Königin krank. Da ihre Aerzte ihr nicht helfen konnten, schickte sie nach Fräulein Ellers, welche nun in Begleitung Dr. Allens in den Palast ging und in Gegenwart des Königs und anderer Angehöriger des Hofes ein Rezept für die Königin schrieb. Der Besuch wurde in derselben Woche noch zweimal wiederholt. Die amerikanischen Aerzte wurden mit großer Zuvorkommenheit behandelt und bei ihrem zweiten Besuch mußten sie ein eigens für sie bereitetes feines Essen einnehmen. Beim dritten Besuch wurde Fräulein Ellers in einer schönen Sänfte nach Hause getragen, die ihr von der Königin geschenkt worden war. Letztere versicherte, ihre koreanischen Aerzte seien nichts nutz und sprach ihre Befriedigung über die neue, ihr zuteil werdende ärztliche Behandlung aus. Die wohlwollende Gesinnung des Königs gegen die Fremden beweist auch folgender Vorfall. Ein Amerikaner hatte den Auftrag, im königlichen Palast elektrische Beleuchtung einzurichten. Ein Soldat, dem ein Revolver in die Hand gekommen war, besichtigte mit der den Koreanern eigenen Neugierde die Waffe. Plötzlich ging der Revolver los und der Schuß traf den Amerikaner so unglücklich, daß er starb, ehe 24 Stunden verflossen waren. Der König schenkte der Witwe 500 Dollar und erbot sich, ihr ein Haus zu geben, lebenslänglich für ihren Unterhalt zu sorgen und ihren Sohn erziehen zu lassen. Nach dem Herkommen hätte der Soldat sofort hingerichtet werden müssen. Auf besondere Verwendung bestrafte ihn der König nur mit einer kurzen Haft. Man sieht, daß am Hofe von Korea keineswegs barbarische Sitten herrschen. Ein christlicher Herrscher hätte nicht edler handeln können. — Die Presbyterianer haben auch ein Waisenhaus, das von Missionar Underwood geleitet wird und für das der König besonders eingenommen ist. Uebrigens dürfen die Waisenkinder nicht einmal ein christliches Lied singen. Die Regierung hat eine Schule

eingerichtet und hat sich für dieselbe von der Regierung der Vereinigten Staaten Lehrer erbeten. Diese Lehrer, drei an der Zahl, sind Christen, zwei von ihnen sind sogar ordinierte Geistliche. Aber sie dürfen nur in weltlichen Fächern unterrichten.

Interessant ist die Geschichte des ersten Bekehrten der presbyterianischen Mission (vergl. Maiheft S. 221). Dieser Mann hatte in einem chinesischen Buche gelesen, die westlichen Völker hängen überwiegend dem Christentum an, welches aber eine ganz schlimme Religion sei. Da dachte er, eine Religion, welche Völker bekennen, die in anderen Dingen so große Fortschritte gemacht haben, sei es wert, daß man sie kennen lerne. Er fragte also dem Christentum nach, doch nur im Geheimen, weil die koreanischen Gesetze diese Religion verbieten. So kam er eines Tages zu Missionar Underwood und bat um Unterricht im Englischen. Er wurde mit einigen andern zum Unterricht zugelassen und kam ein paar Tage. Dann aber blieb er weg, ohne einen Grund anzugeben. Er erklärte später, was er gesucht habe, sei nicht Unterricht im Englischen, sondern im Christentum gewesen. Man habe ihm gesagt, die Missionare lehren den christlichen Glauben. Er war nun überzeugt, daß die Missionare nichts mit dem Christentum zu thun haben. Doch ließ er darum nicht ab, dem Gegenstand seiner Wißbegierde nachzufragen. Zufällig kam er einmal in das Zimmer Dr. Allens. Ein chinesisches Evangelium lag auf dem Tisch. Voll Freude steckte er es ein, nahm es mit nach Hause und las es in der folgenden Nacht durch. Am nächsten Morgen erschien er bei Underwood, hielt das Buch in die Höhe und rief: das ist gut. Es folgte eine lange Unterredung zwischen den beiden. Er bekam noch weitere Bücher zum Lesen und sprach endlich den Wunsch aus, getauft zu werden. Die Taufe wurde in aller Stille an ihm vollzogen. Er darf nicht wagen, offen mit seinem Glauben hervorzutreten. — Neuestens wird berichtet, daß die Presbyterianer in Seul drei Männer getauft haben, die durch das Lesen chinesischer Evangelien erweckt worden waren. Einer dieser Bekehrten erklärte: „Wenn der König mir den Kopf nimmt, ich kann nicht anders. Seit zwei Jahren sehne ich mich nach der Taufe.“ Es ist nicht wahrscheinlich, daß es noch zu einer Christenverfolgung in der Hauptstadt kommen wird; aber die Missionare haben dennoch eine schwierige Stellung. Man weiß, daß sie Missionare sind und läßt sie gewähren. Aber sie dürfen nur vorbereitende Arbeit aus-

richten und müssen in Geduld des Tages harren, der ihnen die Erlaubnis bringen wird, eigentliche Mission zu treiben. „Diese Zeit," schreibt ein Missionar aus Korea, „kann in einem Monat oder erst in fünf Jahren kommen."

Die methodistisch-bischöfliche Mission in Korea hat einen Missionar H. G. Appenzeller und einen Missionsarzt Dr. Scranton. Letzterer hat vor $2^1/_2$ Jahren ein Privathospital eröffnet, das so erfolgreich wirkte, daß der König nicht bloß seinen Dank aussprach, sondern dem Hause auch einen Namen und ein Schild gab, womit die staatliche Anerkennung der Anstalt ausgesprochen ist. Auch die von den Methodisten eingerichtete Schule für beide Geschlechter hat die offizielle Genehmigung erhalten.

Die Christengemeinden der englisch-kirchlichen Mission in der chinesischen Provinz Fukien haben eine ganz selbständige Mission nach Korea unternommen und haben unter Anführung des Missionars Wolfe zwei chinesische Missionare dorthin geschickt. — Die in Seul wohnenden Missionare haben zum Zweck der Bibelübersetzung ein Komite gebildet. Auch wird trotz dem Verbot, christliche Schriften einzuführen, Bibelkolportage im Lande getrieben.

Wir dürfen die gegründete Hoffnung hegen, daß Korea bald dem Vorgang Japans folgen und der Mission, welche dem Lande jetzt schon wesentliche Dienste leistet, die Thore öffnen wird.

Missions-Zeitung.

Westafrika.

In Liberia haben amerikanische Presbyterianer auf 7 Stationen 284 Gemeindeglieder, von denen 39 im letzten Jahr aufgenommen wurden. In 5 Schulen werden 157 Schüler unterrichtet. Es soll auch eine Station unter den Vey, einem Stamm im Innern des Landes, gegründet werden. In Cavalla (Station der amerikanisch-bischöflichen Mission) ist ein Aufstand gegen die Regierung ausgebrochen. Die Christen, ungefähr 70 an der Zahl, haben die Station verlassen.

Die Basler Mission schickt demnächst einen zweiten Missionsarzt, Dr. Eckhardt, nach der Goldküste ab.

In Altkalabar haben die schottischen Presbyterianer jetzt 6 Gemeinden mit 21 Außenstationen. Unter 9 ordinierten Missionaren sind 4 Schwarze. Die Zahl der Kommunikanten beträgt 269, die der Schüler 517.

Da die französische Regierung darauf besteht, daß am Gabun und auf Korisko der Schulunterricht in französischer Sprache erteilt wird (s. Maiheft S. 212), so werden jedenfalls französische Missionare an die Stelle der amerikanischen treten müssen. Doch ist noch nicht entschieden, ob jene Mission förmlich an die Pariser Missionsgesellschaft abgetreten werden wird; aber auch in diesem Fall wären die Amerikaner bereit, die Pariser eine Zeit lang mit Geldmitteln zu unterstützen, damit der Fortbestand des Werkes gesichert bleibt.

Der Sohn des Königs von San Salvador (südlich vom Kongo) war, solange er bei den englischen Baptisten die Schule besuchte, einer der schlimmsten Burschen, faul, ehrgeizig und zu boshaften Streichen aufgelegt. Nach seinem Uebertritt aber fing er auf einmal an, eine Plantage anzulegen, obwohl er sich dadurch in den Augen seiner Landsleute herunterseßte, ja lächerlich machte. „Ich bekümmere mich nicht darum", schrieb er an den Missionar Comber. „Ich will thun, was Sie mir gesagt haben, und so fange ich an zu arbeiten." Etwas ganz ähnliches erzählt Missionar Grenfell von dem Sohn des Königs von Palaballa (am Kongo). Er sah denselben oben auf einem der amerikanischen Mission gehörigen Gebäude, wo er das Dach befestigte. Wenn es evangelischen Missionaren gelungen ist, Königssöhnen einen Begriff davon beizubringen, daß die Arbeit jeden Menschen ehrt, so begreift man das unverständige Gerede nicht, daß nur die jesuitische, bezw. überhaupt die katholische Mission zur Arbeit erziehe. Was ist aus der katholischen Mission am Kongo geworden, die schon vor mehr als 300 Jahren dort so erfolgreich aufgetreten ist?

Südafrika.

Im Herero-Land hat die deutsche Besitzergreifung den Frieden nicht hergestellt. Hendrik Witbooi (s. Märzheft S. 98) hat trotz mehreren Niederlagen seine Raubzüge fortgesetzt. Infolge davon mußte die Station Otyizeva aufgegeben werden. In Otyikango floh mehr als einmal die ganze Gemeinde, in Otyimbingue wurden die Herden geraubt. Dagegen ist es einem deutschen Beamten gelungen, einen Angriff der Zwartbooischen auf die Station Omaruru zu verhindern. Die deutsche Regierung will ihren Sitz nach Otyimbingue verlegen und hat zu diesem Zweck von der Rheinischen Mission ein geeignetes Gebäude gekauft.

In Großnamaqualand breiten sich die Buren immer mehr aus. Sie haben schon viel Land angekauft und mehrere hundert Familien sollen unterwegs sein, um sich unter den Namaqua niederzu-

lassen. Diese Einwanderung scheint der deutschen Regierung erwünscht zu sein. Die Station Gibeon hat aufgegeben werden müssen (s. Märzheft); dagegen kommt es nun unter dem Franzmannschen Stamm zur Gründung einer Station. — In der Kapkolonie sind noch vier Stationen von der Rheinischen Mission finanziell abhängig, wie man hofft, nicht mehr lange.

Die unierten schottischen Presbyterianer haben in Kaffraria jetzt 10 Stationen mit 68 Außenstationen. Die Gesamtzahl der Gemeindeglieder beträgt 2180, der Schüler 1482.

Ein Hermannsburger Missionar im Basutoland schreibt: Die Taufbewerber konnten leider wegen mangelhafter Heilserkenntnis nicht getauft werden. Wohl wäre es gegangen, wenn ich es mit der Taufe so leicht nehmen wollte, wie manche anderen Missionsgesellschaften. Wie leicht besonders die Wesleyaner zur Taufe schreiten, davon hatte ich kürzlich wieder einen recht deutlichen Beweis. Eine noch junge Frau kam im Frühjahr zu mir und überreichte mir einen Schein von einem wesleyanischen Missionar im Oranje-Freistaat, worin ihr bezeugt wurde, daß sie Mitglied einer christlichen Gemeinde sei. Nach ihrer Aussage war sie schon vor drei Jahren getauft, auch schon mehreremale zum heiligen Abendmahl zugelassen worden. Ihre Bitte um Aufnahme in die Gemeinde wurde gewährt. In der Adventszeit meldete sie sich zum hl. Abendmahl. Nach der hier bestehenden Ordnung halte ich am Sonnabend bald nach der Morgenandacht Schule, in welcher ich mit denen, die sich zum hl. Abendmahl angemeldet haben, die fünf Hauptstücke kurz durchnehme. Wenn ich nun auch von dieser Frau nicht erwarten konnte, daß sie den kleinen lutherischen Katechismus, zumal das vierte und fünfte Hauptstück wisse, so doch die zehn Gebote, den christlichen Glauben und das Gebet des Herrn. Allein ich sah mich sehr getäuscht, denn die arme Frau wußte auch nicht ein einziges Gebot, noch einen Glaubensartikel, auch konnte sie mir nicht die allerleichtesten Fragen beantworten.

Die Pariser Station Morija im Basutoland erfreut sich eines gedeihlichen Standes. Sie hat jetzt 20 Außenstationen; auf denselben und auf der Hauptstation selbst bestehen zusammen 19 Schulen. Die Zahl der eingeborenen Gehilfen beträgt 35, die der Gemeindeglieder 1097, die der Katechumenen 437. — Als auf der Station Bethesda der Pariser Missionar Christol abberufen wurde, hieß es bei den Christen: „Wie, jetzt wo die Kuh allmählich Milch giebt, nimmt man sie uns?“ Die Kuh ist der Missionar, der anfängt, die Basutosprache zu sprechen. Die Vergleichung mit einem Ochsen oder einer Kuh ist bei den Basuto eine Ehrenbezeugung.

Auf mehreren Stationen des amerikanischen Board im Sululand ist eine Erweckung entstanden; in Amanzimtote hat die Bewegung auch die Schüler erfaßt.

Bei der Jahresfeier der wesleyanischen Missionsgesellschaft sprach der Präsident Charles Warren die Ueberzeugung aus, daß die Kaffern keine ärgeren Lügner seien als die Europäer, wobei man nicht weiß, ob man sich darüber für die Kaffern freuen oder für die Europäer schämen soll. Neuerdings haben Kaffern auch dagegen protestiert, daß man sie auf eine Linie mit den in Irland hausenden Wilden stelle. Da gilt wahrlich das Wort: Die Letzten werden die Ersten und die Ersten werden die Letzten sein.

Aus der apostolischen Präfektur Transvaal berichten die Jahrbücher der Verbreitung des (katholischen) Glaubens: „Die Sekte der Ritualisten ist unter allen protestantischen Sekten die feindseligste. Wir haben den Schmerz, am Bett unserer (?) armen Kranken die falsche barmherzige Schwester, die in allem wie eine unserer Ordensschwestern gekleidet ist, zu finden. Wir haben den noch größeren Schmerz, den falschen anglikanischen Priester in Talar, Chorrock und mit der Stola zu treffen, der angeblich Sakramente spendet, welche er nicht hat." So urteilt ein katholisches Blatt über die Leute, welche vor lauter Streben nach „Katholizität" sich nicht schämen, Luther einen Ketzer zu nennen.

Zentralafrika.

Missionar Ashe ist wieder nach dem Viktoria-Njanza abgereist.

Persien.

In früheren Zeiten, schreibt ein christlicher Perser, waren die Moslemin sehr stolz, verachteten uns Christen als Ungläubige und Unreine und waren immer darauf aus, uns unser Eigentum zu nehmen. Bei Regenwetter konnten wir nicht auf den Bazar gehen, weil wir zufällig einen Muhammedaner hätten berühren und dadurch verunreinigen können. Wir waren in beständiger Gefahr, unsere Frauen und Töchter durch Gewalt oder durch Ränke zu verlieren. In solchem Fall waren unsere Beschwerden vergeblich. Wer Geld hatte, verbarg es in der Erde und lebte ganz wie ein armer Mann. Ja wir wagten nicht, offen vor Muhammedanern Jesum Gottes Sohn zu nennen. Wie hat es nun Gott so ganz anders werden lassen. Wir leben jetzt in Freundschaft mit unseren muhammedanischen Nachbarn. Unsere Angehörigen sind sicher und wenn eine Gewaltthätigkeit vorkommt, so werden unsere Klagen beachtet. Ohne Furcht bekennen wir Jesum als den einzigen Mittler. In den Bazaren sammeln sich die Moslemin um uns und besprechen religiöse Fragen mit uns. Ein Muhammedaner, der einen Armenier ermordete, wurde hingerichtet. Früher kannten die Moslemin die hl. Schrift nicht oder verbrannten sie; jetzt wird sie in tausenden von Exemplaren verkauft.

Indien.

Die englisch-kirchliche Mission im Pandschab und Sindh zählt 1802 Gemeindeglieder, darunter 616 Kommunikanten. Ueber 5000 Kinder besuchen die Schulen und im letzten Jahr wurden 115 Erwachsene getauft. — Im Teleguland hat diese Mission jetzt 5707 Getaufte. Der Zuwachs im letzten Jahr betrug 330 und die Zahl der Christen hat sich in sieben Jahren verdoppelt.

In Radschputana (östlich vom Indus) stehen auf 10 Stationen der unierten schottischen Presbyterianer 17 ordinierte Missionare, darunter 3 Mediziner. Die Zahl der Kommunikanten beträgt 445, die der Schüler 5029. Von der Station Dschaipur aus wird berichtet: Bei der Reisepredigt war uns zu Mut, wie wenn wir in einem ausgehungerten Lande wären. Die Leute riefen aus: „Gebt uns das Brot des Lebens." „Bleibet länger da." „Kommet bald wieder." „Schicket uns Prediger." „Gebt uns Bibeln."

Am St. Johns Kollege in Agra hat ein Katechist, Nanak Chand, eine Reihe von Vorträgen gehalten, um die vom Arja-Samadsch, einer reformerischen Hindusekte, verbreiteten christenfeindlichen Flugblätter zu widerlegen. Hunderte von gebildeten Hindu wohnten den Vorträgen an und beteiligten sich an den darauffolgenden Besprechungen.

In Tinneweli hat die (hochkirchliche) Ausbreitungsgesellschaft an einem Tag 16 eingeborene Prediger ordiniert. Dies ist die höchste Zahl von gleichzeitig ordinierten Geistlichen, die je in einer indischen Mission vorgekommen ist.

Ein Baptistenmissionar im Teleguland schreibt: Die Leute brauchen mehr Aufsicht. Wenn eine Gemeinde 3000 Seelen zählt und dazu Tausenden von Heiden das Wort gepredigt werden muß, so ist ein Missionar, obwohl er seine eingeborenen Gehilfen hat, zu wenig. Mein entferntester Predigtplatz im Norden ist ungefähr 60 (englische) Meilen weit weg, im Süden 30, im Osten 20 und im Westen 25. Anstatt die Leute wöchentlich einmal oder doch alle 14 Tage besuchen zu können, muß der Missionar froh sein, wenn er des Jahres dreimal bei allen herumkommt. Oft reicht es nicht einmal dazu.

Die Unzufriedenheit, welche in Indien weite Kreise beherrscht, macht sich namentlich unter den armen Pächtern im Distrikt Tschutia Nagpur (westlich von Kalkutta) geltend. Die Leute weigern sich manchmal, Pachtzins zu zahlen und sagen, der Grund und Boden gehöre von Rechtswegen ihnen. Dadurch sind manche ins Zuchthaus gekommen, darunter waren einmal 21 Christen. Auch ist eine starke Neigung zum Auswandern vorhanden; ganze Gegenden sind nur noch spärlich bevölkert. Die Theegärten von Assam (am Brahmaputra) haben eine besondere Anziehungskraft für Schuldner, die ihren Gläubigern entlaufen wollen, für Ehebrecher und ungehorsame Söhne.

Bringt die Auswanderung der Mission manchen Nachteil, so ist noch besonders darüber zu klagen, daß die Anglikaner (von der Ausbreitungsgesellschaft) fortfahren, sich in das Arbeitsfeld der Goßnerschen Mission einzudrängen. Diese Anglikaner nehmen es nicht schwer, wenn einzelne ihrer Bekehrten zur katholischen Kirche abfallen; mit dieser wissen sie sich ja verwandt. Aber wenn sie der Goßnerschen Mission Christen wegnehmen können, so ist es ihnen eine Freude. Die Jesuiten treiben immer noch ihr altes Handwerk und suchen die evangelischen Eingeborenen auf jede Weise an sich zu ziehen. Von einem dieser Jesuiten schreibt Missionar Onasch: „Er empfiehlt nicht nur das Branntweintrinken, sondern macht es den Christen selbst vor, so daß er nicht selten betrunken ist. Ich teile dies nach fester unumstößlicher Vergewisserung mit. Dieser Jesuitenmissionar erlaubt nicht nur seinen Christen das Tanzen, sondern fordert sie sogar zum Einrichten ihrer eigenen von denen der Heiden gesonderten Tanzplätze auf. Das thut er alles, um unsere Christen zu gewinnen. Die von dem Jesuiten verführten Leute sind zum größten Teil Säufer, freche Lügner und Uebertreter des dritten Gebots geworden. Leider sind auch einige unserer nicht abgefallenen Christen durch das schlechte Beispiel dieser Leute in ihrem Wandel nachlässig geworden." Offenbar haben es die Jesuiten ganz besonders auf Tschutia Nagpur abgesehen. Allein in der Stadt Ranschi befinden sich sechs Jesuitenpatres; sie haben im Distrikt schon mehrere Erziehungsanstalten errichtet. Endlich wird auch aus diesem Teile Indiens über das Zunehmen der Trunksucht geklagt.

Von den 50 Millionen Muhammedanern in Indien unternehmen alljährlich nur 5000—10000 die Wallfahrt nach den heiligen Städten Arabiens, obwohl das Reisen jetzt weit billiger und bequemer ist als früher.

Die indische Gesellschaft zur Verbreitung des Islam hat einen öffentlichen Aufruf folgenden Inhalts erlassen:

Erziehung des weiblichen Geschlechts. Im Namen Gottes des Barmherzigen und Gnädigen. O ihr Gläubigen, rettet euch und eure Angehörigen vor dem höllischen Feuer.

O ihr Leser, es greift etwas um sich, was eure Aufmerksamkeit verdient und dem ihr leicht Einhalt thun könnet. Frauen brauchen eine solche Erziehung, daß sie vor dem höllischen Feuer bewahrt bleiben. Der Koran, wie die Ueberlieferung lehrt dies und zwei große Weise haben gesagt: Das Haus ist die beste Schule. Aber man muß die Frauen dazu anhalten, es so zu machen. Wir thun nichts, sondern geben uns Mühe, unsere Kinder zu Grunde zu richten. Obwohl wir unsere Mädchen selbst lehren könnten, findet man überall, wohin man kommt, die Zenanamissionsschulen voll von unseren Töchtern. Es giebt keine Straße, kein Haus, wo der Einfluß dieser Schulen nicht zu bemerken wäre. Es giebt unter unseren Frauen wenige, die nicht in ihrer Kindheit Lieder von Jesus singen gelernt

haben und unter unsern Mädchen sind wenige, die nicht die Evangelien gelesen haben. Sie kennen das Christentum und die Einwürfe gegen den Islam und wessen Glaube ist nicht erschüttert worden? Die Freiheit, welche christliche Frauen genießen, hat einen Einfluß auf alle unsere Frauen. Da sie die Vorzüge ihrer eigenen Religion nicht kennen und da sie dazu angeleitet worden sind, das Gute am Islam nicht für gut zu halten, so werden sie nie Achtung vor ihrem Glauben haben. Es giebt eine Menge von Missionaren im Land, welche darauf ausgehen, unsere Religion zu zerstören. Sie sehen, daß die Zukunft des Landes von der Stellung der Frauen abhängt und deswegen schicken sie Frauen aus, damit sie unsere Frauen im Arbeiten und Lesen unterrichten und zugleich Haß gegen den Islam ihnen einpflanzen. Wir hören bisweilen, daß Muhammedanerinnen zum Christentum übergetreten sind; aber das macht gar keinen Eindruck auf uns. O ihr Gläubigen, wenn ihr Liebe zu eurem Glauben und Achtung vor euren Vorfahren habet, so besinnet euch, wie der Sache Einhalt gethan werden kann. Gebet Geld her und gründet eigene Schulen, wo eure Töchter lernen können, was sie zu wissen brauchen.

Daß die englische Verwaltung den Schnapshandel in Indien begünstigt, haben wir schon im letzten Heft (S. 294) hervorgehoben. Aber wie der schmähliche Opiumhandel entschiedene und eifrige Gegner unter den Engländern hat, so auch die Beförderung der Trunksucht durch die Finanzpolitik der indischen Regierung. Die englisch-kirchliche Enthaltsamkeitsgesellschaft hat eine Versammlung in Piccadilly (London) abgehalten, auf der lebhaft dagegen protestiert wurde, daß den Branntweinbrennern in Indien gegen eine monatliche Abgabe erlaubt wird, geistige Getränke in beliebiger Quantität und Qualität herzustellen und zu verkaufen. Die Flasche Branntwein, welche früher 2 Mk. kostete, ist jetzt um circa 17 Pfg. zu haben. Infolge davon hat die Trunksucht entsetzlich überhand genommen.

China.

In Sam Kong (Provinz Kwangtung), wo die amerikanischen Presbyterianer arbeiten, ist es am 16. März d. J. zu einem Ausbruch der Volkswut gegen die Christen gekommen. Der Gottesdienst wurde durch einen Pöbelhaufen unterbrochen und die beiden eingeborenen Prediger wurden auf die Straße geschleppt. Einer wurde, nachdem er stark mißhandelt worden war, durch seine Freunde gerettet. Den andern nahm der Pöbel mit und man weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Die Anführer des Haufens waren Soldaten aus einem in der Nähe befindlichen Feldlager. Die Ortsobrigkeit verweigerte ihre Hilfe. Auch dieser Vorfall beweist, daß das kaiserliche Dekret zu gunsten der Christen den Chinesen noch nicht zum Verständnis gebracht worden ist.

Die Rheinische Mission hat außer ihrer Station Fukweng noch zwei weitere Stationen gründen können, Tungkun und Thongthauha. Eine Anzahl katholischer Christen hat gebeten, sich der Rheinischen Mission anschließen zu dürfen. In Tungkun soll ein Versuch mit einem kleinen Hospital gemacht werden.

In der Provinz Schingking (im Nordosten, an Korea grenzend) arbeiten Presbyterianer aus Schottland und Irland. Die Schotten haben 4 Stationen, 5 ordinierte Missionare, 2 Missionsärzte, 499 Kommunikanten.

Japan.

Die seit 1877 bestehende presbyterianische Missionsunion, bestehend aus den unierten Presbyterianern von Schottland, der reformierten Kirche von Amerika und der nördlichen presbyterianischen Kirche von Amerika, hat sich erweitert, indem ihr auch die südliche presbyterianische Kirche von Amerika und die reformierte deutsche Kirche in den Vereinigten Staaten beigetreten sind. Die Episkopalisten haben, wie im Juliheft S. 299 berichtet worden, auch eine Union geschlossen und so ist nun die in Japan besonders beklagenswerte Zersplitterung der protestantischen Mission nicht mehr so groß wie bisher. Die presbyterianische Union hat 54 Missionare und Missionsfrauen; ihr Predigerseminar wird von 25 Schülern besucht. Die Missionsbeiträge der Gemeindeglieder belaufen sich auf 42560 Mk.

Bismarcksarchipel (Neubritanien).

Die seit 1875 unter den Wilden Neubritaniens, Neuirlands u. s. f. arbeitenden Wesleyaner aus Sydney dürfen nach der deutschen Besitzergreifung ungehindert das Missionswerk fortführen. Es wurde ihnen offiziell erklärt, man werde keiner andern Missionsgesellschaft gestatten, störend in ihre Arbeit einzugreifen.

Mikronesien.

Auf der zu den Karolinen gehörenden Insel Ponape ist die treue Arbeit der amerikanischen Missionare reich gesegnet worden. Es ist eine Erweckung entstanden, welche hoffen läßt, daß die ganze Insel bald zum Evangelium bekehrt sein wird. Ein junger Prediger auf der Station Kenan besuchte oft einen in der Nähe wohnenden Stamm, dessen König immer ein ganz besonders verhärteter Mann zu sein schien. Nun hat er sich mit seiner Frau zur Taufe gemeldet. Mehrere angesehene Häuptlinge wollen auch übertreten. Auf der Station selber trat zu derselben Zeit ein Verlangen nach Vergebung der Sünden hervor. Eine vom Missionar berufene Gebetsversammlung war ungemein zahlreich besucht. Besonders merkwürdig ist die Bekehrung eines Häuptlings, der Jahre lang ein entsetzlicher Trinker gewesen war. Er stahl einmal aus der Missionsschule weg ein kleines Christenmädchen, um es in den Harem des Königs zu bringen. Der Missionar stürzte ihm nach, um das Kind

zu retten. Da packte ihn der Wilde an den Armen und hielt ihm ein großes Fleischermesser vor die Augen, als wollte er sagen: Wenn du dich nicht in acht nimmst, wird dieses Messer seine Schuldigkeit thun. Jetzt ist derselbe Mann sanft wie ein Kind. Von den fünf Königreichen der Insel sind vier dem Herrn Jesus unterthan geworden, nachdem sich die Könige mit ihren Weibern und vielen angesehenen Männern haben taufen lassen. Im fünften Reich sind zwei von den Häuptlingen ernste Christen und einer derselben wird wohl mit der Zeit König werden. Das einzig Schmerzliche an der ganzen Bewegung ist die feindselige Haltung der Händler, welche von der eingetretenen Veränderung Nachteile für ihr Geschäft zu befürchten haben.

Von der Insel Arno, die zur Marschall-Gruppe zählt, wird berichtet, daß das von dem Hawaiier Kaaia ausgerichtete Missionswerk wieder zerstört sei. Es sind einige ganz anständige Händler auf der Insel. Aber es ist merkwürdig, daß die ganze Zivilisation, welche sich die Eingeborenen von den Händlern aneignen, im Tabakrauchen besteht, auch wenn die Händler zu den achtungswerteren Leuten ihres Standes gehören.

Australien.

Die Mission der Brüdergemeinde in Nord-Queensland (Aprilheft S. 149) ist noch nicht gesichert, da die Regierung vorerst nicht geneigt zu sein scheint, bei einer etwaigen Missionsniederlassung die finanzielle Garantie für Ansiedelung der Schwarzen auf länger als ein Jahr zu übernehmen.

Polynesien.

Auf Tahiti hat die Pariser Mission 2181 Kirchenglieder, 1021 Sonntags- und 826 Werktagsschüler. Die Londoner Mission hatte seither noch einen Missionar, L. J. Green auf der Station Papeete, der mit den Parisern im besten Einvernehmen stand. Nachdem derselbe Altershalber abberufen worden ist, hat die Gesellschaft ihm keinen Nachfolger mehr gegeben. Dieselbe hat der Pariser Missionsgesellschaft geschrieben: Wir wissen, daß die geistliche Leitung der Gemeinden auf Tahiti von den Missionaren Ihrer Gesellschaft so vortrefflich besorgt wird, daß wir es für völlig unnütz halten würden, fernerhin einen eigenen Vertreter unserer Mission daselbst zu halten. Sie werden begreifen, daß wir nicht ohne Schmerz unsere Beziehungen zu einer Insel lösen, die unser erstes Arbeitsgebiet gewesen ist und mit der wir beinahe 90 Jahre lang verbunden gewesen sind, eine Zeit, die an Ereignissen und Veränderungen reich war. Aber es ist uns eine Freude, das Werk Gottes in so guten Händen zu wissen und wir sind sehr dankbar dafür, daß die Pariser Missionsgesellschaft sich der Gemeinden auf der Insel so herzlich angenommen hat.

Westindien.

Die unierten Presbyterianer von Schottland haben auf Jamaika 46 Gemeinden, 30 Missionare, darunter 11 Eingeborene, 8796 Kommunikanten, 5967 Schüler. Die Gemeinden haben im letzten Jahr 120400 Mk. aufgebracht. Auf Trinidad zählt dieselbe Mission 4 Gemeinden, 4 Missionare, 359 Gemeindeglieder, welche nicht weniger als 28520 Mk. an Missionsbeiträgen bezahlt haben.

Allerlei.

Die englisch-kirchliche Mission hat im Jahr 1886 4692780 Mk. eingenommen, die englisch-wesleyanische 1968320 Mk., die Londoner 2107640 Mk., die Ausbreitungsgesellschaft 2074220 Mk.

Die englische Baptistenmission hat jetzt eine Jahreseinnahme von 1400000 Mk. Vor 10 Jahren hatte diese Gesellschaft in China 2 Missionare, jetzt 22; damals hatte sie noch keine Mission in Japan, jetzt treibt sie dort ein gesegnetes Werk. Vor 10 Jahren dachte man noch nicht an eine Kongomission; jetzt stehen auch auf diesem Arbeitsfeld 22 Missionare und die Zeit der Ernte ist schon nahe. Das Einkommen der Gesellschaft ist in 10 Jahren um mehr als 400000 Mk. gestiegen.

Ein Ungenannter hat der englisch-kirchlichen Mission für das Werk in Uganda 40000 Mk. übergeben. Ferner haben sich dieser Mission innerhalb Jahresfrist 18 akademisch gebildete und graduierte junge Männer zur Verfügung gestellt, darunter 12 von der Universität Cambridge, 2 von Oxford, einer von Dublin, 3 Mediziner von Edinburg und Glasgow.

Die Pariser Mission befindet sich in einer besonders günstigen Lage. Das Defizit von 62800 Fr. ist auf weniger als 12000 Fr. herabgesunken. Die Einnahmen der Gesellschaft haben sich aber darum nicht vermindert, sondern vermehrt. Die Kosten des kürzlich eingeweihten neuen Missionshauses sind nahezu gedeckt und für die neue Kongomission sind schon ungefähr 20000 Fr. eingegangen. Dieser sichtbare Segen Gottes ist ein deutlicher Beweis dafür, daß die neuen Missionsunternehmungen, denen sich die Gesellschaft nicht entziehen kann, von Gott gewollt sind.

In der Zeitschrift der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft findet sich folgende Behauptung: „Andere Gesellschaften nehmen sich der Juden, der Türken, der Heiden und der Ketzer an. Aber die Sorge für alle Gemeinden in den (englischen) Kolonien liegt ganz besonders der Ausbreitungsgesellschaft ob. Die Aufgabe ist unermeßlich, der Gedanke umfaßt die ganze Welt." Das soll wohl heißen, daß jene Gesellschaft ein verbrieftes Recht habe, sich in andere Missionsgebiete einzudrängen und sie mit der apostolischen Succession, wenn nicht mit dem Ritualismus zu beglücken. Ein schottisches Blatt bemerkt sarkastisch: Diese Gesellschaft hat einen großen Glauben an Bischöfe und hat deren nicht weniger als neun in ihrem Dienst.

Todesfälle.

Am 23. März starb James Long, der von 1840—1872 im Dienst der englisch-kirchlichen Mission in Nordindien gestanden ist. Er hatte ein besonderes Sprachtalent und gehört zu der stattlichen Anzahl gelehrter Missionare, deren Arbeiten dem indischen Volke noch lange zu gut kommen werden. Er beteiligte sich an der Uebersetzung und Verbreitung eines Dramas Nil Darpan, in welchem die Tyrannei der Indigopflanzer und die unmenschliche Behandlung der in den Faktoreien beschäftigten Eingeborenen geschildert wurde. Auf Grund einiger Stellen dieses Werkes wurde Long verklagt und vom höchsten indischen Gerichtshof zu einer Strafe von 2000 Mk. und einem Monat Gefängnis verurteilt. Die Eingeborenen standen ganz auf seiner Seite. Ein Hindu bezahlte sofort die dem Missionar angesetzte Geldstrafe und 3000 andere überreichten ihm eine Adresse. Auch die Europäer, soweit sie nicht Pflanzer waren, bewiesen ihm große Teilnahme (siehe die ausführliche Darstellung des Prozesses Miss.-Mag. 1861, S. 533 ff.).

In Aden (Arabien) starb der Missionar der schottischen Freikirche Keith-Falkoner.

Am 19. Mai J. S. Robertson von der englisch-kirchlichen Mission, 1838—1877 in Indien.

Am 29. April F. Bultmann, Basler Missionszögling, 1837—1860 englischer Missionar in Sierra-Leone.

Bücheranzeige.

Fünfundzwanzig Missionslieder. Von Paul von Zychlinski, Pastor in Pilgramsdorf (Selbstverlag des Verfassers). 5 Pfg.; 20 Ex. à 4 Pfg.; 50 Ex. à 3 Pfg.

Wir empfehlen diese von rechter Liebe zur Mission getragenen Lieder, in denen gewiß jeder Missionsfreund solches finden wird, was ihn anspricht, aufs beste.

Inauguration solenelle de la maison des missions de Paris. Paris. Noblet (46 S.).

Zu der am 31. Mai d. J. stattgefundenen Einweihung des neuerbauten Missionshauses hat die Pariser Missionsgesellschaft dieses Büchlein herausgegeben, das außer einer Abbildung des Hauses einige für die Feier passende Gesänge und hauptsächlich eine Abhandlung von Pfarrer Appia über die Mission, ihren Grund, ihren Betrieb und ihren Erfolg enthält. Aus dem Schluß derselben möge hier der Satz stehen: Die Gründung der Pariser Missionsgesellschaft war die Erhörung des Gebets der von der Verfolgung befreiten französischen Protestanten, denen Ludwig XIV. am 25. Januar 1688 verboten hatte, Heiden oder Muhammedaner zu bekehren.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Abhang bei König Bell's Stadt (Kamerun).
Entnommen aus Spemann's Illustrierte Zeitschrift „Vom Fels zum Meer".

Meine Reiſe von China in die Heimat.

Von Miſſionar Lechler in Kornweſtheim.

(Schluß)

Noch ein anderer Brief liegt vor von einem chineſiſchen Chriſten aus der Barmer Miſſion, der ein ſpezieller Pflegling des Miſſionars Krolczyk war, und der nun an deſſen Witwe in Kornweſtheim alſo ſchreibt:

„Geliebte und hochgeehrte Frau Miſſionar! Ich grüße Sie und Ihre ganze Familie, Söhne und Töchter und wünſche Ihnen Frieden. Ich ergreife die Gelegenheit, um Ihnen zu ſchreiben und etwas von meinen Verhältniſſen mitzuteilen. Ich bin ſeit dem Jahr 1875 auf den Sandwich-Inſeln und habe Gott zu danken, daß er mich bis auf den heutigen Tag behütet hat und es mir im ganzen gut geht. Ich habe hier Taglöhnerarbeit zu verrichten. Gegenwärtig haben wir die Freude, Herrn und Frau Lechler bei uns zu ſehen. Sie erzählten mir auch von Ihrer Liebe zu mir, und Ihre Wohlthaten ſind mir auch ſelbſt noch in guter Erinnerung; aber die Thränen treten mir in die Augen, wenn ich bedenke, was ich ſelbſt für ein undankbarer Menſch bin, der ſo wenig Herz hat für Sie. Nehmen Sie mir's nur nicht übel. Seit ich auf den Sandwich-Inſeln bin, habe ich auch nicht immer nach der chriſtlichen Religion gelebt und war oft recht unnütz. Nun haben Herr und Frau Lechler mich aufs neue ermahnt und aufgerüttelt, daß ich weinen mußte, wenn ich darüber nachdachte, wie viel Liebe ich zu genießen habe. Wenn ich nur auch etwas wieder vergelten könnte. Aber ich kann nur bitten, daß der liebe Gott Sie mit Ihrer ganzen Familie beſchütze, daß es Ihnen gut gehe. Ich möchte Ihnen gerne noch vieles ſchreiben, aber ich kann nicht. Doch wird Ihnen Herr Lechler, mit dem ich viel geſprochen habe, noch mehr mitteilen. Ich muß

Ihnen auch sagen, daß mir vor drei Jahren Ihre Photographie durch eine Feuersbrunst verloren ging. Das that mir weher als all mein Hab und Gut, welches einen Wert von 200 Dollar hatte. Dürfte ich nicht um ein neues Bild bitten, aber von der ganzen Familie, damit ich dasselbe immer ansehen und mich an Sie erinnern kann? So wird mir Ihre Liebe besser im Gedächtnis bleiben. Ich wollte mich gerne auch für Sie photographiren lassen, habe aber keine Gelegenheit dazu. Doch will Herr Lechler eine alte Photographie von mir für Sie mitnehmen. Später, wenn es Gelegenheit giebt, will ich eine neue machen lassen und Ihnen zusenden. Der Herr sei mit Ihnen und gebe Ihnen Frieden. Ihr geringer Schat phun."

Im allgemeinen fand ich, daß es den Chinesen auf den Sandwich-Inseln gut geht und daß sie sich einer freundlichen Behandlung erfreuen dürfen. In Honolulu hatten sie ein ganzes Stadtviertel bewohnt und schöne Läden und Handwerkerbuden aller Art errichtet. Unglücklicherweise ist dasselbe im April 1886 fast ganz abgebrannt und sie haben großen Verlust dadurch erlitten, waren aber eifrig an der Arbeit, neue und schönere Häuser wieder aufzubauen. In anderen Teilen der Stadt sieht man Gasthäuser, Thee- und Kaffeebuden, die von Chinesen gehalten werden. Fast alle Köche bei den Weißen sind Chinesen, auch thun sie Dienste als Gärtner, Pferdeknechte, Kellner u. s. w. Viele von ihnen haben sich auch ein Pferd und eine Droschke angeschafft, womit sie ziemlich viel verdienen, weil man wenig zu Fuß geht, sondern alles fährt oder reitet. In sittlicher und religiöser Beziehung bleiben die Chinesen so ziemlich dieselben wie in ihrem Mutterlande. Sie sind sehr konservativ und behalten so viel als möglich ihre Sitten und Gebräuche auch im Ausland bei. Doch habe ich bemerkt, daß sie sich zu allerlei Modifikationen herbeigelassen haben. Schon die äußere Erscheinung zeigt z. B., daß sie den Zopf zwar nicht abschneiden, aber denselben auch nicht hinten hinabhängen lassen, was in China zum Anstand gehört, sondern ihn um den Kopf winden, so daß er durch den Filz- oder Strohhut, den hier jeder Chinese trägt, während in China keiner einen solchen aufsetzen würde, verdeckt ist. Auch tragen sie nicht die weiten Beinkleider wie daheim, sondern Hosen nach europäischem Schnitt, selbst die Jacke oder das Oberkleid ist etwas anders zugeschnitten. Den langen Rock, ohne welchen kein anständiger Chinese

in seiner Heima ausgeht, sah ich nirgends auf den Sandwich-Inseln, auch tragen sie Lederschuhe nach europäischem Muster statt der unbeholfenen chinesischen Zeugschuhe mit hohen Filzsohlen. In den Häusern fand ich mehr Ordnung und Reinlichkeit, als man dies von China her gewohnt ist, und die Vermöglichen haben europäisch möblierte und behaglich eingerichtete Wohnungen. In Beziehung auf die Nahrung halten sich die Chinesen an den Reis wie sie es von daheim gewohnt sind, und nehmen als Zuthat Fleisch und Gemüse, während die Eingebornen Poi essen, welches eine Art Kartoffelbrei ist, aus dem Taro (Arum esculentum) gemacht, wozu sie rohe oder gesalzene Fische verzehren. Es werden für die Chinesen viele Lebensmittel aus der alten Heimat eingeführt und ich war erstaunt, wenn wir zu Gastmählern eingeladen wurden, so ziemlich dieselben Speisen wieder zu finden wie in China bis auf die drei Hauptleckerbissen hinaus, nämlich Schwalbennest, Seeherz und Haifischflossen. In Krankheitsfällen vertrauen sich die Chinesen auch am liebsten ihren eigenen Aerzten an, welche zu diesem Zweck eingewandert sind und zugleich auch chinesische Medikamente mitgebracht haben. Man muß diesen Aerzten das Zeugnis geben, daß sie vorzügliche Kräuterkenner sind, während sie vom Blutumlauf und dem inneren Bau des Menschen keine wissenschaftlichen Kenntnisse besitzen und in der Chirurgie gar nichts leisten können. Das Gesetz auf Hawaii verlangt, daß ein Arzt eine Lizenz von der Regierung habe, ehe er praktizieren darf, und es sind einige da, die in China Unterricht von europäischen Aerzten genossen hatten, welche von der hawaiischen Regierung anerkannt worden sind und ihre Lizenz bekommen haben. Im übrigen vermute ich, daß die Chinesen selbst keinen Wert darauf legen, sondern eben demjenigen ihr Vertrauen schenken, der sich durch glückliche Kuren legitimiert.

Für das Vergnügen haben sie auch gesorgt, denn ich sah in Honolulu ein chinesisches Theater, in welchem täglich Vorstellungen von chinesischen Schauspielern gegeben werden. Die Hauptvergehen gegen die Sittlichkeit, wie sie in China dafür angesehen werden, nemlich Hurerei, Spielen, Saufen und Opiumrauchen, finden leider auch ihre Wiederholung unter den Chinesen auf den Inseln. Man kann sich ja denken, welche Folgen es haben muß, daß Tausende von Männern ohne ihre Frauen von China herkommen und nur allzuviel Zugänglichkeit unter dem weiblichen Geschlecht finden. Die

Sucht nach Reichtum verlockt gar manchen, seine kleine Habe aufs Spiel zu setzen, um dann gewöhnlich noch ärmer von der Spielbank wegzugehen und in neue Laster zu versinken. Gegen das Uebermaß im Trinken hat lange Zeit das Gesetz gut gewirkt, welches den Verkauf von Spirituosen verboten und öffentliche Trinkhallen unmöglich gemacht hat. Leider hat der gegenwärtig regierende König Kalakaua dieses heilsame Gesetz aufgehoben. Allerdings hat er damit seinem eigenen Volke mehr geschadet als den Chinesen, weil die Kanaken ein weniger mäßiges und nüchternes Volk sind als diese. Dagegen ist den Chinesen ein anderer moralischer Schaden dadurch zugefügt worden, daß der König erst kürzlich das strenge Verbot gegen Einfuhr des Opiums zurückgezogen hat. Dieses Gift ist nun legalisiert, und obgleich eine Klausel im neuen Gesetz den Eingebornen verbietet, Gebrauch davon zu machen, so werden sie sich dasselbe dennoch zu verschaffen wissen, und der Genuß des Opiums sowie der Spirituosen wird das ohnehin schon auf dem Aussterbeetat stehende Völkchen nicht bei längerem Leben erhalten. In religiöser Beziehung sind die Chinesen auch auf den Sandwich-Inseln Götzendiener und haben Tempel und Altäre mit samt den Götzenbildern wie in China. Doch ist der Chinese nicht bigott und übt seine Religion hauptsächlich um des Nutzens willen, den er aus der Verehrung höherer Mächte zu ziehen hofft. Die populärste Gottheit in China ist der Kwang Kung, den man den chinesischen Mars zu nennen pflegt, weil die Krieger ihn zu ihrem besonderen Schutzpatron gemacht haben. Er war ein General unter der Han-Dynastie und opferte sein Leben für den Kaiser Tschan let, um denselben wieder auf den Thron zu erheben. Er fiel in einer Schlacht und wurde fortan göttlich verehrt. Seine Tempel sind sehr zahlreich und über den Pforten derselben glänzen zwei große goldene Schriftzeichen auf roter Tafel, welche Treue und Gerechtigkeit bedeuten. Dieser Kwang Kung wird nun auch von den Chinesen auf den Sandwich-Inseln verehrt. Es trifft sich aber, daß eine politische Geheimgesellschaft, welche in China bekannt ist unter dem Namen Sam hap fui oder Dreiheits-Gesellschaft, den Kwang Kung auch zu ihrem Schutzpatron erwählt hat. Ihr Motto ist: „Fan Tschin Fuk Min," d. h. „Nieder mit den Mantschuren, es lebe die Ming-Dynastie." In der Politik hat sich diese Gesellschaft bisher noch keine Bedeutung errungen, doch ist sie sehr weit verbreitet nicht allein in China selbst, sondern auch

unter den ausgewanderten Chinesen in aller Welt. Der praktische Nutzen davon ist eine Art von Schutz- und Trutzbündnis unter den Mitgliedern selbst, so daß jeder, der dazu gehört, sich gesichert weiß vor jeglicher Bedrückung und Hilfe in jeglicher Not in Aussicht hat. Deshalb gehören die meisten Chinesen auf den Sandwich-Inseln auch zu dieser Gesellschaft und sind Verehrer des Gottes Kwang Kung. Man kann ihnen aber nicht nachsagen, daß sie sich der Treue und Gerechtigkeit befleißen, welche dem Gotte nachgerühmt werden. Im Gegenteil übt diese Gesellschaft einen bedeutenden Terrorismus aus, nimmt auch Uebelthäter unter ihren Schutz und verfolgt Individuen, welche ihr nicht beitreten wollen. Sie ist ein großes Hindernis, das der Ausbreitung des Evangeliums unter den Chinesen auf den Sandwich-Inseln im Wege steht, denn beides ließe sich ja nie miteinander vereinigen, und wer austreten wollte, hätte die Rache der ganzen Gesellschaft zu befürchten.

Unter der Masse der chinesischen Ansiedler auf den Sandwich-Inseln waren schon vor Ankunft unserer (Basler) Christen einige Bekehrte, welche von Kalifornien herübergekommen waren und sich gedrungen fühlten, als Evangelisten unter ihren Landsleuten zu wirken. In gesegnetem Andenken stehen die Namen des Aheong, eines Hoklo-chinesen aus der Gegend von Swatow, des Sit Moon, eines Hakka von Kwui schen in der Nähe von Hongkong, und des Mohing, eines Punti von Kanton. Die Arbeit dieser frommen Chinesen war nicht ohne Erfolg und sie haben da und dort eine Seele dem Heiland zugeführt. Unter diesen sind die schon genannten hervorragenden Männer Ku kim und Asyu. Aber erst durch den reichlicheren Zufluß christlicher Familien von China her sind Gemeinden entstanden. Zuerst war es der verstorbene Dr. Damon, welcher 40 Jahre lang als Seemannsgeistlicher in großem Segen in Honolulu gearbeitet und auch ein Monatsblatt unter dem Namen „The Friend" herausgegeben hat, der sich der chinesischen Christen mit großer Liebe und Hingebung angenommen hat. Er erzählte mir selbst in China, wo er im Jahr 1884 einen Besuch machte, wie herzerfreulich es für ihn gewesen sei, als eines Tages sein Hof in Honolulu voller Chinesen gestanden sei, deren jeder einen englisch geschriebenen Taufschein von mir in Händen gehabt habe, und obgleich er nicht mit den Leuten habe sprechen können, habe er sie doch ganz in sein Herz geschlossen und für sie gethan, was in seinen Kräften stand. Die meisten unserer

Christen fanden damals Arbeit auf der Insel Hawaii im Distrikt Kohala, und dort war es der noch lebende Missionar Dr. Bond, welcher die Christen seelsorgerlich bediente. Er wurde darin unterstützt von einem Chinesen Namens Kong Tet Yin, der unsere Schulen in Lilong besucht hatte und auch schon in Australien als Evangelist unter seinen Landsleuten thätig gewesen war. Dieser verstand ein wenig englisch und Dr. Bond benützte ihn als Dolmetscher und Predigtgehilfen. Es entstand nun eine rege Korrespondenz zwischen China und den Sandwich-Inseln, indem diese lieben Freunde, Dr. Damon und Dr. Bond, mich wissen ließen, wie es unseren Christen auf den Inseln gehe und auch Briefe von den Chinesen selbst an mich beförderten. Auch Dr. Hyde, der Vorsteher des North Pacific Missionary Institute in Honolulu, schrieb mehrere male an mich in Angelegenheiten einzelner Chinesen. Dennoch blieb immer ein schmerzliches Gefühl der Mangelhaftigkeit des Verkehrs zwischen den Geistlichen auf den Inseln und den chinesischen Christen, weil eben gegenseitig die Sprachkenntnis fehlte, und Dr. Damon namentlich drückte öfters in seinen Briefen den Wunsch aus, daß ich wo möglich selbst zu ihnen kommen möchte. Es hatte sich dies aber nicht sogleich ausführen lassen, und als die günstige Gelegenheit gekommen war, mußte ich es mir gefallen lassen, daß der Sohn des indessen heimgegangenen Dr. Damon, mein lieber Freund Frank W. Damon, mich mit den Worten empfing: Fünf Jahre haben wir auf Sie gewartet; aber lieber spät als gar nie! Indessen trat die hawaiische Missionsgesellschaft ins Mittel und berief den Sohn des Dr. Damon, Herrn Frank William Damon, zum Leiter der chinesischen Mission auf den Sandwich-Inseln. Dieser hätte sollen Professor werden an dem Oahu College, dem oben erwähnten höheren Gymnasium in Honolulu zur Erziehung junger Leute beiderlei Geschlechts. Der junge Herr Damon nahm den Ruf an und legte sich nun vor allem auf die Erlernung der chinesischen Sprache. Er kam selbst nach China zur Förderung seiner chinesischen Studien und machte während eines sechsmonatlichen Aufenthalts Reisen im Lande, um die Angehörigen der auf den Sandwich-Inseln sich befindenden Chinesen zu besuchen. Ehe er wieder ging, verheiratete er sich mit der Tochter des amerikanischen Missionars Dr. Happer in Kanton, von der er sich große Hilfe in seinem Beruf versprechen durfte, da sie die Chinesen aus langjährigem Umgang genau kannte und ihre Sprache geläufig

sprechen gelernt hatte. Mit frohem Mute, mit frischer Kraft und mit gänzlicher Hingebung ging nun dieses junge Ehepaar an die Arbeit. Schon seit dem 2. Januar 1881 war die hübsche chinesische Kirche in Honolulu eröffnet, wozu, wie gesagt, die Chinesen die Hälfte der Kosten beigetragen hatten. Die Gemeinde dort besteht jetzt aus etlichen und neunzig Mitgliedern. Ein christlicher Chinese aus Kanton Namens Thu sen sang ist pastor loci und unterrichtet zugleich eine Anzahl Knaben in der Schule, die mit dieser Kirche in Verbindung steht. Außer dieser sind es noch zwei weitere Knabenschulen, in welchen eine amerikanische Dame, Miß Payson, und eine Chinesin, Miß Mary Then Syan, unterrichten. Frau Damon hat dagegen eine Mädchenschule in ihrem Hause, wo die Schülerinnen Unterricht im Chinesischen und Englischen empfangen. Eine andere amerikanische Dame, Frau Simpson, steht der Frau Damon in dieser Schule hilfreich zur Seite. In Kohala, wo die meisten Christen sind, wurde durch die Bemühungen Herrn Damons eine kleinere Kirche erbaut, so daß die Chinesen sich nicht länger als Gäste in einer hawaiischen Kirche behelfen mußten, sondern ihr eigenes Gottesdienstlokal bekamen. Die Zahl der Gemeindeglieder beläuft sich in Kohala auf 150. Kong Tet Yin bekleidet noch das Amt eines Predigers und Gemeindevorstehers daselbst. Leider ist es nicht geglückt, auch eine Schule für die chinesischen Kinder, die zu dieser Gemeinde gehören, in Gang zu bringen, obgleich der Raum dazu schon vorhanden wäre. In der Stadt Hilo ist eine dritte Gemeinde organisiert, welche jedoch nur 12 Mitglieder zählt, an deren Spitze ebenfalls ein früherer Schüler der Basler Mission in China steht. Dasselbe ist der Fall auf der Insel Maui in dem Dorfe Paia, wo 40 Seelen zur christlichen Gemeinde gehören, von denen eine Anzahl in Kula lebt, das 20 englische Meilen entfernt und am Abhang des ausgebrannten Kraters Haleakala gelegen ist. Es versteht sich von selbst, daß die Missionsarbeit unter den Chinesen nicht auf die Pflege dieser christlichen Gemeinden beschränkt ist, sondern Herr Damon selbst hat beständig die Herbeiziehung der noch heidnischen Chinesen im Auge und scheut keine Mühe noch Arbeit, um auf den verschiedenen Plantagen herum durch Predigt und Schrift unter den chinesischen Arbeitern zu missionieren und sie zur Annahme des Christentums zu bewegen. Ja sein christlicher Liebeseifer erstreckt sich auch auf die Japaner, die ja auch zu Tausenden vorhanden sind. Ich

wohnte einer Versammlung bei, die er in Kohala mit japanischen Arbeitern hielt, wobei ein gebildeter Japaner als Dolmetscher fungierte, und sah, wie er die Leute mit seiner herzgewinnenden Ansprache förmlich elektrisierte. Dazu weiß er auch die unter seiner Leitung stehenden chinesischen Gehilfen, sowie die einzelnen Gemeindeglieder immer wieder aufs neue zu begeistern. Auf der Insel Kauai ist noch keine Gemeinde organisiert worden; aber ein chinesischer Evangelist ist dort thätig, welcher früher schon Evangelistendienste in China gethan hatte und sich sehr Mühe giebt, mit dem Evangelium Eingang bei seinen Landsleuten zu finden. Ein christlicher Jünglingsverein, der sein Hauptquartier in Honolulu hat, verbreitet sich über alle Inseln, wo Chinesen wohnen. Die Mitglieder zahlen 5 Dollar jährlich und dürfen im Vereinshaus in Honolulu zu Gast sein, wenn sie dorthin kommen. Auch in Krankheitsfällen wird einem Mitglied Beistand geleistet. Sie verpflichten sich alle zur Missionsthätigkeit unter ihren Landsleuten.

Die hawaiische Missionsgesellschaft hat also ein gutes Werk christlicher Liebe an den Chinesen gethan und fährt darin fort, um die entstandenen christlichen Gemeinden zu pflegen und auf die Heiden, welche in so großer Anzahl auf die Inseln gekommen sind, evangelisierend einzuwirken. Es war daher meine angenehme Aufgabe, dies auch unseren Christen ins rechte Lichte zu stellen und sie aufzufordern, ihre schuldige Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß sie ihrerseits die christliche Liebe, welche ihnen entgegengebracht wurde, recht schätzen, sich in die Art und Weise ihrer jetzigen Seelsorger, auch wo sie ihnen etwas anders vorkam, als sie es in China gewohnt waren, mit Willigkeit einleben, und überhaupt in ihrem Teil mithelfen durch frommen Wandel, durch pekuniäre Handreichung und durch lebendigen Missionseifer das Werk des Herrn zu fördern. Die hawaiischen Christen haben sich immer ausgezeichnet durch Willigkeit zum Geben für die Sache des Herrn, sei es für kirchliche Zwecke oder für Zwecke der äußeren Mission. In diesem Stück wurden unsere chinesischen Christen mangelhafter befunden und der liebe Dr. Bond in Kohala schrieb mir einmal nach China, es scheine ihm, daß wir unsere Christen nicht so zum Geben gewöhnen, wie es bei ihnen der Fall sei. Allein er wußte nicht, daß die chinesischen Christen, die in China meist in großer Armut gelebt hatten, so bald sich ihre Verhältnisse auf den Sandwich-Inseln etwas besser gestaltet hatten, eine freiwillige

Kollekte unter sich veranstalteten und jedes Jahr eine Summe Geldes nach China schickten, die sich bei meinem Abgang von China auf nahezu 2000 Dollar belaufen hat. Damit wollten sie ihre Dankbarkeit gegen die Mission an den Tag legen, und das Werk in ihrem Heimatlande unterstützen. Es ist aber klar, daß sie es als ihre erste Verpflichtung erkennen mußten, die Ausgaben bestreiten zu helfen, welche der hawaiischen Missionsgesellschaft erwuchsen, um Kirchen, Versammlungslokale und Schulen für die Chinesen auf den Sandwich-Inseln zu beschaffen und Predigtgehilfen und Lehrer für sie anzustellen. Es ist begreiflich, daß ich ihnen diese Pflicht am besten zu Gemüt führen konnte, weil es ja nicht zu meinem Vorteil war, ihnen sagen zu müssen, daß die Bestreitung der lokalen Ausgaben den Vorgang haben müsse vor Geldsendungen nach China. Ich freue mich, sagen zu können, daß meine Ermahnungen in dieser Hinsicht nicht erfolglos geblieben sind. Wie schon erwähnt worden ist, hatten die chinesischen Christen ja auch freiwillig die Kosten unserer Reise auf die Sandwich-Inseln übernommen und mir zu diesem Zweck 400 Dollar eingehändigt.

Da unsere Christen auf verschiedenen Inseln zerstreut wohnten, so unternahm ich mit meiner Frau eine Rundreise, um sie alle zu besuchen und ihnen nicht bloß in den Versammlungshäusern oder Kirchen etwas geistlicher Gabe mitzuteilen, sie zu stärken, sondern auch einen Einblick in ihre häuslichen Verhältnisse zu gewinnen und jedem nach seinem besonderen Bedürfnis ein Wort des Trostes oder der Ermahnung sagen zu können. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in der Stadt Honolulu bestiegen wir das Dampfschiff Kinau und traten in Begleitung von Herrn und Frau F. W. Damon die Reise an. Unser erstes Ziel war die Insel Hawaii, wo wir nach einer bewegten Seefahrt am andern Morgen ankamen. Der Landungsplatz heißt Mahakuna und von dort führt eine Eisenbahn etwa 20 englische Meilen weit bis zu den verschiedenen Plantagen, auf denen Zuckerrohr gepflanzt wird. Einige unserer chinesischen Bekannten waren zu unserem Empfang nach Mahakuna gekommen und eine größere Anzahl Männer, Weiber und Kinder wartete unser an der Eisenbahnstation, wo wir aussteigen mußten. Das war eine Freude des Wiedersehens und eine herzliche Begrüßung, so daß alle Mühsal der vergangenen Nacht reichlich belohnt war. Herr und Frau Damon wohnten bei dem alten Missionar Dr. Bond, während meine Frau

und ich gastliche Aufnahme fanden bei Herrn und Frau Oström, der Pfarrfamilie für die weiße Gemeinde. Herr Oström war früher Missionar in China gewesen und hatte vor kurzem die hiesige Pfarrstelle angenommen. Als früherer chinesischer Missionar bewahrt er den Chinesen ein liebevolles Interesse und nahm sich auch vor, den Hakkadialekt noch zu lernen, weil der Amoydialekt, den er in China gesprochen hatte, hier nur von wenigen verstanden wird. Frau Oström hat eine Abendschule für junge Chinesen eröffnet und ich bewunderte die Geduld, mit der sie sich dem Unterricht derselben hingab.

Einige kleine Gefährte standen bereit, um uns in unsere Wohnung zu bringen. Dasjenige, welches meine Frau aufnahm, wurde von einer Chinesin gelenkt, welche früher eine Schülerin in Hongkong gewesen war. Als kleines Kind wurde sie von ihrer heidnischen Mutter lebendig begraben; aber letztere hatte das kleine Köpfchen über der Erde gelassen, wohl in der Hoffnung, daß jemand das Kind wieder ausgraben könnte. Eine christliche Chinesin, die an der Stelle vorbeikam, that das auch und so wurde des Kindes Leben gerettet und dasselbe von einer christlichen Familie aufgenommen und erzogen. Jetzt war eine große starke Frau aus ihr geworden, die sich an einen christlichen Chinesen in Kohala verheiratet hatte. Die Chinesen bereiteten uns auch hier, wie in Honolulu, einen Empfang in ihrer Kirche, welche festlich geschmückt war und wo Gesang und Gebet zum Lobe Gottes emporstiegen und Ansprachen zu gegenseitiger Erbauung gehalten wurden. Von der Kirche aus zog man in einen großen Saal, wo Thee und Kuchen aufgetischt wurden und Gelegenheit gegeben war, mit den einzelnen zu sprechen. Wir blieben über drei Sonntage in diesem Distrikt, während welcher Zeit ich die kirchlichen Funktionen verrichtete und außer den Predigten auch Abendmahl hielt und einige Taufen vollzog. An den Wochentagen besuchten wir die Chinesen in ihren Wohnungen und verweilten mehrere Tage in dem Hause des Asyu, dessen Frau auch eine Schülerin in unserer Mädchenanstalt in Hongkong war. Dort kam denn jeden Abend eine Anzahl Chinesen zu einer Erbauungsstunde zusammen.

Die englisch-bischöfliche Mission hat hier auch Fuß gefaßt, weil einige Chinesen hergezogen waren, die schon in Demerara (Britisch-Guiana) verweilt hatten und dort vom englisch-bischöflichen Geistlichen getauft worden waren. Einige von unseren, sowie auch von den

Berliner Christen, hatten sich diesen angeschlossen, um den Weg zu sparen, den sie jeden Sonntag unter die Füße nehmen mußten, um in ihre Kirche zu gelangen. Ich ermahnte sie aber, keine solche Zertrennung anzurichten, sondern beisammen zu bleiben unter den Fittigen der hawaiischen Missionsgesellschaft, die sich ihrer so liebreich angenommen und ihnen seither zu einem Gemeindebestand verholfen hatte. Herr Pastor Oström hat auch freundlichst versprochen, weil Herr Damon, als Superintendent der chinesischen Mission, das ganze Inselreich zu seinem Arbeitsfeld zugewiesen bekommen hat, an dessen Stelle in Gemeindeangelegenheiten hilfreiche Hand zu leisten. Der schon erwähnte chinesische Predigtgehilfe Kong Tetyin, welcher der Gemeinde in Kohala vorsteht, die im ganzen aus 150 Seelen besteht, hat tüchtige Männer als Kirchenälteste und Diakonen zur Seite und Herr Damon berief dieselben mehreremale zu gemeinschaftlichen Beratungen zusammen. Es wurde über Gemeindeordnung, Kirchendisziplin und Erhöhung der Beiträge der Gemeindeglieder zu kirchlichen und Missionszwecken verhandelt und darnach das Ergebnis vor die ganze Gemeinde, bezw. den männlichen Teil derselben gebracht, welche das Recht hatte, anzunehmen was ihr gut dünkte oder zu verwerfen was ihr etwa nicht gefiel. Diese Methode, die Gemeinden zur Selbständigkeit zu erziehen, ist ganz entschieden zu billigen, und je mehr ihnen von Selbstverwaltung eingeräumt wird, desto mehr übernehmen sie dann auch von Selbsterhaltung. Als z. B. die Subskriptionen an die Reihe kamen, so stiegen dieselben höher als im letzten Jahr, obgleich die Kirchenältesten die Befürchtung ausgesprochen hatten, daß weniger Geld eingehen werde, weil eine Anzahl Christen weggezogen sei. Dies ermutigte auch Herrn Damon, daß er mit neuer Freudigkeit die Sorgen und Mühen seines Amtes auf sich nahm. Der Predigtgehilfe in Kohala bezieht 40 Dollar monatlichen Gehalt und die Subskriptionen ergaben 300 Dollar für das Jahr. Die fehlenden 180 Dollar versprach Herr Damon zu beschaffen, wozu ihm teils die hawaiische Missionsgesellschaft, teils andere christliche Freunde behilflich sind. Auf der Insel Maui z. B. geben die Pflanzer große Beiträge zu dem Gehalt des dort angestellten chinesischen Predigers.

Am 18. August verließen wir Kohala, um nach Hilo zu gehen. Mit innigem Danke verabschiedeten wir uns von unseren lieben Gastfreunden, Herrn und Frau Oström, unter Anwünschung des göttlichen

Segens für ihre fernere Arbeit. Eine gute Anzahl unserer Christen hatte sich auf der Eisenbahnstation versammelt, es flossen manche Abschiedsthränen. Einige begleiteten uns bis Mahakuna; ihnen fiel der Abschied so schwer, daß ein dabei stehender Geistlicher von der englisch-bischöflichen Mission seine Verwunderung aussprach, weil er bisher der Ansicht gewesen sei, daß die Chinesen keiner solchen Gefühlsbewegung fähig seien. Frau Damon war in Kohala zurückgeblieben und Herr Damon begleitete uns allein nach Hilo, wo wir alle gastfreundliche Aufnahme fanden bei Herrn Doktor Wetmore und seiner Tochter, Fräulein Lucy. Frau Wetmore ist unglücklicherweise vor einigen Jahren im Bade ertrunken. Ein festlicher Empfang von seiten der Chinesen durfte auch hier nicht fehlen und sie luden auch eine große Anzahl Ausländer dazu ein. Die Gemeinde besteht hier nur aus 12 Seelen. Wir blieben über einen Sonntag hier, an welchem ich den Gottesdienst hielt, zu dem sich etwa 100 Chinesen versammelten. Wir besuchten auch den Gottesdienst in der hawaiischen Kirche, wo ich eine englische Ansprache mit Verdolmetschung hielt. In der englischen Kirche hielt ich Sonntag abends einen Missionsvortrag über China, wie ich auch in Kohala an zwei Sonntag Abenden gethan hatte. Hier sahen wir auch den Lavastrom, der im Jahr 1881 vom Mauna Loa herabgeflossen war und die Stadt Hilo zu zerstören gedroht hatte. Am 27. August begaben wir uns wieder an Bord des Dampfers Kinau und landeten Samstag abend den 28. in Maalawi auf der Insel Maui. Von dort hatten wir acht englische Meilen weit zu fahren bis Wailuku, wo ein ehrwürdiges Ehepaar, Herr und Frau Bayley, uns das Gastzimmer bereit gehalten hatten. Da es spät in der Nacht geworden war, so waren die lieben alten Leute zur Ruhe gegangen und wir hatten die Weisung, bis vor ein Haus zu fahren, wo wir ein Licht im Fenster erblicken würden. Dort sollen wir eintreten und uns heimisch einrichten. Unser Kutscher wußte Bescheid und führte uns an den rechten Ort. Thee und Butterbrod stand für uns auf dem Tisch und nachdem wir etwas genossen hatten, gingen wir zu Bett und machten am folgenden Morgen die Bekanntschaft unserer lieben Gastfreunde. Wir blieben den Sonntag über hier und ich hielt eine englische Missionsstunde in der englischen Kirche, an welche erst kürzlich ein Missionar aus Indien als Pastor gekommen war. Am Montag holten uns die Chinesen nach dem acht Meilen entfernten Orte Paia, wo sie

schon am Sonntag auf uns gewartet hatten und beisammen geblieben waren, da einige bis zu 20 engl. Meilen weit hergekommen waren. Auch hier trafen wir liebe alte Freunde und Bekannte aus China und versprachen, nächsten Sonntag zu ihrem Gottesdienst zu kommen. Unser Quartier bekamen wir auf der Plantage Sprekelsville in dem Hause des Verwalters, Herrn Williams, der einen sehr guten Ruf unter den Chinesen hat und deren 1500 Mann beschäftigt. Herr Williams war selbst mit seiner Familie verreist, hatte aber zwei amerikanische Damen, welche Lehrerinnen waren und gerade ihre Sommervakanz hatten, gebeten, seinen Haushalt zu übernehmen und Gäste zu beherbergen. Wir genossen bei ihnen eine äußerst liebevolle Bewirtung und durften sogar Gebrauch von dem Gefährt machen, um unsere Besuche in der Umgegend auszuführen. Wir brachten auch einige Tage auf der Plantage Haiku zu, wo wir in der liebenswürdigen Familie Baldwin, von der der Mann und die Frau Kinder von früheren Missionaren waren, einen herzerquicklichen Aufenthalt hatten. Da die Freunde in dieser Gegend sehr viel Interesse an den Chinesen nehmen, so folgte ich gerne einer Aufforderung, eine Missionsstunde zu halten und über unsere Arbeit in China zu berichten.

Sonntag den 5. September brachten wir mit der chinesischen Gemeinde in Paia zu. Dieselbe besaß damals noch kein eigenes Versammlungslokal, hatte aber die Nutznießung des hawaiischen Kirchleins, nachdem die eingeborne Gemeinde ihren Gottesdienst gehalten hatte. Für heute war nun beschlossen worden, daß beide Gemeinden sich zu gleicher Zeit versammeln sollen, damit ich an beide eine Ansprache halten könnte. Die verschiedenen Nationen hatten sich rechts und links in dem Kirchlein gesetzt, und ob auch hienieden der Unterschied der Sprache sie noch trennte, so war es doch Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser aller, in dem sie vereint waren. Ich wendete mich zuerst an die hawaiische Gemeinde in englicher Sprache und hatte eine liebe Missionsschwester zur Dolmetscherin, Fräulein Mary Green, Tochter eines früheren Missionars, die mit Leib und Seele unter ihrem adoptierten Volke wirkt und sowohl der Jugend zum Segen wird durch Unterricht, den sie in der Schule giebt, als auch den Erwachsenen, indem sie kräftig wirkt für die Enthaltsamkeit (von geistigen Getränken). Der eingeborene Pastor, welcher mir für diesmal seine Kanzel eingeräumt hatte, und seine Frau waren mit der ganzen Gemeinde aufmerksame Zu-

hörer und blieben auch sitzen, als ich mich dann an die Chinesen wandte und ihnen in ihrer eigenen Sprache das Wort des Lebens verkündigen durfte. Auf dem Rückweg nach Sprekelsville fuhren wir an einigen Häusern vorbei, wo die deutsche Flagge ausgehängt war. Da konnte man doch nicht vorbeifahren. Wir ließen das Gefährt halten, traten ein und begrüßten sechs Landsleute, die der Sonntagsruhe genossen. Auch eine Frau war da und einige Kinder. Sie erzählten uns kurz ihre Geschichte, die darauf hinauslief, daß sie manches Ungemach auf der Reise von Deutschland her erduldet hatten und daß einige von ihrer Gesellschaft mit Tod abgegangen waren, daß sie aber mit ihrer gegenwärtigen Lage zufrieden seien. Nach einigen Worten der Teilnahme und Ermunterung, das Heil ihrer Seele nicht zu vernachlässigen, mußten wir weiter gehen, denn es war auf den Abend eine große Versammlung chinesischer Arbeiter bestellt, wozu die Herren auf der Plantage einen geräumigen Saal hatten herrichten lassen. Die Chinesen benützten diese Freundlichkeit ihrer Arbeitgeber reichlich und der Saal wurde gefüllt. Herr Damon redete zu ihnen in Punti und ich in Hakka, welch letzteren Dialekt jedoch nur wenige verstanden, da sie fast alle Punti-Chinesen waren. Am 10. September nahmen wir auch hier Abschied. Eine unserer liebenswürdigen Wirtinnen, Fräulein Newell, begleitete uns in der Kutsche nach dem Landungsplatz Ka ho lui, wo einige unserer chinesischen Freunde uns erwarteten und bereits die Billete für uns auf dem Dampfer Like Like genommen hatten. So ging es wieder eine Nacht hindurch auf hohen Wellen, bis wir den andern Morgen um 9 Uhr wohlbehalten in Honolulu ankamen und von Frau Dr. Damon freundlichst in ihrem Gefährt abgeholt wurden. Ihr Sohn Herr F. W. Damon kam dann Tags darauf, da er erst nach Kohala zurückgegangen war, um seine Frau dort abzuholen.

Es war natürlich nicht alles eitel Freude, was wir an unseren Christen auf den Sandwich-Inseln erlebten. Es gab auch manches Leid zu erfahren und es wird den Freunden der Mission nicht uninteressant sein, wenn ich beide Seiten noch mit einigen Beispielen beleuchte. Bald nach dem schönen Empfang, der uns in Honolulu zu teil geworden war, kam eine junge Frau zu uns, die früher Schülerin in der Mädchenanstalt in Hongkong gewesen war und in Honolulu an einen jungen Chinesen aus unserer Gemeinde in Lilong verheiratet wurde. Sie hatte eine recht traurige Geschichte zu er-

zählen. Ihr Mann war ihr untreu geworden, hatte sich an eine Eingeborene gehängt und vernachlässigte sein rechtmäßiges Weib mit ihren zwei Kindern, so daß sie genötigt war, von der Mildthätigkeit anderer zu leben. Ich beschied den jungen Mann zu mir, aber er kam nicht; so ging ich in Begleitung von Herrn Damon aus, um ihn zu suchen. Nachdem wir ihn gefunden hatten, nahmen wir ihn mit heim, und ich redete ihm ernstlich ins Gewissen, so daß er Besserung versprach. Herr Damon kannte ihn aber schon und setzte Zweifel in die Erfüllung seines Versprechens. So war es auch. Es blieb alles beim alten und die junge Frau sah sich endlich genötigt, die Hilfe des Gesetzes anzurufen. Ihr Mann wurde verhaftet, ins Gefängnis gesetzt und mußte in zweierlei Montur auf den Straßen arbeiten. Dies war aber doch anderen Lilonger Leuten, die mit ihm verwandt sind, zu unangenehm, und sie lösten den Gefangenen aus gegen eine Geldbuße von 30 Dollar, indem er ihnen das Versprechen geben mußte, seine Frau und Kinder zu versorgen. Vom Gericht wurde ihm zugleich gesagt, daß wenn seine Frau noch einmal Klage wider ihn erhebe und er wieder ins Gefängnis komme, zum zweiten mal keine Auslösung stattfinden könne.

Ein anderer Fall war der, daß ein junger Mann, der nach Mexiko gegangen und mehrere Jahre abwesend war, bei seiner Rückkehr seine Frau mit einem andern Chinesen verheiratet antraf. Nach hawaiischem Gesetz sind diese beiden des Ehebruchs schuldig und der gekränkte Gatte kann Klage gegen sein treuloses Weib erheben. Allein den Chinesen stecken ihre eigenen Sitten und Gebräuche immer noch sehr im Kopf und nach denen wird alles privatim abgemacht ohne Hilfe des Gesetzes, aber so, daß das Geld eine Hauptrolle spielt, und pekuniäre Entschädigung als genügende Sühne für alles begangene Unrecht angesehen wird. Die Eltern des gekränkten Mannes meinten auch allen Ernstes, ich solle den andern Mann, der ihre Schwiegertochter zum Weibe genommen hatte, veranlassen, so viel Geld zu geben, daß ihr Sohn wieder eine andere Frau kaufen könnte. Aber ich lehnte natürlich eine solche Zumutung ab.

Ein dritter Fall von Ehezwistigkeiten war der, daß Mann und Weib einander bei mir verklagten, und natürlich jedes bloß die Fehler des andern hervorhob und seine eigenen verschwieg. Der Mann war aber entschieden mehr im Unrecht, indem er seine Frau mit bösen Reden gekränkt hatte. Herr Damon, meine Frau und ich

gingen zusammen in das Haus und sprachen sehr lange mit den Leuten, indem wir jedem der beiden Ehegatten Gelegenheit ließen, seine Beschwerden zu äußern, damit wir eine um so aufrichtigere Aussöhnung zu stande bringen könnten. Der Mann gab auch seine Fehler zu, bat seine Frau um Verzeihung und versprach Besserung. Allein sie sagte, daß sie ihm schon oft verziehen habe und dieses Kreuz nun schon acht Jahre lang tragen müsse; sie wolle ihm daher jetzt zwei Jahre Bedenkzeit geben, und wenn er sie so lange nicht mehr mit seinen bösen Reden beleidige, so wolle sie wieder mit ihm gut sein. Der arme Mann stand ganz vernichtet vor uns; aber ich mußte ihm sagen, daß er selbst schuld sei und sich eben jetzt Mühe geben solle, seine Frau besser zu behandeln, so werde es keiner zwei Jahre bedürfen, bis sie ihm wieder gut werde. Einen recht schmerzlichen Fall erlebte ich an einem jungen Mann von der Gemeinde in Hongkong, Filial Saukiwan, welcher sein Gottvertrauen verloren hatte, und sich auf Menschen verlassend, ein Mitglied der oben beschriebenen Geheimgesellschaft Sam hap fui geworden war. Ich traf ihn todkrank auf hartem Lager liegend und hatte eine ernste Unterredung mit ihm, denn allem Anschein nach war keine Genesung mehr für ihn zu hoffen. Von einem andern Manne hörte ich, daß er wenigstens die Absicht gehabt habe, in die Sam hap fui einzutreten, aber durch seine Frau verhindert worden sei, diese Absicht auszuführen. Er war früher Knecht bei uns in Hongkong gewesen und seine Frau ist die Tochter des Evangelisten Tsen Asang auf der Insel Kauai. Sie war von jeher ein entschiedener Charakter, und nachdem sie diesen Mann hatte nehmen müssen, als er noch ein Heide war, ließ sie sichs angelegen sein, ihn auch zur Annahme des Christentums zu bewegen. Dies ist ihr auch gelungen, und sie sind seit 10 Jahren auf den Inseln. Allmählich haben sie sich etwas erworben; da fürchtete sich der Mann vor jener Geheimgesellschaft und dachte, das beste Mittel, um sein Hab und Gut zu sichern, würde sein, in dieselbe einzutreten. Damals traf die Familie das Unglück, daß der älteste Sohn in einen Brunnen fiel und ertrank. Die tiefgebeugte Mutter sagte zu ihrem Mann: Siehst du, was der Herr uns geben und auch wieder nehmen kann; warum willst du wider Gott sündigen und um deines Hab und Guts willen am fremden Joch mit den Ungläubigen ziehen? Er ließ sich überzeugen und stand von seinem Vorhaben ab.

Wir durften aber auch manche erfreuliche Erfahrungen machen. Gleich am Morgen des 5. Juli, als wir nach achtzehntägiger Quarantäne von der Pockeninsel abgeholt wurden, war einer der ersten, der uns begrüßte, der Sohn unseres in Hongkong verstorbenen Diakonen Litschin Kau. Er war vom König der Sandwich-Inseln zum chinesischen Dolmetscher bei dem Gericht in Honolulu berufen worden und hat dieses Amt seit vier Jahren zur größten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten versehen. Er wurde mehrmals auf die Probe gestellt, ob er Bestechung annehmen würde, ist aber der Versuchung nie erlegen und hat in Uebereinstimmung mit seiner Frau solche Anerbietungen standhaft abgewiesen. Der Marschall Park gab ihm das Zeugnis, daß er zu den zuverlässigsten Bediensteten der Regierung gehöre und sehr geschätzt sei. Er bekleidet auch das Amt eines Kirchenältesten in der Gemeinde und Herr Damon sagte von ihm, daß er zu dem Salz der Erde gehöre. In Kohala hatten wir eine besondere Freude an der Familie des Silberschmieds Kauman. Die Frau war auch eine frühere Schülerin und hatte während ihrer Schulzeit das Nervenfieber durchgemacht, das sie dem Tode nahe brachte. Seit jener Zeit hat sie eine kindliche Liebe und Anhänglichkeit an uns bewahrt. Es ist den Leuten äußerlich nicht glänzend ergangen und sie haben ein ganz bescheidenes Auskommen. Aber sie waren nicht nur beide treu in ihrem christlichen Beruf, sondern wirkten auch im Segen unter den Gemeindegliedern und nahmen sich besonders der jungen Leute seelsorgerlich an, so daß mancher durch sie vor Abwegen bewahrt blieb. Es findet eine Versammlung in ihrem Hause statt, wobei die in der Nachbarschaft wohnenden Christen sich gemeinschaftlich aus dem Worte Gottes erbauen. Es gäbe noch mehr des Guten und Erfreulichen zu erzählen, doch sei es genug an dem Bisherigen. Dem guten Hirten aber, der sein Leben gelassen hat für seine Schafe, sei Lob, Preis und Ehre dafür gebracht, daß er auch diesen Schafen seiner Herde nachgeht und sie nicht allein läßt, daß keines verloren gehen muß, das sich nicht mutwillig von ihm verläuft, sondern durch Gottes Kraft im Glauben bewahrt, des ewigen Lebens teilhaftig werden kann.

IV.

Abreise von Honolulu und Heimkehr über Amerika.

Wir waren am 11. September von unserer Rundreise auf den Inseln Hawaii und Maui wieder nach Honolulu zurückgekehrt und hatten nun noch 14 Tage vor uns, ehe das von Australien herkommende Dampfschiff uns zur Weiterreise nach Kalifornien aufnahm. Diese Zeit wurde nun unter anderem auch dazu ausgenützt, um das was in Beziehung auf Gemeindeordnung unter den Christen auf den andern Inseln erreicht worden war, nun auch in der Gemeinde in Honolulu einzuführen, bezw. zu befestigen. Am Sonntag den 12. September hielt ich den Abendgottesdienst in der chinesischen Kirche, berichtete vorläufig über das, was wir auf unserer sechswöchentlichen Rundreise erfahren hatten und versäumte nicht, darauf hinzuweisen, zu welchem Ergebnis wir gekommen waren. Am Mittwoch den 15. September fand eine monatliche Missionsstunde in englischer Sprache statt, bei welcher Gelegenheit Herr Damon und ich den anwesenden Freunden englischer Zunge unsere Mitteilungen machten über den Stand der chinesischen Gemeinden auf den verschiedenen Inseln und über den Fortschritt, der sich verzeichnen ließ in Betreff der Ausbreitung des Christentums unter den Gästen der Sandwich-Insulaner von China und Japan, um dadurch immer mehr Teilnahme zu erwecken zu freudiger Mitwirkung an dieser wichtigen Arbeit der Evangelisierung der noch heidnischen Chinesen und Japaner. Am Freitag den 17. September fand eine Sitzung der Aeltesten der Gemeinde in Honolulu statt, in welcher Herr Damon und ich alles das mit ihnen durchsprachen, was der Gegenstand unserer Beratungen mit den Aeltesten der anderen Gemeinden gewesen war, worauf dann die Sache am Sonntag den 19. September vor die Gemeinde gebracht wurde. Wie zu erwarten war, wollte diese, die ja gleichsam als Muttergemeinde angesehen werden kann, in nichts hinter den Landgemeinden zurückstehen; so nahmen die Verhandlungen auch hier einen befriedigenden Verlauf und Herr Damon hatte nur noch einen Schmerz, nämlich den der baldigen Trennung. Wie glücklich würde er sein, wiederholte er öfter, wenn meine Frau und

ich ganz bei ihnen bleiben könnten, um gemeinschaftlich mit ihm und seiner Frau die Arbeit unter den Chinesen zu treiben. Allein unseres Bleibens war nicht für immer auf den Sandwich-Inseln, und so nahmen wir allmählich Abschied von den lieben Freunden, die wir während unseres Aufenthalts in Honolulu kennen gelernt hatten. Bei dem Minister Gibson hatten wir uns noch zu bedanken für unsere Verköstigung auf Staatskosten während des Aufenthaltes in der Quarantänestation. Der Prinzessin Lydia, Schwester des Königs und verheiratet mit Herrn Dominis, dem Gouverneur von Oahu, wollten wir einen Besuch abstatten, trafen sie aber leider nicht zu Hause. Der Richter Mac Cully und seine Frau, welche beide sehr warme Missionsfreunde sind, luden uns mit Herrn Damons zum Nachtessen auf den 21. Sept. Bei dem deutschen Arzt Dr. Stangewald wurde ich in seinem chemischen Laboratorium herumgeführt, das an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit alles übertraf, was ich je in diesem Fach gesehen hatte. Ich mußte mich nur wundern, auf einer kleinen Insel des nördlichen stillen Ozeans eine solche Entfaltung von chemischer Wissenschaft anzutreffen. Dem deutschen Konsul Herrn Gladde und Gemahlin statteten wir auch einen Besuch ab und sahen dort trotz dem tropischen Klima ein Gewächshaus, vornehmlich zur Pflege von Farnkräutern. Im Oahu College in Punaho sagten wir dem Herrn Inspektor Merrit und Frau Lebewohl und wünschten ihnen Gottes Segen für ihre wichtige Arbeit. Ebenso dem Dr. Hyde und Frau, dem Vorsteher des North Pacific Missionary Institute. Ferner dem Herrn Forbes und Frau, welcher Sekretär der hawaiischen Missionsgesellschaft ist; dem Missionar Bingham und Familie, welcher sein Arbeitsfeld in Mikronesien hat und aus Gesundheitsrücksichten zeitweilig in Honolulu wohnt, wo er sich mit Uebersetzungsarbeiten beschäftigt. Doch — ich kann sie nicht alle mit Namen anführen und erwähne nur noch die verwitwete Frau Missionar Cook, welche die Lehrerin von vier hawaiischen Königen gewesen ist, den jetzt regierenden miteinbegriffen. Am 18. September hatten wir die Freude, nochmals einer Versammlung der oben beschriebenen Cousin Society anzuwohnen, wo außer uns als Fremde noch zugegen waren der hawaiische Gesandte in Washington, Herr Carter, ein Geistlicher aus Newyork, Herr Peck, und Fräulein Gulick, deren Eltern im Dienst der Mission auf den Sandwich-Inseln standen, wo sie auch geboren wurde mit acht Brüdern, von

IV.

Abreise von Honolulu und Heimkehr über Amerika.

Wir waren am 11. September von unserer Rundreise auf den Inseln Hawaii und Maui wieder nach Honolulu zurückgekehrt und hatten nun noch 14 Tage vor uns, ehe das von Australien herkommende Dampfschiff uns zur Weiterreise nach Kalifornien aufnahm. Diese Zeit wurde nun unter anderem auch dazu ausgenützt, um das was in Beziehung auf Gemeindeordnung unter den Christen auf den andern Inseln erreicht worden war, nun auch in der Gemeinde in Honolulu einzuführen, bezw. zu befestigen. Am Sonntag den 12. September hielt ich den Abendgottesdienst in der chinesischen Kirche, berichtete vorläufig über das, was wir auf unserer sechswöchentlichen Rundreise erfahren hatten und versäumte nicht, darauf hinzuweisen, zu welchem Ergebnis wir gekommen waren. Am Mittwoch den 15. September fand eine monatliche Missionsstunde in englischer Sprache statt, bei welcher Gelegenheit Herr Damon und ich den anwesenden Freunden englischer Zunge unsere Mitteilungen machten über den Stand der chinesischen Gemeinden auf den verschiedenen Inseln und über den Fortschritt, der sich verzeichnen ließ in Betreff der Ausbreitung des Christentums unter den Gästen der Sandwich-Insulaner von China und Japan, um dadurch immer mehr Teilnahme zu erwecken zu freudiger Mitwirkung an dieser wichtigen Arbeit der Evangelisierung der noch heidnischen Chinesen und Japaner. Am Freitag den 17. September fand eine Sitzung der Aeltesten der Gemeinde in Honolulu statt, in welcher Herr Damon und ich alles das mit ihnen durchsprachen, was der Gegenstand unserer Beratungen mit den Aeltesten der anderen Gemeinden gewesen war, worauf dann die Sache am Sonntag den 19. September vor die Gemeinde gebracht wurde. Wie zu erwarten war, wollte diese, die ja gleichsam als Muttergemeinde angesehen werden kann, in nichts hinter den Landgemeinden zurückstehen; so nahmen die Verhandlungen auch hier einen befriedigenden Verlauf und Herr Damon hatte nur noch einen Schmerz, nämlich den der baldigen Trennung. Wie glücklich würde er sein, wiederholte er öfter, wenn meine Frau und

ich ganz bei ihnen bleiben könnten, um gemeinschaftlich mit ihm und seiner Frau die Arbeit unter den Chinesen zu treiben. Allein unseres Bleibens war nicht für immer auf den Sandwich-Inseln, und so nahmen wir allmählich Abschied von den lieben Freunden, die wir während unseres Aufenthalts in Honolulu kennen gelernt hatten. Bei dem Minister Gibson hatten wir uns noch zu bedanken für unsere Verköstigung auf Staatskosten während des Aufenthaltes in der Quarantänestation. Der Prinzessin Lydia, Schwester des Königs und verheiratet mit Herrn Dominis, dem Gouverneur von Oahu, wollten wir einen Besuch abstatten, trafen sie aber leider nicht zu Hause. Der Richter Mac Cully und seine Frau, welche beide sehr warme Missionsfreunde sind, luden uns mit Herrn Damons zum Nachtessen auf den 21. Sept. Bei dem deutschen Arzt Dr. Stangewald wurde ich in seinem chemischen Laboratorium herumgeführt, das an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit alles übertraf, was ich je in diesem Fach gesehen hatte. Ich mußte mich nur wundern, auf einer kleinen Insel des nördlichen stillen Ozeans eine solche Entfaltung von chemischer Wissenschaft anzutreffen. Dem deutschen Konsul Herrn Gladde und Gemahlin statteten wir auch einen Besuch ab und sahen dort trotz dem tropischen Klima ein Gewächshaus, vornehmlich zur Pflege von Farnkräutern. Im Oahu College in Punaho sagten wir dem Herrn Inspektor Merrit und Frau Lebewohl und wünschten ihnen Gottes Segen für ihre wichtige Arbeit. Ebenso dem Dr. Hyde und Frau, dem Vorsteher des North Pacific Missionary Institute. Ferner dem Herrn Forbes und Frau, welcher Sekretär der hawaiischen Missionsgesellschaft ist; dem Missionar Bingham und Familie, welcher sein Arbeitsfeld in Mikronesien hat und aus Gesundheitsrücksichten zeitweilig in Honolulu wohnt, wo er sich mit Uebersetzungsarbeiten beschäftigt. Doch — ich kann sie nicht alle mit Namen anführen und erwähne nur noch die verwitwete Frau Missionar Cook, welche die Lehrerin von vier hawaiischen Königen gewesen ist, den jetzt regierenden miteinbegriffen. Am 18. September hatten wir die Freude, nochmals einer Versammlung der oben beschriebenen Cousin Society anzuwohnen, wo außer uns als Fremde noch zugegen waren der hawaiische Gesandte in Washington, Herr Carter, ein Geistlicher aus Newyork, Herr Peck, und Fräulein Gulick, deren Eltern im Dienst der Mission auf den Sandwich-Inseln standen, wo sie auch geboren wurde mit acht Brüdern, von

denen nun einige mit ihr in der Mission in Japan arbeiten. Das war noch ein recht schönes Beisammensein und es wird mir namentlich die erwärmende Ansprache des Gesandten und sein herzliches Gebet unvergeßlich bleiben. Ich hatte dann auch Gelegenheit, einige Abschiedsworte zu sprechen und man trennte sich mit dem Bewußtsein, daß das Band der Liebe und des Glaubens ein festes ist, welches auch über Land und Meer verbindet, und nach kurzer Trennung wiederum zusammenführt vor dem Stuhle Gottes, ihm zu dienen Tag und Nacht in seinem Tempel.

Von den Chinesen nahmen wir auch von Haus zu Haus Abschied, hatten aber auch noch einen Abschiedsgottesdienst mit ihnen in ihrer Kirche am Abend des 22. September. Als dann am 25. der große Dampfer Alameda von Australien her in den Hafen von Honolulu einlief, mit welchem wir weiter reisen sollten, baten die Chinesen nochmals um eine Gebetsstunde, zu welcher sich eine Anzahl in ihrer Kirche versammelt hatte. Dies entsprach auch ganz unseren Wünschen und Gefühlen und so verabschiedeten wir uns von ihnen unter gegenseitiger Anbefehlung in die Gnade Gottes, dessen Schutz wir für die bevorstehende Weiterreise so besonders bedurften, wie auch die zurückbleibenden nicht weniger für die Fortsetzung des Pilgerlaufs nach der himmlischen Heimat.

Um fünf Uhr abends brachten uns Herr und Frau Damon nebst der Mutter Damon an Bord des Dampfers, der schon ziemlich viele Passagiere hatte, die von Australien hergekommen waren. Wir bekamen doch auch noch eine gute Kajüte und hatten die Aussicht, uns in derselben nur etwa acht Tage bis zu unserer Ankunft in Kalifornien aufhalten zu müssen. Als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde, zogen sich alle, die nicht mitreisen wollten, zurück und stiegen ans Land. Mit dankbarem Herzen nahmen wir von unsern lieben Freunden Damon Abschied, die uns während unseres Aufenthalts auf den Sandwich-Inseln so viel Gutes erzeigt hatten, und wünschten ihnen Gottes reichen Segen in ihrer Arbeit unter den Chinesen. Eine beträchtliche Anzahl Menschen hatte sich am Ufer versammelt, auch war wie gewöhnlich des Königs Musikkapelle zur Stelle und führte verschiedene Stücke auf. Wir standen auf Deck und winkten mit Taschentüchern unseren Bekannten und Freunden den letzten Gruß zu; dann als sich das Schiff einmal in Bewegung setzte, war man bald draußen in der See und das Ufer verschwand

allmählich aus dem Gesichtskreis. Es war schönes Wetter und ruhige See und man konnte sich, unbehelligt von Seekrankheit, stillem Nachdenken hingeben. Der folgende Morgen war ein Sonntag und ein englischer Geistlicher an Bord Namens Kingston hielt in dem Gesellschaftssalon einen Gottesdienst, dem der größte Teil der Passagiere anwohnte. Abends hielt ein anderer Passagier Dr. Gilbert eine Vorlesung über das Thema „Gott in der Natur", wobei auch gesungen und gebetet wurde. Am Montag starb ein Passagier, der von Australien gekommen war und an rheumatischem Fieber gelitten hatte, das ihm aufs Herz gezogen sein soll. Sein Leichnam wurde der Tiefe übergeben und Herr Kingston las die Begräbnisliturgie dazu. Auch das Meer wird seine Toten einst wieder geben. Im Zwischendeck war auch eine Anzahl Portugiesen, welche von Honolulu nach Mexiko zu gehen beabsichtigten. Da trat auch ein Todesfall ein, indem ein Kind starb und dann auch ins Meer versenkt wurde. Wir besuchten diese Leute von Zeit zu Zeit, um ihnen einige Teilnahme zu bezeugen, die armen Frauen litten viel an der Seekrankheit. Unter den Passagieren befanden sich auch einige Deutsche, die teils von den Samoa-Inseln, teils von Honolulu herkamen. Jeden Abend war eine andere gesellige Unterhaltung auf dem Dampfschiff. Ein Herr, der in Japan gewesen war, machte Mitteilungen von dort. Ein anderer erzählte seine Erlebnisse in Indien. Dann war auch musikalische Unterhaltung mit Klavierspiel und Gesang. Den Tag über hatte man Zeit zum Lesen, wenn nicht der Kopf angegriffen war durch die Schwankungen des Schiffes. Einige der Passagiere, besonders unter den Damen, mußten fast immer liegen. Auch meine Frau litt mehr oder weniger an Kopfweh; aber die Woche ging doch rasch vorüber und Samstag den 2. Oktober lief der Dampfer Alameda in den Hafen von St. Francisco ein. So hatten wir auch diesen Teil des stillen Ozeans ohne Sturm und ohne Gefahr durchreist und durften mit Dank gegen Gottes gnädige Bewahrung das Festland von Amerika betreten. In St. Francisco sind bekanntlich viele Chinesen und es sind auch Missionare da, die unter ihnen arbeiten. Ich ging zuerst zu einem derselben, dem Dr. Loomis, der früher in China in der Mission gearbeitet hatte. Er und sein Kollege Dr. Kerr gehören zur presbyterianischen Mission. Die presbyterianische Gemeinde in St. Francisco hat der Mission eine große Kirche zum Gebrauch überlassen, und als wir am Sonntag in diese

Kirche gingen, um dem chinesischen Gottesdienst anzuwohnen, freuten wir uns, zu sehen, daß dieselbe sich gänzlich füllte. Nicht daß die Zuhörer alle Christen gewesen wären; aber es ist auch erfreulich, wenn die Heiden kommen, um Gottes Wort zu hören. Hier sind wenige Hakka-Chinesen. Sie sprechen fast alle den Punti-Dialekt. Eine amerikanische Dame kam auch in diesen Gottesdienst mit einer Anzahl chinesischer Mädchen, deren Lehrerin sie ist. Unter diesen sind manche, die von China herüber verkauft worden waren zu leib- und seelenverderblichen Zwecken, die aber durch Gottes Barmherzigkeit noch aus dem Verderben errettet worden sind, meistens durch Dazwischenkunft der Missionare, denen das Gesetz behilflich ist, um solche unglückliche Wesen den Händen der Tyrannen zu entreißen, die sich an ihnen auf Kosten ihres zeitlichen und ewigen Wohles bereichern möchten. Die Geretteten werden dann in eine Anstalt aufgenommen und es wird ihnen Gelegenheit gegeben zu einer christlichen Erziehung. Außer dieser presbyterianischen Kirche ist noch eine Methodistenkirche in St. Francisco. Der dort arbeitende Missionar Herr Masters und seine Familie sind uns von China her, wo sie in Kanton gearbeitet haben, gut bekannt. Wir wohnten nachmittags diesem Gottesdienst bei, der nicht so zahlreich besucht war wie der andere; aber doch war eine gute Zuhörerschaft da, und was uns besonders freute, eine größere Anzahl Frauen. Wir wurden eingeladen, bei Tisch zu bleiben, was wir gerne annahmen, da man sich im fremden Lande bei alten Bekannten gar heimisch fühlt. Herr Masters gab mir auch einen Bericht, aus welchem hervorgeht, daß die methodistische Mission seit 1868 in Kalifornien unter den Chinesen thätig ist und jetzt auch die Japanesen berücksichtigt, welche dorthin kommen. Seit 1871 sind 185 junge Chinesinnen in der Schule unterrichtet und 274 Chinesen und Japanesen getauft und in die Kirchengemeinschaft aufgenommen worden. Diese Missionsarbeit dehnt sich auch auf andere Plätze aus, wie z. B. auf Oakland, Sacramento, Los Angelos, ja bis nach Oregon und Washington Territory. Daß die Arbeit der Missionare sehr erschwert wurde durch die Verfolgungen, welche gegen die Chinesen in Amerika ausbrechen, ist leicht zu verstehen. Der Bericht äußert sich darüber folgendermaßen: „Unsere Arbeit mußte unter solch widrigen Verhältnissen gethan werden, daß wir keinen Fortschritt machten und froh sein mußten, wenn wir nur das Feld behalten konnten. Im September vorigen Jahres (1885)

brach eine Verfolgung gegen die Chinesen an der Westküste aus, welche in Totschlag, Raub und Brandstiftung ihren Gipfel erreichte. Die Kunde von den unmenschlichen Grausamkeiten, welche an den Chinesen in Rock Springs, in Tacoma und Eureka verübt wurden, wo ihre Niederlassungen verbrannt wurden und über 30 Personen ums Leben kamen, erfüllte die ganze chinesische Einwohnerschaft mit Abscheu und Schrecken. In St. Francisco wurde ihnen nicht am Leben geschadet, aber das Straßengesindel erlaubte sich andere Ausschreitungen gegen sie. Man gab den Chinesen Fußtritte, schlug sie oder warf sie mit Steinen. Täglich kamen den Missionaren neue Klagen zu Ohren von Mißhandlungen ihrer Gemeindeglieder oder Schüler. Bald wurden sie auf dem Weg zur Schule angegriffen und verwundet, bald wurden den Frauen auf dem Weg zur Kirche die Ohrenringe ausgerissen. Die Schulfenster wurden eingeworfen und Schmutz auf die Köpfe der Schüler geworfen, die an ihren Subsellien saßen. Einem älteren Schüler wurde ein Auge auf der Straße ausgeschlagen und er trägt seither ein Glasauge. Einem Gemeindeglied sollte das Haus angezündet werden, indem die Thüren mit Stricken fest gemacht wurden, daß niemand herausgehen könne, und die Treppe angezündet wurde, welche den einzigen Rettungsweg hätte gewähren können. Es wird niemand wundern, wenn die Chinesen durch solche Unthaten nur noch mehr von den Christen und der christlichen Religion abgestoßen wurden."

Woher kam diese feindselige Gesinnung gegen die Chinesen in Amerika? Man hat natürlich viel zu sagen gehabt von den Lastern der Chinesen, daß sie Opium rauchen, dem Spiel ergeben seien, daß die Unreinlichkeit bei ihnen ganz unerträglich sei und die Prostitution bei ihnen im Schwange gehe. Dies sind Dinge, die niemand leugnen wird; aber sie treten gar nicht so in die Oeffentlichkeit, daß Anstoß oder Aergernis dadurch gegeben werden müßte. Ich war erstaunt, die chinesische Stadt in St. Francisco viel reinlicher zu finden, als wir das von China her gewohnt sind, und die Laster, welche man ihnen zur Last legt, sind leider in christlichen Ländern und in Amerika selbst auch nicht unbekannt. Ich habe ein Schriftchen vor mir, The Chinese in London, in welchem nachgewiesen ist, daß Opiumkneipen in der Stadt London existieren, wo Engländer und Engländerinnen dem Laster des Opiumrauchens frönen. Dasselbe ist in Amerika der Fall. In Kalifornien mußte im Jahr 1875 ein

Gesetz erlassen werden gegen das Opiumrauchen, welches sogar bei jungen Leuten beiderlei Geschlechts überhand genommen hatte. Im Jahr 1881 erschien in einer Zeitung von St. Francisco ein Artikel, welcher beweist, daß das Uebel keineswegs ausgerottet war, sondern eher mehr um sich gegriffen hatte, ja es hat sich auch nach Osten ausgebreitet und hat seine Schlachtopfer in Washington, Philadelphia und Newyork gefunden; an letzterem Ort namentlich unter den Damen der höheren Klassen. Der eigentliche Grund des Widerwillens gegen die Chinesen war vielmehr der, daß man sie beschuldigte, sie arbeiten billiger als die Amerikaner und drücken die Preise herab. Deshalb wollte man sich an ihnen rächen und ihnen das Leben entleiden. Der chinesische Gesandte in Washington wandte sich an den Kongreß und verlangte Schadenersatz für seine Landsleute. Merkwürdigerweise wurde sein Gesuch anfangs rund abgeschlagen; allein es wurden mehrere Bittschriften, sowohl von der evangelischen Allianz, als auch von dem National Congregational Council in Amerika und von dem American Board of Missions an den Kongreß gerichtet und es wurde in die Regierung gedrungen, den Chinesen dieselbe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche auch Amerikaner, die in China wohnen, unter ähnlichen Umständen von der chinesischen Regierung beanspruchen. Es war ja etwa um dieselbe Zeit, daß die chinesische Regierung 23000 Taels oder Unzen Silber an Engländer ausbezahlte als Schadenersatz für Verluste, die durch den Pöbel in der Provinz Sztschuen verursacht worden waren; ferner wurden den Katholiken in China 220000 Taels ausbezahlt und der amerikanisch-presbyterianischen Mission 5000 Dollar für Verluste in der Provinz Kwangsi, und endlich 35000 Dollar dem kanadischen Missionar Mackay in Formosa. Kürzlich hat nun die amerikanische Regierung dem chinesischen Gesandten in Washington 147748 Dollar ausbezahlt, um damit die vom amerikanischen Pöbel geschädigten Chinesen in Amerika schadlos zu halten.

Nachdem wir den Sonntag in St. Francisco zugebracht hatten, traten wir am Montag den 4. Oktober die Weiterreise an und zwar ging es jetzt mit der Pacificbahn durch den Kontinent von Amerika. Nachmittags 3 Uhr ging der Zug ab; aber wir hatten nochmals über einen Meeresarm zu setzen, was jedoch in den Eisenbahnwagen geschah, indem ein großes Trajektboot zwei Züge neben einander über denselben führte. Auf festem Boden angekommen, passierten wir

bald die Stadt Sacramento, und nun ging es bergauf über die Sierra Nevada. Die Nacht brach herein und die Betten in den Schlafwagen wurden zurecht gemacht, in denen wir gut schliefen, während der Zug fortbrauste. Am andern Morgen hatten wir eine ziemlich öde Gegend vor Augen. Kein Urwald war zu sehen, sondern unabsehbare Strecken mit einem Gesträuch bewachsen, welches mir als wilder Salbei beschrieben wurde. Die Stationen, an denen von Zeit zu Zeit Halt gemacht wurde, erschienen wie Oasen in der Wüste. Da sind Bäume gepflanzt und Gärtchen angelegt, wozu jedoch künstliche Bewässerung erforderlich ist, da es sehr an Regen fehle. Dreimal am Tag bekommt man je 25 Minuten Zeit zum Frühstück, Mittag- und Nachtessen. Es steht schon alles bereit in der Restauration des Bahnhofs und der Preis ist durchschnittlich ein halber bis $^3/_4$ Dollar für eine Mahlzeit. Man kann auch in den Wagen Thee und Kaffee mit Butterbrot und Eiern haben, wenn man nicht gerne aussteigt. Die erste Station, auf der wir am 5. Oktober zu Mittag aßen, hieß Humboldt. Dort sahen wir auch Indianer und ergötzten uns an einem kleinen Kinde, das nach Indianerart aufrecht in einen Korb eingepackt war und einen Schirm von Flechtwerk über sich hatte. Das Kleine lächelte uns freundlich an. Am andern Morgen hatten wir Wagenwechsel in Ogden, von wo aus eine Seitenbahn nach der Mormonenstadt Salt lake City geht. Wir sahen den Salzsee, indem die Bahn nahe am Ufer vorbeigeht, hatten aber keine Lust, die Mormonen zu besuchen. Die Gegend wurde allmählich schöner und das Herbstlaub bot eine reizende Abwechslung von Farben dar. Sehr merkwürdige Felsenformationen bieten sich dem Anblick dar, denn wir fahren jetzt über die Rocky mountains oder das Felsengebirge. Am 7. Oktober erreichten wir die höchste Spitze derselben, 8000′ über dem Meeresspiegel. Dort ist eine steinerne Pyramide errichtet und von da geht es wieder abwärts bis zur Stadt Cheyenne, wo wir wieder Wagenwechsel hatten. Auf der Höhe hat man eine weite Fernsicht und wir erblickten die Schneeberge von Colorado. Unter den Mitreisenden von Kalifornien ab hatten wir die Freude, einen Bekannten aus China zu treffen, Herrn Happer, den Sohn des amerikanischen Missionars Dr. Happer in Canton, der also auch ein Bruder ist von Frau Damon in Honolulu. Ferner war ein Missionar der Brüdergemeinde im Wagen, Namens Wolf, der von Alaska herkam, wo er eben eine

neue Missionsstation gegründet hatte und von wo er nun zurückkam, um seine Familie abzuholen. Unser Weg ging nun über Denver und Kansas City nach St. Louis, wo wir Samstag den 9. Oktober ankamen. Wir verließen hier die Bahn, um den Sonntag in St. Louis zuzubringen, wo wir einen Verwandten besuchen wollten. Das fortwährende Fahren in der Eisenbahn wirkt doch allmählich ermüdend und meine Frau hatte den Tag zuvor Fieber gehabt. Wir waren daher froh, eine kleine Unterbrechung zu bekommen und blieben bis Montag abend. Dann dauerte die Fahrt noch bis Mittwoch morgen, wo wir in Jersey City ausstiegen und in einem Trajektboot nach Newyork übergesetzt wurden. Wie dankbar darf man sein für die glückliche Vollendung auch einer solchen Landreise, wenn alles so ohne Unfall abgeht und man Gottes schützende Hand erfahren durfte bei der eiligen Fahrt über Berg und Thal, wie beim Uebersetzen über mächtige Ströme. Die Jahreszeit war sehr günstig, denn im Winter bleiben ja die Züge manchmal im Schnee stecken, woran wir erinnert wurden durch die Schneehütten, welche in langer Ausdehnung da und dort auf der Bahn gebaut sind und durch welche die Züge wie durch einen Tunnel fahren. An anderen Orten sieht man auch eine Art Hürden der Bahn entlang angebracht, welche den Schnee abhalten sollen, daß er sich nicht auf den Schienen anhäufe. In Pennsylvanien sahen wir auch mächtige Flammen aus der Erde emporlodern, und erfuhren, daß es natürliches Gas sei, welches hier im Feuer aufging. Man sagte jedoch auch, daß beabsichtigt werde, dasselbe zu Straßenbeleuchtung der Städte zu verwerten. Der Eindruck, den man von Amerika bekommt, ist der eines reichen blühenden Landes, in welchem noch viele Menschen Raum haben und ihren Lebensunterhalt finden können. Neben den großen Weltstädten, in denen Handel und Industrie in ungewöhnlicher Blüte stehen, sieht man aller Orten Anlagen zu neuen Städten, welche erst teilweise gebaut sind. Unabsehbare Strecken von Ackerland zeigen, wie viel hier gepflanzt werden kann, und die Verbindung des Westens mit dem Osten durch die Eisenbahn hat zur Urbarmachung von bisher unbenütztem Land Anlaß gegeben, wie dieselbe auch zum leichten Hin- und Hertransport der Produkte des Landes behilflich ist. Das Volk hat ein Gefühl von Sicherheit, da kein Feind ihre Grenzen bedroht; das stehende Heer in den Vereinigten Staaten soll nicht einmal so groß sein, als die Zahl der Polizeidiener in der einen Stadt Newyork.

Was auch zu beklagen sein mag in Betreff der politischen Umtriebe und des Parteigeistes, der die Gemüter in Aufregung erhält und statt rechter Union gegenseitige Anfeindung verursacht, so ist doch gewiß, daß der Segen des puritanischen Geistes, welcher in den ersten Ansiedlern waltete, auch dem heutigen Geschlecht noch zu gut kommt, indem er sich beständig wieder erneuert und die Gottesfurcht der Vorfahren auch ihren Nachkommen vor Augen steht. Wie wird der Sonntag noch gehalten und das Wort Gottes hochgeschätzt. Was thun nicht die Gemeinden in diesem freien Lande für die Kirche und Schule. Wie wird die äußere und innere Mission gepflegt und ernst und willig Hand an den Bau des Reiches Gottes gelegt. Wie hat Gott auch solche Werkzeuge, wie Moody und Sankey gesegnet, daß sie Großes ausrichten durften auf beiden Seiten des atlantischen Ozeans, und wo in aller Welt sind nicht auch amerikanische Missionare, die das Panier des Kreuzes hoch erheben unter allen Heiden? Welch großer Segen sind auch die Sonntagsschulen und wie viel Gutes wird gewirkt durch die Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine. Wo giebt es ein Maine law als in Amerika? (Ein Gesetz, welches den öffentlichen Verkauf geistiger Getränke im Staat Maine verbietet.) Wir konnten leider nicht länger in diesem gesegneten Lande verweilen, sonst wäre es ebenso schön als nützlich gewesen, manch alten Bekannten unter den deutschen Pastoren aufzusuchen und noch tiefere Blicke in die Verhältnisse zu thun.

In Newyork besuchten wir einen Pastor Neumann, der vor 30 Jahren mit seiner Frau in Hongkong gearbeitet hatte und wegen Krankheit China verlassen mußte. Das Wiedersehen nach so langer Zeit war tröstlich und des Fragens nach dem seither Erlebten viel. Samstag den 16. Oktober fuhren wir in dem Bremer Dampfer Ems von Newyork ab und befanden uns somit wieder auf dem blauen Element. Ich freute mich über das schöne Schiff, welches sehr gut eingerichtet war und mit größerer Schnelligkeit fuhr als die Dampfer, mit denen wir sonst gereist sind. Am Sonntag morgen wurden wir durch schöne Musik erfreut. Die Kellner müssen ein Instrument spielen können und machen jeden Tag Musik auf der ersten sowohl als auf der zweiten Klasse. Weil es Sonntag war, wurde ein Choral gespielt, und dann noch „Heiliger Tag". Die Wellen gingen manchmal hoch und verursachten einiges Uebelbefinden, aber im ganzen ging auch diese Fahrt über den atlantischen Ozean

glücklich von statten und wir kamen am 23. in Sicht des Leuchtturmes auf der Insel Scilly an der Küste von England. Am Sonntag den 24. fuhr die „Ems“ in Southampton ein und gab Briefe und Passagiere dort ab. Noch einen Tag und wir liefen an der Insel Norderney vorbei im Bremerhafen ein. Ein kleineres Dampfschiff nahm die Passagiere auf und brachte uns zur Eisenbahn. Bis diese abging und uns nach Bremen brachte, wurde es nachts 12 Uhr und wir waren froh, in einem Gasthof ein Nachtlager zu bekommen. Den andern Morgen gingen wir aus, um einige Besuche in der Stadt zu machen, trafen jedoch nur Herrn Missionsinspektor Zahn zu Hause. Er teilte uns das Neueste von der Mission in Afrika mit und gab uns Grüße an das Basler Missionshaus auf. Die Witterung war sehr kalt geworden, so daß wir uns in die warme Stube flüchteten und dort auf den Abgang des Zuges warteten, der uns nach Württemberg bringen sollte. Nachts 10 Uhr 40 fuhren wir ab über Kassel und Frankfurt nach Mühlacker und waren abends 5 Uhr in Kornwestheim, wo meine liebe Mutter und Geschwister uns am Bahnhof erwarteten und uns in die alte Heimat brachten.

Die Reise hatte vom 28. April an gerade 6 Monate gedauert und am Schluß derselben sagen wir von Herzen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat.“

Missions-Zeitung.

Westafrika.

In Akem (Goldküste) wissen die durch die Verfolgung vertriebenen Christen immer noch nicht, ob sie wieder heimkehren dürfen und ob ihnen für ihre Verluste ein Ersatz zuteil werden wird. Leider sind viele abgefallen. Sie mußten zu ihren heidnischen Verwandten ziehen; andere mußten schwören, daß sie sich nicht wieder auf dem Missionsland ansiedeln werden, oder daß sie sich nicht mehr mit den „Schulleuten“ einlassen wollen. Nirgends wurde von den Christen verlangt, daß sie den Namen Jesu verfluchen. Dagegen haben sich einzelne dazu herbeigelassen, „den Fetisch zu rufen,“ wobei sie sich damit zu beruhigen suchten, daß sie dennoch nicht an den Fetisch glauben.

Zentralafrika.

Aus der Mission der schottischen Freikirche am Njassa-See wird namentlich über Erfolge der Schulen berichtet. Auf der Station Bandawe lesen 78 Schüler die Bibel in der Tschinjandscha-Sprache. Während es anfangs vorkam, daß ein Schüler nur drei oder vier Tage ausharrte, sind nun mehrere sechs Monate zur Schule gegangen, ohne auch nur einmal zu fehlen. Im Angoniland wurde die Errichtung einer Schule dadurch verzögert, daß von den Häuptlingen jeder die Schule an seinem Ort haben wollte. Als im Dezember v. J. der Regen ausblieb, meinten die Leute, die Missionare wollen sie für diese Verzögerung des Unterrichts dadurch strafen, daß sie den Regen verhindern. So gaben sie ihre Einwilligung dazu, daß auf der Hauptstation Hoho eine Schule gegründet wurde, welche alsbald 50 Schüler bekam.

Arabien.

General Haig spricht sich über das Ergebnis seiner Reise in Arabien folgendermaßen aus. Zugänglich für die Mission sind vor allem diejenigen Teile Arabiens, welche nicht unter türkischer Herrschaft stehen, also die Sinaihalbinsel mit ungefähr 200 Meilen ägyptischen Gebiets im Hedschas (Nordwesten von Arabien). Ferner Aden mit Umgebung, der ganze Süden der Halbinsel zwischen dem Meer und der großen Wüste, ganz Oman, Zentralarabien und endlich die meisten Beduinenstämme. Haig schätzt die Zahl der von den Türken unabhängigen Einwohner auf 7 Millionen, gegenüber von 3 Millionen türkischen Unterthanen. Uebrigens meint er, auch türkisch Arabien sei dem Evangelium nicht völlig verschlossen. Es wird unsre Leser in der Schweiz ergötzen, zu hören, daß nach Haigs Ansicht, die Türken nicht entfernt so unduldsam sind als einige europäische Staaten wie Rußland und das gepriesene Land der Freiheit, die Schweiz. „Die Behandlung, welche die Heilsarmee unter der Zustimmung der Regierung in der Schweiz erfahren hat, würde sogar einem Türken die Schamröte ins Gesicht treiben." (?) Die Verkündigung des Evangeliums in Arabien hätte nach Haig keine Schwierigkeiten, wenn sich Männer finden, welche die Folgen auf sich nehmen. Schwierig wäre es dagegen, den Bekehrten Schutz zu gewähren. Höchst wahrscheinlich hätten dieselben Gewaltthätigkeiten, ja den Tod zu erwarten. „Die jugendliche Kirche würde wohl, wie die in Uganda, eine Märtyrerkirche werden; aber dies würde die Ausbreitung der Wahrheit und ihren schließlichen Sieg nicht verhindern." Haig ist offenbar ein allzu großer Optimist, und die englisch-kirchliche Mission würde unverantwortlich handeln, wenn sie, die anderwärts genug zu thun hat, eine Märtyrerkirche in Arabien gründete.

Ostindien.

Aus der Weberei der Basler Mission in Kannanur (Malabar) wird berichtet: Trotz der Konkurrenz, die sich von allen Seiten auf den indischen Markt wirft, behaupten doch unsere Baumwollwaren den ersten Rang. Unsere Muster werden teilweise in England nachgemacht und hier außen als „Missionsgewebe" verkauft. Vermittelst der Sparkasse haben wir im Lauf der Jahre 19 Webern in Kannanur und Tschowa, vier in Tellitscherry und sechs in Tschombala, zusammen 29 zu eigenen Häusern und meist auch zu eigenen Kokosnußgärten verhelfen können und zu demselben Zweck wird fleißig weiter eingelegt. Der Andrang von jungen Leuten zur Arbeit ist stets groß und mit der Unterbringung von Taufkandidaten, die einzeln aus den Heiden kommen und auf unsere Hilfe angewiesen sind, hat es nachgerade Schwierigkeiten.

In Madras begegnete ein eingeborener Missionar auf der Straße einem Hindu, dem man ansehen konnte, daß er sich in einiger Verlegenheit befand. Er war nämlich in die Stadt gekommen, um eine Schuld einzufordern. Wider Erwarten wurde ihm die große Summe ausbezahlt und er trug nun das viele Geld bei sich. Er hatte große Angst, er möchte in der fremden Stadt bestohlen und ermordet werden. Jenem Manne sah er nun schon an seinen Kleidern an, daß er ein Christ sein müsse. So redete er ihn an: Es wäre mir lieb, wenn ich die nächste Nacht in deinem Hause zubringen dürfte. Der Missionar antwortete: Mein lieber Mann, ich bin ja ein Christ und du bist ein Hindu. Es giebt hier tausende von Hindu. Darauf erwiderte der Heide: Gerade weil du ein Christ bist, möchte ich bei dir bleiben. Einem Christen kann ich trauen, einem Hindu nicht.

Ceylon.

Die Reiseschriftstellerin Frl. Gordon-Cumming erzählt, in einer Provinz im Innern der Insel kommen auf mehr als 800 Dörfer und 180000 Einwohner nur acht Knabenschulen und keine einzige Mädchenschule. Die Buddhistenpriester, welche zugleich Schule halten sollen, können meist weder lesen noch schreiben. Sie legen wohl das Gelübde der Armut ab und sind angeblich auf das angewiesen, was in ihre Bettlerschüsseln geworfen wird. Aber thatsächlich haben sie so viel mit Handel und Ackerbau zu thun, daß ihnen keine Zeit bleibt, die heiligen Bücher zu lesen, auch wenn sie diese Kunst verstünden. Jene Dörfer sind so in Elend und Unsittlichkeit versunken, daß die Leute selbst eine Besserung der Zustände für unmöglich halten. — Wenn es in Ceylon so aussieht, muß man sich dann nicht wundern, daß ein unter Approbation eines Hohenpriesters dieser Insel herausgegebener buddhistischer Katechismus in Deutschland gedruckt und verbreitet werden kann? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Tibet.

Was die Brüdergemeinde im britischen Teil von Tibet ausgerichtet hat, ist noch sehr wenig. Dennoch fürchten sich die weltlichen und geistlichen Leiter des Volkes vor dem tibetischen Schulunterricht, den die Missionare erteilen. Die Regierung hat aber das Ansinnen, diesen Unterricht in den Regierungsschulen abzuschaffen, zurückgewiesen. Manche Schüler wußten schließlich mehr als die Lama (Priester); dies macht letztere um ihr Ansehen besorgt. Wenn es ihnen möglich ist, bewegen sie die früheren Zöglinge der Missionsschule dazu, selbst Lama zu werden. „Ein wirksameres Mittel, den ausgestreuten Samen in den jungen Herzen wieder zu ersticken, läßt sich kaum denken."

Neuguinea.

Der rheinische Missionar Thomas, früher auf Nias, ist am 16. Februar in Finschhafen angekommen, ohne Zweifel auch Missionar Eich, der Ende März nach Cooktown in Australien gelangte, um von dort nach Neuguinea überzufahren. Die neue Mission ist nicht bloß durch das ungesunde Klima, sondern auch dadurch erschwert, daß die Eingeborenen in zahlreiche Stämme zerfallen, deren jeder seine eigene Sprache spricht.

Kanada.

Die Brüdergemeinde hat eine Niederlassung unter den Indianern in Ontario (Oberkanada). Dort ist es zu einer Erweckung gekommen. In der großen Indianerreservation am Grand River bildeten bekehrte Eingeborene eine sogenannte Gebetsgesellschaft. Ihr Motto ist: Jesus allein. Ihre beiden Hauptsprecher sind zwei Brüder, Joseph und Nellis Monture, welche sich ebenso geläufig im Englischen als in der Sprache der Delawaren auszudrücken vermögen. Auf die Bitte eines Christen, in der Herrnhuter Gemeinde Moravian Town kamen die Beter dorthin und hielten Versammlungen, die oft bis 2 oder 3 Uhr Morgens dauerten. Das Schulhaus war bald zu klein und so benützte man die englische Kirche, die immer gedrängt voll war. Die Folgen waren besondere Sündenbekenntnisse, die bei dem verschlossenen Wesen der Indianer um so auffallender sind. Auch versöhnten sich Leute miteinander, die zuvor in bitterer Feindschaft gelebt hatten. Der Missionar der Brüdergemeinde machte erst dann gemeinschaftliche Sache mit den Evangelisten, als er sah, daß dieselben nur den gekreuzigten Jesus predigen und nicht für ihre Kirche Propaganda machen, sondern es jedem überlassen, welcher evangelischen Kirchenpartei er sich anschließen will. Es bildete sich nun in Moravian Town eine besondere, aus ungefähr 40 Indianern bestehende Gebetsgesellschaft, die am Freitag und Sonntag Abend zusammenkommt. — Am Grand River missionieren Methodisten und wir fürchten, die Brüdergemeinde in Moravian Town werde eines Tages seufzen: die ich rief, die Geister werd ich nimmer los.

Allerlei.

Die Berliner Mission I hat ihr ursprünglich 200000 Mk. betragendes Defizit nun auf 84000 Mk. vermindert; man hofft, im Lauf dieses Jahres das Uebrige noch aufzubringen. An Legaten hat diese Mission im abgelaufenen Verwaltungsjahr 22456 Mk. eingenommen.

Im letzten Herbst besuchten zwei Söhne indischer Missionare nach und nach 162 höhere Unterrichtsanstalten in den Vereinigten Staaten, um Interesse für die Mission zu wecken. Die Folge war, daß sich 2106 junge Leute beiderlei Geschlechts zum Missionsdienst erboten.

Die Basler Mission hatte im Jahr 1886 eine Einnahme von Fr. 994738 und eine Ausgabe von Fr. 997537.

Todesfälle.

Am 23. Mai ist Colin Campbell, Londoner Missionar, gestorben. Er war 40 Jahre lang in Indien, meist in Bangalur thätig und nahm während dieser ganzen Zeit nur ein einzigesmal Urlaub.

Am 17. Juni Mark Hopkins, Präsident des Bostoner Board.

Bücheranzeige.

Schick. Predigt über Matth. 11, 29. 30, gehalten am Missionsfest zu Nürnberg den 14. Juni 1887. Nürnberg, Raw. 20 Pfg. (Gegen 23 Pfg. in Briefmarken frei nach auswärts versendet.)

Die Predigt will nicht eine Verteidigung der Mission sein, sondern ein Nachweis, daß nur Jesus der Heidenwelt Ruhe bringt, daß darum die Mission ein gutes, notwendiges Werk der Kirche ist. Wir empfehlen diese anregende Festrede.

Johnston. A Century of Protestant Missions. London, James Nisbet and Co. (36 Seiten).

Diese in englischen Missionskreisen vielbesprochene und zunächst für diese bestimmte Abhandlung bietet auch für uns des Interessanten genug. Der Verfasser geht davon aus, daß die im Verlauf eines Jahrhunderts erreichten Missionserfolge mit Rücksicht auf die aufgewendeten Mittel nicht haben größer sein können. Er weist hierauf nach, daß innerhalb 100 Jahren die Heiden sich um etwa 200 Millionen vermehrt haben und daß der Islam, der Brahmaismus und der Buddhismus immer noch zahlreiche Anhänger gewinnen, dagegen durch die Mission nur wenige verlieren. Das Ergebnis ist, daß die Mission nur dann zum Ziele kommen kann, wenn, was möglich ist, weit reichere Mittel als bisher ihr zur Verfügung gestellt werden und auch die Missionsmethode einigermaßen verbessert wird.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Bischof Hannington.

Hanningtons Reisen in Ost-Afrika.

Das Missions-Magazin hat im Jahrgang 1886 (S. 148 ff.) eine kurze Lebensskizze des Bischofs Hannington gegeben. Inzwischen ist aus der Feder eines vertrauten Freundes des Entschlafenen eine anziehende Biographie erschienen,*) der wir eine ausführlichere Beschreibung der Missionsreisen Hanningtons entnehmen. Die Ugandamission nimmt in ungewöhnlichem Maß das Interesse der evangelischen Christenheit in Anspruch, und Hannington ist eine so bedeutende Persönlichkeit, daß unsere Leser ihn gewiß gerne auf seinen gefahrvollen und trotz ihres tragischen Ausgangs keineswegs erfolglosen Wanderungen begleiten. Der Geist Christi pflegt das natürliche Gepräge eines Menschen nicht zu verwischen, sondern sich dienstbar zu machen. So tritt uns nun in Hannington ein ganzer, entschiedener Mann, aber auch zugleich ein richtiger Engländer entgegen. Energisch und praktisch, ernst und doch zugleich humoristisch, so zeigt sich uns der Bischof bis zum letzten Tag seines Lebens. Daß man ein Christ sein und zugleich ein Mensch bleiben kann, der einen aufgeschlossenen Sinn für alles Wirkliche hat, das sehen wir an diesem mustergültigen Engländer, und wir möchten nur wünschen, daß Hanningtons Biographie in Deutschland, wo man so viele grundlose Vorurteile gegen englische Missionare hat, auch außerhalb der eigentlichen Missionskreise beachtet würde. Eine Sache, für die ein so hochgebildeter Mann sein Leben hingeben konnte, muß eine gute Sache sein, und alle die Verdächtigungen, welche leider auch jetzt noch gegen die englische Mission ausgesprochen werden, prallen an diesem reinen Charakter ab.

*) James Hannington, First Bishop of Eastern Equatorial Africa. By E. C. Dawson. London, Seeley & Co. 1887.

Hannington war einige Jahre Landpfarrer. Er war verheiratet und fühlte sich wohl in seinem Hause und in seiner Gemeinde. Er durfte spüren, daß seine ernste Wirksamkeit schon anfing, Früchte zu tragen. Alles schien darauf hinzuweisen, daß er in dem Beruf, der ihm geworden und der ihn vollauf befriedigte, bleiben solle. Da trat die Heidenmission, von der er zuvor wenig gewußt hatte, seinem Gedankenkreis näher. Im Jahr 1878 kam die Nachricht nach England, daß Smith und O'Neill im Dienst der zentralafrikanischen Mission ihr Leben verloren haben (s. Miss.Mag. 1886, S. 153). In Hannington regte sich der Wunsch, in die hiedurch entstandene Lücke zu treten. Lange trug er diesen Wunsch in sich, ohne ihn gegen andere auszusprechen. Doch vertraute er ihn schließlich einigen Freunden an; namentlich sprach er im Februar 1882 seinem nachmaligen Reisebegleiter Gordon gegenüber aus, er würde sich gerne der Mission zur Verfügung stellen. Sein Tagbuch vom 11. Februar 1882 sagt: „Es scheint mir unmöglich, daß die kirchliche Missionsgesellschaft mich annimmt. Ich verdiene diese Ehre nicht." Bald nach jenem Gespräch mit Gordon schrieb der neuerdings durch seine Reisen bekannt gewordene Sekretär Wigram an Hannington, er habe gehört, daß Hannington gerne in den Missionsdienst treten würde und er sei bereit, ihm hiezu behilflich zu sein. Aber nun fehlte es nicht an allerlei Einwendungen. Seine Freunde stellten ihm vor, man könne Gott ebenso treu und erfolgreich auf einer englischen Pfarrei dienen, als unter den Heiden. Hannington gab dies zu; ja, er hatte noch vier persönliche Gründe, welche gegen sein Vorhaben zu sprechen schienen, nämlich seine Frau und seine drei Kinder. Er übersah nicht, daß seine Gemeinde möglicherweise mit einem andern weniger gut beraten sei. Aber andererseits wußte er, daß es viel leichter sei, einen tüchtigen Mann für eine Pfarrei in der Heimat zu finden, als einen solchen dazu zu bringen, nahezu ganz auf die Hoffnung einer Beförderung zu verzichten und seine besten Jahre unter den Heiden zuzubringen. Er sagte: „Es giebt Leute genug, die mit Vergnügen in meine jetzige Stelle eintreten würden. Aber es giebt wenige, welche sich entschließen können, Heimat und Zukunft aufzuopfern und nach den dunkeln Orten der Erde zu gehen. Missionare werden nicht wie andere Reisende in hohen Ehren gehalten. Man betrachtet sie als eine Art niedere Geistlichkeit und gewöhnlich leben sie unbeachtet und sterben unbelohnt. Eine solche Laufbahn hat

für wenige etwas Anziehendes. Als die kirchliche Missionsgesellschaft ihren Ruf nach mehr Missionaren ergehen ließ, war mir, als ob ich den Meister fragen hörte: Wer will gehen? und ich sprach: Herr, sende mich.“ In einer Predigt, die Hannington vor seiner Abreise in Brighton hielt, sagte er: „Wenn man alle Leute gegen sich hat, wenn man immer wieder hören muß, man begehe einen Fehler, es sei nicht recht, dem von Gott verliehenen Berufe zu entlaufen und einen andern zu suchen, so gehört nicht wenig Mut dazu, fortzuziehen. Aber ich würde es nicht wagen, vor euch zu treten, wenn ich glauben müßte, daß ich mir selber eine Aufgabe suche. Ich glaube fest, daß ich von Gott gesendet werde. Von Anfang an habe ich die Sache in Gottes Hand gelegt. Ich getraue mir nicht, meine eigenen Beweggründe abzuwägen oder mein eigenes Herz zu ergründen; aber ich bitte Gott, mich durch seinen heiligen Geist zu leiten. Ich bete zu Gott, wenn er nicht mit mir gehen wolle, so möge er mich nicht gehen lassen.“ Diese Worte können uns einen Begriff davon geben, daß auch ein Mann, dessen göttliche Berufung niemand bezweifeln wird, nicht auf eine äußerliche Weise über den göttlichen Willen Gewißheit bekommt. Wer den Willen Gottes wissen will, der muß in Gottes Dienst stehen.

Ohne sich lange zu besinnen, gab Hannington auf die an ihn ergangene Anfrage eine zusagende Antwort. Uebrigens stellte er sich nur auf eine bestimmte Zeit zur Verfügung, weil er verheiratet sei. Zugleich erbot er sich, jährlich 2000 Mk. zu seinem Unterhalt beizutragen und zum Zweck seiner Ausrüstung 1000 Mk. zu bezahlen. Seine Frau, mit der er oft von seinem Vorhaben gesprochen hatte, widersetzte sich nicht, als er nun mit der Nachricht von einer vollendeten Thatsache vor sie trat. Die kirchliche Missionsgesellschaft beabsichtigte, den beiden in Rubaga, der Hauptstadt von Uganda befindlichen Missionaren Mackay und O'Flaherty*) eine Verstärkung zu schicken. Damals lebte noch König Mtesa. Obwohl die Mission unter ihm einen leichteren Stand hatte, als unter seinem Nachfolger, so waren doch die Verhältnisse schon damals schwierig genug. Mtesa war den Europäern freundlich gesinnt; aber die äußeren Vorteile, die er sich von ihnen versprach, waren ihm wichtiger, als der neue

*) Mackay ist noch dort, O'Flaherty ist im vorigen Jahr auf der Heimreise gestorben.

Glaube, den sie ihm bringen wollten. Ueberdies boten die in seiner Umgebung befindlichen arabischen Händler allem auf, um ihn gegen die Weißen einzunehmen. Besonders unerfreulich für die neue Mission war aber das Eindringen der Katholiken. Im Jahr 1879, zwei Jahre nach den englischen Missionaren, erschienen französische Missionspriester in Rubaga, und alsbald versuchten sie, den König gegen die Protestanten mißtrauisch zu machen. Mtesa war wirklich in Verlegenheit. Er sagte: „Wie kann ich wissen, wem ich glauben soll?" Zuerst haben mir die Araber gesagt, es gebe nur einen Gott. Die Engländer sagen mir, es gebe zwei und nun soll ich erfahren, daß es drei giebt" (Gott, Christus und Maria). Die englischen Missionare bestimmten den König, sie auf dem Weg über den Sudan heimkehren zu lassen. Sie erboten sich, einige Häuptlinge mitzunehmen. Dieselben sollten der Königin Viktoria vorgestellt werden und sollten ihren Landsleuten über das, was sie in Europa gesehen, Bericht erstatten. Zwei Missionare, Pearson und Mackay, blieben zurück, stellten eine kleine Druckerpresse auf und lehrten die Leute lesen. Im Frühjahr 1881 kehrte die Gesandtschaft aus England zurück und die Missionare setzten ihre Arbeit eifrig fort. Es war nicht lauter eigentliche Missionsarbeit, sondern sie mußten zugleich als Baumeister, Zimmerleute, Schmiede, Wagner, Landwirte, Gärtner, Buchdrucker und Aerzte thätig sein. Am 18. März 1882, eben zu der Zeit, wo Hanningtons Aussendung beschlossen wurde, durften die Missionare fünf Eingeborene taufen. Damit begann auf jenem inzwischen reichlich mit Blut getränkten Missionsfeld die Ernte. Zwei Jahre später zählte die Gemeinde schon 88 Mitglieder. Hannington sollte der Leiter der kleinen Gesellschaft sein, die nun ins Innere des schwarzen Erdteils geschickt wurde. Derselben gehörten außer ihm noch fünf Personen an: der inzwischen bekannt gewordene Missionar Ashe, drei aus dem Missionshaus in Islington ausgetretene junge Männer, Blackburn, Gordon und Edmonds, außerdem ein Handwerker Namens Wise.

Am 26. März teilte Hannington seiner Gemeinde in Hurst seinen Entschluß und seine Beweggründe mit. Viele weinten laut und man wollte ihn nicht ziehen lassen. Als die Leute sahen, daß er sich nicht halten ließ, wollten sie ihn wenigstens so ausrüsten, wie es sich für ihren Pfarrer geziemte. Die keineswegs reiche Gemeinde zeichnete, außer anderen passenden Geschenken, zu seiner Aus-

rüstung 1700 Mk. Wo wäre bei uns eine solche Opferwilligkeit zu finden? Hannington ließ in der Times einen Aufruf ergehen, zu einem neuen Missionsboot für den Victoria Njanza Beiträge zu geben. Er bekam so viel, daß er ein in einzelne Teile zerlegbares gutes Boot mitnehmen konnte, zu dessen Anschaffung er übrigens selber 500 Mk. beigesteuert hatte. Am Abend des 16. Mai hielt er seine Abschiedspredigt in Hurst über den Text 1. Sam. 30, 24: Wie das Teil derjenigen, die in Streit hinabgezogen sind, so soll auch sein das Teil derjenigen, die bei dem Geräte geblieben sind, und soll gleich geteilet werden. Er sprach mit wirklicher Demut von der Zeit, da er als ein unerfahrener, heißblütiger Mann zu seiner Gemeinde gekommen sei, klagte sich selber an und rühmte die Freundlichkeit, die er erfahren habe. Er sprach ferner aus, wenn er in Afrika ums Leben komme, so möge niemand denken, sein Leben sei vergeudet worden. Diejenigen, welche für diese Sache ihr Leben schon dahingegeben haben, seien nicht verloren, sondern sie füllen den Graben aus, so daß andere leichter hinüberkommen und die Festung im Namen des Herrn erobern können. Als er nach der Predigt aus der Kapelle trat, wartete eine große Menge von Menschen auf ihn. Alle wollten ihm noch die Hand drücken und er mußte sich förmlich zu seinem Hause hindurcharbeiten. Erst nach Mitternacht nahmen die letzten Freunde von ihm Abschied. In der Frühe des andern Morgens reiste er ab. Ergreifend ist, was sein Tagbuch über den Abschied enthält: „Um 5 Uhr stand ich auf, obwohl ich alles zuvor schon gerüstet hatte. Ach, wie war mein Herz so schwer. Ich sehnte mich darnach, fort zu sein, denn das Schlimmste sollte noch kommen. Das Pfund Fleisch und Blut mußte weggeschnitten werden. Zuerst meine liebe Schwiegermutter, nicht die Mutter meiner Jugend, aber meines Mannesalters. Sie blieb in ihrem Zimmer und war die erste im häuslichen Kreise, welche den Schmerz des Losreißens zu empfinden bekam. Wie stark zeigte sie sich und doch weiß sie, daß sie am wenigsten hoffen kann, mich wieder zu sehen. Nun kam mein Diener Tom Lewry an die Reihe, er der mir so liebevoll gedient hat. Er wünschte, mir allein Lebewohl zu sagen. Leidenschaftlich umschlang er mich mit den Armen und bat mich, ihn nicht zu verlassen. Wie ich mit der Hausandacht zurecht kam, das weiß ich nicht. Der bitterste Kampf, der mir noch nachgeht, war der Abschied von meinen Kleinen. Gott sei Dank, daß der Schmerz

nur ein einseitiger war. Wieder und wieder danke ich ihm dafür. Komm bald wieder, Papa, riefen sie. Mein Weib, die Stärkste von allen —" Hier bricht Hannington ab, ohne den Satz zu vollenden. Wer kann ohne Rührung diese Stelle lesen? Wer bringt ein größeres Opfer, der katholische Priester, der im Gehorsam gegen seine Oberen und in der Hoffnung, sich ein besonderes Verdienst zu erwerben, zu den Heiden geht, oder der evangelische Pfarrer, der aus freiem Antrieb Weib und Kind verläßt, ohne zu wissen, ob er sie je wieder sehen wird?

Am 17. Mai bestieg Hannington den Dampfer Quetta. Die Reisegesellschaft bestand großenteils aus Missionsleuten. Die Londoner Missionsgesellschaft schickte mit demselben Schiff zehn Personen nach dem Tanganjika-See. Diese Londoner Missionare waren weit besser ausgerüstet, als Hanningtons Gesellschaft. Er bemerkt darüber in seinem Tagbuch: „Es ist ein Ruhm für uns, daß für uns viel weniger Geld ausgegeben worden ist. Ich weiß gewiß, wir haben genug." Später stellte sich freilich heraus, daß er sich hierin getäuscht hatte. Auf dem Schiff befand sich noch ein Major Smith, Sekretär der wesleyanischen Missionsgesellschaft, endlich Fräulein Angus von der baptistischen Zenanagesellschaft. So waren also allerlei kirchliche Richtungen vertreten, ohne daß durch diese Mannigfaltigkeit der Friede gestört worden wäre. Vom Schiff aus schrieb Hannington seinen ersten Brief an den Sekretär: „Gehen Sie mir so viel als möglich mit Ihrem Rat an die Hand und halten Sie mir ohne Bedenken meine Fehler und Versäumnisse vor. So werden Sie mehr als je als Freund an mir handeln. Erwarten Sie nicht zu viel von mir. Es mag sein, daß mein Anteil an der Arbeit schon ausgerichtet ist. Unter den sechs Personen unserer Gesellschaft ist nur ein nichtsnutziger Mensch, und wenn der weggenommen wird, so ist das kein großer Verlust."

In Aden wurde die ganze für Zentralafrika bestimmte Reisegesellschaft auf die Mekka, ein schmutziges altes Schiff gebracht. „Schmutzig ist ein zu mildes Wort. Da wimmelt es von Mauerasseln, schwarzen Ameisen und Wanzen; zudem ist das Schiff schrecklich überfüllt." Die Verpflegung war schlecht. Dazu kam rauhes, stürmisches Wetter, so daß sogar der an Seereisen gewöhnte Hannington seekrank wurde. Uebel zugerichtet kamen die Reisenden am 19. Juni vor Sansibar an. Die Stadt machte einen günstigen Eindruck auf

Hannington. Er sagt, die Straßen seien nicht enger und schmutziger, als die von Genua. Er fand bei den Missionaren der Universitätenmission eine freundliche Aufnahme und predigte in ihrer Kirche. Es waren nun noch Vorbereitungen für die Reise ins Innere von Afrika zu treffen. Die von England mitgebrachten Vorräte mußten in Packete von je 55—60 Pfund gebracht werden. Man mußte alles inventarisieren und wägen, damit die Träger nicht den Inhalt ihrer Last stehlen können. Die Sansibariten sind dafür bekannt, daß sie dem eilfertigen ungeduldigen Reisenden mit schläfriger Verzüglichkeit begegnen. Sie machten bei Hannington keine Ausnahme. Doch hören wir ihn selbst: „Der Gang der Dinge ist folgender: Morgens um 6 Uhr verlange ich etwa, daß ein Pack in Packtuch eingenäht werde. Ein Mann verspricht, sogleich nach einem Hindu zu schicken. Geduldig warte ich eine halbe Stunde, dann kommt mir der Gedanke, es wäre besser, wenn ich selber nachsehen würde. Ich finde, daß er nicht gethan hat, was ich ihm zu schleuniger Besorgung aufgetragen habe. Doch, jetzt will er sogleich fortschicken. Richtig, ich sehe den Boten abgehen. Ungefähr nach Verlauf einer Stunde tritt der Gerufene in den Hof ein und ich springe auf. Er dagegen setzt sich recht behaglich nieder und begreift gar nicht, warum ich so energisch aufgesprungen bin. Ich setze ihm auseinander, was ich will. Er bleibt sitzen und blickt mich, dann meinen Pack mit verständig dareinschauenden Augen an. Allmählich steht er auf und mißt den Pack mit der Schnur. Hierauf hockt er noch einmal nieder und kaut Betelnuß mit einem Eifer, der besser auf die Arbeit verwendet würde. Ungefähr nach einer Viertelstunde geht er, um Nadel und Faden zu holen, wobei er verspricht, er werde sogleich wiederkommen. Jetzt ist es etwa $9^1/_2$ Uhr; man ruft mich zum Frühstück, das mir ganz erwünscht wäre. Ich gehe die Treppe hinauf und bemerke, daß außer mir noch niemand da ist. Ich lasse mich in einem Armstuhl nieder und warte so geduldig als möglich. Nach Verfluß einer Stunde sind alle versammelt, jeder entschuldigt seine Verspätung und nach einer weiteren Stunde ist das Frühstück vorüber. Ich gehe wieder in den Hof hinunter. Der Hindu ist inzwischen angekommen, hat aber ganz ruhig gewartet, bis ich ihm sage, wo er anfangen soll. Mit vieler Mühe und mit Hilfe der Zeichensprache mache ich ihm begreiflich, was meine Meinung ist. Schließlich mache ich die angenehme Entdeckung, daß er nach meiner Meinung nichts fragt, sondern

thut was er mag. Er erinnert mich auch daran, es sei jetzt Zeit zum Mittagessen; nach demselben werde er wieder kommen. Um 1 Uhr halten wir unser zweites Frühstück (lunch). Wie ich um 2 Uhr wieder hinunterkomme, finde ich die Verpackung im Fortschreiten begriffen. Aber gerade jetzt tritt ein Bote in den Hof. Der Hindu wird für eine kurze Zeit abgerufen. Um $3^1/_2$ Uhr ist die Packerei noch nicht fertig. So und oft noch ärger müssen wir uns mit jedem Ballen herumschlagen."

Vor seiner Abreise nach dem Innern suchte Hannington um eine Audienz bei dem Sultan Seyid Bargasch nach. Dieselbe verlief in der gewöhnlichen, in neuerer Zeit öfters beschriebenen Art. Der Sultan schien ein großes Interesse für die Expedition zu haben, legte aber auch eine merkwürdige Leichtgläubigkeit an den Tag. „Er glaubt fest an eine riesige Schlange in Ugogo, welche bis an den Himmel reiche und Ochsen, Weiber und Kinder ganz verschlinge." In der Suahilisprache machte Hannington rasche Fortschritte, wobei ihm sehr zustatten kam, daß er schon auf der Seereise eifrige Sprachstudien getrieben hatte. Am 27. Juni brachen die Missionare in einer Dau (einem Küstenfahrzeug) auf und fuhren über den Kanal, der die Insel vom Festland trennt. Diese Ueberfahrt war so unbequem als möglich. Man konnte der Küste nur bis zu der Entfernung von einer halben englischen Meile nahekommen. Anstatt ein kleines, den Reisenden entgegengeschicktes Boot zu besteigen, zog Hannington seine Kleider aus, machte aus denselben ein Bündel und watete ans Ufer. Es waren schon Zelte aufgespannt, denn Mr. Stokes, der sich in Sansibar der Reisegesellschaft angeschlossen hatte, war einen Tag zuvor nach dem Festland übergefahren. Der folgende Tag wurde damit zugebracht, den Leuten ihre Plätze anzuweisen und überhaupt die Marschordnung festzustellen. Mit Sonnenaufgang betrat am dritten Tag die lange Linie der Neger den schmalen ins Innere führenden Pfad. Zuerst ging es durch eine Gegend, welche, abgesehen von dem tropischen Pflanzenwuchs, an eine Wanderung durch einen englischen Wald hätte erinnern können. Dann kam hohes Gras mit Mimosenbäumen dazwischen, bis man den ersten Lagerplatz in Ndumi erreichte. Die Träger waren wie gewöhnlich, solange sie noch leicht hätten nach der Küste ausreißen können, sehr unruhig und verursachten durch ihre Zuchtlosigkeit und Faulheit viel Verdruß. Anfangs machten sie bei Nacht einen Höllenlärm mit Schreien und

Singen und wollten sich dann bei Tage für die ihnen entgangene Nachtruhe schadlos halten. Doch wußte Stokes aus langer Erfahrung, wie man die Eingebornen behandeln muß und so wurde es bald besser. In Ndumi machten die Reisenden zum ersten mal Bekanntschaft mit den schauderhaften Brunnen, wie man sie in Afrika trifft. Hannington schreibt: „Man hätte das Wasser mit dem Messer schneiden können. Eine englische Kuh oder ein irisches Schwein hätte sich davon abgewendet. Doch, es soll gut und führte unserem Thee Substanz zu. Grünen Thee hatte ich schon gesehen, aber grünen Kaffee noch nicht. Ich gab es bald auf, mich darüber aufzuhalten, daß die Leute in unserem Trinkwasser badeten; aber das war mir doch zu viel, wenn ich tote Kröten oder sonstige faulende Stoffe aus dem Tier- und Pflanzenreich darin fand. Wenn ich später mich krank und schwach fühlte, trank ich überhaupt gar nichts. Ich habe drei und sogar vier Tage lang nicht das Mindeste getrunken." Am Sonntag hielt die Karawane Rast in Mkangi. Es wurde Gottesdienst gehalten und die Ruhe war von wohlthätiger Wirkung.

Am 8. Juli wurde der Buzini-Fluß erreicht. Stokes hatte nachdrücklich vor dem Durchwaten des Flusses gewarnt, weil man sich dadurch Fieber zuziehe. „So waren wir alle sehr vorsichtig. Als ich an das Wasser kam, war ich sehr erhitzt und hätte nicht daran gedacht, gleich in dasselbe hineinzugehen. Die Führer des Zugs waren noch nicht zur Stelle. Ich wollte auf sie warten; aber meine Burschen erboten sich, mich hinüberzutragen. Dies ging offenbar über ihre Kräfte; aber der ehrgeizige Johar ließ sich nicht abtreiben. Er packte mich und trug mich im Triumph davon. Als wir ins Wasser kamen, spürte ich ein unheildrohendes Schwanken und sagte ihm, er solle nur umkehren. Doch bat ich umsonst; er achtete nicht darauf. Das Taumeln wurde stärker; ich bat aufs neue. Aber er drängte vorwärts. Ich schwankte hin und her wie Binsen im Winde, preßte die Zähne zusammen und hielt den Atem an. Vom Ufer aus riefen sie dem Johar zu, er solle doch umkehren; aber es hatte nicht die geringste Wirkung. Er merkte, daß er nur noch vorwärts könne. Jetzt waren wir mitten im Fluß und meine Hoffnung stieg wieder. Ich dachte: vielleicht —. Aber das Wasser wurde tiefer, der Boden schlüpfriger, die Strömung stärker. Noch ein heftiger Kampf und drin lagen wir. Es wäre für mich weit besser gewesen, wenn ich hindurch gegangen wäre. Dann wäre ich nur bis an die Kniee naß

geworden, während ich jetzt von Kopf bis zu Fuß eingeweicht war. Glücklicherweise bekam ich kein Fieber." Der folgende Tag brachte eine neue Probe der Abenteuer, auf die man in Afrika gefaßt sein muß. Es war Sonntag und man gab sich nach den Gottesdiensten, die immer auf englisch und auf Suahili gehalten wurden, der Ruhe hin. Hannington war mit einigen Kranken beschäftigt, da bemerkte er Rauch und sah bald, daß das hohe Gras um das Lager her in Flammen stand. Da war keine Zeit zu verlieren. Das Gras war so trocken wie Zunder und das Lager war in äußerster Gefahr. Alles wurde aufgeboten. Die einen mußten die Flammen niederschlagen, während die andern die Zelte abbrachen und das Gepäck an einen sicheren Platz brachten. „Es war prächtig, die Flammen zu sehen und das Knistern des Laubes und Grases, das Schreien und Kreischen der aufgeregten Leute zu hören. Mit einiger Mühe wurde das Feuer bewältigt und die Leute kehrten ins Lager zurück, um nach der Anstrengung auszuruhen. Es schien wenigstens so; in Wirklichkeit hatten sie freilich andere Gedanken. Sie hatten entdeckt, daß das Gras boshafterweise von den Bewohnern eines nahen Dorfes angezündet worden war. So griff nun jeder in aller Stille nach seiner Waffe, Gewehr, Speer oder Bogen und Pfeilen, und stahl sich hinweg, um Rache zu nehmen und das Dorf niederzubrennen. Stokes hörte davon flüstern. Er lief davon, als ob er angeschossen wäre, und rief voll Aufregung im besten Frisch: „Schreiben Sie es in Ihre Tagbücher, meine Herren. Meine Leute sind fort, um das Dorf zu verbrennen und ich kann sie nicht zurückhalten."*) Hannington sagt: „Ich zog nicht erst lange mein Notizbuch heraus, um die Sache einzutragen, sondern stürzte ihm nach so schnell ich konnte, und mit Hilfe der Führer, unter denen mehrere Häuptlinge waren, gelang es uns, sie zurückzuhalten. Nur ein Mann war mit einer Keule am Kopf verwundet worden. Ich nahm ihn in mein Zelt, verband seinen Kopf und, was noch besser wirkte, schenkte ihm ein Geldstück. So war alles vorüber. Befriedigt setzten wir uns zum Essen nieder. Da erscholl aufs neue der Ruf: Feuer. Wir rannten davon, diesmal war das Feuer schrecklich. Das Gras war mehr als mannshoch und überdies waren Palmen mit dürren Blättern da,

*) Write it down in ye diaries, gintlemin; me min have gone to burrn the village, and I can't stop thim.

durch welche die Flammen hoch in die Luft hinaufstiegen. Man kann nur dadurch mit dem Feuer fertig werden, daß man es von hinten mit grünen Zweigen niederschlägt. Es war keine Kleinigkeit, durch den Ofen hindurchzudringen; aber wir kamen durch und im nächsten Augenblick begann der Kampf. Es war großartig. Die nackten Gestalten, die umherhüpften und schrieen, als ob es hunderte von Teufeln wären, das Prasseln des Feuers, das fast die Rufe piga moto (schlagt das Feuer nieder) übertönte, die leckenden Flammen und die dichten Rauchwolken gaben ein wundervolles Bild ab. In der Mitte die weißen Männer, die versengt und schweißtriefend die Leute zur Arbeit antrieben so gut es ihre Lungen vermochten. Als die Verwirrung ihren höchsten Grad erreicht hatte, stieß ich auf Stokes, der den Feind von einer andern Seite angegriffen hatte. Er war in ein Loch gefallen und erholte sich nicht gleich wieder von dem Sturz. Endlich gewannen wirs."

Die Londoner Missionare waren nicht weit entfernt, da die beiden Karawanen bis Ujui denselben Weg hatten. Das war für beide nicht immer ein Vorteil, da es schwierig war, so viele Leute unterwegs mit Nahrung zu versehen. Aber in der augenblicklichen Lage war es erwünscht, daß die vereinten Kräfte von ungefähr 500 Mann den Angriff unternehmen konnten. Am 17. Juli stellte sich fast bei der ganzen Gesellschaft ein noch schlimmerer Feind ein. Außer Edmonds wurden alle von dem in Afrika so gefürchteten Fieber befallen. Wenn der Anfall auch nicht heftig war, so wiederholte er sich doch bei Hannington oft. Am 21. Juli wurde Mamboia, eine Station der englisch-kirchlichen Mission erreicht. Die Reisenden wurden von Missionar Last und seiner Frau herzlich willkommen geheißen und hielten sich vier Tage auf. Auf dem Weg nach Mpwapwa geriet Hannington in Lebensgefahr. Er fiel in eine Fallgrube, wie sie die Eingebornen anlegen, um das Wild zu fangen. Er hatte sein geladenes Gewehr in der Hand, welches glücklicherweise nicht losging. Aengstlich sah sein Diener hinunter, weil oft Speere auf dem Grund solcher Fallen befestigt sind, an denen die Tiere gespießt werden sollen. Er war getröstet, als er hörte: Es sind keine Spieße da, und half seinem Herrn, der außer der Erschütterung und einigen Quetschungen keinen Schaden genommen hatte, heraus. Die Fallgrube war nicht weniger als zehn Fuß tief. Es entstand auch einmal eine Unruhe durch Ruga-ruga (Räuber). Aber als dieselben

sahen, wie der weiße Mann ungestüm hervorstürzte, flohen sie. Als die Karawane in die Nähe von Mpwapwa kam, eilte Hannington mit wenigen Begleitern voraus, weil er solange als möglich mit dem dort wohnenden Dr. Baxter zusammensein wollte. Er legte einen doppelten Tagmarsch zurück und kam so einen Tag vor der übrigen Gesellschaft an.

In Mpwapwa folgte Hannington seiner Neigung, eine Sammlung von Tieren und Pflanzen anzulegen. (Er schickte später an das Britische Museum eine reiche Auswahl von Vögeln und Insekten.) Er streifte mit Dr. Baxter umher und suchte neue Exemplare für seine Sammlung. „Plötzlich gerieten wir mitten unter einen ungeheuren Zug schwarzer Ameisen hinein. Obwohl wir flohen so schnell uns unsere Beine trugen, so hatten wir doch empfindliche Schmerzen auszustehen. Die zahllosen Myriaden von Ameisen verursachten ein zischendes Geräusch, und das ausgetrocknete Bachbett, in dem wir uns befanden, war soweit das Auge reichte, ganz von ihnen bedeckt." Der Weg nach Khambe führt durch dichten und doch schattenlosen Wald. Der Boden ist sehr steinig. Alles war müde und sehnte sich nach Ruhe im Lager. Als die Paßhöhe über Khambe erklommen war, blickten die Reisenden sehnsüchtig hinunter und suchten die Zelte. Aber es war kein Lager zu sehen. Es tobte unten ein Sturm, der Staubwolken aufwirbelte. Die Lagerfeuer waren vom Wind ausgelöscht worden. Die Leute hatten sich in eine tiefe Schlucht geflüchtet. Zwei Zelte waren schon weggerissen und die übrigen schwankten hin und her. Hannington nahm einen Hammer und befestigte die Zeltpflöcke, worüber er seine Müdigkeit vergaß. Nach und nach kam das Lager in Ordnung; aber die Reisenden mußten die ganze Nacht den Staub einatmen. Von Khambe war ein mühseliger, 40 englische Meilen langer Marsch nach Pero, dem Grenzort von Ugogo zurückzulegen. Unterwegs wurde ein Mann vermißt. Die Leute, die ausgeschickt wurden, um ihn zu suchen, fanden eine Blutlache. Er war offenbar zurückgeblieben, wurde überfallen, getötet und seiner Last beraubt. Dies geschah während eines Nachtmarsches. „Als die Sonne aufging und die Hitze zunahm, war alles sehr müde. Da fielen drei Schüsse und der Ruf Ruga-Ruga (Räuber) erschallte auf der ganzen Linie des Zuges. Die Leute, insbesondere die kriegerischen Wasukuma, waren sofort kampfbereit. Ihr Führer bat mich, die Trägerlasten auf einen Haufen schaffen zu lassen. Er rannte mit seinen Häupt-

lingen davon zum Kampf. Welche Veränderung! Die sonst so sanft dareinblickenden Schwarzen schienen ganz andere Menschen geworden zu sein. Ihre Nasenlöcher erweiterten sich, ihre Augen sprühten Feuer, jede Muskel zitterte von Aufregung. Das war mehr, als ich ertragen konnte. Ich überließ die Sorge für das Gepäck friedlicheren Brüdern, ergriff mein Gewehr und eilte auf den Kampfplatz. Es stellte sich aber heraus, daß alles ein falscher Lärm gewesen war. Das war eine Enttäuschung für die Wasukuma. Später erfuhren wir, daß der schlaue Stokes die ganze Geschichte eingefädelt hatte. Er sah, daß die Leute schlaff wurden; da dachte er, eine kleine Aufregung könnte gut thun, und so war es auch. Wir wußten nichts von der Täuschung, wurden wieder frischer und erreichten Pero gegen Mittag." Von Pero waren die Leute nur schwer weiterzubringen. Man brauchte viel Ueberredung und mußte ihnen einen kurzen Marsch versprechen, um sie bis zum nächsten Lagerplatz zu bringen. Hier war das Wasser verzweifelt schlecht. Es war voll von toten Kröten und Ratten und weder Filtrieren noch Sieden wollte helfen. Es hatte einen abscheulichen Geschmack, der allem anhaftete, was damit gekocht wurde. Es ist kein Wunder, daß sich am darauffolgenden Sonntag bei Hannington Anzeichen von Fieber einstellten. Er wollte es sich durch einen Gang vom Halse schaffen. Tags zuvor hatte er drei Löwen gesehen und war ihnen in ein dichtes Gebüsch gefolgt, wo sie verschwanden. Jetzt schlug er, übrigens ohne Gewehr, mit Gordon dieselbe Richtung ein. Er war noch nicht weit gegangen, da überfiel ihn das Fieber und er wankte mühselig nach seinem Zelt zurück. Man stellte ihm für den nächsten Tag den zum Krankendienst bestimmten Esel zur Verfügung. Aber er bestand darauf, er könne zu Fuß gehen und ließ mit der ihm eigenen Selbstlosigkeit in einem Lande, das den Reisenden zur Selbstsucht zu nötigen scheint, einen müden Reisegefährten auf dem Thiere reiten. Der nächste Lagerplatz war nicht viel besser. Ein entsetzlicher Gestank wie von verwesenden Tieren erfüllte die Luft. Der Ort hieß das Lager des toten Mannes. Hier wurde Hannington wieder von schrecklichem Fieber gepeinigt. Er empfand heftige Schmerzen in allen Gliedern und brennenden Durst. Er hatte nichts zu trinken und seine Zunge war ganz hart und trocken. Da er nicht zurückbleiben konnte, so wurde er in eine Hängematte gelegt und von zwei Mann getragen. Den Humor verlor er auch unter seinen Schmerzen nicht. Er schrieb seinen jungen

Freunden in der Heimat: „Denket euch eine Rotte von abscheulichen Wilden, die euren Oheim mustern. Sind dies deine Füße, Weißer? Nein, das sind sie nicht. Es sind meine Schuhe. — Sind sie an deine Füße angewachsen? Nein, das nicht; ich wills euch zeigen. Ich zog einen Stiefel aus. Ein Ausruf des Erstaunens folgte, als sie meinen blauen Socken sahen. Sie meinten, meine Füße seien blau und ohne Zehen. Ich zog den Socken aus; sie waren sprachlos beim Anblick meines weißen Fußes mit seinen fünf Zehen. Vorher hatten sie geglaubt, nur mein Gesicht und meine Hände seien weiß und im übrigen sei ich so schwarz wie sie selber. Auch meine Uhr war ihnen höchst merkwürdig. „Es ist ein Mensch darin. Es ist Lubari (ein Götze), es ist Zauberei," riefen sie. „Er spricht: er sagt tick, tick, tick." Meine Nase verglichen sie mit einem Speer; so dünn kam sie ihnen im Vergleich mit den ihrigen vor." Die Wagogo haben bei den Reisenden keinen guten Ruf; aber Hannington faßte eine entschiedene Zuneigung zu ihnen. Er sah sie mit den Augen des Missionars an, und so fand er manche Eigenschaften bei ihnen, von denen er hoffte, daß sie in den Dienst des Herrn gestellt werden können. Unerwarteterweise kamen die Reisenden durch Ugogo (das Land der Wagogo), ohne Gongo (Tribut) zu bezahlen. Der Räuberzoll, der den Reisenden abgepreßt wird, ist eines der größten Hindernisse für das Reisen im Innern von Afrika. Diesmal hatte Stokes einen neuen Weg versucht und so kam die Gesellschaft ohne die sonst übliche Belästigung durch. Am 30. August war Rasttag in Itura. Die Wanjamwesi-Weiber beschlossen, die Reisenden mit einem Nationaltanz zu ehren, und da Hannington Bwana Mkubwa (der große Meister) war, so stellten sie sich zu diesem Zweck vor seinem Zelt auf. Sie tanzten ihn beinahe zu Tod. Es half kein Widerstreben. Sie schienen nicht müde werden zu können, sondern das Singen und Trompeten dauerte ohne Unterbrechung fort. Als der Tanz endlich vorüber war, entfaltete Hannington feierlich vor den versammelten Weibern eine ihm von einem Freund gesandte Puppe und entkleidete dieselbe vor ihren entzückten Blicken. Sie wunderten sich über die Menge und Mannigfaltigkeit der englischen Kleidungsstücke. Am 2. September wurde, um der größten Hitze zu entgehen, ein Nachtmarsch bei Mondschein ausgeführt. Hannington führte den Nachtrab. „Schließlich ging es etwas mühselig. Ich sagte zu einem beharrlich zurückbleibenden Mann: Gut, dann werde ich dich zurück-

lassen, daß dich die Löwen fressen. Gleich darauf hörte ich einen Schuß, dann noch einen, dazu lautes Rufen. Natürlich dachte ich an Räuber, und so stürzte ich vorwärts, wobei ich mein Gewehr vergaß, das mein Bursche mir nachtrug. Das Schießen und Schreien wurde stärker; ich nahm einem Zurückweichenden sein Gewehr ab; die Unruhe kam von einem Löwen her, der in dem Gebüsch vor uns ganz nahe beim Weg sein Nachtessen verzehrte und trotz allem Lärm keinen Zoll breit wich. Ich bat die Leute ruhig zu sein, nahm mein eigenes Gewehr zur Hand und ging vor. Aber sie tanzten um mich herum, schrieen mir zu, ich solle doch umkehren und einer faßte mich sogar an den Rockschößen. Aergerlich stieß ich ihn beiseite. Zwei der weißen Männer stiegen jetzt, als sie sahen, daß ich Ernst machte, auf Bäume und die meisten Schwarzen folgten ihnen. Die beiden andern Weißen, Ashe und Gordon, waren entschlossen, bei mir zu bleiben und mein Los zu teilen. Der eine war mit einem Revolver, der andere mit seinem Sonnenschirm bewaffnet. Von allen Abenteuern mit Löwen, von denen ich je gehört, war dies das lächerlichste. Da war der Löwe, recht im Zorn, wie ein Hund mit seinem Knochen. Da stand ich mit meiner tapferen Leibwache hinter mir. Die andern hingen dicht gedrängt auf den Bäumen. Eben wollte ich schießen, da stürzte ein schwarzer Bursche hervor und schoß sein Gewehr in der Richtung auf den Löwen ab. Glücklicherweise traf er ihn nicht, obwohl die Kugel nahe an ihm vorbeistreifte. Ich sah ihn aufpacken und seine Beute tiefer ins Gebüsch hineinschleppen, wo wir ihn aus den Augen verloren, obwohl wir immer noch sein Knurren hören konnten. Jetzt war es nicht mehr schwierig, die Nachzügler zusammenzuhalten. Ihre Müdigkeit verschwand plötzlich und sie drängten sich zusammen wie eine Schafherde."

Nach langem beschwerlichen Marsch wurde am 4. September die Missionsstation Ujui erreicht. Hier wurde Hannington von der roten Ruhr befallen, so daß er an den Rand des Grabes kam. Die Jesuitenpriester in Unjamjembe verordneten eine Einspritzung von Karbolsäure, welche wenigstens vorübergehend eine Erleichterung verschaffte. Am 13. September hielten die anderen Mitglieder der Gesellschaft eine Beratung. Hannington lag zu Bett und erwartete ängstlich und unter Gebet ihre Entscheidung über ihn. Er hoffte, er könne die Reise an den See mitmachen. Nach langer Ueberlegung kündigten sie ihm an, er müsse in Ujui zurückbleiben und sie wollen

ohne ihn weiterziehen. Er sagt: „Diese Entscheidung schmerzte mich sehr; aber ich hatte sie erwartet und nahm sie wie ein Orakel von oben an.“ Am 15. September brachen sie auf und ließen ihn bei Missionar Copplestone und unter der besonderen Pflege Gordons zurück. Während seiner Krankheit machte Ngembi, der Häuptling jener Gegend, einen Besuch. Hannington gab sich alle Mühe, aufrecht zu sitzen, um ihn empfangen zu können. Er schenkte ihm im Namen der Missionsgesellschaft einen Schlafrock, da der Häuptling gehört hatte, daß zwei andere Häuptlinge, Mirambo und Mtesa, von den Europäern offiziell anerkannt worden seien, während man ihn vernachlässigt hatte. Hannington schreibt: „Er ist Häuptling über einen großen und wichtigen Bezirk, aber ein arger Trinker und schwer zu behandeln, wiewohl er sich neuerdings gebessert hat. Den Kometen fürchtet er sehr; ein Gespräch über denselben gab Copplestone aufs neue Gelegenheit, ihm das Evangelium vorzulegen.“ Während der Unterredung saß Hannington in der Zugluft. Die Folge war, daß ein alter Feind von ihm, der Rheumatismus sich einstellte. Nach einigen Tagen trat rheumatisches Fieber ein, das ihn so schwächte, daß ein Wiederaufkommen unmöglich schien. Er schreibt: „Am 15. Oktober kam wieder die Ruhr. Ich bekam solche Schmerzen, daß ich bat, man möge mich allein lassen, damit ich schreien könne. Ich fragte Gordon: Kann es noch lange anstehen, bis ich sterbe? Er antwortete: Nein. Du kannst das auch nicht wünschen.“ Copplestone schreibt in einem Brief, Hannington habe am Tage nach seiner Ankunft zwei Gläser Wasser aus dem Brunnen der Station getrunken. Er fand dasselbe sehr kalt und erfrischend. Aber dieses Wasser war ohne Zweifel die Ursache der lange andauernden Krankheit, die ihn nötigte, nach England zurückzukehren. Merkwürdigerweise gönnte sich Hannington während der sechs Wochen, die er auf der Missionsstation zubrachte, wenig Ruhe. Noch solange er das Bett hüten mußte, malte er Blumen. So oft er konnte, saß er im Bett, um schreiben oder malen zu können. Auch schrieb er ein Büchlein mit Ratschlägen für solche, die nach Afrika reisen wollen und für das Missionskomite. Einigemale machte er einen kleinen Spaziergang mit dem Missionar. „Copplestone,“ sagte er, „ich glaube nicht, daß ich mich von dieser Krankheit wieder erholen werde. Kommen Sie, wir wollen einen Platz für mein Grab suchen.“ Wirklich bezeichnete er die Stelle, wo er begraben werden wolle.

Die von Stokes geführte Karawane war inzwischen auf dem alten Weg nach dem See weitergezogen. Da trat ihr ein Hindernis entgegen. Die Eingeborenen verlangten einen Durchgangszoll, den sie mit Waffengewalt erzwingen wollten. Stokes gab, was sie forderten, zog aber klugerweise nicht weiter, sondern kehrte zu dem Häuptling der Gegend zurück und beschwerte sich über diesen Treubruch. Der Häuptling, der seinen Tribut bekommen hatte und darum für die Sicherheit der Reisenden verantwortlich war, wurde sehr zornig und verlangte von seinen Leuten die Rückgabe des erpreßten Zolles. Stokes brachte die Karawane nach Ujui zurück und beschloß, auf einem andern Wege nach dem See zu reisen.

Bei Hannington ging es ein klein wenig besser, doch hatte er noch große Schmerzen. Stokes Rückkehr war ihm sehr überraschend. Als er die Stimme desselben hörte, rief er: Ich werde leben und nicht sterben. Er dachte, die Reisenden seien deswegen wiedergekommen, damit er mit ihnen ziehen könne. Es wurde eine neue Beratung gehalten. Diesmal waren die Ansichten geteilt. Doch meinten die meisten, Hannington sei nicht wie andere Leute und sein eiserner Wille könne auch das durchsetzen, worunter ein anderer erliegen müßte. Es wurde eine Hängematte gerüstet und Hannington sollte die Reise an den See mitmachen. Am 14. Oktober kam der Bote wieder, der den der Karawane abgepreßten Durchgangszoll wieder holen sollte. Er brachte alle Ballen Zeug, außer einem, der geöffnet worden war. Anstatt desselben boten die Leute acht Kühe an und so wurde der Handel beigelegt. Am 16. Oktober war alles reisefertig. „Ich hatte mir," sagt Hannington, „sechs Träger für mich allein ausbedungen, da ich schon schlimme Erfahrungen gemacht hatte. Ich erbot mich, dieselben zu bezahlen. Als ich im Lager ankam, fand ich die größte Verwirrung. Fünfzig Mann waren durchgegangen, weil ihnen der Durchzug durch Mirambos Land Angst einflößte. Wir entschlossen uns, nicht zu warten, sondern aufzubrechen und so viel als möglich Gepäck mitzunehmen. Einige Führer sollten zurückbleiben, Träger anwerben und das Uebrige nachbringen. Als es zum Aufbruch kam, bemerkte ich, daß ich nur vier Träger hatte und diese waren mit einer Ausnahme die unbrauchbarsten Leute der Karawane. Sie fingen allmählich an zu wanken und endlich ließen sie mich fallen. Glücklicherweise war ich darauf

vorbereitet und nahm mich in acht. Es ist sehr gefährlich, plötzlich aus einer Hängematte herauszufallen, da man leicht den Rückgrat verletzt. Ich ließ die Leute lange ausruhen; aber das half nicht das mindeste. Schließlich mußte ich um meiner Sicherheit willen die Hängematte verlassen und zwei Stunden lang gehen. Nahezu sechs Wochen war ich im Bett gelegen. Daß ich jetzt doch gehen konnte, zeigt, was man vermag, wenn man muß. Am folgenden Tag bekam ich andere Träger; aber sie waren dieses Geschäft nicht gewohnt und so war ich schlimmer daran als zuvor. Die Szenen vom vorhergehenden Nachmittag wiederholten sich. Deswegen rührte ich mich am dritten Tag nicht von der Stelle, bis ich sechs tüchtige Leute hatte. Mein Leben hing davon ab." Am 20. Oktober gingen Coppleſtone und Stokes in Mirambo's Dorf, um diesen berühmten afrikanischen Herrscher zu besuchen. Die Träger benützten daher am folgenden Tag die Abwesenheit des Leiters der Expedition und wurden unruhig. Als sie in ein Dorf kamen, wo nicht Halt gemacht werden sollte, erklärten sie, sie werden hier bleiben. Hannington wußte sich zu helfen. „Ich blieb ganz still sitzen, bis sie ausgeschrieen hatten. Dann ließ ich meine Hängematte bringen und sagte, ich gehe nun weiter. Der letzte Ruf, den ich hörte, war: Wir werden nicht kommen. Aber etwa fünf Minuten nachher sah ich, daß sie schon unterwegs waren, und als wir bald bei einem besseren Lagerplatz anlangten, waren sie in vortrefflicher Laune und sagten, sie seien froh, daß ich sie habe weiter gehen lassen." Am 22. Oktober kamen sie an der Grenze von Urambo an und Mirambo versicherte ihnen durch einen Boten seine freundschaftliche Gesinnung. Hannington und Wise waren zu schwach, um das Lager verlassen zu können. Aber alle andern gingen nach der Hauptstadt, um dem König ihre Aufwartung zu machen. Trotz seiner Schwachheit freute sich Hannington des wechselvollen Lebens, das er jetzt führen mußte. Strömender Regen folgte auf eine wahre Gluthitze. Wenn seine Kleider bei Tag und Nacht nicht trocken wurden, so konnte dies seine gute Laune nicht verscheuchen. Er sagt: „Ich kann jetzt bei der Mahlzeit aufrecht sitzen. Der Rheumatismus in meinem rechten Bein und im Rücken ist immer noch empfindlich. Wären wir daheim, so würde mich der Arzt in Baumwolle einwickeln; aber dieses Leben ist mir ganz angenehm. Wäre ich gesund, so wäre mir zu wohl. Welch wunderbare Barmherzigkeit umgiebt uns."

Am 1. November lagerten sie bei dem Dorf eines Häuptlings Namens Schimami. Nachdem die üblichen Geschenke ausgetauscht waren, wurde Hannington von Schimami zu einer Entdeckungsreise durch das Dorf abgeholt. Sie gingen im Gänsemarsch. Voraus Schimami, der eines seiner Geschenke, eine blaue Brille, trug. Hierauf kam sein Gast, dann die Hofbeamten nach ihrer Rangordnung. Als sie bei dem Dorfe waren, schenkte ihm Hannington einen Hut. Nun kannte seine Wonne keine Grenzen. Er setzte den Hut auf und mit der Brille und den andern Sachen stolzierte er einher wie ein Pfau. Auf den Vorschlag des Premierministers wurde dem Hut eine andere Façon gegeben und je mehr Hannington lachte, desto größer war das Vergnügen der Schwarzen. — Am 6. November ging es Hannington schon so viel besser, daß er versuchte, einen Berg zu besteigen. Er ging allein und zog sich an Schlingpflanzen hinauf, die aus Felsspalten herauswuchsen. Ueber den Felsen war dichtes Gebüsch. Er kam aber bald auf einen Weg, der zu ein paar verlassenen Hütten führte, die aussahen, wie wenn sie die Behausung von Räubern wären. Das war keine erwünschte Aussicht. Aber die Hoffnung auf neue botanische Ausbeute trieb ihn weiter. Eine Zeit lang kroch er aufwärts, oft auf Händen und Füßen, bis er ein verdächtiges Geräusch hörte. Zuerst dachte er an Löwen und es fiel ihm ein, daß er unbewaffnet sei. Als er in das Gebüsch hineinspähte, hörte er ein Flüstern, das ganz menschlich klang und er dachte wieder an die verlassenen Hütten und an Räuber. Bald erschienen drei Männer, die mit einer Pistole und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Führten sie Böses im Schild, so war wenig Aussicht vorhanden, ihnen zu entrinnen. So entschloß er sich, ihnen entgegenzugehen, stieg wieder hinunter und rief Wadela (guten Abend). Die Antwort war nicht, wie er halb erwartete, ein Pfeil oder eine Kugel. Die drei hatten schon seit einiger Zeit seinen Schritten nachgespürt. Es fehlte ihnen an Wasser und sie meinten, der weiße Mann könne solches hervorbringen. Hannington suchte ihnen zu erklären, daß das nur in Gottes Macht stehe. Aber das war vergeblich. „Was konnte ein Mann thun, der kleine Stücke Moos aufhob und sie durch ein Vergrößerungsglas untersuchte; der Rinde von einem Baum schnitt, oder einen Stein umdrehte, um einen Käfer zu finden? Alle meine Worte konnten sie nicht überzeugen, daß ich nicht ein mächtiger Zauberer

sei, der nur keine Lust habe, seine Macht zu gebrauchen." — Am 8. November kamen die Reisenden nach einem Marsch von 20 englischen Meilen nach Kwa Sonda, dem letzten Dorf, das unter Mirambos Botmäßigkeit stand. Hier hofften sie, zum ersten mal den großen Victoria Njanza zu sehen. Sie meinten, der See sei nur noch fünf Meilen entfernt. Aber zu ihrer großen Enttäuschung sahen sie nichts als eine meilenweit mit Binsen bewachsene Fläche. Der Häuptling des Dorfes versicherte, das Wasser sei nicht mehr weit weg. So schlich sich Hannington in der Stille hinweg; die andern liefen ihm aber bald nach. Die Eingeborenen wußten nichts Sicheres zu sagen. Die meisten schienen nie weiter nach Norden gekommen zu sein, aus Furcht vor feindlichen Stämmen. Der eine schrie dies, der andere das; so mußte man sich selbst zu orientieren suchen. Ein heftiger Regenguß hätte wohl den Eifer manches andern abgekühlt. Nicht so bei Männern, die tausend Meilen weit gewandert waren, um die Stätte ihres Wirkens an den Nilquellen zu erreichen. Die vom Regen überraschten Reisenden krochen unter einen Jasminstrauch, bis das Schlimmste vorüber war, dann gings weiter und immer weiter. Aber obwohl die Umgebung sich verändert hatte und sehr schön geworden war, ließ sich noch kein See blicken. Von der Spitze eines hohen Felsens herab sahen sie eine sumpfige, mit Schilf und Gras bewachsene Gegend. Da sank ihnen der Mut und erschöpft kehrten sie ins Lager zurück, wo sie auf die neugierigen Fragen der Leute nur mit maji hapana (kein Wasser) antworten konnten. „Nach dem Essen, als wir eben die Gebetbücher aufgeschlagen hatten, kam der Häuptling herein und fragte, was wir thun. Als wir ihm sagten, wir seien im Begriff, zu Gott zu beten, erwiderte er: Machet nur weiter; ich will euch zuhören. Als wir fertig waren, bemerkte er: Ihr müßt mich lehren. Dies war uns ein großer Trost in unserer Entmutigung, denn obwohl wir überall gebeten wurden, dazubleiben und eine Station zu gründen, so hatte uns doch niemand geradezu ersucht, ihn beten zu lehren. Wir hörten später, daß wir nicht an den richtigen Ort gegangen seien, um das Wasser zu sehen. So brach ich am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang auf; doch wurde ich bald von Stokes und einer Anzahl anderer Leute überholt. Ich hörte schießen und meinte, sie seien auf ein Flußpferd gestoßen. Ich ergriff mein Gewehr und fing an zu laufen; da mußte ich die schmerzliche Entdeckung machen, daß ich

nicht laufen konnte. Ich konnte zurzeit wohl einige Meilen weit gehen; aber um auch nur zwanzig Ellen weit zu laufen, dazu war ich noch zu schwach. Ich kann nicht beschreiben, wie mir zu Mut war, als ich mein Gewehr meinem Diener übergab und ihm sagte, er solle laufen. Er kam wieder zurück und sagte, das Schießen sei nicht der Jagd wegen, sondern aus Freude geschehen. Sie hatten den See erreicht. Ich fuhr auf und stand bald am gewaltigen Njanza, der hier freilich wie ein Ententeich oder ein langsam fließender englischer Fluß zur Sommerszeit aussah. Die Bucht kann hier nicht mehr als eine Meile breit sein, denn wir sahen auf dem gegenüberliegenden Ufer einige Eingeborene herablaufen und hörten deutlich ihre Stimmen. Nur ein kleiner Teil des dazwischenliegenden Raumes war mit Wasser bedeckt; das übrige war schilfiger Sumpf." Nun blieb nichts anderes übrig, als zu warten, bis die Karawane nachkam und ein Boot vom Nordufer des Sees eintraf. Die Regenzeit stand bevor. So fing man an, Hütten zu bauen. Auch wurden Briefe nach Uganda geschickt, welche die Ankunft der Reisenden ankündigten und die Brüder aufforderten, Boote zu schicken, falls ein baldiges Erscheinen in Uganda wünschenswert sei. Die Reihen der Gesellschaft sollten sich nun noch mehr lichten. Blackburn und Edmonds waren in Ujui zurückgelassen worden, um an Copplestone's Stelle zu treten, der nach England zurückkehren wollte. Jetzt reiste Stokes nach der Küste zurück. Hannington und Gordon machten sich auf den Weg, um in der Entfernung von einigen Meilen von dem Dorf einen geeigneten Platz für ihr Zelt auszuwählen. Das Tagebuch erzählt: „Gordon und ich waren in der letzten Nacht ganz allein mitten im Wald. Drei oder vier Taranteln (große, giftige Spinnen) waren in der Nähe, auch Moskiten in Menge. Löwen brüllten nicht weit von uns fast die ganze Nacht; vier verschiedene Ameisenarten richteten sich häuslich bei uns ein und am Morgen ergoß sich ein ganzer Strom von Tschunku-Ameisen — die größten und wildesten, die es giebt — in unser Zelt. Es blieb nichts übrig, als ein Feuer anzuzünden und sie regelrecht zu bekämpfen. Aber auch so hatten wir noch unsere liebe Not, bis wir uns des Feindes erwehrten. Wir waren dennoch sehr vergnügt über den günstig gewählten Platz und beschlossen, uns sobald als möglich mit einer Dornhecke zu umgeben, damit nicht etwa ein Büffel oder ein verlaufenes Nashorn das Zelt angreife oder ein Löwe mit seiner Tatze

einen von uns unter dem Zeltteppich hindurch aus dem Bett herausholte. — Nachdem wir eine hinreichende Anzahl von Trägern angeworben hatten, die bei uns bleiben sollten, kehrten die übrigen mit Stokes nach der Küste zurück. Mit schwerem Herzen sagten wir ihm Lebewohl. Als er fort war, kam ein Gefühl der Verlassenheit über uns. Es war uns zu Mut wie Leuten, die mit leeren Taschen in die weite Welt hinausgeschickt werden und nicht recht wissen, wo sie sind und was sie anfangen sollen. Die Anweisung, die wir bekommen hatten, lautete ganz allgemein: Ashe und Wise sollen irgendwo am Südende des Sees eine Station gründen. Gordon und ich sollten so schnell als möglich nach Uganda vordringen. Ganz gut. Aber die Schwierigkeit war die, daß unsere Vorräte nahe zusammengegangen waren und die Unannehmlichkeiten der Regenzeit bevorstanden. Doch grub ich am folgenden Tag mit eigenen Händen einen Brunnen, da Gordon krank war. Dann brachte ich, um keine günstige Gelegenheit zu versäumen, den Bruder des Häuptlings dazu, zu mir zu kommen und das Lesen zu lernen. Wie sehnte ich mich darnach, der Sprache so weit mächtig zu sein, daß ich die Leute den Weg zum ewigen Leben lehren könne."

Der Afrikareisende ist immer darauf angewiesen, mit seinem Gewehr frisches Fleisch für sich und seine Leute zu beschaffen. Hannington vermied das Blutvergießen so viel als möglich. Doch durchstreifte auch er bisweilen die Umgegend des Lagers, um Wild aufzuspüren und dabei brachte ihn seine Unerschrockenheit oft in eine abenteuerliche Lage. Eines Tags verfolgten er und sein Diener Duta einige Antilopen und arbeiteten sich auf Händen und Füßen durch das hohe Gras hindurch. Er sah etwas Dunkles vor sich und flüsterte Duta zu: Ist das ein Nashorn oder ein Busch? Jetzt bewegte sich der Gegenstand und sie sahen, daß es ein schwarzes Nashorn war. Hannington beschreibt, was nun folgte, so: „Wir eilten ins Dickicht zurück und kamen auf einem großen Umweg wieder heraus. Da sahen wir, daß ein weibliches Nashorn sich mit seinem Jungen langsam ins Gebüsch zurückzog. Leise krochen wir zurück und tauchten wieder auf, diesmal etwa 20 Ellen von dem Tier entfernt. Sein Kopf war von uns abgewandt und auf seinem Rücken saßen einige gelbe Nashornvögel. Diese flogen mit Geschrei auf und verrieten dadurch unsere Nähe. Ehe das Tier sich umwenden konnte, gab ich Feuer. Die Kugel traf, das Tier schrie

wild auf und sofort stürzten nur zehn Ellen von meinem Standort ein männliches und noch ein weibliches Nashorn unter wildem Geheul hervor. Glücklicherweise sahen sie uns nicht und bekamen auch keine Witterung von uns. Aber als wir etwa 30 Ellen weit weg waren, müssen sie doch Wind von uns bekommen haben, denn sie drehten sich um und schossen wütend auf uns los. Gieb Feuer, Herr! gieb Feuer! rief mein Diener voll Aufregung, und als er schwieg, konnte ich seinen Herzschlag hören. Sei still, sagte ich, sei ganz still. Der Bursche war mutig genug, zu gehorchen; zu seiner Ehre sei es gesagt. Als die Tiere noch etwa zehn Schritte entfernt waren und sahen, daß wir regungslos stehen blieben, machten sie auch Halt und sahen uns wild an, indem sie auf den Boden stampften. Es war eine gefahrvolle Lage. Das Auge suchte einen Baum, auf den wir hätten klettern können; aber es war keiner in der Nähe. Wir standen in dichtem, uns an die Brust reichenden Mimosengebüsch. Es war unmöglich, durch dasselbe zu entrinnen. Ich dachte: soll ich schießen? Ich thats nicht, denn wenn ich auch Glück gehabt und eines der Tiere niedergestreckt hätte, so waren immer noch die beiden andern da. Endlich stahl sich das von mir verwundete Tier über die Ebene weg. Die beiden andern starrten uns noch eine Weile an. Dann machten sie Kehrt und verschwanden im Gebüsch." Harmloser war ein anderes Jagdabenteuer, das Hannington unbekümmert um etwaigen Spott erzählt: „Ich hatte mein Schmetterlingsnetz genommen und begleitete Wise auf einem Spaziergang. Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir zu einem schönen, mit Insekten bedeckten Blütenstrauch kamen. Hier wäre ich wahrscheinlich vollends den ganzen Morgen geblieben, hätten mich nicht die andern aufgefordert, ein Nashorn zu jagen, das sie soeben gesehen haben. „Meinetwegen," sagte ich, „Nashorn oder nicht Nashorn. Ich habe eben einen neuen Schmetterling gesehen und werde nicht von der Stelle gehen, bis ich ihn habe. Konnte mich jemand so wenig kennen, um zu meinen, ich werde die Gelegenheit, einen neuen Schmetterling zu fangen, vorübergehen lassen, um möglicherweise ein Nashorn anzuschießen? Ich fing also meinen Schmetterling, steckte ihn zu mir, ergriff dann voll Uebermut mein Gewehr und ging in der bezeichneten Richtung. Wise hatte noch keine Jagd auf große Tiere mitgemacht und war daher voll Aufregung. Wir sahen ein prächtiges Nashorn, welches ge-

mächlich weidete und sich um unsere Annäherung nicht bekümmerte. Wir begaben uns zurück in den Schutz des Gebüsches. Nun entwarfen wir unsern Schlachtplan. Meine beiden Begleiter sollten sich in einen 20 Ellen entfernten Busch schleichen. Dann wollte ich plötzlich zur Rechten auftauchen, gleichzeitig sie zur Linken und wir wollten miteinander Feuer geben. Im Notfall wollten wir uns hierauf im Gebüsch bergen. Es war ein Augenblick voll Unruhe. Wie werden meine Begleiter sich verhalten. Seid ihr bereit? Ja ganz. Jetzt drauf los! Mit verhaltenem Atem kamen wir hervor und siehe — das Nashorn war verschwunden und vor uns stand oder vielmehr lag ein umgefallener Baum. Wer beschreibt unser Erstaunen? Sogar mein Diener, ein Sohn des Waldes, war hereingefallen." Das Dickicht des afrikanischen Waldes täuscht den Reisenden ungemein. Man kann am größten Tier vorübergehen, ohne dasselbe zu bemerken. Es ist vorgekommen, daß ein Jäger fast über einen schlafenden Löwen stolperte oder gerade gegen einen Elefanten anlief. Deswegen ists auch nicht zu verwundern, daß der Jäger seine Kugel bisweilen mitten in einen Klotz oder in einen Ameisenhaufen hineinschießt, während er meint, auf ein wildes Tier zu zielen. — Eine Begegnung mit zwei Löwen erzählte Hannington einem Freunde; Fremden erzählte er dieses Abenteuer nicht, weil er fürchtete, man werde ihm nicht recht glauben wollen. Es war am 16. Dezember. Hannington und Gordon waren heftig vom Fieber geplagt worden. Als der erstere sich wieder wohler fühlte, unternahm er einen botanischen Streifzug. Ungefähr eine Meile vom Lager entfernt sah er, daß sich ein Tier im dichten Mimosengebüsch bewegte. Er gab Feuer und erlegte es. Es war ein großer, junger Löwe. Als der Gewehrträger dies sah, floh er voll Entsetzen und rief Hannington zu, er solle auch fliehen. Es war allerdings höchste Zeit. Die Rufe: Lauf, Herr, lauf, wurden von einem zweifachen Gebrüll begleitet und als Hannington zurücksah, bemerkte er die beraubten Eltern, einen schönen Löwen und eine Löwin, die mit großen Sätzen über das Gesträuch auf ihn losstürzten. Ein gewöhnlicher Mensch, wenn ihm fast zum erstenmal ein Löwe im Freien begegnete, hätte wahrscheinlich alle Geistesgegenwart verloren, wäre davongelaufen und so unrettbar des Todes gewesen. Er wandte sich entschlossen gegen seinen Feind. Die wütenden Löwen waren nur noch einige Schritte entfernt; aber plötzlich hielten sie an, blieben

stehen und starrten ihn an, als ob sie durchbohrt worden wären. So blieben sie eine Weile ihm gegenüber stehen. Hannington setzte einen Fuß hinter den andern, wobei er seine Augen unverwandt auf die Löwen richtete. Allmählich wurde die Entfernung größer und als nun etwa hundert Ellen zwischen ihm und den Bestien lagen, ging er ruhig davon. Die unbeugsame Natur des Mannes trat aber jetzt erst recht hervor. Die meisten Menschen hätten in solchem Fall genug gehabt, wären froh gewesen, aus dem Rachen des Todes entronnen zu sein, oder hätten jedenfalls den Kampf nicht ohne fremde Hilfe wieder aufgenommen. Aber Hannington war von ganz anderer Art. Obwohl es schon dunkelte, beschloß er, noch einmal umzukehren und die Haut des getödteten Jungen zu holen. Als er nahe genug gekommen war, konnte er sehen, wie der Löwe und die Löwin um ihr Junges herumliefen, es leckten und dabei heulten. In diesem Augenblick fiel ihm eine unbekannte Blume auf. Er brach sie ab, nahm sein Notizbuch heraus, preßte sie zwischen den Blättern und bestimmte sie, soweit ihm möglich war. Dann lief er ein paar Schritte vorwärts, warf die Arme empor und schrie. Hatten die Löwen nie einen so seltsamen Feind gesehen? Jedenfalls blickten sie auf, wandten sich um und sprangen davon. Er schleppte das Junge aus der gefährlichen Nachbarschaft weg, lud es auf seine Schultern und brachte es ins Lager. Solche Vorfälle verschafften ihm einen unbegrenzten Einfluß auf seine Leute. Sie sahen ihn als unbesiegbar an und eine heilsame Furcht hielt sie ab, sich seinem einmal ausgesprochenen Willen zu widersetzen. Uebrigens ging es den Missionaren damals nicht gut. Alle bekamen das Fieber. Auch kam die Nachricht, daß Raschid, dem das aus England mitgebrachte Boot übergeben worden war, in Kwa Sonda zurückgeblieben war, weil er nicht genug Zeug hatte. (Bei uns würde man sagen: das Geld war ihm ausgegangen.) Dieser Raschid war offenbar ein Taugenichts. Die vorausgereisten Missionare hatten gemeint, er werde ihnen neue Vorräte bringen und nun hörten sie zu ihrem Verdruß, daß er die ihm anvertrauten Güter entweder verschleudert oder unterschlagen habe. Sie mußten nun sogar einen Teil ihrer rasch abnehmenden Vorräte ihm schicken. Es wurde beschlossen, Ashe und Gordon sollen zu ihm reisen und die Karawane vollends an den See bringen. Hannington unterhandelte inzwischen mit Rowwa, dem König von Uzinza, damit ihm derselbe dazu behilflich

sei, das Nordende des Sees zu erreichen. Der Häuptling, in dessen Nähe sie wohnten, wurde sehr unangenehm und verlangte für alle Nahrungsmittel, namentlich für Milch, übermäßige Preise. Hannington schreibt darüber am 16. Dezember: „Der Milchkrieg wurde diesen Morgen wieder eröffnet. Das Erste war das Erscheinen der beiden Häuptlinge, denen die Kühe gehören. Sie kamen in die Boma (den das Lager umgebenden Zaun) herein und setzten sich nieder, ohne etwas zu bemerken. Nach und nach kamen die Mutter, die Weiber und Schwestern des ersten Häuptlings in Begleitung von Hofdamen, die indisches Korn trugen. Sie legten mir dasselbe ehrerbietig als Geschenk vor die Füße. Ich nahm es an, da es von den Damen kam, und gab ihnen dafür vergoldete Knöpfe im gleichen Wert, denn nur so kann man in diesen Gegenden ein Geschenk annehmen. Allmählich, während diese Besuche noch da waren, kam ein Geschenk an Milch vom Häuptling, zuletzt der Häuptling selbst mit seinem Gefolge. Mein Hof war gedrängt voll. Ich erklärte, ich brauche kein Geschenk an Milch, sondern einen täglichen Vorrat von Milch und ich sei bereit, dafür einen anständigen Preis zu bezahlen. Der Häuptling wollte nun ein rotes Taschentuch für seine Milch haben. Ich sagte ihm, ich habe dieselbe gar nicht angenommen, auch werde ich ihm kein Geschenk geben, da wir nicht Freunde seien. Er wolle den weißen Mann aus seinem Land vertreiben und wenn er so fortmache, so werden wir alle gehen. Er fragte hierauf, was wir dann mit den Hütten anfangen, die wir bauen. Darauf erwiderte ich kurz: Moto (Feuer). Ich setzte ihm dann auseinander, wir wollen gerne bei ihm bleiben und wollen seine Freunde sein, wenn er anständig mit uns verfahre. Ich fragte hierauf, unter welchen Bedingungen sie uns mit Milch versehen wollen. Seine Antwort war, wenn wir jeden Tag Milch haben wollen, so müssen wir sie mit rotem Zeug bezahlen. Dies überstieg alle seine bisherigen Forderungen; ich wurde zornig und jagte sie alle fort. Ich ging ihnen so schnell als möglich nach, hinüber zu Wise. Aber es war schon zu spät. Er kam mir triumphierend entgegen und sagte: Ich habe heute Milch im Ueberfluß; sieh, dies habe ich vom Häuptling geschenkt bekommen. Das war doch zu viel für mich. Eine halbe Stunde hatte ich mit jener Milch unter der Nase dagesessen. Ich hatte sie nicht angenommen, weil ich mich für meine Freunde wehren wollte, welche noch lange hier bleiben müssen,

wenn ich schon nach Uganda aufgebrochen bin. Nun war alles, was ich gethan und gesprochen hatte, umsonst. Niedergeschlagen und ärgerlich ging ich in meine Behausung zurück. Doch, ich denke, mit einiger Beharrlichkeit werde ich die Leute zur Vernunft bringen."

Seit jenem Abenteuer mit den Löwen behandelten die Leute der Umgegend den unerschrockenen Engländer mit größerem Respekt. Sein furchtsamer Diener hatte damals umkehren müssen, ehe er ins Lager kam. Zuerst schalt er ihn tüchtig aus, daß er ihn im Stich gelassen habe und geflohen sei, um seine eigenen Knochen in Sicherheit zu bringen. Dann ließ er ihn den Leichnam des jungen Löwen vollends heimtragen. „Der Bursche ging in großer Angst dahin und meinte, die Löwen können ihn jeden Augenblick überfallen, besonders weil er das Junge tragen müsse. Ja, er konnte zwei oder drei Nächte lang nicht schlafen, weil er glaubte, sie werden kommen und ihre Nachkommenschaft holen. Die Sache verursachte im Dorfe großes Aufsehen. Sie wollten kaum glauben, daß ich es gewagt habe, „ein Kind des Löwen" zu töten. Sie sagten, das sei gefährlicher, als den Löwen selbst zu erlegen. Ich glaube fast, ich werde jetzt regelmäßig Milch bekommen." Am 19. Dezember kamen Gordon und Ashe mit Raschid und seiner Karawane wieder an. Beide waren sehr krank, ebenso Wise. So lag die ganze Last eine Zeit lang auf Hannington, der selbst wieder Fieber spürte. Er beschreibt die Aufgabe eines Lagerbefehlshabers in seinem halb scherzenden, halb ernsthaften Stil: „Moses fragt: Was soll ich damit thun? Raschid: Wie soll ich das machen? Es kommt Regen; wie sollen wirs einrichten? u. s. f. Neben den Kranken die beständige Unruhe der Karawane und dazu meine eigene Schwäche. Ich war ganz verzweifelt. Die Knaben, die Männer, die Nahrungsmittel, alles erforderte beständige Aufsicht. Eingeborene gehen und kommen, betteln, kaufen und verkaufen. Ich kam durch den Tag hindurch, denn die Gnade war genügend. Am nächsten Morgen fühlten sich alle etwas wohler. Aber ehe ich zu Ashe gehen konnte, schlich er ganz verwirrt zu mir herüber. Raschid und seine Leute hatten angekündigt, sie wollen uns sofort verlassen. Was bedeutete das? Hungersnot. Wir wären so ganz auf die Eingeborenen angewiesen gewesen, die wir mit Geld in Gestalt von Zeug bezahlen mußten, anstatt an den Küstenleuten eine Hilfe zu haben, die wir immer mit Anweisungen auf unsern Agenten in Sansibar bezahlen konnten.

Man hatte den Leuten allerdings gesagt, sie können umkehren, wenn Raschid zurückreise. Aber wir hatten vorausgesetzt, sie werden bleiben, bis unsere Winterhütten fertig seien. Ich unterhandelte mit ihnen; doch war alles umsonst. Sie dachten, sie haben uns in ihrer Gewalt und sie wollten dies nach afrikanischer Manier ausnützen. Wollt ihr gehen? fragte ich. Ja. Plötzlich sprang ich auf und sagte: Dann geht, geht gleich, verlasset mich nur augenblicklich. Aber ihr geht als Ausreißer. Nachmittags kam die Nachricht, so wollen sie doch nicht von uns gehen und sie nehmen an, daß sie dableiben müssen. Die Sache wurde nun ins reine gebracht. Raschid und die unzufriedenen Leute ließen wir ziehen; die andern blieben. Zugleich kam die Nachricht, daß Romwa den Missionaren so viel als möglich beistehen und sie für ihre Reise über den See mit Booten versehen wolle. Hannington wollte nun mit Gordon einen Besuch in Romwas Hauptstadt machen. Die andern sollten auf der Station Msalala zurückbleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Wo und wie sollen neugewonnene Christen wohnen?

Von Pfarrer Bellon in Winzerhausen (früher Missionar auf der Goldküste).

Was ist besser? Sollen die aus den Heiden gewonnenen Christen besonders wohnen? Sollen sie nach ihrer Bekehrung ihre seitherige Wohnung unter den Heiden aufgeben und eine Christenkolonie ganz getrennt von der Heidenstadt, oder ein besonderes Stadtviertel anschließend an die Heidenstadt bilden? Oder sollen die getauften Christen an ihrem Ort bleiben mitten unter den Heiden und Christenfamilien mitten in heidnischer Umgebung? (Vergl. Februarheft S. 95).

Flüchtig angesehen, scheint man der zweiten Ansicht beipflichten zu sollen. Fürs erste erscheint es als das Natürlichste, daß der bekehrte Heide an seinem Ort, in seinem Haus inmitten der Heiden

bleibt. Wo er seither als Heide gelebt, da soll er nun auch als Christ leben. Seine Familie, sein Verwandtenkreis, seine Dorfgenossenschaft ist da. Eine Heraushebung aus diesen Kreisen, wie überhaupt aus allem seither Gewohnten ist mit Mühe und Ausgaben und darum mit allerlei Sorgen für den Betreffenden verbunden. Es scheint auch widernatürlich, die Seinigen zu verlassen, als ob man mit der Bekehrung auf einmal sollte seinem Volk entrückt werden, während man doch jetzt erst recht in demselben und für dasselbe leben soll.

Fürs andere möchte man denken, daß die Separation dem Bekehrten den Einfluß auf seine Umgebung benehme und zwar zunächst den sittlichen Einfluß. Werden nicht seine Familienglieder und Dorfgenossen unwillkürlich sich fragen: Warum trennt er sich von uns? Sie müssen denken, er ist ein Sonderling. Dadurch bekommen sie aber ein Gefühl des Mißtrauens gegen die Sache, die er vertritt, und fühlen sich von ihm zurückgestoßen. Dies zu verhüten muß aber sein ernstes Anliegen sein. Er soll darauf bedacht sein, die menschenfreundliche, leutselige Seite seines neuen Glaubens hervorzukehren. Er will sich nicht abschließen nach Art der Brahmanen; er bildet keine neue Kaste; er kultiviert nichts absonderlich Heiliges, das sich jeder Berührung mit anderen schnellstens und völlig entziehen will. Er soll vielmehr das Gefühl erwecken: So wie ich jetzt lebe, ist es allein ein menschenwürdiges Leben; so sollte jeder sich bemühen zu leben. Es weiß ja jeder, der pädagogisch denkt, wie wichtig das Beispiel, das Vorleben ist.

Ein dritter wichtiger Punkt ist der unmittelbar geistige Einfluß durch das Zeugnis in Wort und Lehre, der dem Uebergetretenen durch die Trennung von seinem bisherigen Kreis genommen zu sein scheint. Als Christ hat er die heilige Aufgabe, als ein Licht zu leuchten in der Finsternis des heidnischen Unglaubens. Diese Aufgabe stellt er sich ja nicht selbst, aus Vermessenheit oder aus geistlichem Hochmut. Nein. Der Herr weist ihm diese Aufgabe zu (Matth. 5, 16 vergl. Phil. 2, 15). Es ist vollkommen wahr, die Gesamtanschauung des N. Testamentes rechtfertigt den hie und da gehörten Ausspruch: Das Christenvolk ist ein Missionsvolk, also jeder lebendige Christ sei in seinem Kreise mit aller Klugheit im Kleinen ein Missionar. Das kann aber, möchte man sagen, erfolgreich nur dann ausgeführt werden, wenn der Christ in engster Berührung mit den anderen Leuten bleibt. Ich möchte nun auf diese drei Punkte näher ein-

gehen und dabei zeigen, daß es, von außerordentlichen Fällen abgesehen, für gewöhnlich doch besser ist, die Christen in besonderen Christenquartieren nahe bei den Heidenorten zu sammeln. Fürs erste sage ich, ein Verpflanzen der neu gewonnenen Christen aus ihrem seitherigen Wohnort in eine besondere Christenansiedlung hat nichts Widernatürliches. Die Bekehrung eines Menschen ist ein solch eingreifendes Ereignis, daß der Mensch sich mit seiner Gedankenwelt, seinem Trachten und Streben über den Kreis, in dem sein bisheriges geistiges Leben verlaufen ist, erhoben fühlt. Er hat etwas Neues gefunden, eine neue Heimat, einen neuen Herrn, einen neuen Weg, ein neues Ziel. Er beschäftigt sich mit Dingen und lebt in einer Welt, die nur er kennt, die andern nicht. Er ist also thatsächlich herausgehoben aus seiner seitherigen Lebenssphäre. Zwar seine nationale Gesinnung bleibt unverändert, seine Volks- und Stammeseigentümlichkeit wird ihm nicht genommen, aber sein Geist wird zum Blick auf das Ganze des Reiches Gottes erhoben und dadurch erweitert. Daß diese Besonderheit seines inneren Erlebens ihn treibt, eine Veränderung seines Wohnplatzes, eine räumliche Trennung von seiner seitherigen Umgebung zu suchen, liegt in der Natur der Sache; es ist nichts Unnatürliches, wenn der Mensch Harmonie der äußeren Umgebung mit seinem Innern wünscht. Die Kosten sind bei der Einfachheit der Verhältnisse unzivilisierter Völker zu geringfügig, als daß diese ein ernstliches Hindernis entgegenstellten. Der Christ ist heilig im Sinn des N. Testaments. Paulus legt den Christen in seinen Gemeinden das Prädikat „Heilige" bei. Petrus schreibt seinen Lesern: „Ihr seid das heilige Volk" (1 Petr. 2, 9). Heilig aber ist ausgesondert für Gott. Nun ist es allerdings richtig, daß der Heilige im neutestamentlichen Sinn seine Heiligkeit nicht in lokaler Absonderung suchen soll nach Art der Heiligen der Wüste, der Eremiten u. a., sondern in innerem sich Entfernen von den unfruchtbaren Werken der Finsternis. Nicht von den Sündern, sondern von den Sünden soll er sich absondern. Dieses innerliche Absondern ist aber um so eher möglich, wenn der Christ nicht mehr in heidnischer Umgebung wohnt. Ja in den allermeisten Fällen fordert ein gesundes Gedeihen des inneren Lebens geradezu die Veränderung des Wohnorts als Voraussetzung. Man denke an die tausenderlei Versuchungen, denen ein unter den Heiden lebender Christ ausgesetzt ist, bei dem nun die Sünde auch mehr Veranlassung nimmt, weil

das Gebot ihm gegeben ist. Man denke an das ganze Lug- und Trugwesen des Götzendienstes, an die Saufgelage bei heidnischen Festen, an die Uebervorteilung in Handel und Wandel, an das unzüchtige und schamlose Leben der Heiden; dem allem ist der Neubekehrte eben entronnen. Er ist von Herzen froh, aus diesem Sumpf herauszukommen. Dazu muß man ihm behilflich sein. Der Hirte trägt die jungen Lämmer auch an seinem Busen. Bleibt ein Christ gerne unter den Heiden wohnen, so darf man unter zehn Fällen neunmal denken, sein Christentum kränkle; man wird dabei nicht fehlgehen. Nur weniges sei insbesondere vom heidnischen Leben in Afrika angeführt, um die den Neubekehrten drohende Gefahr zu beleuchten. Es wird die Totenfeier eines Häuptlings gehalten. Die ganze Stadt ist voll von Fremden. Alles befindet sich in Ausgelassenheit und Aufregung. In wildem Lauf rast die nahezu nackte junge Mannschaft mit gezückten Schwertern durch die Straßen, stundenlang ihre wilden Kriegsgesänge brüllend. Eine Horde von Dämonen meint man zu sehen. Sie sind ihrer Sinne nicht mehr mächtig. Nun läßt sich der Haufe nieder um die Palmweintöpfe und Rumflaschen. Und in ihrer Mitte zu wohnen, sollte einem Christen gefallen? Wenn er lauter ist, nicht. Hast du einen Prozeß, laß ihn nie des Abends schlichten, ist eine bekannte Redensart der Neger; die Richter möchten des Abends betrunken sein. Im Christenquartier aber merkt man außer dem von fern her tönenden Gebrüll der trunkenen Menge wenig von dem tollen Treiben. Da ist es wohlthuend ruhig und stille.

Allabendlich, wenn der Mond am Himmel steht, zieht die ledige Jugend singend und musizierend durch die Straßen. Stundenlang tönt der monotone Singsang von Liebes- und andern Liedern, der von Trommel- und Flötentönen begleitet wird, durch die Nacht hin. Mit allerlei verlockenden Melodien, Tönen und Worten wird, was jung ist, angezogen; größer und größer wird die Schar, die durch die Gassen tanzt. Wie viel Unsittliches dabei gesprochen, gehört und getrieben wird, bleibt lieber ungesagt. Einst hat der nun bekehrte Christ auch mitgemacht. Wenn er aber mitten unter den Heiden lebt, wird er stark genug sein, zu widerstehen; wird er keine Einbuße an seinem inneren Leben erleiden? Im Christenquartier aber ists still, oder es thun sich die Christen zusammen und singen Christenlieder, ihren Gott zu ehren.

Dazu kommt ein anderes. Der Christ will nicht nur nicht mitmachen, er will dagegen zeugen. So lange die Tollheit dauert, geht es nicht. Wer würde bei uns ein Wort Gottes in die Tanzstube einer Kirchweih feiernden Jugend auf dem Land oder in den Ballsaal einer glänzenden Gesellschaft in der Stadt hineinzurufen wagen? Es wäre ein nutzloses, unkluges, unzeitiges Beginnen. Perlen vor die Säue zu werfen ist den Christen verboten und wäre noch dazu eine riskierte Sache. Also wartet der Christ mit seinem Zeugnis, bis Nüchternheit eingetreten ist. Er zeugt auch durch seinen Wandel dagegen. Aber jetzt fühlen sich die Heiden durch den Christen belästigt. Wenn er nicht unter ihnen wohnte, wären sie ungestörter. Er wird ein Gegenstand des Hasses und der Anfeindung, was sie ihm auf Schritt und Tritt zu fühlen geben. Entweder fängt nun sein Salz an, dumm zu werden, wenn er nicht ein ganz-außerordentlich beanlagter und begnadigter Christ ist, oder die Heiden zwingen ihn, zu weichen. Umgekehrt muß sich auch der Christ in seinem häuslichen Gottesdienst von den Heiden gestört sehen. Man nehme dazu das freie, sozusagen auf offener Straße geführte Leben unzivilisierter Völker. Auch damit er ungestört seinem Gott dienen kann, wird er darauf ausgehen, seine heidnische Umgebung zu verlassen.

Ich komme zum zweiten Punkt. Wird nicht diese Trennung ihm den sittlichen Einfluß auf die Heiden benehmen? Ich denke, der sittliche Einfluß hängt nicht so sehr von lokaler Nähe oder Ferne ab. Er besteht in Annäherung oder Entfernung des Herzens und das Herz kennt keine Weg- und Zeitdistanzen. Ja, es ist eine alte Erfahrung: je gewohnter, desto weniger beachtet; je seltener, desto geschätzter. Mit anderen Worten: die Besuche eines Christen unter den Heiden werden nur um so willkommener sein, sein Benehmen eindrücklicher, sein Reden interessanter, wenn er nicht eine alltägliche Erscheinung ist. Liebe den Heiden zu beweisen, dazu hat der Christ dennoch tägliche Gelegenheit und Nötigung. An derselben Wasserquelle schöpfen die Christenfrauen ihr Wasser mit den Heidenfrauen. An demselben Waschplatz reinigen sie ihre Wäsche. Auf dem gleichen Markt wird Korn, Palmwein, Pisang, Yams 2c. eingehandelt. Familienangelegenheiten verursachen fortwährenden Verkehr mit den heidnischen Familiengliedern. Dann giebt es auch außerordentliche Fälle, wo die Christen Duldsamkeit, Nachgiebigkeit, Freundlichkeit, Leutseligkeit beweisen können. Es bricht eine Pockenepidemie aus,

oder dort in einem einsamen Häuschen liegt ein hinsterbendes altes Mütterlein. Auf jener Plantage schmachtet ein alter abgearbeiteter Donkoneger auf seiner Matte nach einer hilfreichen Pflege, oder wenigstens nach etwas Erleichterung; es nimmt sich niemand seiner an, er ist ein Sklave. Aber wer ist die schwarze Gestalt, die je und dann in die verlassene Hütte der Dahinsiechenden hineintritt und lindernde Worte und kühlenden Trunk bringt? Es ist ein Christ. — Ein anderesmal bricht ein Brand aus. Mit rasender Schnelligkeit leckt die Glut die dürren Grasdächer weg. Unter Anführung des Missionars kommt die Christenschar angerückt mitten unter die flüchtenden, erschreckten, ordnungslosen Heiden hinein und steigt mit Buschmesser und Hacke hinauf auf die Dächer. Nun steigen die Heiden, ihrem Beispiel folgend, auf andere Dächer. Das Beispiel der Christen hat Großes gewirkt. — Es bricht eine Stammesfehde aus oder es wird ein Kriegszug gerüstet. Die Christen stellen sich unter christliches Kommando, greifen zu Büchse und Patrone so gut wie die Heiden; nur ist bei ihnen alles viel geordneter. Im Kriegslager halten sie gute Ordnung und jeden Morgen und Abend wird bei ihnen unter Leitung des mitziehenden Katechisten Andacht gehalten. Der Christ schont wohl auch seines Lebens weniger als der furchtsame und feige Heide; er scheut sich nicht vor beschwerlichen und gefährlichen Stellungen und applaudierend rufen die Heiden: „Die Christen sind keine Weiber."

Neben diesem direkten moralischen Einfluß, den die Christen von ihrem Christenquartier oder Christendörflein aus auf die Heiden ausüben, geht der indirekte her. Man muß eine solche Christenkolonie gesehen haben. Ich denke dabei nicht an die ausnahmsweise günstige Stellung, zu der sich eine Kolonie wie Metlakatla im kalten Norden hinaufgearbeitet hat; ich denke vielmehr an die bescheidenen Christendörflein, wie sie sich hin und her auf den Stationen der Basler Mission in Afrika hart an oder unweit von der Heidenstadt bilden. Welche Sauberkeit schon im Aeußeren! Gerade Straßen, Reinlichkeit der Häuser und Gehöfte, Ruhe und Stille in und um dieselben. Freundliche Gesichter der Alten, neugierige der Jungen begrüßen den Besucher. Oben am Anfang des Dörfleins steht die Kapelle, daneben die Katechistenwohnung. Bei den Gottesdiensten lernt man die Gewandtheit und Tüchtigkeit des Diakonen bewundern, eines Mannes aus der Gemeinde selbst. Auf seinem Angesicht

spiegelt sich die Freude, daß er gewürdigt ist, Hirte einer wenn auch kleinen Herde sein zu dürfen. Nicht weit davon steht das Schulhaus. Darin herrscht reges Leben. Ein mehr oder weniger geschickter Lehrer führt die lebhafte Kinderschar, Heiden- und Christenkinder, in die Geheimnisse des Lesens, Schreibens und Rechnens ein. In den Christenhäusern aber findet man nicht die Unreinlichkeit, das Schreien und Lärmen wie in den Heidenhäusern. Wohlthuend wirkt der ganze Anblick; man wird aufs angenehmste berührt, wenn man ein solches Christenquartier betritt. Es ist auch durchaus kein Zwang, der die Christen zur Anlegung eines besonderen Christendörfleins nötigen würde. Ganz aus freien Stücken bitten sie, ja unter Umständen bestürmen sie förmlich den Missionar, ihnen einen geeigneten Platz zur Ansiedlung auf dem Missionsland anzuweisen oder ihnen zur Erwerbung eines passenden Landstücks zu verhelfen. Häufig können sie es bei den Quälereien der Heiden nicht auf die Länge unter ihnen aushalten.

Von nicht geringer moralischer Bedeutung sind noch folgende Punkte. Nur durch Zusammenschließen in einem besonderen Quartier wird den Christen der Geist der Zusammengehörigkeit, der Korporationsgeist eingepflanzt. So nur bekommen sie das Bewußtsein, daß sie Ein Leib sind. (Vergl. Juliheft S. 284.) Auch den Heiden wird so in stiller Weise die Wahrheit vors Auge geführt, daß die Christen eine Gemeinde bilden, die sich als solche fühlt, als solche ihre Rechte hat und nötigenfalls dieselben zu vertreten imstande ist. Sie bildet eine Macht gegenüber der Heidenwelt. Es wird auch dem Missionar oder eingebornen Prediger auf diese Weise eher möglich, Seelsorge zu üben, die Christen zu übersehen, sie zu Konferenzen und Versammlungen schneller und leichter beisammen zu haben; man hat das trauliche Gefühl des Untersichseins.

Ich komme zum dritten Punkt. Wird nicht durch solche Absonderung die religiöse Beeinflussung der Heiden durch die Christen, die Möglichkeit, sie in direkter Weise durch das Wort Gottes in Zeugnis und Lehre für das Christentum zu gewinnen, wo nicht benommen, so doch erschwert? Die Christen sollen als Lichter leuchten, als Salz wirken, und gehören darum mitten in die Finsternis hinein. Hierauf ist zuerst zu antworten, daß der Herr in Matth. 5 auch das Bild von der Stadt auf dem Berge braucht. Das ist eben das hier zutreffende Bild. Die Stadt ist nicht zusammenhangslos,

sie ist eine kompakte Masse. Das eben realisiert sich in einem Christenviertel. Die Stadt ist auf einem Berge, also erhöht über die Umgegend, so daß sie von allen Seiten gesehen werden kann. Das ist für die Christengemeinde dann möglich, wenn sie sich auch örtlich zusammenschließt. Die Ein- und Durchführung einer Gemeindeordnung gelingt auch nur dann recht, wenn die Christen als Gemeinde zusammenwohnen. Weiter ist zu sagen: man mache sich keine zu ideale Vorstellung von dem Christentum der neu getauften Christen. Diese sind noch keine gereiften Glaubenshelden, keine christlichen Charaktere, die allezeit mit Erfolg den Versuchungen des heidnischen Lebens, die auf sie einstürmen, die Stirne bieten könnten. In einzelnen Fällen mag es solche tüchtige Leute unter den Neubekehrten geben. Auch mag sich bei allen Christen das neue Leben für gewöhnliche Gefahren stark genug zum Widerstehen erweisen. Aber daß es in allen Eventualitäten sich probehaltig zeigen könnte, das ist nicht zu erwarten. Gewöhnlich sind die neugewonnenen Christen schwache Kindlein im geistlichen Leben, die noch sehr der Pflege bedürfen, die mit Sorgfalt geschützt und gehegt werden müssen. Wie kann ein schwaches Pflänzlein, das selbst eine Stütze braucht, eine Stütze für andere sein? Viel eher liegt die Gefahr nahe, daß die Lichtkraft unter den täglichen Einwirkungen der Finsternis verloren geht, daß das Heidentum den Christen und nicht dieser jenes meistert. Die sauerteigartige Bearbeitung der Heiden durch die Predigt des Wortes Gottes findet darum nicht weniger statt. Sie geschieht auf verschiedene Weise. Einmal bei gelegentlichem Zusammentreffen von Christen und Heiden. Je ungezwungener der göttliche Same da ausgestreut werden kann, desto besser wird er wirken. Natürlich hängt viel von der Begabung, der Naturanlage und das meiste von dem Angethansein von oben ab. Die Neger verkehren viel in Sprichwörtern. Versteht sich ein Christ darauf, in solchen mit Geschick zu reden, hat er die Gabe des Witzes, der Unerschrockenheit, der Schlagfertigkeit, so wird er Einfluß gewinnen. Man kann natürlich nicht von jedem dasselbe verlangen. Anderer Art ist die reguläre Bearbeitung durch Straßenpredigten und Predigtreisen, wie sie von Diakonen, Lehrern und Evangelisten betrieben wird. Dieser Zweig der Arbeit gehört zu ihrem Amt. Doch kommt es auch zuweilen vor, daß ein Christ ganz unberufen Evangelistenarbeit an seinen heidnischen Landsleuten thut.

Sieht man also von außerordentlichen Fällen ab, wie etwa die Bekehrung von Sklaven, die natürlich vorerst bei ihren Herren bleiben müssen, oder von Schuldverhafteten u. ä., so wird zu empfehlen sein, daß neugewonnene Christen in besonderen Christenkolonien, Christendörfern, Christenquartieren am besten unweit der Heidenstadt sich ansiedeln.

Die Rheinische Mission und die Kolonialmächte.

Einer interessanten Vergleichung der Lage der rheinischen Missionare in den englischen, holländischen und deutschen Kolonien (Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft Nr. 8) entnehmen wir folgende, auch für andere Missionen wichtige Bemerkungen: In der englischen Kapkolonie, die für unsere ganze südafrikanische Mission den Anfang und die Grundlage gebildet hat, sind unsere Missionare in ihrer Arbeit nie irgendwie von seiten der Regierung gehindert worden. Freilich hat aber der Lauf der Dinge, daß nämlich die Weißen je länger desto vollständiger die Herren des Landes wurden, es doch so mit sich gebracht, daß auf einer Station (Amandelboom) der Bestand der Gemeinde allmählich unmöglich wurde; doch kann man daraus der englischen Regierung kaum irgend einen Vorwurf machen. Dieselbe ist vielmehr unseren Missionaren stets in der anerkennenswertesten Weise entgegengekommen, hat ihnen zum Besten der Eingeborenen Ländereien unentgeltlich überlassen und hat ganz besonders ihre Arbeit in der Schule sehr wesentlich unterstützt. Alle unsere Missionsschulen für Kinder der Eingeborenen in der Kapkolonie erhalten eine je nach ihren Leistungen und nach der Zahl der Kinder bemessene feste Geldunterstützung, die so bedeutend ist, daß durch sie mit Zuhilfenahme eines unbedeutenden Schulgeldes unsere Missionsschulen in der Kapkolonie unterhalten werden können. Die Arbeit unserer Missionare, ganz besonders aber die in den

Schulen, und vor allem unsere höhere Töchterschule in Stellenbosch, hat wiederholt die vollste Anerkennung von seiten der betreffenden Behörden gefunden. Mit einem Worte, die Lage unserer Missionare in der Kapkolonie läßt nach dieser Seite hin kaum etwas zu wünschen übrig. — Ein Punkt muß hier noch besonders erwähnt werden, nämlich die Stellung der englischen Kolonialregierung zum Branntweinhandel. Entsprechend ihrem allgemeinen Grundsatz, auf allen Gebieten möglichst ungehinderte Bewegung zu gewähren, hatte die Regierung bis vor kurzem auch dem Branntweinverkauf an die Eingeborenen außer einem bedeutenden Eingangszoll auf Spirituosen, keinerlei Beschränkung auferlegt, natürlich hie und da sehr zum Nachteil der Missionsarbeit und zum Schmerz der Missionare. Neuerdings hat sich aber infolge der entsetzlichen Ausdehnung, welche die Trunksucht unter der farbigen Bevölkerung in Südafrika erlangt hat, hierin eine ganz bedeutende Wandlung vollzogen. Die englische Regierung läßt jetzt ganz neue sehr strenge Gesetze über den Handel mit Spirituosen, die eigentlich nur für eine bestimmte Gegend erlassen worden waren, allmählich auch anderwärts in Kraft treten; so z. B. auf Wunsch unseres Missionars Böhm auch im Gebiet der Walfischbai (Maiheft S. 213).

In den holländischen Kolonien, also für uns in Niederländisch-Ostindien, ist die Lage unserer Missionare und ihrer Arbeit eine wesentlich andere. Es ist ja ein durchgängiger, fast auf allen Gebieten sich geltend machender Zug, daß in den holländischen Kolonien in Ostindien noch im wesentlichen die Grundsätze und Einrichtungen der alten ostindischen Kompanie beibehalten worden sind, trotzdem seit Anfang dieses Jahrhunderts die königliche Regierung an deren Stelle Holländisch-Indien beherrscht. Von freier Bewegung in irgend welchen durch Europäer begonnenen Unternehmungen ist hier kaum die Rede, sondern alles muß unter genauester Aufsicht und innerhalb der festgesetzten Grenzen sich bewegen. Dem entsprechend mußten sich natürlich auch die rheinischen Missionare mit ihrer Arbeit von Anfang an genau nach den ihnen gegebenen Vorschriften richten. Ja, man erteilte ihnen im Anfang die Erlaubnis, eine Mission auf Borneo zu beginnen, nicht eher, als bis man sich von ihrer Unschädlichkeit und Zuverlässigkeit sehr gründlich überzeugt hatte im Laufe eines ganzen Jahres, während dessen man sie auf Java zurückhielt. Je mehr man dann aber Vertrauen zu ihnen gewann und je mehr

man die Rheinische Mission als eine zuverlässige nach festen Grundsätzen arbeitende Gesellschaft kennen lernte, desto mehr erleichterte man auch allen neu ankommenden Missionaren die Erlangung der Erlaubnis, „um ihr Dienstwerk auszuüben," wie es im offiziellen Stil heißt. Aber allerdings muß auch jetzt noch jeder unserer Missionare sogleich bei seiner Ankunft unter Angabe des Ortes, wo er sich niederzulassen gedenkt, um die Erlaubnis von seiten der Regierung nachsuchen. Diese Erlaubnis wird nun zwar nach Erfüllung der nötigen Formalitäten ausnahmslos erteilt; aber die Form, in welcher solches geschieht, hat doch eine beachtenswerte Eigentümlichkeit an sich. Es heißt nämlich in derselben ausdrücklich, daß die holländische Kolonialregierung jeden Augenblick jeden unserer Missionare ohne irgend welche Angabe von Gründen aus der Kolonie ausweisen kann. Indessen, so gefährlich das auch lauten mag, so muß man doch gleich hinzusetzen, daß in den 50 Jahren, seitdem nun unsere Missionare in Holländisch-Indien arbeiten, noch niemals von diesem allerdings sehr bedenklichen Rechte Gebrauch gemacht worden ist. Im Gegenteil, auch von seiten der holländischen Beamten und der Regierung ist man unseren Missionaren je länger desto mehr freundlich entgegengekommen, hat die Erlaubnis zur Anlage neuer Stationen nur selten und fast nur aus wohlwollender Fürsorge für die Sicherheit der Missionare verweigert oder wieder zurückgezogen und hat ihnen durchgehends allerlei Hilfe und wirksamen Schutz gewährt. Auch hat ihre Arbeit des öfteren in amtlichen Schriftstücken volle Anerkennung gefunden, in einzelnen Fällen sogar auch unmittelbare Unterstützung von seiten der Regierung, namentlich auf Borneo. Dort beziehen unsere Missionsschulen auch seit langer Zeit eine nicht unbedeutende Unterstützung. Vor zwei Jahren war von seiten eines im Unterrichtswesen in Indien angestellten Beamten der Plan eingebracht, allen Missionsschulen in ähnlicher Weise wie in den englischen Kolonien nach dem Maß ihrer Leistungen und ihrer Größe Unterstützung zuteil werden zu lassen (vgl. Märzheft S. 101). Man denkt nämlich auf diese Weise am billigsten und besten der nun doch einmal anerkannten Pflicht, für den Unterricht der Eingeborenen etwas zu thun, sich zu entledigen. Diese Sache ist indessen wieder ins Stocken geraten und es läßt sich im Augenblick nicht sagen, ob etwas daraus werden wird, namentlich ob dieser Plan auch auf Gutheißung von seiten der holländischen Kammer rechnen kann.

Da es sich in ganz Holländisch-Indien schließlich überall um die Frage handelt, ob der Islam oder das Christentum den Sieg behalten soll, so muß auch über die Stellung der holländischen Regierung zu diesem großen Wettstreit noch einiges gesagt werden. Es ist allbekannt, daß die niederländisch-indische Regierung seit langer Zeit sich bemüht hat, in religiösen Dingen eine möglichst unparteiische Stellung einzunehmen; ja mehr noch, daß man gemeint hat, die Muhammedaner durch weitgehendes Entgegenkommen, durch Bauen von Moscheen, durch Fürsorge für die muhammedanischen Pilger u. s. f. gewinnen zu können, während man zu gleicher Zeit auf der andern Seite die Fürsorge für die inländischen Christengemeinden, die Frucht der Missionsarbeit früherer Jahrhunderte, welche der niederländisch-indischen Regierung von Rechts wegen zukam, völlig vernachlässigte und diese Gemeinden also verkommen ließ. So hat man z. B. nach der Eroberung von Atschin (Sumatra) den Atschinesen an Stelle des zerstörten Kratons (Palast des Sultans) eine prachtvolle Moschee gebaut, die eine ungeheure Summe gekostet hat, mehr als die Missionsarbeit unter den Batta von Anfang bis auf diesen Tag an Geldmitteln erfordert hat. Natürlich hat man damit nichts erreicht, ja die Atschinesen wollten dieses kostbare Geschenk zuerst nicht einmal annehmen. Es ist nun aber sehr erfreulich, daß in dieser Stellung der Regierung seit einer Reihe von Jahren sich ein Umschwung vollzogen hat. Man scheint eingesehen zu haben, daß es in der That im höchsten Interesse der niederländisch-indischen Regierung liegt, gegenüber dem alles überwuchernden Islam die Christengemeinden aus den Eingeborenen nach Kräften zu pflegen und zu mehren; ja einzelne Beamte sind sogar zu der sehr richtigen Erkenntnis gekommen, daß für die inländische Bevölkerung ein religionsloser Standpunkt und religionslose Schulen völlig unverständlich sind. Dieser Umschwung bringt ganz von selbst auch noch ein verstärktes Wohlwollen der Regierung unserer Arbeit gegenüber mit sich. Auf die Stellung der holländischen Regierung in Sachen des Branntweinverkaufs und Opiumhandels, die allerdings sehr viel zu wünschen übrig läßt, brauche ich hier nicht näher einzugehen, da auf unseren speziellen Missionsgebieten in Indien bis jetzt Branntwein und Opium, Gott sei Dank, nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Wenn wir unsere Arbeit in Sumatra noch weiter nach Norden ausdehnen können, wird diese Sache allerdings auch für uns

bedeutsam werden, da wir dort auch mit Opiumrauchern zu thun bekommen.

Wenden wir uns nun zu der Stellung unserer Missionare in den deutschen Kolonien, so braucht wohl kaum daran erinnert zu werden, daß wir es hier noch keineswegs mit einer ähnlich wie auf den beiden andern Gebieten geklärten Lage und mit feststehenden Verhältnissen zu thun haben, sondern daß in unseren jungen deutschen Kolonien eben noch alles erst im Werden begriffen ist, also auch in Bezug auf die Mission und die Anerkennung, bezw. Behandlung, welche sie findet, noch in keiner Weise solch ein deutliches Bild sich entwerfen läßt, wie es dort möglich war. Doch ist es jedenfalls wichtig, das was darüber schon vorliegt, einmal zusammenzustellen, um dann daran anknüpfend unsere billigen Erwartungen und Hoffnungen in Betreff der weiteren Entwickelung dieses Verhältnisses der kolonialen Regierung zu unserer Mission zum Ausdruck zu bringen. Zunächst muß bereitwilligst und mit herzlichem Dank sowohl gegen Gott als gegen Menschen anerkannt werden, daß man bei uns in Deutschland weit über die Grenzen der Missionskreise hinaus die Missionare in unseren Kolonien willkommen heißt, ja von ihrer unbedingten Unentbehrlichkeit zur befriedigenden Lösung der schwierigen kolonisatorischen Aufgaben fast allgemein überzeugt zu sein scheint. Dabei ist aber ja nicht zu übersehen, daß man von seiten der neuen Freunde der Mission, die für die eigentliche Aufgabe und die eigentlichen Ziele der Missionsarbeit kein Verständnis haben, vielfach den Missionaren eine Arbeit zuweisen und eine Stellung geben möchte, die wir unsererseits nicht werden gutheißen können. Infolge dessen ist allerdings zu befürchten, daß die Mission ein gut Teil der ihr jetzt gezollten Achtung und Bewunderung nur allzubald wieder einbüßen wird. Weiter ist auch das mit Dank anzuerkennen, daß die deutsche Reichsregierung in ihren Verhandlungen mit der Basler Missionsgesellschaft und in den daraus hervorgegangenen Abmachungen wegen der Mission in Kamerun den Missionaren in Bezug auf Freiheit der Bewegung und Selbständigkeit in ihrer Arbeit alles gewährt hat, was man billiger Weise erwarten und verlangen kann. Man darf sich also wohl der Hoffnung hingeben, daß in den der deutschen Reichsregierung unmittelbar unterstellten Kolonien die Stellung der Missionare überall eine ganz ähnliche sein oder werden wird, wie in den englischen Kolonien. Was nun unsere rheinischen Missionare

in deutschen Kolonien betrifft, so dürfen wir, wenn auch noch keine festen Abmachungen darüber in unseren Händen sind, in Bezug auf Namaqua- und Herero-Land wohl mit aller Bestimmtheit erwarten, daß man unseren Missionaren dort gerade dieselbe Stellung und dieselbe Freiheit nach allen Seiten gewähren wird, wie den Basler Missionaren in Kamerun. Sind doch unsere Missionare 40—50 Jahre früher dort im Lande gewesen, als der Anfang einer deutschen Kolonie, und sind sie es doch gerade, die nicht unwesentlich mit den Anstoß gegeben haben zum Entstehen dieser ersten deutschen Kolonie und damit der ganzen deutschen Kolonialpolitik. Man wird ihnen also doch billiger Weise die Stellung und Freiheit belassen, die sie bis dahin gehabt haben. In solcher guten Zuversicht werden wir auch durch die ganze bisherige Stellung der betreffenden Beamten unseren Missionaren gegenüber durchaus nur bestärkt.

Ein zweifaches Bedenken liegt uns allerdings in Bezug auf unsere Missionsarbeit in dieser afrikanischen deutschen Kolonie auf dem Herzen. Das eine betrifft den Branntweinhandel. Von seiten der deutschen Reichsregierung haben die Petitionen der Missionsgesellschaften in dieser Angelegenheit bisher noch keine Beachtung gefunden und der ganz unbegreiflich niedrige Einfuhrzoll auf Branntwein in Westafrika, über den sich unsere Reichsregierung vor kurzem mit Frankreich geeinigt hat (z. B. 4 Pfg. auf ein Liter Rum), beweist deutlich, daß man einseitig nur die Interessen der Branntweinhändler im Auge hat in dieser doch auch für die Mission nicht nur, sondern für die ganze Zukunft unserer deutschen Kolonien so unendlich wichtigen Angelegenheit. Das muß uns ernstlich besorgt machen und die wohlwollende Stellung des gegenwärtigen obersten Beamten in Deutsch-Südwestafrika, sowie seine uns in dieser Beziehung gegebenen Versprechungen können diese unsere Besorgnis im Blick auf die Zukunft durchaus nicht beseitigen. — Das zweite Bedenken ist das, daß wir noch gar nicht abzusehen vermögen, wie Deutschland in diesem von der See aus nicht direkt zu erreichenden Lande seine Herrschaft handhaben und sich Achtung verschaffen will (vgl. Maiheft S. 212). Diese Frage fängt allmählich an peinlich zu werden, am allermeisten wohl für den betreffenden Beamten selbst, dem man eine schwere Aufgabe zumutet, ohne ihm doch die dazu nötigen Mittel zu geben; ja, wie es den Anschein hat, ohne sie ihm geben zu können. Ein Mißlingen und Wiederaufgeben dieser ganzen südwestafrikanischen

kolonialen Unternehmung müßte aber auch auf unsere Missionsarbeit einen höchst bedenklichen Rückschlag ausüben, eben weil unsere Missionare als deutsche Landsleute davon mitbetroffen würden.

Wesentlich anders gestaltet sich die Lage unserer Missionare in Deutsch-Neuguinea. Weil wir hier im Gebiete der in vielen Beziehungen nach dem Muster der alten ostindischen Kompanie gebildeten Neuguinea-Kompanie arbeiten wollen, so ist es auch ganz natürlich, daß sich unsere Missionare dort in einer ähnlichen Stellung befinden, wie die in holländisch Indien. Wir haben bei unseren Verhandlungen mit dem Vorstand der Neuguinea-Kompanie im Grunde auch nur dies uns als Ziel gesetzt, für unsere Missionare die gleiche Stellung und die gleiche Freiheit zu erlangen, wie dort in holländisch Ostindien, und wir haben das auch erreicht. In einer Beziehung ist ihre Stellung sogar noch etwas besser und gesicherter, sofern sie nämlich nicht ohne Grund wieder fortgeschickt werden können, was sich ja aber auch deutschen Landsleuten gegenüber wohl ganz von selbst verstand. Dabei wollen wir mit großem Dank anerkennen, daß man uns von seiten der Kompanie und ihrer Beamten mit viel Freundlichkeit und Wohlwollen entgegengekommen ist und wollen auch das nicht übersehen, daß das völlige Verbot alles Verkaufs von Spirituosen an die Eingeborenen eine für unsere Missionsarbeit außerordentlich erfreuliche Maßregel ist.

Auf der andern Seite liegen aber auch hier zwei Bedenken vor, die wir in holländisch Indien für unsere Missionare nicht zu haben brauchen. Das erste ist dies: Wird es möglich sein, die Kolonie auszudehnen und nutzbar zu machen, ohne mit den Eingeborenen in ernstliche Konflikte zu geraten? Und wird es unseren Missionaren gestattet sein, sich so einzurichten und so weit selbständig vorzugehen, daß den Eingeborenen deutlich wird, wie sie mit allen auf Landerwerb ꝛc. gerichteten Bestrebungen direkt nichts zu thun haben, sondern wirklich nur das Wohl, die Förderung und Belehrung der Eingeborenen suchen? Das zweite Bedenken erhebt sich uns angesichts der auch in unseren Abmachungen mit dem Vorstand der Neuguinea-Kompanie zum Ausdruck gekommenen Erwartungen von seiten dieses Vorstandes, daß wir nämlich die Eingeborenen im Ackerbau und allerlei nützlichen Künsten unterweisen sollen. Wir haben unsererseits darauf geantwortet, daß unsere Missionare in Neuguinea sich das gerade so gut, aber auch nicht mehr angelegen sein lassen werden,

wie auf unseren anderen Missionsgebieten. Im Hereroland z. B. und auch in Borneo und Sumatra haben sie auch in dieser Beziehung zum Teil schöne Erfolge aufzuweisen. Aber wird man von seiten der Kompanie sich damit zufrieden geben? Wird man zu der Einsicht gelangen, daß nur erst, wenn die Missionare in ihrer eigentlichen Berufsarbeit festen Fuß gefaßt und auch das volle Vertrauen der Eingeborenen erworben haben, sie auch imstande sein werden, die kolonialen Unternehmungen kräftig zu unterstützen?

Jedenfalls wollen wir froh sein, wenn unsere Missionare in den deutschen Kolonien nur ebenso gestellt werden und sich in ihrer Arbeit nur ebenso ungehindert bewegen können, wie in den englischen und holländischen Kolonien.

*

Missions-Zeitung.

Westafrika.

Die abergläubische Meinung, daß die Geburt von Zwillingen ein Unglück sei und daß man daher solche Kinder alsbald töten müsse, herrschte früher auch in Bonny (östlich von der Nigermündung). Seit aber dort das Evangelium verkündigt wird (1865), sind nicht weniger als 20 Zwillingspaare am Leben geblieben, darunter auch Kinder von Häuptlingen.

Die Erfolge der englischen Baptisten in S. Salvador (südlich vom Kongo) haben den dortigen alten und schwachen König in große Not gebracht. Ist es doch so weit gekommen, daß 15 seiner Weiber sich zu den Baptisten halten. Ihn selber würde dies vielleicht nicht allzusehr beunruhigen. Aber die portugiesischen Priester haben ihn gegen die Engländer eingenommen und er suchte sich nun dadurch zu helfen, daß er befahl, es müsse die eine Hälfte seiner Unterthanen in den katholischen Gottesdienst gehen und die andere Hälfte könne die Baptistenkapelle besuchen. Natürlich fragten die getreuen Unterthanen wenig nach diesem Gebot, was den alten Herrn sehr ärgerte. Die Jesuitenpriester, welche die Vertreter der portugiesischen Regierung sind, haben gedroht, sie werden sich vom Kongo zurückziehen, wenn der König seine Leute nicht dazu bringe, die Messe zu besuchen. Diese Drohung hat dem König Angst eingeflößt. Zu dem Anhang der Baptisten gehören aber so angesehene Leute, daß dieselben trotz König und Priestern thun können, was sie wollen. Nun dachte der König, er wolle wenigstens im eigenen Hause seine Macht ausüben und befahl seinen Weibern, nicht mehr in die Versammlungen der

Baptisten zu gehen. Sieben derselben thaten es dennoch und zur Strafe für ihren Ungehorsam wollte er sie nicht mehr in das Haus hineinlassen. Doch seine Räte stimmten ihn um und die Weiber durften zurückkehren. Gleich am folgenden Abend gingen sie aber wieder zu den Baptisten. Nun war die Geduld des schwergeprüften Eheherrn erschöpft. Er bewaffnete sich mit Gewehr und Säbel, stellte sich außen am Thor der Missionsstation auf und wartete in der Dunkelheit auf seine Weiber. Als nun die Leute herauskamen, gab es einen gewaltigen Lärm; aber es floß kein Blut. Nur eines der Weiber erhielt einen Schlag mit der flachen Klinge. Diesmal durften die Ungehorsamen wirklich nicht in ihrer Behausung schlafen. Sie gaben darum nicht nach. Eine erklärte: Es thut nichts, wenn er uns auch umbringt. Wir nehmen es nicht schwer, um Jesu willen zu sterben; er ist für uns gestorben. Missionar Comber ging nun zum König und stellte ihm vor, wenn er auch Gehorsam zu beanspruchen habe, so sei es doch nicht recht, in Glaubenssachen gegen seine Leute Zwang ausüben zu wollen. Nach langem Hin- und Herreden gab er nach, erlaubte seinen Weibern die Rückkehr und wünschte nur, es möchten die Abendgottesdienste auf eine frühere Stunde verlegt werden, damit seine Weiber vor Einbruch der Dunkelheit heimkommen. Darauf ging der Missionar natürlich ein.

An demselben Tage kam ein armes Weib und bat, man möge die Wunden heilen, welche die Schläge ihres Mannes ihr verursacht haben. Er wollte sie dadurch für den Besuch des Gottesdienstes strafen. Mit Thränen in den Augen rief sie: Ich frage nichts darnach, wenn er mich auch ums Leben bringt; ich will Gott folgen. Es liegt darin etwas von dem Starrsinn der Leute am Kongo, denn sie können sehr eigensinnig sein. Aber es ist doch nicht lauter Eigensinn, sondern auch etwas von der Liebe zu Jesus. Mehr als die Hälfte von denen, welche ihre Bereitwilligkeit, Christen zu werden, erklärt haben, sind Weiber, was insofern den Missionaren eine Verlegenheit verursacht, als sich auf der Missionsstation im Augenblick keine Frau befindet. Auch dort ist Grund vorhanden, allen bösen Schein zu meiden; es wird daher bald ein verheirateter Missionar kommen. Man darf übrigens nicht erwarten, daß alle, welche sich beim Missionar zum Unterricht anmelden, wissen, was sie damit thun. Manche melden sich nur, weil es andere gethan haben. Sie sagen: Wir wollen unsere Namen aufschreiben lassen. Fragt man sie: Warum? so sind sie in Verlegenheit. Einige sagen: Weil dann unsere Sünden abgewaschen werden. Sie meinen dabei, wenn nur ihre Namen aufgeschrieben seien, so sei ihre Erlösung gesichert. Andere haben noch keinen Begriff von ihrer Sündhaftigkeit. Doch wissen die Leute soviel, daß sie die Sünde aufgeben und ein rechtschaffenes Leben führen müssen. Wenn auch viele noch kein Verständnis für die Erlösung durch Christum haben, so erklären doch

einzelne: Er ist für mich gestorben, er ist mein Heiland. Ich liebe ihn, bete zu ihm und folge ihm. Die Missionare beeilen sich natürlich nicht mit der Taufe.

Ebenso verfahren die amerikanischen Baptisten. Man hat von 1000 Bekehrten auf der Station Banza Manteke gesprochen. Dies ist eine Uebertreibung. Es mag sein, daß 1000 oder mehr Eingeborene das Verlangen ausgesprochen haben, Gott zu dienen. Aber getauft hat der Missionar jener Station erst etwa 40, eine Vorsicht, die man nur billigen kann.

Südafrika.

Im Oranje-Freistaat befindet sich die Berliner Mission in der günstigen Lage, daß die Einnahmen und Ausgaben der 6 Stationen sich decken, so daß die Gemeinden sich selbst erhalten. Dieser erfreuliche Stand kommt zum guten Teil davon her, daß bedeutende Schenkungen an Grundbesitz gemacht worden sind. So hat ein Häuptling in Bethanien 21 000 holländische Morgen Land der Mission geschenkt.

In St. Matthews (Kafirland) hat die Ausbreitungsgesellschaft eine Industrieschule für Knaben und Mädchen. Die Knaben werden zu Zimmerleuten, Wagnern oder Schmieden ausgebildet und auch mit Gartenbau beschäftigt. Die innerhalb Jahresfrist gelieferten Arbeiten hatten einen Wert von über 42 000 Mk. und ergaben einen Reingewinn von 2073 Mk., der zur Tilgung der auf den Gebäuden ruhenden Schuld verwendet wurde. In früheren Jahren war der Gewinn noch größer. Es ist auch eine kleine Druckerpresse auf der Station, an der ebenfalls Kafirknaben beschäftigt werden.

Madagaskar.

Beim Sekretariat der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in London ist ein Schreiben des der Londoner Missionsgesellschaft angehörenden Missionars Wills in Antananarivo eingelaufen, welches davon Zeugnis giebt, welch tiefen Eindruck die Christenverfolgung in Uganda auf die evangelischen Christen in Madagaskar gemacht hat. Als die traurigen Nachrichten einliefen, wurden dieselben in einem einheimischen Blatt mitgeteilt, das den Namen Teny Soa (Gute Worte) führt und in 3000 Exemplaren verbreitet wird. Da im April die halbjährlich stattfindende Versammlung von Vertretern der Gemeinden in Imerina gehalten wurde, so gab man den Abgeordneten jeder Gemeinde einen Traktat mit, der ein Abdruck des in jenem Blatt erschienenen Berichtes war. Sie wurden gebeten, daheim ihren Gemeinden diesen Traktat vorzulesen und sie zum Gebet für die Christen in Uganda aufzufordern. Nicht weniger als 8000 Exemplare wurden über die ganze Provinz Imerina verbreitet und erregten lebhafte Teilnahme und Fürbitte für die bedrängten Mitchristen.

Ostafrika.

Ueber die Unterhandlungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mit katholischen Missionaren erfährt der Westfäl. Merkur von zuverlässiger Seite, daß die katholischen Missionare ein Gebiet von 3000—4000 Quadratkilometern ganz allein, mit Ausschluß protestantischer Missionen, überwiesen erhalten.

Der Sklavenhandel ist in Ostafrika leider eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen. Der bekannte Missionar Ashe schreibt: „Hier in Uganda ist eine der ausgiebigsten Quellen für den Menschenhandel. Die Sklaven in diesem Lande zählen nach tausenden. Tod, Verstümmelung und jedes Unrecht, das ein Mensch überhaupt dem andern zufügen kann, ist ihr Los. Die Zeit ist gekommen und mehr als erst gekommen, wo Europa ein Wort sprechen und ein für allemal erklären muß, daß diese „offene Wunde" der Welt verbunden werden muß. (Werden die Engländer dieses Wort sprechen, oder sollen die Deutschen thun, was England nicht thun mag?) Auch wenn die englischen Kreuzer jeden vom Festland weggeschleppten Sklaven befreiten, wäre darum der Sklavenhandel seinem Ende nicht näher, denn Erzräuber wie Muanga am Viktoria Njanza und Kabbarega zwischen dem Viktoria- und dem Albert Njanza können ihre großartigen Raubzüge ungestört fortsetzen. Ich kenne keinen traurigeren Anblick als den der armen Kinder, die von dem ermordeten Vater und der Seite ihrer Mutter weggeschleppt worden sind. Ich habe das gesehen." Wie es aber in der Umgegend von Sansibar aussieht, mag man aus folgendem Schreiben des englischen Konsuls Kirk an den Sultan von Sansibar ersehen: Wiederholt muß ich die Aufmerksamkeit Ew. Hoheit darauf lenken, daß in diesem Jahre eine beträchtliche Einfuhr von Sklaven nach Pemba (Insel, nördlich von Sansibar) stattfindet. Ich habe einen neuen Beweis dafür durch die Ankunft von vier Sklaven, die in der Nähe von Dar Salam gestohlen und nach Pemba gebracht worden sind. Zu meinem Bedauern haben Ihre in jenen Küstengegenden befindlichen Beamten und Soldaten wenig Achtung vor Ihren Befehlen. Hätten dieselben auch nur die gewöhnlichste Wachsamkeit an den Tag gelegt, so hätten niemals so viele Sklaven verschifft werden können, wie neuerdings; auch hätten nicht so viele gestohlen werden können, als in der Stadt Dar Salam selbst gestohlen worden sind. Ich muß annehmen, daß Ihre Beamten mit den Arabern von Pemba unter einer Decke stecken und zu ihnen wohlbekannten Dingen ein Auge zudrücken. Ich erkläre wiederholt, daß alle solche Sklaven ein Recht auf Freiheit haben, wo und von wem sie auch angetroffen werden. Ich erinnere daran, daß, nachdem jegliche Sklaveneinfuhr gesetzlich verboten worden ist, die englische Regierung das Recht hat, die Befreiung aller seit 1873 eingeführten Sklaven zu verlangen. Ich will Ew. Hoheit in einer ohnehin schon schwierigen Zeitlage nicht Ver-

legenheit bereiten; aber Sie werden begreifen, daß wenn Ihre Unterthanen so nahe bei Ihrem Regierungssitz Ihre Autorität so auffallend mißachten dürfen, andere noch weniger nach derselben fragen werden, da sie zuvor schon Ihnen erklärt haben, sie werden Ihre Gewalt nur anerkennen, wenn sie ihnen auch sichtbar vor Augen trete. Ew. Hoheit haben daher gegen die Regierung Ihrer Majestät der Königin und gegen sich selbst die Pflicht, dem Wiederaufleben des Sklavenhandels, worauf Sie so oft aufmerksam gemacht worden sind, zu steuern. — Gut gebrüllt, Löwe, möchte man sagen. Schade, daß man auch in Sansibar weiß, wie wenig englische Drohnoten zu fürchten sind.

Zentralafrika.

Ein von Mackay in Uganda an seinen Freund Ashe geschriebener Brief enthält manche Einzelheiten, welche dem, was früher schon bekannt geworden, zur Bestätigung dienen. Monate lang, schreibt er, hatte ich jeden Abend das Haus voll von Besuchen. Spät, oft sehr spät hörten wir auf und ich war manchmal mehr als erschöpft. Bei Tag fuhr ich fort mit Uebersetzen und Drucken. Da neuerdings nächtliche Diebstähle und Raubanfälle zugenommen haben, so ist der Befehl ergangen, es solle jedermann festgenommen werden, der sich nach Eintritt der Dunkelheit auf der Straße blicken läßt. Nun können meine Schüler nur noch bei Tag zu mir kommen, und diejenigen, welche sich versteckt halten, können überhaupt kaum noch kommen. Nicht wenige bleiben jedoch die ganze Nacht da und gehen erst morgens. An Sonntagen habe ich immer eine kleine Versammlung und nach der Liturgie halte ich eine kurze Ansprache. Jeden Tag haben wir Morgen- und Abendgebet und mit dem letzteren verbinde ich eine kleine Lehrstunde.

Mackay erzählt, daß ein junger Mann, der zu Hanningtons Begleitern gehört habe, nach Uganda gekommen sei. Derselbe berichtete über Hanningtons Ende folgendermaßen: Der Bischof kniete nieder, faltete beide Hände wie beim Gebet und wurde in dieser Stellung von beiden Seiten her gleichzeitig je mit einem Speer durchbohrt. Dieser Bericht, der abweicht von der seitherigen Annahme, daß Hannington mit seinem Gewehr erschossen worden sei, stimmt überein mit der Aussage eines Christen aus Frere Town, der ebenfalls dem Blutbad entrann. Als Grund, warum sie den Bischof nicht erschossen haben, gaben die Mörder an: Das Gewehr ist die Waffe des weißen Mannes; sie machen es und sie kennen auch das Zaubermittel, dessen Gebrauch sie davor bewahrt, durch das Gewehr getötet zu werden. Es wäre daher vergeblich, wenn man versuchen wollte, sie mit einem Gewehr ums Leben zu bringen. Aber der Speer ist unsere Waffe und dagegen hat der Europäer kein Zaubermittel. Deswegen wurde der weiße Mann mit dem Speer getötet.

Türkei.

Der Sultan hat ein Verbot gegen den Besuch fremder Schulen durch muhammedanische Kinder erlassen. Den Vätern, Pflegern u. drgl. wird im Fall der Uebertretung dieser Vorschrift mit gesetzlichen Strafen gedroht, und bereits ist ein Vater, der sein Kind in eine Schule der englisch-kirchlichen Mission in Palästina geschickt hatte, ins Gefängnis geworfen worden. Damit wäre die Mission unter den Moslemin geradezu unmöglich gemacht.

Indien.

Die in Gudscharat (Nordwestindien) arbeitende irisch-presbyterianische Mission (vrgl. Miss.-Mag. 1886, 225 ff.) zählt jetzt 7 Hauptstationen, 11 europäische Missionare, 19 Evangelisten (eingeborene Gehilfen), 6 Kolporteure, 40 christliche und 67 heidnische Lehrer. Die Gemeinden haben zusammen 2270 Glieder, von denen 1473 getauft sind und 299 am heil. Abendmahl teilnehmen. In 21 Knaben- und 15 Mädchenschulen werden 2137 Kinder unterrichtet. Interessant ist die Thatsache, daß auch dieses verhältnismäßig kleine Missionswerk nicht ohne eine ärztliche Mission ist. In dieser Beziehung haben die deutschen Missionsgesellschaften noch viel nachzuholen.

Todesfälle.

Am 21. Juni ist in Trankebar der Leipziger Missionar Schwarz gestorben. Er hat seit 1843 ununterbrochen in Indien gelebt, ohne eine Urlaubsreise in die Heimat zu unternehmen.

Am 21. Mai in Nayudupeta (Teleguland) der Hermannsburger Missionsprobst Mylius. „Er starb am schulfreien Sonnabend nachmittag, nachdem er den ganzen Morgen unterrichtet hatte."

Am 6. Juni starb in Ottakamand (Tamilland) der Baptistenmissionar G. Pearce. Er war nicht blos der Senior seiner eigenen Missionsgesellschaft, sondern zugleich wohl der aller indischen Gesellschaften. Er landete im Jahr 1826 in Kalkutta und arbeitete nahezu ein halbes Jahrhundert in Bengalen.

Bücheranzeige.

Evangelischer Missionskalender für 1888. Basel, Missionsbuchhandlung.

Der Kalender ist frisch geschrieben und bietet mancherlei. Das schöne Titelbild stellt die Geschichte von der Zinsmünze dar.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Szene aus einer Reise in Westafrika.

Ein Blatt aus der Geschichte der Brüdermission

oder

Ein Missionsversuch auf der Goldküste vor 150 Jahren.

Von Missionar Paul Steiner.

---

1. Europas Stellung zu Westafrika in den vorigen Jahrhunderten.

„Eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden." Röm. 2, 24.

Längst sind die Zeiten entschwunden, da Afrika nach seinen äußeren Umrissen eine unbekannte Welt war; ja all das Wunderbare und Märchenhafte, das Sage und Uebertreibung um den dunkeln Erdteil gewoben, ist seit lange ein verklungenes Lied. Bald ist es ein halbes Jahrtausend, daß unter dem besonderen Walten Gottes der Entdeckungstrieb auf Afrika gerichtet wurde. Das Volk der Portugiesen war es bekanntlich, von dem der Anstoß zu einer Reihe der glänzendsten Entdeckungen, von denen die Weltgeschichte zu berichten weiß, ausging und das lange Zeit die Führerrolle behauptete. Vom Jahre 1412 ab wurde unabläßig die Lösung des Problems der Umschiffung und Erforschung der afrikanischen Küste angestrebt; Flotte auf Flotte wagte sich in die unbekannten weiten Gebiete des atlantischen Ozeans, der das afrikanische Gestade bespült, und Schritt für Schritt drang man vorwärts, den die Küstengebiete bedeckenden Schleier mehr und mehr lüftend, bis die Umschiffung Afrikas 1497 einem Vasco de Gama gelang und der gefundene Seeweg nach Indien den Entdeckungen vorläufig ein Ziel setzte.

Doch sollen uns hier nicht die Entdeckungsfahrten der Portugiesen beschäftigen, auch nicht die kühnen Eroberungszüge todesverachtender Forschungsreisender in das unbekannte Innere des dunkeln Erdteils, wie solche mit der Entwicklung der Naturwissenschaften im 18. und 19. Jahrhundert bis in die Neuzeit herein angeregt und ausgeführt wurden. Wir wollen uns vielmehr — ehe wir an unsere eigentliche Aufgabe herantreten — die Frage beantworten, *inwieweit etwas geschehen ist zum Heil der Eingeborenen Westafrikas*, die durch die Entdeckung und das Bekanntwerden der neuen Gebiete in den Horizont der europäischen Welt hereintraten und mit den Vertretern der christlichen seefahrenden Nationen in Berührung kamen; denn nicht nur die Portugiesen treten im Lauf der letzten Jahrhunderte auf der afrikanischen Küste auf, sondern auch die Niederländer, Engländer, Franzosen und Dänen.*)

Man muß den Portugiesen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß einer der wesentlichsten Beweggründe, die sie bei der Verfolgung ihrer Entdeckungen leiteten, *der* war, den christlichen Glauben unter den heidnischen Völkern Afrikas zu verbreiten und die römisch-katholische Kirche auf den Boden desselben zu verpflanzen. Zahlreiche Missionare verschiedener Orden betrieben mit anerkennenswertem, wenn auch oft fleischlichem Eifer das Werk der Bekehrung. Am Senegal, auf der Goldküste, in Benin, auf der Prinzeninsel, auf St. Thomas, am Kongo und in Angola wurden christliche Missionen errichtet, die aber alle, mit Ausnahme der beiden letzteren, weder von Erfolg, noch von langem Bestande waren. Nur am Kongo und in Angola hielt sich die daselbst mit weltlicher Macht auf dem leidlich zertrümmerten Heidentum künstlich aufgebaute römische Kirche länger als zwei Jahrhunderte. Aber die Roheit der Mönche und die Oberflächlichkeit der Lehre führte auch hier schließlich zum Abwerfen des christlichen Joches und zur Verwischung jeglicher Spur der christlichen Kirche. Dieser Versuch, den heidnischen Völkern das Christentum und seine Segnungen zu bringen, war mehr im Dienst der Kirche Roms und unter dem Gesichtspunkt der Ausbreitung derselben und der Unterwerfung der heidnischen Völkerschaften unter das Panier und die Herrschaft der alleinseligmachenden Kirche gemacht

*) Die Brandenburger ließen sich nur vorübergehend am Ende des 17. Jahrhunderts am Kap der drei Spitzen nieder.

worden, als weil man ein Verlangen gehabt hätte, das Heil in Jesu Christo, die erlösende und errettende Gnade den im Schatten des Todes sitzenden Nationen zu bringen. So anerkennenswert jene Versuche der Mönche und Priester waren, so waren sie doch nicht dazu angethan, Bleibendes zu wirken. Ja, die erste Begeisterung für die Schwarzen als Pfleglinge der Christenheit verflog leider gar bald und die Klagen der Priester ließen die Neger, denen sich das römische Formenwesen nicht so leicht aufdrängen ließ oder die bei der ersten Gelegenheit die zwingende Fessel wieder abwarfen und in die Arme des Heidentums zurückeilten, gar bald als schwarze Teufel erscheinen, die man mit Gewalt zähmen oder züchtigen müsse. Nur zu bald hatte das christliche, zivilisierte Europa seine Aufgabe für Afrika vergessen und sich ein anderes materielles Ziel gesteckt. Es machte sich das Bestreben geltend, die neuentdeckten Gebiete möglichst für den Handel auszubeuten und dienstbar zu machen. Dies geschah in folgenschwerer Weise.

Afrika war seit urdenklicher Zeit ein Sklavenland gewesen und die Portugiesen sahen mit Erstaunen, was hier der Götzendienst und die Stumpfheit gewirkt und wie wenig Menschenwürde und Menschenrecht galten. Sie selbst wurden Sklavenbesitzer und gar bald Sklavenhändler, als welche sie jährlich Tausende von Schwarzen in die amerikanischen Besitzungen entführten und dort auf den Markt brachten. Es währte nicht lange, so blühte der lebhafteste Transporthandel mit der schwarzen Ware längs der westafrikanischen Küste. Die Kirche selbst sanktionierte diesen schändlichen Menschenhandel, indem in Lissabon der erste Sklavenmarkt kraft einer päpstlichen Bulle eröffnet ward,*) und so wurde dieser alle Menschenrechte mit Füßen tretende Handel die Quelle unsagbaren Elends und Jammers für Afrikas Bewohner. Die Portugiesen waren es nicht allein, die ihre Handelsflotten in den Dienst dieses unwürdigen Gewerbes stellten. Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts beteiligten sich mehr oder weniger alle seefahrenden Nationen Europas daran, denn so ziemlich um dieselbe Zeit (1621) wurden in Holland, das allen in dieser ungerechten Sache voranging, in England, Frankreich und später (1659) in Dänemark besondere Gesellschaften für den Sklavenhandel mit weitgehenden Rechten und Freiheiten privilegiert. Handelsneid, end-

*) Nach L. Wilson.

lose Reibereien, die Nähe der befestigten Niederlassungen, gegenseitige Aufhetzungen und Aufwiegelungen der Negerstämme unter und wider einander riefen allenthalben den bittersten Hader hervor, Kämpfe, deren Schauplatz die unglücklichen Küstenländer waren. Da war von einer segensreichen und fruchtbringenden Berührung Europas mit Westafrika keine Rede. Zur Ehre Englands sei's gesagt, daß das Gefühl des Volkes lange diesem Handel entschieden abhold war;*) aber man fand schließlich wenig oder gar keine Schwierigkeit, jenes zu beschwichtigen, indem man der ungerechten Sache einen Schein von Menschlichkeit zu geben wußte. Sollte es doch ein Werk christlicher Humanität sein, wenn man die im finstern Heidentum lebenden Afrikaner durch die Ueberführung nach Amerika auf einen Boden verpflanzte, wo sie der Wohlthaten des Evangeliums teilhaftig werden konnten. So erschien auch dem christlichen Gefühl Englands diese Art von Handelsspekulation vollkommen gerechtfertigt, obwohl namenloses Elend auf Afrika lastete und diesen Erdteil fast entvölkerte.

Einer der Schauplätze, auf denen sich die traurigsten Ereignisse abspielten, war die Goldküste, jene etwa 50 Meilen lange Strecke, die sich vom Kap der drei Spitzen bis zum Voltastrome hinzieht. Seitdem die Portugiesen im Jahr 1471 an derselben gelandet waren und von den Eingeborenen den hier aus dem Flußsande gewaschenen Goldstaub eingehandelt hatten, war dieser Küstenstrich bald ein Magnet für alle seefahrenden Völker geworden. Die Goldladungen, welche die Sage noch vergrößerte, wirkten wie eine Zaubermacht auf die europäische Handelswelt. Unternehmungslust und Golddurst führten gleichzeitig oder nacheinander außer den Portugiesen die Engländer, Holländer, Schweden, Dänen und vorübergehend auch die Franzosen und Brandenburger an die Goldküste. Da aber schließlich das Gold doch nicht so dicht gesät war und bei der großen Konkurrenz nur in ungenügenden Quantitäten von den Eingeborenen (meist aus dem Inneren, Akem und Asante) eingetauscht werden konnte, so warf sich die Spekulation auch hier fast ausschließlich auf die Ausfuhr von Sklaven und der Handel mit Goldstaub und Elfenbein war und blieb ein ganz nebensächlicher. Zur Sicherheit für ihre Handelsunternehmungen legten die verschiedenen Seestaaten,

*) England beteiligte sich schließlich am stärksten an der Sklavenausfuhr, war es aber auch zuerst, das dieselbe aufhob.

bezw. die für den afrikanischen Handel privilegierten Gesellschaften, eine Reihe von Befestigungen längs der Goldküste an, so daß diese im 17. und 18. Jahrhundert deren wenigstens 25 zählte. Alle diese festen Plätze waren von ihren Besitzern unter den Schutz mächtiger Landesfürsten gestellt, denen ein jährlicher Tribut entrichtet wurde. Reibungen zwischen den verschiedenen handeltreibenden Nationen erzeugten deshalb auch endlose blutige Fehden zwischen den Volksstämmen, in deren Gebiet die Befestigungen errichtet waren, und umgekehrt. Verräterische Ueberrumpelung dieser und jener Feste durch neidische Nachbarn, treulose Uebergabe durch bestochene Kommandanten oder habgierige Negerfürsten, schmutzige Intriguenwirtschaft, beständiges Hetzen, wilde Mordbrennerei und weitgehendes Faustrecht unter Eingeborenen und Europäern waren an der Tagesordnung.*) Vor allem aber ertönte das Jammergeschrei und Wutgebrüll Tausender von unglücklichen Landeskindern, die in Eisen geschmiedet, den brennenden Strahlen der tropischen Sonne ausgesetzt, gehetzt von der Peitsche des unbarmherzigen Treibers, in langen Reihen aus dem Innern der Küste zugetrieben und in die moderigen Kasematten der düstern Forts eingepfercht wurden, bis sie ein Sklavenschiff aufnahm und der Heimat für immer entführte. Ja, ein Grausen erfaßt den Leser, wenn er die vergilbten Blätter einer alten Chronik aus jenen Zeiten aufschlägt und sich das Bild jener Tage vor die Seele führt. So wenig hatte man damals ein Gefühl für das schwere Unrecht, das dem Land und seinen Bewohnern zugefügt wurde, daß die Schriftsteller der damaligen Zeiten kaum ein mißbilligendes Wort, geschweige einen Abscheu für das schmachvolle Treiben der Sklavenhändler haben. Dabei herrschte unter den Europäern innerhalb der Fortmauern ein sittenloses, wildes und ungezügeltes Leben, das besser ungeschildert bleibt. Das war das Beispiel von Sittlichkeit und Menschlichkeit, von Christentum und Zivilisation, das Europa einem in Barbarei versunkenen Lande und Geschlechte gab. Fluch wurde gesät, Fluch wurde geerntet. Außer England, das dadurch, daß es den Anstoß zur Aufhebung des Sklavenhandels gegeben und zur Unterdrückung desselben die ener-

*) Diese Thatsachen bezeugen Zeitgenossen wie Müller (dän. Kaplan auf Cabo Corso von 1662—70), Römer (Oberkaufmann im Fort Christiansborg, 1740—45), u. a.

gischsten Anstrengungen gemacht hat, den Fluch in Segen verwandelt hat, außer England sind alle jene handeltreibenden Nationen von der Goldküste verschwunden und sind von der Höhe ihrer ehemaligen Kolonialmacht herabgesunken. Ihre Forts, die den Strand der Goldküste einfaßten und aus denen einst ihre Handelsflotten die Schätze Mohrenlands dem Mutterlande zuführten, sind heute alle verfallen. Nur einige wenige, wie das zu Elmina, Cape Coast, Akra und Christiansborg, sind von den Engländern, den Erben ihrer Erbauer und gegenwärtigen Machthabern auf der einträglichen Goldküste, wieder für ihre Zwecke leidlich hergestellt und im Stand erhalten. Die übrigen alle — fast jeder größere Ort weist eine solche Ruine auf — liegen in Trümmern, Zeugen der zum Glück vergangenen Tage. Wild wucherndes Gestrüpp und üppig gedeihender Kaktus überrankt die Mauerreste. Zahllose Fledermäuse und allerlei Gewürm sind die Bewohner der sonst so belebten Hallen, in denen froh der Becher kreiste, bei dem man das Heimweh und selbst das mörderische Klima der Küste vergaß. Geradezu unzugänglich sind die kerkerartigen, licht- und luftlosen Gewölbe der ehemaligen Sklavenbehälter; denn halb verschüttet und mit Geröll gefüllt bedecken sie wohlthätig, was der Mensch nimmer begehre zu schauen. Keine Flagge weht mehr von der hohen Zinne als Wahrzeichen einer fremden Nation. Die Feuerrohre, einst der Schrecken der durch dieselben niedergehaltenen Eingeborenen, sie liegen, von der zerborstenen und zertrümmerten Brustwehr heruntergestürzt, zerstreut und demontiert auf der von den Schaumwellen der Brandung bespülten Düne, oder dienen als friedlicher Ruhesitz, auf dem der Neger als freier Bürger seiner Stadt des Abends sein Pfeifchen schmaucht und sich die Tagesneuigkeiten erzählt. Sic tempora mutantur!

Längst ist, Dank den Humanitätsbestrebungen der englischen Nation, der schmähliche Menschenhandel nicht nur vor der Welt gebrandmarkt, sondern auch aufgehoben und wenn ihm auch im Innern Afrikas noch nicht die Adern unterbunden und seine Quellen noch keineswegs verstopft sind, so hat doch Europa seine Hand nicht mehr dabei im Spiel. Aus dem Obigen geht zur Genüge hervor, daß durch das Bekanntwerden der westafrikanischen Küste mit der europäischen zivilisierten Welt kein sittlich-religiöser Einfluß, keine heilsame Einwirkung auf die Eingeborenen ausgeübt wurde, am wenigsten

auf der Goldküste. Davon geben uns Berichterstatter jener Zeit hinreichend Zeugnis.

Als die Portugiesen, wie schon oben gesagt, auf ihren Entdeckungsfahrten diese Küste im Jahr 1471 zum ersten mal anliefen und ein Jahrzehnt später ihre Festen anlegten, mögen sie in den Eingeborenen ein vom Fischfang, Jagd und Ackerbau lebendes Völklein angetroffen haben. Roh und barbarisch mögen ihre Sitten, despotisch ihre Gesetze, verkommen ihre sittlichen und religiösen Anschauungen und Gebräuche gewesen sein. Einen moralischen Einfluß haben aber die Portugiesen als Vertreter von Kultur und Zivilisation, als die Verfechter des christlichen Glaubens, in der Folge nicht ausgeübt und ebensowenig die nach ihnen auf der Küste auftretenden Handelsvölker. Andererseits wurde durch den Tauschhandel die Gier nach europäischem Tand, nach überflüssigen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten in den Eingeborenen geweckt und genährt, nach Dingen, die sie zuvor nicht gekannt und deren sie nie bedurft hatten. Dabei wurde sorgfältig vermieden, ihnen einen höheren Schwung zu geben. Der Europäer glaubte sich dem Wilden gegenüber in Handel und Wandel nicht verpflichtet, die edlen Seiten der Menschen-, geschweige Christennatur zu zeigen, sondern hielt sich für berechtigt, den Unmenschen hervorzukehren. So verpflanzte Europa, anstatt seiner edelsten und höchsten Güter, die wilden Auswüchse seiner Kultur ins westafrikanische Völkerleben und diese gediehen nur zu gut. Das etwa vorkommende Edle mußte neben diesem wuchernden Unkraut ersterben. Die Eingeborenen sahen zwischen dem sittlich-religiösen Zustand der Fremdlinge und dem ihrigen keinen Unterschied, denn beider Früchte hatten den gleichen sittlichen Wert oder Unwert. Ja, galten vielleicht noch vorher dem Eingeborenen Treue und Glauben als etwas Heiliges und Unverletzliches, so rotteten dies die christlichen Händler durch ihr verwerfliches Treiben aus. Demnach blieb die Roheit als die dominierende Macht stehen. Nur Europas flache Manieren fanden willige Nachahmer. Kein Wunder, wenn angesichts der moralischen Verwüstung und numerischen Entvölkerung, welche der Verkehr mit Europa in den letzten Jahrhunderten hervorrief und bis heute nachwirken läßt, die Eingeborenen jene Zeiten, die dem Bekanntwerden der Goldküste vorangingen, als das goldene Zeitalter, die gute alte Zeit bezeichnen.

2. Die Stellung der evangelischen Kirche zu Westafrika in den vorigen Jahrhunderten. Die Brüdergemeine und ihr Verhältnis zur Mission.

Nach dem Vorangegangenen drängt sich uns die Frage auf, welche Stellung die evangelische Kirche zu den westafrikanischen Kolonieen einnahm, in denen ihre Glieder zahlreich vertreten waren, nachdem durch die Verdrängung der Portugiesen 1637 die katholische Kirche ihre christianisierende Thätigkeit eingestellt hatte. Es muß auch hier zugegeben werden, daß sowohl Engländer wie Holländer und Dänen zeitweilig Geistliche als Kaplane in ihren westafrikanischen Handelsniederlassungen, in den Forts, stationiert hatten, welchen jedoch nur das geistliche Wohl der daselbst weilenden europäischen Beamten anempfohlen war und denen die Pflicht oblag, die aus den wilden Ehen jener mit den Eingeborenen hervorgegangenen Mulattenkinder zu unterrichten und die sogenannten Fortgemeinden zu bedienen, zu welchen auch die wenigen Truppen des Kastells gehörten.*) Die Stellung eines solchen Kaplans war aber mehr ein Strafposten oder nur der Uebergang zu einer späteren einträglichen Anstellung im heimatlichen Kirchendienst, der damals die Kandidaten des Predigtamtes meist lange auf eine solche warten ließ. Waren die Kaplane Leute, die nicht von der Hoheit und Würde ihres geistlichen Amtes durchdrungen, sondern Lebemänner waren, so wurden auch sie in das wüste, ungeregelte Leben der europäischen Beamten in den Kastellen hineingezogen; traten sie aber diesem entgegen und wahrten sie sich den Charakter eines Geistlichen und Dieners am Wort, so wurde ihnen das Leben inmitten der den Sklavenhandel betreibenden Europäer zur Hölle auf Erden gemacht.**)

*) Monrad, der von 1805—9 dänischer Prediger im Hauptfort Christiansborg war, spricht dies bestimmt aus, indem er in seinem Buch: „Gemälde der Küste von Guinea“ über diesen Punkt sagt: „Eine unrichtige Ansicht ist es, wenn man den Prediger in Guinea als Missionar betrachtet, da er nur für die dortigen Europäer, die Mulatten und die Neger, die in Europa oder Amerika gewesen und da getauft sind, Prediger ist. Niemals ist es seine Bestimmung gewesen, sich mit der Bekehrung der Eingeborenen zum Christentum abzugeben. Die Gemeine, die in allen Forts zerstreut war, bestand zu meiner Zeit ungefähr aus 200 Gliedern von allen Farben.“

**) Derselbe Monrad spricht sich über seine eigene Stellung als Prediger folgendermaßen aus: „An einem Ort, wo kein Ton des Hohen und Erhabenen in dem menschlichen Herzen wiederhallt, wo der Prediger von den meisten für

Jede missionierende Thätigkeit von seiten dieser Kaplane war ausgeschlossen, ja denselben unmöglich gemacht.*) Galt ja in jenen Zeiten des Menschenhandels, zu dessen Betrieb die Forts erbaut und die Handelsniederlassungen errichtet waren, der Neger keineswegs für ein Wesen mit irgend welchen Anrechten auf Menschenwürde. Er war in den Augen des Europäers nur verkäufliche Ware, bestimmt dazu, der Knecht aller zu sein. Ja, da wo eine besondere Kapelle im Fort existierte, wie dies im dänischen Kastell zu Christiansborg der Fall war, blieb dem Neger als solchem der Zutritt zu derselben bei den Gottesdiensten verschlossen. Der Schwarze sollte sich nicht beikommen lassen, sich mit dem Weißen auf dieselbe Stufe zu stellen, eine Gleichheit, von der man wohl wußte, daß sie dem Evangelium und dem von ihm getragenen Christentum eigen ist. Man erkannte in seinem Verhältnis zu den Eingeborenen noch nicht, daß das Christentum selbst in seiner Lehre und kirchlichen Ordnung die zukunftreichsten Kräfte der Gesittung trage.

Das Zeitalter der evangelischen Missionsthätigkeit aber, welche auch den fernsten und gesunkensten Heiden das Heil in Christo zu bringen sucht, war in jenen Jahrhunderten noch nicht angebrochen. Nur einige Strahlen der Morgenröte verrieten, daß wohl der Missionstrieb der Kirche innewohnte, aber nicht zum vollen Bewußtsein durchzudringen vermochte. Die protestantische Kirche hatte, abgesehen von einigen schwachen Versuchen, das Christentum der Reformation unter die nichtchristlichen Völkerschaften zu tragen, noch viel zu viel mit sich selbst zu thun, als daß sie, England ausgenommen, es hätte der

nichts anderes als einen gaukelnden Fetischmann gehalten wird, und wo keiner mehr überflüssig ist, als derjenige, welcher kein Freund und Verteidiger des Sklavenhandels ist oder sein kann, mußte ich beinahe immer so stehen. Mein Leben in Guinea war im ganzen genommen ein schrecklicher innerer Kampf, eine Reihe bitterer Kränkungen, und nur durch des Gottes Beistand, durch welchen wir, als Christen, weit überwinden, wandle ich noch unter den Sterblichen. Nur in der Erfüllung meiner Pflichten und in der angenehmen Hoffnung, das geliebte Vaterland wiederzusehen, lebte ich. Der Allwissende kennt mein Leben, die Leiden meines Herzens dort. Wie oft hat es nicht für die Menschheit und unter den harten Schlägen des Schicksals geblutet! Selbst meine sterbende Lippe wird die Vaterhand segnen, die mich zurückführte."

*) Ueber den Gottesdienst in den Forts sagt Monrad unter anderem: „In der Regel wurden die Thore des Forts unter dem Gottesdienst geschlossen, die Sklaven in ihre Löcher hineingetrieben und das Klirren der Sklavenfesseln ging vor der Verehrung her, welche dem Gott der Liebe erwiesen werden sollte."

katholischen Kirche damaliger Zeiten gleichthun können, die durch das Institut der Propaganda und durch den Jesuitenorden eine großartige Missionsthätigkeit entfaltete. Es war vielmehr eine Hauptangelegenheit der protestantischen Theologenkirche des 17. Jahrhunderts, die Orthodoxie unter heftigen Kämpfen im eigenen Lager zu befestigen. Auch das 18. Jahrhundert, das philosophische Jahrhundert der Aufklärung und der geistlichen Dürre des Rationalismus, war bei der indifferenten und skeptischen Richtung, die es in Bezug auf die Person Christi und sein Erlösungswerk einnahm, nicht dazu angethan, den Eifer zu erwecken, Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, unter den verachteten Heiden zu verkündigen. Indes ist es gerade das 18. Jahrhundert, in welchem „die protestantische Mission in den Horizont der christlichen Kirchengeschichte eintritt". Aber es war nicht die Orthodoxie des verknöcherten Konfessionalismus, noch die moderne Weltanschauung des Rationalismus, von welchen der Impuls zu dieser Lebensäußerung der protestantischen Kirche ausging, sondern vielmehr der deutsche Pietismus. Er war es, der von da an den Mittelpunkt der Missionsbestrebungen bildete.

Ihm zur Seite tritt aber bald ein bis in unsere Tage hereinwirkender ganz bedeutender Faktor auf dem Gebiete der äußeren Mission in Gestalt einer kleinen Kirchengemeinschaft im Schoß der protestantischen Kirche, die ihren Bestand und ihr Aufblühen nicht zum wenigsten dem früherkannten Lebensbedürfnis verdankt, das ihr zu teil gewordene Heil der Erlösungs- und Versöhnungsgnade in Christo Jesu zu den fernsten und versunkensten Heidenvölkern zu tragen. Die Brüdergemeine, oder die erneuerte mährische Brüderkirche war es, welche die schon längst in der protestantischen Kirche keimartig schlummernden Missionsgedanken fruchtbar machte und ausreifen ließ. Sie war es, die zur „Diakonissin der todkranken Heidenwelt" wurde. Bald nach den ersten Versuchen der dänisch-hallischen Mission trat sie im Gewande der bescheidensten Einfachheit und der selbstverleugnendsten Liebe auf den Plan, getragen von dem Gemeingeist der ganzen Körperschaft. Die providentielle Veranlassung zur Mission der Brüderkirche ist bekannt. Ihr Stifter, der reichbegabte Graf Zinzendorf, hatte schon als Zögling des hallischen Pädagogiums tiefe Eindrücke von der Größe und Herrlichkeit des Missionswerkes empfangen, wozu noch die Bekanntschaft mit dem von Indien heimgekehrten gesegneten Missionar Ziegenbalg kam,

dessen ergreifenden Erzählungen der vierzehnjährige Knabe lauschte. Schon damals regte sich in dem jungen liebeglühenden Zinzendorf der sehnliche Wunsch, dem Missionswerk seine Kräfte zu leihen, und dieser Wunsch sollte nach Gottes Ratschluß in späteren Jahren in Erfüllung gehen. Nachdem durch den Dienst des Grafen Zinzendorf und seiner Gehilfen die mährischen Brüder gesammelt waren und sie in Herrnhut ihren Mittelpunkt gefunden hatten, entstand „aus der dankbaren Liebe zu Jesu Christo gar bald ein Trieb, Ihm, seinem Befehl zufolge, mehrere Seelen zuzuführen, und insonderheit auch solchen Völkern, die von dem allgemeinen Heil in Christo nichts wußten, und noch ohne ihn in der Finsternis unselig lebten, mit dem der Gemeine geschenkten Lichte zu dienen".*) Die äußere Veranlassung dagegen, das unter der Asche glimmende Feuer im Herzen des Grafen Zinzendorf zur hellen Flamme anzufachen, war sein Besuch in Kopenhagen, den er im Jahr 1731 wegen der Krönungsfeier des Königs Christian VI., des Frommen, machte. Hier wirkten einesteils die Nachrichten des in Grönland als Missionar arbeitenden Hans Egede, anderenteils der Anblick eines getauften Negers von der westindischen Insel St. Thomas und dessen Erzählungen derartig auf Zinzendorf ein, daß derselbe in Begleitung jenes Negerjünglings nach Herrnhut zurückkehrte und den versammelten Brüdern seine Pläne in Bezug auf die Mission unter den verachteten Negersklaven auf jenen Inseln vortrug. Unter den Gliedern der Gemeine fand er nicht nur Gleichgesinnte, sondern auch sofort die Leute, welche bereit waren, dem Rufe zu folgen. Schon 1832, den 21. August, zogen Leonhard Dober, ein Töpfer, und der Zimmermann David Nitschmann nach St. Thomas aus und ein halbes Jahr später rüsteten sich die Brüder Matthäus und Christian Stach mit Christian David zu ihrer Fahrt nach dem eisigen Grönland. Beide Missionen haben seitdem unter dem reichsten Segen Gottes bestanden und die Brüdergemeine konnte mit tiefgefühltem Dank am 21. August 1882 das 150jährige Jubiläum jener Mission in Westindien und ihrer Missionsanfänge überhaupt in allen ihren Gemeinden und auf den verschiedenen Missionsplätzen feiern.

Gottes Gnadenleitung führte aber nicht allein die Brüdergemeine in jenen dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Gründung

*) Oldendorp, Geschichte der Mission auf den karaibischen Inseln.

von Missionen in Westindien und Grönland, sie lenkte auch ihre Blicke auf die Gebiete Westafrikas. Das Frühlicht der Missionsthätigkeit, welches von der kleinen, noch in ihren Anfängen stehenden Brüderkirche ausstrahlte, sollte auch die in Finsternis und Schatten des Todes sitzende Negerwelt in Westafrika mit seinen Strahlen bescheinen. Aber wie die Wege des HErrn meist wundersam sind, so auch hier. Der wiederholte Versuch, den Negern in ihrer afrikanischen Heimat, wie den Negersklaven auf den westindischen Inseln das Evangelium von Jesu Christo zu bringen, sollte fehlschlagen, und es war erst ein Jahrhundert später einer andern Missionsgesellschaft, der Basler, vergönnt, festen Fuß auf jenem Missionsfeld zu fassen und die Kirche Christi zu gründen. Jene ersten Missionsanfänge von seiten der Brüdergemeine in Guinea vor 150 Jahren, welche als erstes Auftreten der protestantischen Kirche in Westafrika bahnbereitend für die spätere so rege Missionsthätigkeit in diesen Gebieten wirkten, sollen in nachfolgendem dem Leser nach authentischen Quellen kurz vorgeführt werden. Es ist freilich nur ein loses Blatt aus den reichen Annalen der Geschichte der Brüdermission; aber dasselbe bietet Stoff genug, um uns die schweren Opfer erkennen und würdigen zu lassen, welche die mährischen Brüder vom Hutberge es sich unausgesetzt kosten ließen, um das Evangelium nicht allein dem Nordpol, sondern auch den Völkern des heißen Mittags zu bringen, bis der HErr, das Haupt seiner Gemeine, ihnen selbst zu erkennen gab, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei. Obschon ein mehr als dreißigjähriges Ringen (von 1737—70) mit ungewöhnlich schwierigen Verhältnissen, hatte dasselbe doch ein schließliches Aufgeben der Missionsthätigkeit auf der Guineaküste zur Folge. Es schweigt deshalb der Jubel, den man wohl sonst, hätte die Mission fortbestanden, angestimmt hätte; aber es gebührt dem Andenken jener ersten Sendboten nach Guinea heute nach 150 Jahren ein ehrendes Wort liebevoller Erinnerung.

Doch die Saat der Mohren ist nicht vergeblich gewesen; denn was damals die sterbenden, vom Klima dahingerafften Brüdermissionare als heißes Gebet für Afrikas Kinder aufsteigen ließen, das erfüllte sich, als die Stunde des Heils auch für Guinea geschlagen, ein Jahrhundert später in herrlicher Weise.

3. Christian Protten und der erste Missionsversuch der Brüdergemeine auf der Goldküste. 1737—1741.

Die äußere Veranlassung zu einer Missionsunternehmung auf der Küste von Guinea war keineswegs eine gesuchte, sondern Graf Zinzendorf und die Brüdergemeine wurden in ähnlicher, providentieller Weise hiezu veranlaßt, wie dies bei der Gründung der beiden ersten Missionen in Westindien und Grönland der Fall war. Bei diesen war es, wie oben gesagt, die Bekanntschaft des Grafen mit einem Neger von St. Thomas und mit dem ersten grönländischen Missionar Hans Egede, die er gelegentlich seines ersten Besuches in Kopenhagen (1731) machte, was die Anregung gab, Sendboten mit dem Wort vom Kreuz dorthin ausziehen zu lassen. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Kopenhagen (1735) nun war es, daß Zinzendorf mit einem jungen Mulatten von der Goldküste, namens Christian Protten, bekannt wurde. Der Graf, welcher in derartigen Führungen nicht das Spiel des Zufalls, sondern die Leitung einer höheren Hand erkannte, glaubte in ihm den Wink, ja wohl gar das Werkzeug aus der Hand Gottes empfangen zu haben, dem Geschlechte Hams in der Heimat Prottens das Evangelium zu bringen. Daß derselbe, wie die Folgezeit auswies, nicht das von Gott erwählte Rüstzeug war, dafür wird man Zinzendorf nicht verantwortlich machen können.

Christian Protten wurde im Jahre 1715 in Christiansborg auf der Goldküste geboren als der Sohn eines dänischen Soldaten und einer vornehmen Negerin. Christiansborg, damals die Hauptniederlassung der Dänen, wie es heute das Hauptquartier des englischen Gouverneurs der Goldküsten-Kolonie ist, war in jener Zeit eine stattliche Feste, auf einer Felsenklippe im Jahr 1659 von den Dänen erbaut, und beherrschte die an seine Ringmauern gelagerte Negerstadt Osu. Hier verlebte unser Protten seine Jugendzeit. Als Abkömmling eines Europäers gehörte er nach den Begriffen der Eingeborenen zum Adel des Landes, besuchte die dänische Schule des Forts und genoß mit andern Mulattenkindern den christlichen Unterricht des dänischen Predigers Schwane. Als Vetter des Negerkönigs Asiambo von Little Popo (an der Sklavenküste im heutigen Togo) wäre er ein rechtmäßiger Erbe des Thrones*) von Popo gewesen, wenn er nicht wegen seiner Abstammung von einem Europäer durch das

*) Gemäß dem Neffenerbfolgerecht.

Negergesetz von der Thronfolge ausgeschlossen gewesen wäre. Aus jenem Grund wurde er auch in der Brüdergemeine immer für einen afrikanischen Prinzen gehalten. Auf eine ganz unerwartete Weise wurde Protten seinem Vaterlande auf Jahre entrissen. Der schon genannte Prediger Schwane, welcher von 1720—26 die Fortgemeinde in Christiansborg bedient und wie es scheint mit großer Treue seines Amtes gewartet und die Mulattenkinder als Sprößlinge der dänischen Beamten im Christentum unterrichtet hatte, erhielt bei seiner Abberufung den Befehl von Kopenhagen, zwei Mulattenkinder dahin mitzubringen.*) Protten war zwar anfänglich nicht unter den beiden hiefür ins Auge gefaßten Knaben; als aber einer derselben krank wurde und ihn seine Eltern nicht mitziehen lassen wollten, so erkor der damalige dänische Gouverneur v. Suhm**) an seiner Stelle den zwölfjährigen Protten und schickte ihn trotz des heftigsten Widerspruchs von seiten seiner Familie an Bord des Schiffs, das ihn nach Dänemark überführen sollte. „Also wurde er mit Gewalt seinem Vaterlande entrissen und kam nach etlichen überstandenen Seegefahren den 17. August 1727 auf der Reede von Kopenhagen an." Hier wurde er den 17. November desselben Jahres mit dem anderen Mulatten getauft und erhielt in der Taufe den Namen Christian Jakob. Zugleich wählte man das Schmiedehandwerk für ihn als Beruf, in welchem er später der dänischen Compagnie in Guinea gute Dienste hätte leisten sollen. Er bezeigte indes mehr Lust und Geschick zum Studieren, als zu dem rußigen und schweren Handwerk, weshalb man ihm (1728)

*) Es geschah dies öfters, daß dänische Beamte Eingeborene mit nach Dänemark nahmen und sie daselbst in nützlichen Handwerken unterrichten ließen, deren man an der Guineaküste benötigt war.

**) Obengenannter Gouverneur Hendrik v. Suhm kehrte zu derselben Zeit, den 1. März 1727, nach Europa zurück und wurde später, im Jahr 1747, Gouverneur von St. Thomas in Westindien. Er war nach dem Zeugnis der Brüdermissionare daselbst „ein würdiger und dem Werke Gottes unter den Negern gewogener Herr". Er stellte sich nicht allein im Gegensatz zu seinen Vorgängern sehr freundlich den Brüdern gegenüber, sondern ließ dieselben auch auf seinen besonderen Wunsch für die Negersklaven seiner Plantage Versammlungen halten und Unterricht erteilen. Von seinem Heimgang heißt es: „Der würdige Herr Obristlieutenant v. Suhm, der sich beständig als ein wahrer Freund der Brüder und Beförderer ihrer Missionsarbeit bewiesen hatte, ging am 12. September 1759 in die selige Ewigkeit, wohin ihn die Segenswünsche sowohl der Missionsarbeiter, als der gläubigen Neger begleiteten."

(Oldendorps Geschichte der Miss. ꝛc.)

seinen Wunsch gewährte und vier Jahre zu seinem Studium aussetzte. Dieser Schritt gereichte ihm aber nicht zu seinem Wohl; denn nach Verlauf jener vier Jahre, im Jahr 1732, „kam er durch die Studiumsfreiheit tief in die Welt, aber auch zugleich in Unglück und Gefahr, worüber er sehr ängstlich und um seine Seligkeit verlegen wurde. Aus Mangel an einer evangelischen Führung, brachte er drei Jahre, bis 1735, unter dem Gesetz in täglicher und nächtlicher Unruhe zu ohne wahren Trost und Frieden, daher er auch keine Freudigkeit hatte, wieder nach Guinea zurückzukehren, als ihm solches 1735 nebst seinem Kameraden von dem Generalrat Pleß angetragen wurde;*) denn obgleich die Lust dazu bei ihm sehr stark war, so fühlte er doch, daß er dem Christentum daselbst zu keinen Ehren sein werde und wenig Nutzen in dieser Absicht unter den Negern stiften würde."

Um jene Zeit und in dieser Gemütsverfassung wurde er durch den Dr. Reuß mit dem Grafen Zinzendorf, der damals acht Tage in Kopenhagen weilte, bekannt. Des letzteren liebreiches Entgegenkommen und des ersteren Rat, mit dem Grafen nach Herrnhut zu gehen, bewog ihn, dem Wink Folge zu leisten. Rasch entschlossen begab er sich mit demselben auf die Reise nach Sachsen und langte mit ihm am 21. Juli 1735 in Herrnhut an. Doch auch hier scheint Prottens Verhalten nicht ganz frei von Anstößen gewesen zu sein; denn er erhielt schließlich die Weisung, sich wieder von Herrnhut zu entfernen. „Die Gnade aber kriegte doch bald die Oberhand und befreite ihn von der Sklaverei der Sünde, die er in einem Schreiben an die Gemeinde in Herrnhut, den 21. September 1735, offenherzig bekannte und die Kraft des Blutes Jesu, die sich an ihm bewiesen, mit dankbarer Verwunderung rühmte." Dieses erste schriftliche Dokument über seine äußere und innere Führung, welches er damals der Gemeinde offen vorlegte, ist der Schlüssel zu seinem späteren unregelmäßigen und abenteuerlichen Leben, in welchem es meist eigene Wege waren, die der vom Heiland unabläßig gesuchte und immer wieder gefundene und mit großer Geduld getragene Afrikaner wandelte. Zinzendorf hielt daran fest, daß ihn der Herr nicht umsonst habe mit ihm bekannt werden lassen, daß Er vielmehr dabei Gedanken des Friedens für das Negervolk in Guinea haben möchte. So kam

*) Wahrscheinlich sollte er als Lehrer oder Katechet in einer Fortschule Verwendung finden.

es, daß, um diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, der Graf mit seiner gewohnten energischen Verfolgung einmal gefaßter Pläne, schließlich Schritte that, um auch Guinea in den Kreis seiner Missionsunternehmungen hereinzuziehen. Er begab sich Anfang des Jahres 1736 nach Holland und wandte daselbst all seinen Einfluß an, um Thüren unter den Heiden in den holländischen Kolonieen in Amerika und Afrika zu erschließen. An der Küste von Guinea hatten gerade damals die Holländer von allen europäischen Nationen die meisten Besitzungen und Forts und entfalteten die größte Macht. Daß Zinzendorf, der die ersten Verbindungen mit Dänemark angeknüpft hatte, nun sein Augenmerk auf die holländischen Niederlassungen in Guinea und nicht auf die dänischen richtete, trotzdem Protten aus einer der letzteren stammte, mochte auch darin seinen Grund haben, daß die ersten Brüdermissionare auf St. Thomas in jener Zeit eine äußerst harte Behandlung von seiten dänischer Beamten zu erfahren hatten. Er versprach sich vielleicht ein freundlicheres Entgegenkommen seitens der Holländer, umsomehr als für die Aussendung der Missionare günstig gelegene Gemeinorte wie Zeist und Herrendyk in Holland gelegen waren.

Der Graf wandte sich deshalb in einem schriftlichen Gesuch an die aus zehn Herren bestehende Direktion der westindischen Compagnie in Amsterdam und bat für Chr. Protten und den zu seinem Gefährten bestimmten Br. Henrick Huckuff um freie Ueberfahrt auf einem ihrer Schiffe nach Guinea.*) Er erhielt dieselbe „durch eine willfährige Resolution dieser Herren unter dem 13. Oktober 1736." Die beiden Brüder wurden inzwischen in Herrnhut für die Mission in Guinea eingesegnet und abgefertigt, reisten den 19. Juni von hier ab und trafen am 13. August desselben Jahres in Amsterdam ein, wo sie obiger Resolution entgegenharrten. In der Hoffnung, noch in demselben Jahr nach Guinea absegeln zu können, begaben sie sich am 10. Dezember nach der Insel Texel, um sich daselbst einzuschiffen. Aber durch widrigen Wind und sonstige Hemmnisse am Auslaufen verhindert, konnten sie erst den 10. März 1737 in See gehen. Die Reise scheint eine recht günstige gewesen zu sein, denn schon am 11. Mai liefen sie St. George del Mina auf der Goldküste an.

*) Ihre Schiffe liefen von Holland, mit Tauschgütern befrachtet, nach Guinea, nahmen dort Sklaven ein und führten diese nach Westindien über.

Dieses Kastell, im Jahr 1481 von den Portugiesen erbaut und denselben nach verschiedenen Wechselfällen im Jahr 1637 von den Holländern mit Hilfe der Eingeborenen teils durch Verrat, teils mit Gewalt abgenommen, war der festeste und bedeutendste Punkt der Niederländer auf der Goldküste und verblieb trotz mehrfachen späteren Belagerungen durch die Engländer und Eingeborenen (Asanteer) auch in der Folgezeit unbestritten in ihrem Besitz, bis es durch Vertrag 1872 an die Briten überging, denen schon vorher (1867) holländisch Akra abgetreten worden war. Hollands Aktien standen überhaupt in jener Zeit, in welcher die ersten Sendboten der Brüderkirche landeten, auf der Goldküste noch sehr hoch. Es betrieb von allen Nationen, deren Schiffe hier anfuhren, den schwunghaftesten Handel, verstand sich am besten auf die Eigenart und die Ausnutzung der Eingeborenen, war durch zahlreiche Beamte vertreten und verfügte über eine ziemlich bedeutende Kriegsmacht, die in den nahe bei einander liegenden zahlreichen Forts*) der Küste verteilt lag. Doch geben dänische Zeitgenossen den Holländern, wohl aus Rivalität, einstimmig ein sehr übles Zeugnis. Erst Ende des 18. Jahrhunderts nahm mit dem allgemeinen Verfall der Seemacht Hollands und mit dem Aufkommen seines englischen Nebenbuhlers auch die Bedeutung der niederländischen Besitzungen auf der Goldküste ab.

Am Hauptort der letzteren also, in St. George del Mina (heute kurzweg Elmina genannt), sollten, wie es scheint, nach dem Plane Zinzendorfs Protten und Huckuff ihre Missionsarbeit aufnehmen. Vielleicht war auch hierin den Brüdern freie Hand gelassen; denn sie verließen bald nach ihrer Ankunft wieder Elmina, um sich nach dem weiter östlich gelegenen Holländisch-Akra**) (dicht bei Christiansborg) zu begeben. Christian Protten, der als geborener Akraer die Akra- oder Gäsprache verstand, während in Elmina das Fante (ein Tschi-Dialekt) gesprochen wird, wollte begreiflicherweise lieber in seiner Heimat wirken und erbat sich deshalb von dem holländischen

*) Sie hatten an der Goldküste damals allein 14 Forts.

**) Akra, Name des ganzen Landes und Sprachgebietes, wie der Hauptstadt (in der eingeb. Sprache Gã) und heute Hauptort der ganzen Goldküste, bestand damals aus zwei getrennten Stadtteilen, Holländisch- und Englisch Akra, mit entsprechenden Forts. Christiansborg, 25 Minuten östlich von Akra gelegen und seit 1851 in englischem Besitz, wurde damals auch Dänisch-Akra genannt.

General des Bordes die Erlaubnis, sich in Holländisch-Akra niederlassen zu dürfen. Dieses wurde bewilligt; aber kaum waren die beiden Brüder einige Tage in Akra, als auch schon Huckuff den 15. Juni 1737 vom Klima dahingerafft zu seiner ewigen Ruhe einging. Der holländische General des Bordes selbst ließ die irdische Hülle des heimgegangenen Huckuff „auf eine christliche und honorable Weise zur Erde bestatten," und berichtete den Trauerfall in einem Schreiben vom 20. Juni nach Amsterdam, wobei er zugleich den Wunsch äußerte, „daß Gott den übrig gebliebenen Protten unter den Negern wolle gesegnet sein lassen." Dieser aber scheint nun den Gedanken aufgegeben zu haben, in Akra seine Wirksamkeit zu eröffnen; denn er begab sich auf den Rat und mit Einwilligung des Generals des Bordes im Monat September nach Popo (im heutigen Togo) und Anago (dem heutigen Lagos), um daselbst mit dem „großen Gouverneur" Hartog*) Rücksprache zu nehmen und ihn für den Plan zu gewinnen, eine Mulattenschule in Elmina errichten zu dürfen.**) Mit diesem Schritt und mit der Reise nach Popo beginnt Prottens unstätes, ruheloses, ja man kann sagen plan- und zielloses abenteuerliches Leben, das ihn nie zu einer wirklichen Wirksamkeit kommen ließ. Daß es ihn nach Popo zog, mochte wohl auch darin seinen Grund haben, daß sein nächster Anverwandter mütterlicherseits, König Asiumbo, daselbst herrschte. Ja, derselbe hatte sogar, während Protten in Europa weilte, an dessen Stelle mit dem Thron seines Vorgängers und Oheims Ofoli auch dessen Besitztümer geerbt. Dieser Asiumbo war ein ziemlich mächtiger König,***) hatte eine befestigte Residenz mit vier Kanonen und hatte schon mehrmals mit Erfolg mit den Dahomeern den Kampf aufgenommen. Die Popoer, damals in fünf Hauptorten angesiedelt, waren meist Akraer, die im 16. Jahrhundert an die untere Küste geflohen waren, nach-

*) Hartog war zweifelsohne der General-Gouverneur (auch Fiskal oder General-Direktor genannt) über die gesammten Besitzungen der Holländer in Guinea, hatte seinen Sitz in Elmina und scheint damals, als Protten ins Land kam, an der Sklavenküste, wo die Niederländer auch einige feste Plätze hatten, mit den Eingeborenen in Krieg verwickelt gewesen zu sein.

**) Heutzutage arbeiten in Elmina seit Jahren englische Methodisten und katholische französische Missionare.

***) Nach L. F. Römer, der in den 40er Jahren selbst einen Besuch daselbst abstattete.

dem das damals mächtig gewordene Aquamuvolk die Stadt Akra zerstört und seine Bewohner unterjocht hatte. Die Beziehungen zwischen Akra und Popo als Stammverwandten blieben fortbestehen und äußerten sich auch darin, daß später noch mehrere Auswanderungen, wie die Tradition noch heute erzählt, dahin stattfanden.

Popo stand, als Protten seinen Vetter aufsuchte, unter dänischem Einfluß und es lassen uns die damaligen politischen Verhältnisse der Küste, auf welcher sich Europäer wie Eingeborene nur allzuoft erbittert bekämpften, die nachfolgenden Erlebnisse Prottens einigermaßen verstehen. Als dieser bei dem General-Gouverneur Hartog an der unteren Küste eintraf, war derselbe ihm und seinem Plan keineswegs günstig gesinnt, sondern, statt der Sache förderlich zu sein, die ja nur seiner Einwilligung bedurfte, hielt er Protten auf einer Lagunen-insel, die von einem Negerkönig belagert wurde, „in einem subtilen Arrest, dabei er in beständiger Lebensgefahr war." Ein gleiches that dessen Nachfolger und so wurde der arme Protten bis zum April 1739 (also über anderthalb Jahr lang) hingehalten, bis ihn die Ankunft einer holländischen Barke aus seiner gefahrvollen Lage erlöste und ihn einem Dasein entriß, das den Zweck seiner Aussendung nach Guinea völlig vereitelt hätte.

So langte er am 28. Oktober 1739 wieder in Akra an und war eben daran, seine Pläne in Ausführung zu bringen, als ihn, wohl infolge des Erlebten, eine schwere Krankheit darniederwarf, die ihn bis Januar 1740 gänzlich lahm legte. Kaum hatte er sich etwas erholt und durfte hoffen, endlich zu einer Wirksamkeit zu gelangen, da traf ihn ein neuer, ganz unerwarteter Schlag. Ein holländischer Schiffskapitän Namens Feltz lief in Akra an und brachte ihm die Nachricht, daß er Briefe für ihn aus Europa mitgebracht habe, die er, weil er seinen Aufenthalt nicht erfragen konnte, an den General-Buchhalter in Elmina abgeliefert habe. Doch könne er ihm mündlich soviel mitteilen, daß jene Briefe seine Abberufung nach Holland enthalten. Zugleich habe er einen anderen Brüdermissionar nach Guinea bringen sollen, der sich aber aus ihm unbekannten Gründen nicht eingeschifft habe. Aus der Beschreibung, die der Holländer von dem betreffenden nach Guinea bestimmten Bruder machte, merkte Protten, daß derselbe niemand anderes sein konnte, als Br. Chr. Gottlieb Israel, dessen Bekanntschaft er wohl seiner Zeit in Herrnhut gemacht haben mochte. Und so war es auch.

Genannter Israel war, für die Mission in Guinea bestimmt, bereits in Herrendyk eingetroffen, um sich nach der Goldküste mit dem erwähnten Kapitän einzuschiffen, als Graf Zinzendorf von seiner Reise nach Westindien zurückkehrte und Israel nach St. Thomas abgehen hieß.*) Aber noch kurz vor seiner Abreise nach Westindien hatte bereits Graf Zinzendorf einen Brief an Christian Protten (datiert Texel, den 17. Dez. 1738) geschrieben, in welchem unter anderem gesagt war: „Lieber Br. Protten, sei so gut und folge einfältig und komme wieder und laß dich nichts aufhalten; denn wenn du auch Petrus wärest, so wollen wir dich nicht wegwerfen. Hast du wirklich Segen? Ist er dem Evangelio gemäß? Ist er nicht gemischt? Ist er ein Werk Gottes? Folge mir, Bruder, und komme wieder!“ Diesen und andere Briefe konnte der holländische Kapitän dem Protten nicht ausliefern, da er sie, wie gesagt, in Elmina bereits abgegeben hatte, und weil Protten die Briefe erst gern in Händen gehabt hätte, konnte er sich nicht entschließen, mit diesem Schiff nach Holland zurückzukehren. Er segelte dagegen mit nach Elmina, hörte aber unterwegs, daß dasselbe von den Eingeborenen belagert werde und General des Bordes, der ihm wohl wollte, gestorben sei. Dies bewog ihn, statt in Elmina, das blockiert war, in dem nahen, östlich gelegenen Cabo Corso (dem heutigen Cape Coast Castle), welches schon damals in englischem Besitz und

*) Christian Gottlieb Israel war ein Waisenknabe und als solcher im Waisenhaus in Herrnhut erzogen worden. Er hatte einen schwachen und gebrechlichen Körper, ein steifes kurzes Bein und war ausgewachsen; aber er fühlte ein brennendes Verlangen, dem Heiland unter den Heiden zu dienen und hatte seinen Wunsch schon im Jahre 1738 der Gemeinde in Herrnhut schriftlich dargelegt. Darauf erhielt er einen Ruf, unter die Neger nach Guinea zu gehen und reiste deswegen nach Amsterdam, um sich von da an den Ort seiner Bestimmung zu begeben. In Herrendyk erhielt er die Ordination zu einem Lehrer der Heiden. Es verzog sich aber seine Abreise, bis der Graf im Monat Mai 1739 aus Westindien nach Amsterdam zurückkam. Dieser traf ihn da in der Erwartung an, in wenigen Tagen mit einem Schiff nach Guinea abzugehen. Es änderte sich aber seine Bestimmung dahin, daß er zwar ein Lehrer der Neger, aber nicht derer in Guinea, sondern der Sklaven in Westindien sein sollte. Auf der Reise dahin erlitt er Schiffbruch, wurde wunderbar errettet, während sein Kollege, der Theologe Feder, in den Wellen ertrank, und wirkte unter großem Segen in St. Thomas, wo er, noch nicht 30 Jahre alt, als ein treuer Diener Jesu Christi den 2. August 1743 sein Tagewerk beschloß. (Oldendorp.)

eine ſtarke Feſte war, zu verbleiben. Hier fand er ein freundliches Unterkommen „bei einem artigen und braven Guinea-Neger, Namens Afina, deſſen Kinder er leſen zu lehren anfing.“ Darüber verging das Jahr 1740, nachdem er erſt im November zu Comani*) obenerwähnte Briefe, aber offen, erhalten hatte. Demzufolge begab er ſich den 31. Dezember nach Elmina, von dem ſich die eingeborenen Belagerer inzwiſchen zurückgezogen hatten, fand daſelbſt die Nachricht vom Tode ſeines Gönners beſtätigt und kehrte am 3. Januar 1741 wieder nach Cabo Corſo oder Cape Coaſt zurück, wo er ſich auf einem engliſchen Schiff nach Europa einſchiffte, das er nach allerlei Abenteuern glücklich erreichte. Inzwiſchen war bereits ein zweites Abberufungsſchreiben durch Br. Leonhard Dober, den vormaligen Miſſionar auf St. Thomas und nunmehrigen Aelteſten in Herrnhut (datiert Marienborn, den 30. Dez. 1740), abgeſandt worden, das aber Protten nicht mehr an der afrikaniſchen Küſte antraf. „Nach dieſem erſten, fruchtlos abgelaufenen Miſſionsverſuch unter den Negern und Mulatten in Guinea, hat ſelbiger viele Jahre geruhet.“

4. Prottens zweites Unternehmen in Guinea. 1756—1761.

Fünfzehn Jahre ſind verfloſſen und Guinea ſcheint vergeſſen. Da läßt es Protten keine Ruhe; unwiderſtehlich ergreift es ihn wie Heimweh und zieht ihn nach Afrika. Er muß wieder hinaus auf die Goldküſte, in das Land ſeiner Geburt. Seit ſeiner Rückkehr von dort im Jahr 1741 hat er indes allerlei Irrfahrten hinter ſich, iſt inzwiſchen 1743 auf eigene Fauſt nach St. Thomas in Weſtindien gegangen und von dort „als ein verlorenes Schaf“ anno 1745, den 14. April, nach Marienborn in der Wetterau zurückgekehrt. Hier ſcheint er die Witwe des ſel. Br. Freundlich, eine Mulattin von St. Thomas, Namens Rebecka**) kennen gelernt zu haben, mit welcher

*) Comani iſt ein Platz weſtlich von Elmina, wo die Holländer und Engländer je ein Fort beſaßen.

**) Beſagte Rebecka, eine ſehr helle Mulattin, war eine begnadigte Arbeiterin im Weinberg des Herrn in St. Thomas. Als Kind aus Antigua geſtohlen, war ſie nach St. Thomas an eine gute Herrſchaft verkauft worden, wurde ſpäter frei und ſtand mit vieler Treue einem Hausweſen vor. Dabei war ſie von ihrer Herrſchaft mehr wie ein Kind, denn als Dienerin angeſehen.

er sich am 6. Juni 1746 daselbst verehelichte. Sein Plan, wieder nach Guinea zu gehen, fand aber nach den mit ihm gemachten Er-

---

Da sie lesen gelernt, hatte sie sich gute Kenntnisse aus der heil. Schrift und andern Büchern erworben. So hatte die Geschichte der Märtyrer und Zeugen Jesu bei ihr einen tiefen Eindruck gemacht und sie ermahnte ihre Mitdienerinnen oft und viel zur Liebe Gottes. Noch vor Ankunft der Brüdermissionare in St. Thomas war es ihres Herzens Wunsch, daß ein Lehrer kommen und ihr und andern den Weg zur Seligkeit zeigen möchte. Ja, schon in ihrer Jugend eilte sie, als einmal ein römisch-katholischer Pater einige Neger in St. Thomas taufte, heilsbegierig zu demselben und ließ sich von ihm taufen. Bald nach der Ankunft der Brüder in St. Thomas wurde sie mit denselben bekannt und sie erkannten ihre besondere Befähigung für die Arbeit an ihrem Geschlecht. Bedenken, die sie wegen ihrer Taufe, besonders wegen des Mangels an Paten, äußerte, widerlegte ihr Spangenberg bei seiner Anwesenheit in St. Thomas. In der Folge wurde sie die getreue und gesegnete Mitarbeiterin der Brüder unter dem weiblichen Geschlecht, und schließlich die Gattin des Miss. Matthäus Freundlich (4. Mai 1738). Ihre Eheschließung, die durch den ordinierten Br. Martin vollzogen worden war, wurde indes auf Betrieb des dortigen reformierten Predigers Borm angefochten und von ihm die Klage wegen unbefugter Trauung und ungesetzlicher Ehe beim Gouverneur eingereicht. Martin, sowie Matth. Freundlich und seine Gattin Rebecka wurden deswegen in langwierigem und hartem Gefängnis gehalten, trotzdem Martin die Urkunde seiner Ordination dem Gouverneur seinerzeit unterbreitet hatte und diese anerkannt worden war. Während bei Martin, der infolge seiner Haft von einer schweren Krankheit befallen wurde, das Gerichtsverfahren eingestellt werden mußte, fällte der Gerichtshof über Freundlich und Rebecka das Verdikt: Freundlich habe innerhalb 24 Stunden 100 Reichsthlr. Strafe zu erlegen und solle auf Lebenszeit in Bremerholm (einem Platz für Gefangene bei Kopenhagen) an die Karre geschlossen werden, wogegen seine Frau in die Sklaverei verkauft und von der Kirche ausgeschlossen werden sollte. Das hiefür gelöste Sündengeld sollte dem Hospital zugute kommen. Da erschien, wie von Gott gesandt, zu ebenderselben Zeit (29. Jan. 1739) Graf Zinzendorf zur Hilfe und zum Trost der gefangenen Brüder auf St. Thomas. Durch seine Dazwischenkunft wurde der ganze Prozeß vom Gouverneur niedergeschlagen und die Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt. An eine Ausführung des Urteilsspruches dachte niemand mehr. Matth. Freundlich und seine Frau Rebecka wirkten von da ab noch mehrere Jahre im Segen, bis sie sich, der Erholung äußerst bedürftig, im Februar 1742 nach Europa einschifften. Indes auf der Reise von Amsterdam und Herrendyk nach der Wetterau starb Freundlich unerwartet schnell an der Blutruhr am 23. Mai in Marienbaum, einige Meilen von Cleve, und wurde am 24. daselbst zur Ruhe bestattet. Seine Witwe Rebecka setzte hierauf die Reise fort und traf am 3. Juni zu Marienborn ein, woselbst sie vier Jahre später die Gattin von Christian Protten wurde.

(Nach Oldendorps Gesch. d. Miss. auf den karaib. Inseln. Barby 1777.)

fahrungen nicht die Zustimmung der Gemeine. Er begab sich deshalb auf eigene Hand nach Kopenhagen und ging von dort im Jahr 1756 mit guten Empfehlungen versehen als dänischer Katechet nach der Goldküste ab, wo im Hauptfort Christiansborg gewöhnlich neben dem Prediger ein Katechet an der Schule wirkte. Seine Frau Rebecka ließ er in der Gemeine zurück. Am 10. Februar 1757 erreichte er die westafrikanische Küste und ging hier bei Grand Junk (an der Liberiaküste) ans Land, weil er das Schiff verlassen wollte, wo ihn nicht nur ein starkes Fieber erfaßt hatte, sondern auf welchem ihm auch der Aufenthalt wegen sehr feindseliger Behandlung und grober Lästerung gegen die mährischen Brüder gänzlich verleidet war. Während er hier auf eine passende Schiffsgelegenheit wartete, fand er „etliche artige Neger", bei denen er über drei Monate verweilte und wäre wohl auch noch länger geblieben, wenn ihn nicht nach Briefen von seiner Frau und aus der Gemeine verlangt hätte, die er nur in Christiansborg, dem Ziel seiner Reise, anzutreffen hoffen durfte. So begab er sich am 28. Mai 1757 an Bord eines englischen Schiffes und segelte nach der Goldküste, wo er am 23. Juni beim dänischen Fort Friedensborg bei Ningo, und den 28. Juni in Christiansborg, dem Hauptplatz der Dänen, anlangte. „Hier fand er an dem dänischen Gouverneur Jessen*) einen sehr honetten und zivilisierten Herrn, der ihm nicht nur sogleich erlaubte, sich der Mulattenkinder anzunehmen und ihn am 10. Juli auf dem Kastell predigen ließ, sondern ihn auch an seine eigene Tafel zu nehmen und ihm ein Salarium von 10 Rchsthlrn. monatlich zu geben versprach, so lange er dableiben würde." Dieses freundliche Entgegenkommen und diese günstige Stellung bewog denn auch Protten, in Christiansborg zu verbleiben, während er im andern Fall im Sinn hatte, nach Popo zu reisen, woselbst ihn der dortige König, sein Vetter, gerne bei sich gesehen hätte.

Aus der Zeit seines Aufenthaltes in Christiansborg datiert ein Brief an einen Br. Prätorius (Christiansborg, 24. Aug. 1757), welcher seine Stellung zur Gemeine, wie zum HErrn und seiner Reichssache am besten charakterisiert und in welchem Protten unter anderem schreibt: „Der Heiland hat mir eine offene Thür hier gegeben. Ich

*) Genannter Christian Jessen war Gouverneur der dänischen Besitzungen in Guinea von März 1757 bis Februar 1762.

weiß es zwar, daß ich nicht der Mann bin, durch den der Heiland etwas ausrichten wird, aber ich bins doch gewiß, daß, wo die Gelegenheit nicht versäumt wird, aller Apparenz nach eine überaus schöne Gelegenheit, etwas für den Heiland auszurichten, ist. Ich bitte dahero gar sehr, daß die Geschwister Guinea nicht ausfallen lassen, denn darum halte ich mich frei, daß ich mich nicht ganz verengagiere.*) Es ist hier ein überaus großes Feld vor den Heiland; glaubt ihr mir nicht, so sendet einen Deputierten heraus. Vergesset ja alles, was passiert ist, und denket doch des, der allein kann alles, alles wieder gut machen. Ich weiß es wohl, daß ich alles konfus gemacht und durcheinander geworfen, konnte es aber diesmal nicht besser machen; ich hange doch noch an unserem Magnet und kann auch ohne Ihn nicht leben. Sein Tod und Leiden, seine Marter und blutigen Wunden ist doch Leben und das einzige, was ich noch übrig habe, denn ich bin, das weiß Gott, ein armes Herz. Um des teuren Heilandes willen laßt mich nur was von der Gemeine und meiner armen Rebecka hören." Von da ab ward lange wenig oder gar nichts von Protten gehört. Er scheint in der einmal gewonnenen festen Stellung diesmal mit Ausdauer seines Amtes als Katechet im Fort Christiansborg gewartet zu haben. Da auf einmal taucht er ganz unerwartet und wohl kaum zur Freude der Gemeine den 20. Februar 1762 wieder in Herrnhut auf, nachdem er am 15. Juli 1761 von Elmina abgesegelt und den 20. November in Amsterdam angekommen war. Die Veranlassung zu seiner Rückkehr nach Europa war eine überaus traurige. Bei dem Reinigen seiner Flinte war ihm in Christiansborg aus Unvorsichtigkeit das Unglück begegnet, eines seiner Mulattenschulkinder zu erschießen, was zur Folge hatte, daß er vom dänischen Rat daselbst zu einer Geldbuße von 32 Rchsthlrn. und Meidung des Ortes verurteilt wurde.

(Schluß folgt.)

*) Daraus geht hervor, daß Protten die bestimmte Hoffnung hegte, die Gemeine werde die Arbeit in Guinea wieder aufnehmen und ihn in ihren Dienst stellen.

Hanningtons Reisen in Ostafrika.

(Fortsetzung)

Das Weihnachtsfest 1882 war herangekommen. Gordon lag krank im Bett. Ashe und Wise wankten umher; so schwach waren sie vom Fieber geworden. Hannington litt gleichfalls an einem neuen Fieberanfall, so daß er hätte zu Bett liegen sollen. Trotzdem wollten die Reisenden Weihnachten feiern. Morgens um 8 Uhr wurde das heil. Abendmahl ausgeteilt und die Gewißheit der Gemeinschaft der Gläubigen war den Verlassenen ein solcher Trost, daß sie ihre augenblickliche Lage eine Zeit lang vergessen konnten. Hannington schlachtete ein Böcklein und Ashe übernahm die Bereitung des Puddings, ohne den ein englisches Weihnachtsfest nicht denkbar wäre. Derselbe hatte nun freilich zahlreiche Mängel. Dennoch meinte Hannington, es habe ihm nie ein Weihnachtspudding auch nur halb so gut geschmeckt. Es kam ihm ganz grausam vor, daß der für solche Delikatessen unempfängliche Gordon nicht auch sein Stück bekam. Am 30. Dezember wurde wieder aufgebrochen. Die Expedition befand sich freilich in einer traurigen Lage. Es war infolge von Raschids Schurkerei fast kein Zeug, d. h. kein Geld mehr da. Nun gilt aber nirgends so wie in Afrika der Grundsatz: Für nichts bekommt man nichts. Das sollte sich bald zeigen. Als Hannington mit Gordon im Dorf des Häuptlings Mkola ankam, während die übrigen Begleiter hinter ihnen herzogen, war er ohne Zeug. „Es fing an in Strömen zu regnen und wir hatten keinen anderen Zufluchtsort als einen Baum. Vergeblich suchte ich mir etwas zum Essen zu verschaffen. Ich bekam von einem alten Weib nur ein wenig Milch, worein wir uns teilten. Die übrige Gesellschaft kam nicht nach und schien verirrt zu sein. Wir waren aufs äußerste erschöpft, denn wir hatten seit 18 Stunden nichts zu essen gehabt. Ich brachte mein Bett unter einen Baum, um etwas auszuruhen, da ich mich recht schwach fühlte. Kaum hatte ich mich eingerichtet, als mein Diener Duta von Ashe kam und mir sagte, sie haben den Weg verfehlt und seien jetzt zwei bis drei Meilen voraus. Sofort brachen wir auf. Ein über den Weg rennendes

Nashorn brachte mich wieder etwas zum Leben. Nach zwei Stunden stießen wir auf Ashe, der sich am Rand des Wassers gelagert hatte. Bald bekamen wir zum erstenmal wieder, seit wir im Oktober von Ujui aufgebrochen waren, trinkbares Wasser zum Sieden. Die übrigen Stunden dieses letzten Tages im Jahre 1882 brachten wir friedlich und fröhlich zu und dankten dem liebevollen himmlischen Vater für seinen Schutz und seine Stärkung. Am 1. Januar 1883 hätte die Bootfahrt nach König Rumwa's Dorf beginnen sollen. Aber da Wise krank war und die Träger nicht überwachen konnte, ließen sie die Hälfte ihrer Last im Lager zurück und mußten mehreremale zurückgeschickt werden, bis alles beisammen war. Der Führer des Bootes, Mzi (d. h. der alte Mann), zeigte sich auch als ein Mann, der imstande war, sich unangenehm zu machen. Er verlangte noch eine besondere Belohnung, ehe er Miene machte, aufzubrechen. Eine Trägerlast, die wichtigste von allen, war zurückgeblieben und noch einmal mußten wir zurückschicken. Wieder weigerte sich der Alte abzufahren; er behauptete, sein Boot habe einen Leck. Ich hatte einen Ruhranfall; aber da Ashe und Wise wegen Krankheit nicht leistungsfähig waren, so lag alles auf mir. Ich wählte einige Packete aus und ließ sie ins Boot schaffen, wobei ich dem Alten sagte, er solle daran denken, daß noch zehn weitere hineinkommen. Um zwei Uhr morgens weckte er mich und sagte, wir müssen nun aufbrechen. So ungelegen diese Stunde war, so stand ich doch auf, sah nach allem, kochte etwas Essen für meine Brüder, ließ das Zelt abbrechen und die Geräte ins Boot schaffen. Da drehte sich Mzi um und erklärte, er habe keinen Platz für das Gepäck und werde nicht vor Tagesanbruch abfahren. Das bedeutete, daß meine kranken Begleiter und ich etwa drei Stunden in dem tauigen Grase sitzen bleiben sollen. Meine Geduld war erschöpft und ich erklärte, daß ich unbekümmert um Mzi aufbrechen wolle. Da stürzte er mit seinen Leuten ins Boot und fing an, das Gepäck herauszureißen. Es folgte ein widerwärtiger Streit, während dessen ich in einen Ameisenzug hineintrat und empfindliche Schmerzen davontrug. Es kam alles so untereinander, daß wir nicht wußten, was wir mitgenommen und was wir dagelassen hatten. Möglicherweise blieben solche Gepäckstücke zurück, die wir nicht wohl entbehren konnten. Dennoch kamen wir um 4 Uhr fort, wobei ein Flußpferd uns einen Abschiedsgruß zublies. Wir waren noch nicht lang gefahren, als ein Knall uns erschreckte.

Als ich aufblickte, sah ich zwei Beine meines einzigen Stuhls in die Höhe fliegen. Mein dummer Bursche hatte sein Gewehr geladen und gespannt ins Boot gelegt. Meine beste wasserdichte Decke war zerrissen, eine Seite des Boots beschädigt und mein Stuhl zu Grunde gerichtet. Glücklicherweise wurde niemand verletzt. Ich bin sehr ärgerlich. Ich ließ sogleich alle Gewehre in Sicherheit bringen, wobei ich aber die Pistolen vergaß. Unser nächster Streich war die Beraubung einiger Eingeborenen. Unsere Leute erspähten ein kleines Boot. Sogleich machten sie Jagd auf dasselbe und holten es ein. Eine Geiß wurde in unser Boot herübergeschafft. Ich meinte, es handle sich nur um eine Plauderei oder einen freundschaftlichen Tauschhandel, denn es ging bei der Sache ganz ruhig zu. Wir fuhren weiter. Erst einige Zeit nachher kam heraus, daß die Geiß ihrem Besitzer geraubt worden war. Als ich meinen Abscheu darüber aussprach, sagte man mir, so seien es König Mtesa's Leute gewohnt. Die Umgebung wird jetzt sehr schön und mannigfaltig. Allerlei Vögel kreuzen beständig unsere Bahn. Krokodile und Flußpferde schwimmen träge auf der Oberfläche des Wassers dahin. Wir steigen ans Land, um das zweite Frühstück einzunehmen. Bananen und Milch giebt es im Ueberfluß. Die Leute kommen scharenweise herbei, um die ersten Weißen zu sehen, die je dieses Weges gezogen sind. Es herrscht die größte Aufregung. Man zupft uns am Haar und am Bart, man will wieder wissen, ob meine Stiefel an meine Füße angewachsen sind. Das Entzücken des Häuptlings kennt keine Grenzen, als ich ihm sechs Nadeln schenke. Als die Sonne unterging, machten wir uns ein Lager für die Nacht zurecht. Gordon mußte aus dem Boot gehoben werden. Ashe schlich heraus und ging sogleich zu Bett. Es war kein Brennholz vorhanden. Nachdem ich eine Stunde lang gesucht, fand ich ein wenig, kaufte noch etwas dazu und überwachte dann das Kochen. Dann kam Mzi und sagte, ich müsse die Sachen aus dem Boot schaffen lassen, da es einen Leck habe. Das that ich auch. Die Zeuge waren großenteils ganz naß. Es war sehr dunkel, wir hatten nur eine Kerze und die Luft war ganz erfüllt von Moskiten. Endlich waren alle Ballen herausgeschafft. Eben setzte ich mich nieder, um eine wohlverdiente Mahlzeit einzunehmen. Da kam mein Diener Duta, rief mich aus dem Zelt und sagte mir, die Leute weigern sich, weiterzufahren, wenn sie nicht eine besondere Belohnung an Zeug bekommen. So viel er gehört habe, wollen sie uns im

Stich lassen. Ich verschwieg dies den Brüdern, um ihnen eine weitere Sorge zu ersparen. Ich schlief aber in der Nacht nur wenig. Als es Tag wurde, vergingen drei kostbare Stunden über dem Feilschen und am Ende mußte ich ihnen mehr Zeug bewilligen. Wir fuhren erst um 11 Uhr vormittags ab. Wir waren noch nicht weit gekommen, als sich ein furchtbarer Sturm erhob, der uns ans Ufer trieb. Als wir wieder weiterfahren konnten, kamen wir an einer kleinen Felseninsel vorbei, die ganz von Krokodilen umgeben war. Ein riesiges Exemplar, das sich gesonnt hatte, wälzte sich langsam ins Wasser und verschwand, als wir näher kamen. Nach und nach streckten drei Flußpferde ihre dicken Köpfe aus dem Wasser hervor und schnaubten uns an. Sie begleiteten unser Boot ziemlich lange. Die im See lebenden Flußpferde sind oft recht wild und gefährlich. Ich hatte keine Lust, ein Schwimmbad zu nehmen. Die Sonne sank im Westen und wir waren immer noch auf dem Wasser. Ich blickte in die bleichen Gesichter der Kranken, ich blickte auf das Gepäck, das Zelt, meine hilflosen Burschen und die wilden Gesellen im Boot. Da sank mir der Mut. Wir erreichten den von den Bootsleuten bestimmten Lagerplatz erst abends um 8 Uhr. Es war so dunkel, daß wir einige Zeit brauchten, bis wir eine Stelle fanden, wo wir durch das Schilf ans Ufer waten konnten. Als wir ans Land kamen, war der Boden so felsig und naß, daß das Zelt nicht aufgeschlagen werden konnte. Wir krochen etwa eine halbe englische Meile weit, bis wir eine Hütte erreichten. Wir baten um Einlaß; der Besitzer sagte großmütig, wir können den Geißenstall haben. Unmöglich, erwiderte ich, als ich das mit Mist bedeckte Ding sah, in welchem uns der Schmutz bis an die Knöchel gereicht hätte. Wir kehrten also um und wankten mißmutig dem Boot zu. Aber hier sah es so hoffnungslos aus, daß wir noch einmal um Einlaß in die Hütte baten. Diesmal räumte der Schwarze seine Wohnung, als er den leidenden Gesichtsausdruck meiner Begleiter sah. Wir schliefen innerhalb seiner Umzäunung im Freien.

Um 2 Uhr morgens fiel Regen. Die Kranken begaben sich in die Hütte, während ich es vorzog, in meine wasserdichte Decke gehüllt, dem Regen Trotz zu bieten. Als es dämmerte, bemerkte ich zu meiner Verzweiflung, daß das Boot während der Nacht gesunken und fast unsere ganze Habe durchnäßt war. Es war ein schmerzlicher Gedanke, daß Notizbücher, Barometer, die botanische Ausbeute ꝛc.,

daß alle diese Dinge beschädigt, teilweise zu Grunde gerichtet waren. Aber wer nach Innerafrika reist, muß lernen, den Raub seiner Güter mit Freuden zu erdulden. Der Alte und seine Leute weigerten sich, das Boot auszuladen. So machte ich mich unter strömendem Regen mit den Burschen ans Werk. Um 11 Uhr trat besseres Wetter ein und wir fuhren weiter. Sehr bald bildeten sich neue Wolken, die übrigens nur leichten Regen bringen konnten. Dennoch wandten die Ruderer die Spitze des Boots einer tiefen Bucht zu und erklärten, sie werden uns dort ans Land setzen und nicht mehr weiter rudern. „Würden wir dort Boote finden?" Nein. „Ist der Platz weit von Rowwa's Wohnort entfernt?" Ja, ganz abseits vom Weg. „Wir werden sterben, wenn wir hier zurückgelassen werden." Aber Mzi sagt, er wolle nicht weiterfahren. Nun sagte ich mit fester lauter Stimme: „Gieb mir mein Gewehr." Ich lud es bedächtig, zielte in der Entfernung von ungefähr einer Elle auf des Alten Brust und fragte: „Nun, wollt ihr weiterfahren?" Ja, Herr, ja; schieße nicht. Die Wirkung war zauberhaft. Im Flug drehte sich das Boot und wir glitten wieder rasch über die Wellen hin. Nach wenigen Minuten machten die eigenen Leute des Alten meine ernsten Geberden nach, lachten und sagten, sie seien froh, daß ich sie weitergebracht habe. Ich hatte ein Geheimnis entdeckt. Von diesem Augenblick an war ich Herr und es ist nicht zu viel gesagt, daß durch meinen raschen Entschluß unser Leben gerettet wurde. Nun konnte ich freigebig sein und ich versprach den Leuten, wenn sie sich gut halten, werden sie eine Geiß bekommen. Dieses Anerbieten wurde mit freudigen Zurufen begrüßt und wir fuhren dem Ufer zu in der Meinung, nun sei alle Plage vorüber. Als das Essen zu Ende war, erklärten die Leute ganz kühl, sie werden nur noch bis zum nächsten Dorf fahren und uns dann verlassen. Ich sagte nichts darüber und dachte, wir wollen einmal erst dorthin kommen. Zu unserer großen Freude sahen wir, als wir landeten, daß die Leute, die wir den Landweg hatten gehen lassen, gerade an diesen Ort gekommen waren. So hatten wir nun eine kleine Schar, die unsere Sachen trocknen, das Zelt aufschlagen und alles in Ordnung bringen konnte. Auch hörten wir, daß Rowwa's Hauptstadt ganz nahe sei. Bald kam ein Bote von Rowwa und wir glaubten, nun ausgelitten zu haben. Leider kam es anders. Zuerst wurden wir zwei Tage lang hingehalten, während deren Rowwa Arznei machte und die Orakel darüber be-

fragte, ob die Weißen ihm Schaden bringen werden. Der delphische Bescheid war: Die Weißen sind gut für dich und für dein Volk, aber schädlich für die Medizinmänner. Dann war Romwa nicht zufrieden mit seinem Geschenk. Er fragte, warum ich ihm ein so elendes Geschenk geschickt habe. Er sei ein großer Sultan und brauche Zeug und Gewehre. Das war eine bittere Pille; aber wir beschlossen, nicht nachzugeben.

Am Sonntag den 7. Januar hatte ich heftiges Fieber, konnte aber demselben nicht nachgeben. Romwa ließ sagen, die Weißen sollen kommen und ihn besuchen. So brachen wir am folgenden Tag auf. Kaum waren wir abgefahren, so bemerkte ich, daß das Boot einen gewaltigen Leck hatte und daß die Bootsleute betrunken waren. Wir landeten, besserten den Schaden aus und nun tranken die Leute einander noch mehr Pombe (eine Art Wein) zu. Als wir daher weiter fuhren, war es noch schlimmer mit ihnen. Sie schrieen so entsetzlich, daß meine armen Begleiter ganz betäubt wurden. Der Führer stand auf und führte auf einem Warenballen einen Kriegstanz auf, wobei er schließlich auf mich hineinfiel. Dies war mehr als ich ertragen konnte. Ich verwarnte ihn daher und sagte, das nächste mal würde er ein kaltes Bad bekommen. Voll Wut befahl er seinen Leuten, uns sofort ans Land zu bringen. Dies thaten sie nicht, aus Angst vor Romwa, vielleicht auch, weil sie meinen Zorn mehr fürchteten, als den ihres Anführers. Es entspann sich ein Kampf, der damit endete, daß der Anführer ins Wasser fiel. Er stieg wieder herein und ergriff wütend ein Ruder, mit dem er einen heftigen Schlag führte, ich glaube gegen Ashe. Glücklicherweise traf er ihn nicht, aber das Ruder zerbrach in Stücke. So übel mir war, so sprang ich nun von meinem Sitz auf, packte ihn, riß ihn nieder und sagte ihm, er solle sich nicht rühren. Ich wollte weitere Maßregeln ergreifen, da faßte mich einer der Schwarzen an, zog mich sachte zu meinem Sitz zurück, patschte mich auf den Rücken und sagte: Weißer Mann, sei ruhig, sei ruhig. Sachte, sachte; rege dich nicht auf. Wir wollen weiterfahren, ja das wollen wir. Weißer Mann, sei ruhig; still, still, still. Bei jedem Wort gab er mir einen leichten Schlag, bis ich zuletzt in Lachen ausbrach und der Aprilschauer des Zorns vor dem Sonnenschein der Heiterkeit floh.

Am 9. Januar ließ Romwa sagen, er werde kommen und uns besuchen. So machten wir uns bereit, seine Majestät würdig zu

empfangen. Man hörte ein Geräusch und als wir hinaussahen, bemerkten wir eine lange Reihe von Medizinmännern, welche Hörner voll ranziger Butter, wahrscheinlich mit Blut vermischt, trugen. Dann kam Romwa selber, ein außerordentlich großer Mann, fast sieben Fuß hoch. Es folgten Weiber, Räte und Medizinmänner in Menge. Wir wurden gebeten, des Königs Stuhl in die Mitte des Zeltes zu stellen. Sobald er Platz genommen hatte, wurden die Hörner rings um ihn auf den Boden gestellt, um ihn vor der Zauberei der Weißen zu schützen. Doch war dies noch nicht genug. Der Monarch hatte sich überdies zu weiterer Sicherheit von Kopf bis zu Fuß mit Rizinusöl gesalbt. Nie zuvor hatten wir solchen Aberglauben gefunden, aber auch nie solches Parfüm eingeatmet. Romwa wünschte, wir möchten bleiben und uns anbauen, aber bald kam er auf das beliebte Thema von den Geschenken. Ich sagte ihm, ich habe einen sehr hübschen Rock für ihn, aber weder Zeug, noch Gewehre. Zornig stand er auf und schritt hinaus, indem er bemerkte, er sei ein großer Häuptling und wolle ein großes Geschenk. Anstatt des milden Weisen, als den man uns Romwa beschrieben hatte, sahen wir nun den Mann in seiner wahren Gestalt. Und dennoch, obwohl er einer der schlimmsten Menschen ist, mit denen wir zu thun hatten, er hatte etwas an sich, das ich liebte. Wenn er mit mir allein war und einige Minuten nicht unter dem Einfluß seiner Medizinmänner stand, konnte er freundlich werden, mir den Puls fühlen und auf meine fieberglühende Stirne klopfen. Er verlangte beharrlich Gewehre, welche ebenso beharrlich verweigert wurden. Nie habe ich einen schlimmeren Tag gehabt, denn neben der beständigen Plackerei war ich auch noch ernstlich unwohl, da ich fortwährend sprechen mußte, so wenig ich dazu aufgelegt war. Es folgte eine schreckliche Fiebernacht. Romwa kam früh morgens in etwas besserer Stimmung als gestern. Er erlaubte uns, auf einen Hügel zu gehen, da unser dermaliger Lagerplatz sehr tief gelegen ist. Ich bekam unterwegs mehreremale etwas wie eine Ohnmacht, doch kam ich hinauf, wenn ich auch zweimal zusammenbrach. Es war ein reizender Punkt. Wir befestigten unsere Zelte auf einer Felsenhöhe, von wo wir auf die breite Fläche des gewaltigen Binnensees hinausblickten.

Am folgenden Tag wiederholte Romwa seine Forderungen. Er bekam Lust nach Duta's Gewehr und verlangte, dasselbe solle ihm sofort geschickt werden. Dies schlug ich rund ab. Ich erklärte,

meinem Diener dürfe nichts mit Gewalt genommen werden. Als Romwa sah, daß ich fest blieb, bot er Duta zwei geringere Gewehre zum Tausch an. Der erschrockene Bursche gab ungern nach und Romwa erschien in einiger Entfernung. Aus Furcht vor Zauberei rief er seine Befehle von einem Felsen in der Nähe herüber. Sobald das Gewehr dem Duta abgenommen war, ließ ich das Zelt abbrechen und bemerkte, wir werden sofort das Land verlassen. Romwa rief herüber, in diesem Fall müssen wir 200 Stück Zeug als Tribut zahlen, da wir nicht als Freunde scheiden. Ich erwiderte, lieber wolle ich zahlen und gehen, als mich so behandeln lassen. Romwa merkte nun, daß er zu weit gegangen war und schickte eine versöhnlichere Botschaft. Aber wir erklärten ihm, wir seien fest entschlossen, nicht zu bleiben, außer wenn wir völlige Freiheit haben, nach Belieben zu kommen und zu gehen, und wenn wir vor Erpressung geschützt seien. Um dieser Erklärung Nachdruck zu geben, wurde das Zelt abgebrochen. Romwa gab nach und bewilligte alles was wir verlangten. Aber eine Zeit lang waren wir doch in einer mißlichen Lage und merkten, daß wir eine Art von Staatsgefangenen waren. Doch willigte der König schließlich ein, daß ich nach Uganda reise; nur sollten die andern dableiben. Am 22. Januar brach ich in einem Boot mit zweien meiner Diener auf. Bei Nacht krochen wir ans Ufer, ohne zu wissen, ob die Leute freundlich seien oder nicht. Ein Sturm auf dem See hatte alle unsere Sachen durchnäßt. Ich ließ mein nasses Bett und meine Decken ein wenig von dem Sumpfgürtel des Sees hinweg tragen. Die Diener und die Ruderer wollten nicht so weit vom Boot weg sein. So legte ich mich, unbekümmert um Eingeborene und Raubtiere, unter meinen Schirm — es regnete nämlich — zur Ruhe, befahl mich dem Schutze des allmächtigen Gottes und schlief ein. Bald erwachte ich an einem fürchterlichen Gebrüll, das ganz nahe bei meinem Kopf erschallte. Was konnte es sein, ein Löwe? Nein, Löwen machen keinen solchen Lärm. Es war nur ein Flußpferd. Dasselbe wollte ohne Zweifel weiden und stolperte beinahe auf das sonderbare Ding hinauf, einen schlafenden Weißen mit einem Schirm über dem Kopf. Das Tier gab sein Erstaunen durch Brüllen kund und machte sich davon nach dem See. Vor Tagesanbruch waren wir auf und erreichten bald Kagei. Ich wurde von dem arabischen Häuptling Sayed bin Saif, „dem Freund des weißen Mannes," willkommen geheißen. Wie ich nun da saß

und köstlichen Kaffee schlürfte, stand ein fremder weißer Mann vor mir. Ich sprang auf. Bon jour, Monsieur. C'est M. Hannington, n'est ce pas? (Guten Tag, mein Herr. Sie sind Herr Hannington, nicht wahr?) Jetzt wußte ich, daß ich einen der französischen Jesuiten vor mir hatte. Dieselben hatten kürzlich Uganda verlassen und konnten mir viel von unseren Freunden in Rubaga (der Hauptstadt) erzählen, die meine Ankunft mit Spannung erwarteten.

Kaum hatte ich am folgenden Tag (24. Januar) mein einfaches Frühstück eingenommen, so kam einer der Priester und lud mich zum Frühstück ein. Ich erwartete eine Tasse Kaffee, traf aber ein Gabelfrühstück an, und um sechs Uhr besorgten mir die gastfreundlichen Priester auch ein verschwenderisches Mahl. Sie waren sehr freundlich und brüderlich." (Es sei ihnen unvergessen.) Auch Sayed bin Saif behandelte unsern Hannington während seines kurzen Aufenthalts in Kagei ganz fürstlich und versorgte seinen Tisch mit Delikatessen. Da es gerade Sonntag war, so schickte er ihm ein mit Mandeln und Rosinen gespicktes Huhn und einen prächtigen Honigkuchen. Gewiß hätte er abends noch eine zweite Auflage geschickt, wenn ihn Hannington nicht gebeten hätte, nichts mehr zu schicken, da er für zwei Mahlzeiten genug habe. Als später Gordon kam, erhielt auch dieser allerlei ausgesuchte Speisen zugeschickt. Hannington sagt: „Diese Veränderung unserer Nahrung hat uns wohlgethan. Seit drei Monaten hatten wir kaum je Fleisch genossen. — Ich fing jetzt an, mich auf die Reise nach Rubaga vorzubereiten. Ich schickte Boote ab, mit denen Gordon und Ashe kommen sollten, auch wenn sie entführt werden müßten. Doch gab Romwa in einer Anwandlung von guter Laune seine Zustimmung zu ihrer Abreise. Ashe kehrte daher nach Msalala zurück und Gordon kam zu mir nach Kagei. Wir beschlossen nun, ich solle auf dem Landweg nach Msalala reisen und unsere übrigen Vorräte nach Kagei bringen. Hierauf wollten wir beide nach Uganda vordringen. Am 30. Januar verabschiedete ich mich von den französischen Priestern und von Sayed bin Saif. Letzterer litt an Kopfweh und war sehr froh, als ich ihm ein Mittel dagegen gab. Ich schenkte ihm auch unser Barometer, da ich wußte, wie sehr er ein solches Instrument zu haben wünschte.

Ich mußte durch die Landschaft U-Rima ziehen; dort gab es noch Gegenden, wo man nie einen Weißen gesehen hatte. Ich hatte keinen Grund, Schlimmes zu befürchten. Dennoch wurde ich am

4. Februar von einer Anzahl von Kriegern, fast 200, eingeschlossen. Das geringste Anzeichen von Widerstand oder von Furcht hätte für uns leicht verhängnisvoll werden können. Sie verlangten gebieterisch, ich solle anhalten und mein Zelt aufschlagen. Dann umstellten sie mich mit einer Kette von Bewaffneten, um mein Entrinnen zu verhindern. Inzwischen schickten sie Läufer zum Häuptling von U-Rima, ließen ihm sagen, sie haben einen Weißen gefangen genommen, und fragten, was sie mit demselben anfangen sollen. Ich wurde schlecht behandelt; aber ich strafte die rohen Krieger, freilich auch mich selbst, dadurch, daß ich mich trotzig in meinem geschlossenen Zelt hielt, so daß sie weder mich, noch meine Sachen besichtigen konnten. Gegen Sonnenuntergang kam ein Bote vom Häuptling, der ein Geschenk verlangte. Ich versicherte ihm, ich habe nichts Passendes bei mir; er erwiderte, er müsse sich davon überzeugen, daß ich die Wahrheit spreche. So mußte ich ihm alles zeigen, was ich besaß. Bei meiner Decke, die mich seit fünfzehn Jahren begleitet hat, hielt er an. „Er muß diese Decke haben, Bwana Mkubwa." Ich antwortete: Den weißen Mann friert. Er braucht viele Kleider. Wenn du ihm seine Decke nimmst, wird er sterben. Wenn die Sonne untergegangen ist, fröstelt den weißen Mann. Laß ihm seine Decke. Meine eindringliche Beredsamkeit trug den Sieg davon und am folgenden Tage durfte ich weiterreisen unter der Bedingung, daß mich ein Bote begleite, um ein Geschenk in Empfang zu nehmen, wenn wir in Mjalala eingetroffen seien.

Wir brauchten nun Boote, um über den Nullah (die breite Einmündung des Wami-Flusses in den See) zu fahren. Sie wurden uns zuerst verweigert. Doch nach einem langen Palaver (Beratung) siegten meine Gründe. Ein Kriegsrat aus derartigem Anlaß bot einen hübschen Anblick dar. Ich saß auf meinem Bett in meinem Zelt; die Vorhänge waren auf beiden Seiten zurückgeschlagen. Der Gesandte des Häuptlings nahm seinen Ehrensitz neben mir ein. Zur Seite hatte er die angesehensten Leute, während nahe bei mir meine Begleiter und Diener standen. Das ganze Zelt war von einer atemlos lauschenden Menge umgeben. Ich sagte meinem Führer auf Kiswahili, was ich wollte. Er übersetzte es dem Gesandten ins Kirima. Er sprach immer nur drei oder vier Worte auf einmal und ließ dann den Umstehenden Zeit, Baba zu rufen. So hieß es etwa: Der große weiße Mann (Baba!) ist weither ge-

kommen (Baba!). Er ist gekommen, um den schwarzen Mann zu lehren (Baba! Baba! Baba!). Er bittet den schwarzen Mann, freundlich zu sein (Baba! etwas leise) u. s. f. Spräche er eine Stunde lang, niemand würde sich rühren, ihn unterbrechen oder etwas einwenden, bis er geschlossen. Dann wandten sich aller Augen dem Gesandten zu, der in derselben feierlichen Weise erwiderte. Die erste Beratung dieser Art ist unterhaltend; aber wenn ihrer zwei oder drei an einem Tage stattfinden, so wird die Geduld aufs äußerste geübt. Man braucht im Verkehr mit Afrikanern eine fast übermenschliche Geduld."

Diese ganze Zeit über war Hannington körperlich sehr schwach. Am Tage, nachdem er Kagei verlassen, schrieb er in sein Tagebuch: „Ruhr und heftige innerliche Schmerzen machen mir sehr zu schaffen. Auch befindet sich meine Leber in einem Zustand, daß ich beim Gehen die Hände im Nacken zusammenschließe, um die Bewegung der Arme zu verhüten, da die geringste Bewegung derselben mir empfindliche Schmerzen verursacht." So ging es fort, von Tag zu Tag, von schlimm zu schlimmer, bis er ganz erschöpft von furchtbaren Leiden in das Zelt seines Freundes in Msalala schlich. Er hatte lang und tapfer gekämpft, aber seine Schwäche überfiel ihn jetzt wie ein gewappneter Mann. Er konnte sich die bittere Wahrheit nicht mehr verbergen und das mutige Herz mußte endlich nachgeben. Er gestand, er sei zu Grund gerichtet (done).

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

Westafrika.

Bischof Taylor hat um 50 neue Missionare für Liberia gebeten. Er will in diesem Lande, wo die Mission noch viel zu thun hat, unter den heidnischen Stämmen namentlich auch durch Industrieschulen wirken. Die betreffenden Häuptlinge haben ihm versprochen, das nötige Land für die neuen Stationen abzutreten, dasselbe urbar zu machen und Schulen und Missionshäuser zu bauen. Der Weg vom Versprechen zum Halten ist übrigens in Afrika noch länger als bei uns. Bezeichnend ist, daß von allen Häuptlingen der 17 Orte, wo Taylor Stationen gründen will, nur einer sich dazu verstand, einen Farbigen als Lehrer oder Missionar aufzunehmen.

In Akem dauern die ungeordneten Zustände noch fort. Mehrere Häuptlinge, die der vom englischen Gouverneur geschickte Kapitän nach Kjebi vorgeladen hatte, leisteten der Ladung keinen Gehorsam. Die Christen konnten noch nicht nach Kjebi und den benachbarten Orten zurückkehren.

Der König von Bihe hatte gedroht, die amerikanischen Missionare zu vertreiben. Da kam eines Morgens die Nachricht, daß er plötzlich gestorben sei. Abends zuvor war eine Karawane von der Küste gekommen, welche Rum mitbrachte. Der König trank davon so viel, daß er noch in derselben Nacht starb. Da alle Häuptlinge, mit Ausnahme eines einzigen, den Missionaren freundlich gesinnt sind, so darf eine bessere Zeit in Aussicht genommen werden.

Südafrika.

Die Hermannsburger Mission hat im letzten Jahr unter den Sulu 232 Heiden getauft. Die Gesamtzahl der Christen in den Sulugemeinden beträgt 1527. In der Basutomission wurden 1251 getauft; die Gesamtzahl der Basutochristen ist 10273.

Im Augustheft (S. 324) wurde bemerkt, daß bei den Betschuanen die Beschneidung eine zu allerlei Schändlichkeiten Anlaß gebende Feierlichkeit ist. Einen interessanten Beleg dazu giebt ein Bericht des Londoner Missionars Wookey aus Molepole. Die Boguera (Beschneidung) sollte wieder einmal in der Stadt der Bakwena (eines Betschuanenstammes) gehalten werden. Diese Zeremonie findet sich bei sehr vielen, wenn nicht bei den meisten südafrikanischen Stämmen und sie ist eine Hauptstütze des Heidentums. Die Feierlichkeit nimmt zwei bis drei Wochen in Anspruch. Die Knaben, welche daran teil nehmen, werden von alten Männern in den schändlichsten Dingen unterrichtet; namentlich werden ihnen ganz unzüchtige Lieder beigebracht. Ein Fremder, der dem Platz, wo die Knaben sind, zu nahe kommt, wäre früher getötet worden; da und dort ist dies jetzt noch der Fall. Auch ein Vater, der hinginge, um seinen Knaben zu holen, nachdem derselbe einmal mitgegangen ist, hätte den Tod zu befürchten. Alle Knaben im Alter von 12—14 Jahren mußten früher zu der Beschneidung kommen. Der im gleichen Alter stehende Sohn des Häuptlings oder eines andern angesehenen Mannes war ihr Anführer. Die bei einer Boguera vereinigten Knaben bildeten später ein Regiment unter der Anführung dessen, der bei der Beschneidung an ihrer Spitze gestanden war. Seit nun die Mission Einfluß gewonnen hat, besteht bei den getauften Christen wie bei solchen, die sich zur Schule und Gemeinde halten, ein heftiger Widerwille gegen jene heidnischen Gebräuche. Die Gemeindeglieder dürfen ihre Knaben nicht an denselben teil nehmen lassen. Dagegen hält die heidnische Partei an den Zeremonien fest, und wenn dieselben stattfinden, haben die Christen oft viel auszustehen. Man sucht womöglich alle Knaben zusammenzubringen. Gestattet der Häuptling

nicht die Anwendung von Gewalt, so stiehlt man die Knaben und sucht sie auf jede Weise dazu zu bringen, daß sie ihren Eltern entlaufen und zur Boguera kommen. Sebele, der Sohn des alten Häuptlings Setschele (Miss.-Mag. 1871, S. 34 f.), kündigte nun in Molepole an, daß sein etwa 17—18 Jahre alter zweiter Sohn zur Boguera zu gehen habe und daß alle im entsprechenden Alter stehenden Knaben der Stadt mit ihm gehen müssen. Kebohula, so heißt der junge Mensch, ist in der Missionsschule erzogen worden und möchte gerne Christ werden. Sein Vater, der auch eine Missionsschule besucht hat, ist Heide geblieben und hat sich dem Trinken ergeben. Der alte Häuptling Setschele hat noch zu der Zeit, als Livingstone sich bei ihm aufhielt, das Heidentum teilweise aufgegeben und läßt den Leuten Freiheit in Betreff ihres Glaubens. Als nun Kebohula von seinem Vater den Befehl erhielt, sich darauf gefaßt zu machen, daß er an jener den förmlichen Anschluß an das Heidentum bedeutenden Zeremonie sich zu beteiligen habe, erklärte er, dies sei ihm unmöglich, da er ein Christ werden wolle. Nun wurden Drohungen und Versprechungen angewendet, doch vergeblich. Zwei andere Häuptlingssöhne, die ebenfalls die Missionsschule besucht hatten, schlossen sich seiner Weigerung an. Nun entstand eine große Aufregung. Sebele fragte seinen Sohn vor einer Versammlung seiner Partei, ob er mitgehen wolle oder nicht. Kebohula antwortete: Nein, ich kann nicht. Der wütende und betrunkene Vater schlug ihn zu Boden und wollte sich noch mehr an ihm vergreifen. Aber seine Leute hielten ihn zurück und der junge Mensch konnte sich zu seinem Großvater flüchten. Am andern Morgen fand eine Volksversammlung im Gehöfte des Häuptlings statt. Es fragte sich nun, ob Setschele noch Häuptling sein solle oder sein Sohn. Fast alle Leute in der Stadt nahmen für den alten Häuptling Partei gegen seinen „Branntwein trinkenden Sohn." Setschele entschied nun dahin, wer eine Boguera haben wolle, möge daran teilnehmen. Aber es dürfe niemand gegen seinen oder seiner Eltern Willen dazu gezwungen werden. Auch solle in diesem Jahr keine Beschneidung stattfinden. Was die heidnischen Männer und Weiber am schwersten begreifen können, ist dies, daß ihre Kinder, nachdem sie im Wort Gottes unterrichtet worden sind, selbst beurteilen wollen, was recht und unrecht ist und daß sie dann so fest bei ihrer Ueberzeugung bleiben.

Ostafrika.

Die erste deutsche Missionsstation im Wituland ist in Ngao am Tanafluß durch den Neukirchener Missionar Würtz gegründet worden. Er schreibt: „Die Wa-Pokomo waren sehr freundlich gegen mich. Sie kamen mir mit viel Vertrauen entgegen, halfen beim Bau meines Lehmhauses tüchtig mit und wollten mich gleich dort behalten." (Würtz ist vorläufig in Lamu.)

Aus der Umgegend der Station Magila (Usambara) berichtet ein Missionar der Universitätenmission einen eigentümlichen Fall von Kirchenzucht. Sekehusja, Häuptling von Kiumba, ist ein sehr reicher Mann, zugleich aber auch stolz und grausam, namentlich gegen seine Sklaven. Während Missionar Farler im Urlaub war, gelang es einem der jüngeren Missionare, den Häuptling zum Katechumenen zu machen. Aber Farler verweigerte ihm die Taufe, weil er keine Beweise von wirklicher Bekehrung gegeben habe. Er hat früher mehrere seiner Sklaven getötet, und als während Farlers Urlaubsreise eine seiner Sklavinnen ein Kind gebar, das ein Albino*) war, ließ er dasselbe auch umbringen. Die Heiden töten gerne solche Kinder, die eine Abnormität mit auf die Welt bringen. Aber von den Taufbewerbern wird verlangt, daß sie dem heidnischen Aberglauben entsagen. Sekehusja dachte, Farler sei weit weg und ließ das Kind aus der Welt schaffen. Als aber Farler zurückkam, warf er dem Häuptling diesen Mord vor und forderte die andern Häuptlinge auf, ihn zu bestrafen. Davor fürchteten sie sich aber. Nun ließ ihm Farler sagen, er sei ein Mörder und dürfe Magila nicht durch seine Anwesenheit beflecken. Nach einiger Zeit schlug ihm das Gewissen und er bat um eine Unterredung. Sie wurde ihm gewährt. Er kam zu Farler, warf sich auf die Kniee und bat um Erbarmen. Der Missionar erklärte, er könne ihm nicht sofort Antwort geben, sondern müsse die Sache mit Gott besprechen. Für das Gesetz war der Häuptling unerreichbar. Deswegen beschloß Farler, ihn zu veranlassen, daß er am Sonntag in der Kirche vor allen Leuten, auch die Sklaven nicht ausgeschlossen, erscheine, seine Schuld offen bekenne und Gott und Menschen um Vergebung bitte. Hierauf mußte er einen feierlichen Eid (!) schwören, er wolle nie wieder Blut vergießen, und falls er seinen Eid breche, wolle er den Tod oder die Verbannung erleiden. Er unterzeichnete auch eine entsprechende Erklärung, wobei etwa 700 Personen anwesend waren. Das geschah vor aller Augen am Lesepult vor dem Chor. Die Leute waren erstaunt über die Macht des Evangeliums, das einen solchen Mann dazu bringen könne, öffentlich Buße zu thun. Alle dankten dem Missionar und sagten: Er wird nicht wagen, seinen Eid zu brechen. Einige seiner Sklaven waren ihm entlaufen, weil er ihnen mit dem Tod gedroht hatte. Als sie hörten, was geschehen war, kehrten sie nach Kiumba zurück und sagten: Jetzt fürchten wir uns nicht mehr. Sekehusja kleidet sich jetzt in Lumpen und seine Erscheinung ist ärmlicher als die seines geringsten Sklaven. Farler fügt seinem Bericht die Bemerkung bei: Wird Dr. Lenz nach einem solchen Vorfall noch

*) Die Albino oder Kakerlaken finden sich häufiger unter den Negern als unter den Weißen. Sie haben eine milchweiße Haut, seidenartige weiße Haare, eine blaßrote Regenbogenhaut und eine tiefrote Pupille. Sie sehen besser in der Dämmerung und bei Mondlicht, als bei Sonnenlicht.

sagen, die Mission habe keinen Erfolg? — Die Sache erinnert einigermaßen an das Verfahren Gregors VII. in Canossa und es dürfte sich fragen, ob die Hochkirchlichen um solche Erfolge zu beneiden sind.

Zentralafrika.

Aus den Zeitungen ist bekannt, daß Stanley auf seinem Zug zur Befreiung Emin Bey's in Konflikt mit den amerikanischen Missionaren in Leopoldville geraten ist. Daß die Zeitungen der Mission zum voraus Unrecht geben, war nicht anders zu erwarten. Hören wir nun aber auch die Darstellung der Sache, wie sie von missionsfreundlicher, aber unbeteiligter Seite gegeben wird. Es mußte Stanley daran gelegen sein, in Leopoldville einen möglichst kurzen Aufenthalt zu haben, um so mehr, als dort Lebensmittel nur schwer zu beschaffen waren. So brachte er möglichst viele Boote zusammen und wünschte auch den Missionsdampfer „Henry Reed" zu bekommen. Dieser Dampfer war eben von einer achtmonatlichen Fahrt auf dem oberen Kongo und dem Mobangi zurückgekehrt und bedurfte der Ausbesserung. Missionar Billington hielt sich ohne Ermächtigung seines Komitees in Boston nicht für befugt, das Schiff auszuleihen oder zu vermieten. Sobald dasselbe repariert war, sollte es einige Missionare, deren Ankunft erwartet wurde, nach der Aequatorstation bringen. Stanley erklärte nun, er werde die Ueberlassung des Dampfers erzwingen, obwohl er nicht als Bevollmächtigter der Regierung, sondern als Privatmann reist. Er stellte Sudanesen mit aufgepflanztem Bajonett um das Missionshaus, vertrieb die Bediensteten der Mission von dem Schiff, brachte zwanzig schwarze Soldaten an Bord desselben und verlangte sofortige Uebergabe. Nun legte sich der Gouverneur von Leopoldville ins Mittel und setzte es durch, daß der Posten um das Missionshaus zurückgezogen und die Soldaten aus dem Schiff entfernt wurden. Hierauf beanspruchte er den Dampfer im Namen der Regierung, befreite dadurch den Missionar von seiner Verantwortlichkeit und mietete das Schiff. Man mag sagen, Billington sei zu ängstlich gewesen und er hätte annehmen dürfen, daß man in Boston es nachträglich gutgeheißen hätte, wenn er das Schiff ohne weiteres hergegeben hätte. Aber das Verfahren Stanley's kann nicht anders als brutal genannt werden. Die Sympathieen für diesen Entdecker haben ohnehin schon manchen Stoß bekommen.

Indien.

Der Basler Missionar Jaus in Tschombala (Malabar) erzählt von einem Götzenfest in Kilur: Wir fanden auf dem Markt viele Artikel abendländischer Kultur. Besonders aber interessierten uns 20—25 Buden, in welchen ungefähr 40 Buchhändler heidnische

Schafter (Bücher) und Lieder anbieten. Wir waren verwundert über die große Menge von Büchern, die an einen einzigen Ort auf den Markt gebracht werden, noch mehr aber darüber, daß ebenso die Verkäufer wie die Drucker römische Christen sind, sogenannte Thomaschristen. Sie machen uns nicht bloß den Markt streitig, sondern hängen auch dem christlichen Namen einen Schandfleck an, ungefähr ähnlich wie solche Christen, die Götzenbilder an Heiden verkaufen.

Die Leipziger Mission hat zwei neue Stationen im Tamilland errichtet, Wiruttasalam und Pannurrutti. An letzterem Ort hatte ein frommer englischer Beamter auf eigene Hand, ohne in Verbindung mit einer Missionsgesellschaft zu stehen, ein Missionswerk angefangen, das nach seinem Tode von seiner Witwe und Tochter fortgesetzt wurde. Da sich aber bei diesem Unternehmen allzugroße Schwierigkeiten herausstellten, so wurde die Station der Leipziger Mission angeboten und von derselben übernommen. Im ganzen hat diese Mission, die am 1. Juni ihr Jahresfest feierte, innerhalb Jahresfrist 540 Heiden getauft. Die Gesamtsumme der mit der Leipziger Mission verbundenen Christen beträgt 14014. In 149 Schulen befinden sich 3653 Schüler. Einer Einnahme von etwa 300000 Mk. steht eine ungefähr ebenso große Ausgabe gegenüber. Gleichzeitig mit dem Leipziger Fest tagte in Tanjore die erste tamulische Synode dieser Mission. Interessant ist die im Jahresbericht mitgeteilte Antwort auf die von einem Missionar an einen angesehenen Tamulen gerichtete Frage: Wie kommt es, daß unsere armen Christen vor Gericht fast immer Unrecht erleiden? Ganz bezeichnend antwortete der Mann, daß die Christen wahrscheinlich nicht genug lügen. Wie es nötig sei, den Lehm tüchtig mit Wasser zu vermengen, um eine Mauer aufzuführen, so müssen bei einer Klage vor Gericht die Thatsachen tüchtig mit Lügen vermengt werden, und wie das Wasser in der Lehmmauer verdampfe, aber die Mauer bleibe, so verdampfen auch die Lügen, aber ihr Zweck sei erreicht und der Prozeß gewonnen.

Ein Leipziger Missionar in Madura berichtet folgende erfreuliche Begebenheit: Als kürzlich der Lehrer Peter in Karisukullam nach Madura gekommen war, brannte in seiner Abwesenheit sein Haus ab. Die arme verlassene Frau hatte genug zu thun, sich und ihre zwei kleinen Kinder zu retten, und konnte zur Rettung ihrer Sachen nichts thun. Da standen ihr aber die heidnischen Dorfbewohner hilfreich zur Seite, einige eilten in das brennende Haus und trugen die Sachen hinaus, andere stellten sich als Wächter daneben, damit nichts weg käme. Als die Frau weinte, trösteten sie sie, indem sie ihr sagten, wenn etwas von ihren Sachen abhanden käme, so würden sie, die Heiden, es ihr zehnfach ersetzen. Einer räumte ihr auch sogleich ein Haus ein, ließ ihre Sachen hineintragen und erlaubte ihr, ohne Miete dort zu wohnen, bis sie eine neue Wohnung gefunden haben würde.

Ueber die Jesuitenmission unter den Kol in Tschutia Nagpur wissen die „Katholischen Missionen" Merkwürdiges zu erzählen. Namentlich zeichnet sich die von dem Jesuiten Lievens geleitete Station Torpa durch große Erfolge aus. Diese im Jahr 1885 gegründete Station hatte am 1. Dez. 1886 bereits 2500 Christen zu verzeichnen. Die Jesuiten schreiben diese zahlreichen Bekehrungen vor allem dem „heiligsten Herzen" zu. Doch hat auch der heilige Joseph seine Verdienste. „Da man durch die Fürbitte dieses glorreichen Heiligen alles erlangen kann, so bitten wir ihn, uns während des ihm geweihten Monats (März) 500 Neubekehrte und 2000 Rupien zu erflehen. In den ersten 13 Tagen des Monats haben wir nun schon über 300 Neubekehrte erhalten und viele andere kündigen sich an. Die 500 werden gewiß vollzählig. Aber noch keine einzige Rupie ist mir zugegangen." Lievens soll den Leuten, falls sie übertreten, nur versprochen haben, man werde bei ihnen die heilige Messe lesen. „Der Pater hört jeden mit der größten Geduld an und das macht den Leuten ein außerordentliches Vergnügen; niemand hat ihnen bisher eine solche Teilnahme bewiesen." Wenn der Pater sich auf das Anhören der Leute und auf das Messelesen beschränken würde, so wäre es geradezu unbegreiflich, daß er nach seiner eigenen Aussage täglich 15—20 Bekehrungen erlebt. Freilich, der Verdacht, daß die dem hl. Joseph angesonnenen 2000 Rupien dazu dienen sollen, die Bekehrungen zu erleichtern, müßte nach den „Katholischen Missionen" ganz ferne gehalten werden. Es fällt vielmehr auf die Protestanten. „„Der Schullehrer des Pater Lievens wurde eines Tages von einem protestantischen Agenten gefragt: „Wie viel erhalten Sie von dem Pater?" Gerade so viel als ich notwendig brauche: drei Rupien im Monat. „Kommen Sie zu uns, dann werden Sie eine bessere Besoldung bekommen." Wie viel? „Zehn Rupien..... fünfzehn Rupien." Nein, das ist mir zu wenig. „Dann sollen Sie 20—25 haben!" Das ist zu wenig. Und wenn Sie mir 50 und 100 gäben, so wäre es noch zu wenig. Ein Schleier ist von unsern Augen gefallen. Wir glauben an die katholische Kirche; in ihr wollen wir leben und sterben."" Nun mögen unsre Leser mit diesen Behauptungen vergleichen, was die Goßnerschen Missionare über die Jesuiten zu klagen haben (Aprilheft S. 173).

Die in Assam (am Brahmaputra) wohnenden Santalen haben eine selbständige Mission unter den Metschen, einem in den Wäldern Assams hausenden Urstamm, begonnen. Zwei junge Santalen haben sich mit ihren Frauen unter den Metschen niedergelassen.

Am 5. August sind 50 Personen männlichen und weiblichen Geschlechts nach Indien abgereist, um im Auftrag der Heilsarmee dort Mission zu treiben. Man beschränkt sich jetzt, statt ganz Indien auf einmal in Angriff zu nehmen, auf Ceylon, Südindien und Gudscharat. Beim Abschiedsgottesdienst in London erschienen jene 50

bereits in indischer Nationaltracht. Verwendet wird auf die Leute nicht viel: für Ausrüstung und Ueberfahrt je 300 Mk. auf die Person und für den Lebensunterhalt in Indien jährlich 100 Mk. Das Uebrige mögen sich die Mitglieder des modernen Bettelordens vor den Thüren der Eingeborenen erbitten. Bei der Verabschiedung der unglücklichen Opfer trat ein Hindu auf, der mitteilte, das erste, was auf ihn Eindruck gemacht habe, sei das Erscheinen eines englischen Missionars gewesen, der vor seiner Thüre um Speise gebeten habe. Er habe gemerkt, daß ein Christ, der sich so erniedrige, ein aufrichtiger Mensch sein müsse u. s. f. Es giebt unseres Erachtens in Indien fromme Bettler genug, und es ist eine Schmach für den Herrn Jesus, daß man Leute nach Indien schickt, die in seinem Namen betteln.

Zwei Santalen sprachen sich folgendermaßen über den billigen Branntwein aus, der nun in Indien verkauft wird: Als die Flasche Daru (einheimischer Schnaps) 4—6 Anna (48—72 Pfg.) kostete, kauften wir solchen selten und hatten darum auch weniger Verlangen darnach, Branntwein zu trinken. Aber jetzt, wo die Flasche nur 4 Pfg. kostet, kaufen wir ihn gern. Eine Flasche weckt die Begierde nach einer zweiten und so geht es fort, bis wir betrunken sind. Am folgenden Tag spüren wir, daß wir uns wieder betrinken müssen. Das Getränk ist jetzt so billig und so leicht zu bekommen; deswegen halten wir uns daran. Wir vertrinken die Kleider unserer Weiber und die Nahrung unserer Kinder; aber was können wir machen? Wir können uns nicht helfen. Warum hat die Regierung die Schnapsläden eingerichtet? Wir haben sie gar nicht gewollt. Der Branntwein ist auch nicht gut. Es ist viel Wasser darin und der Schierling betäubt uns.

Siam.

Die amerikanisch-presbyterianische Mission in Siam kommt zu Ehren. Der König ließ dem Dr. Thompson, der einige bei einer Explosion verunglückte Leute erfolgreich behandelt hatte, seinen Dank aussprechen. Dann besuchte er die Station Petschaburi mit Hunderten von Prinzen, Vornehmen und Soldaten. Die Prinzen hatten mit den Missionaren ein langes Gespräch über Jesus und sein Werk auf Erden. Hierauf besprach sich der König mit den Missionaren über ihre Arbeit und über die von ihm beabsichtigte Errichtung von Schulen. Er äußerte sich sehr anerkennend über das, was die Missionare zum Besten seines Volkes thun. Er versprach, ihr Werk zu fördern und gab dem anwesenden Minister des Erziehungswesens entsprechenden Auftrag. Später wurden den Missionaren zwei Briefe überreicht, einer von der Königin an die Missionsfrauen und einer vom König an die Missionare. Der erstere enthielt ₰ 960, der letztere ₰ 1440 zum Zweck der Vergrößerung des Missionsspitals.

Der Konsul der Vereinigten Staaten in Bangkok gab die Erklärung ab: Ehe ich in den fernen Osten ging, war ich sehr gegen Mission und Missionare eingenommen; aber eine sorgfältige Prüfung ihres Werkes hat mich von ihrem überaus großen Wert überzeugt. Wesentlich durch ihren Einfluß ist die Sklaverei abgeschafft worden. Gute und gerechte Gesetze sind erlassen worden. Die Strafrechtspflege ist nach den unter zivilisierten Völkern geltenden Grundsätzen eingerichtet. Auf allen Gebieten sind Reformen eingetreten und die zum Christentum Uebergetretenen genießen dieselbe Gewissensfreiheit, wie sie in Amerika herrscht.

China.

Die sogenannte Inland-Mission zählt jetzt 56 Stationen, 84 Außenstationen, 117 Nationalgehilfen, 8 Missionsärzte, 225 europäische Missionare (beiderlei Geschlechts). Die Zahl der Kommunikanten beträgt über 1900. Im Jahr 1886 fanden 402 Taufen statt. Die Beiträge der Gemeindeglieder für Missionszwecke beliefen sich auf ℳ 472.

Aus dem Norden wie aus dem Süden des Landes wird berichtet, daß die Missionare vom Volk freundlicher aufgenommen werden als früher. Wenn es auch unmöglich ist, die Stimmung eines so ungeheuer großen Landes nach einzelnen Berichten zu beurteilen, so darf man doch gewiß sagen, daß die Feindschaft gegen das Christentum im Abnehmen begriffen ist. Ein amerikanischer Missionar macht folgende vernünftige Bemerkungen: Die in einigen Provinzen von den Behörden erlassenen Proklamationen zu Gunsten der Mission sind erfreulich; doch glaube ich nicht, daß dieselben eine so entschiedene Frontveränderung der chinesischen Regierung bedeuten, als man im Westen anzunehmen scheint. Was man von China überhaupt sagen kann, trifft besonders auf die chinesische Regierung zu: Sie ist so gut, daß wir uns nur wundern können, daß sie nicht besser ist, und sie ist so schlecht, daß wir uns nur wundern können, daß sie nicht schlechter ist. Es ergeben sich oft Schwierigkeiten mit den Behörden beim Ankauf von Grundstücken und bei der Gründung neuer Stationen. Aber im allgemeinen haben die Missionare, wie es scheint, nicht viel zu klagen. Ich glaube, daß die Regierung entschlossen ist, in Uebereinstimmung mit den bestehenden Verträgen die Missionare zu schützen und das Christentum zu dulden. Was die Unterdrückung von Volksaufläufen und die Entschädigung für die den Missionaren zugefügten Verluste betrifft, so können wir wohl sagen, daß die Regierung im ganzen alles gethan hat, was wir verlangen konnten. Immerhin sind die neuerdings erlassenen Proklamationen als eine bestimmte Erklärung über die Politik der Regierung und als ein höflicher Ausdruck des Wohlwollens gegen die Missionare ein entschiedener Schritt vorwärts.

Eine Bibelfrau in Kanton wird von 36 chinesischen Mädchen in St. Franzisko unterhalten, die aus den Netzen der Verführung in das dortige Zufluchtshaus für Chinesenmädchen gerettet worden sind (vergl. Septemberheft S. 374).

Japan.

Die Zahl der Buddhistenpriester in Japan soll seit dem Jahr 1874 von 244000 auf 50000 herabgesunken sein. Ein angesehener Priester Namens Osu Tetsunen hat in Osaka eine Reihe von Vorträgen gehalten, in welchen er sich sehr wegwerfend über den Buddhismus aussprach. Die Buddhistenpriester seien meist habgierige Leute, die immer betteln und daneben ihren Lüsten ganz öffentlich frönen. Anstatt daß sie für ihre Anhänger ein Halt seien, werden sie selber nur durch die Laien vom Schlimmsten zurückgehalten. Diejenigen aber, welche sich Anhänger Buddhas nennen, befolgen durchaus nicht die Vorschriften desselben, sondern ihre Religion sei eine gedankenlose Wiederholung religiöser Gebräuche. Sie seien im stand, Böses zu thun, während sie ihre Andacht verrichten. „Die Christen haben daher allen Grund, uns anzugreifen und ihre Religion an die Stelle der unserigen zu setzen." Professor Toyama, der frühere Präsident der Universität Tokyo sagt: Diejenigen, welche die Einführung einer vom christlichen Glauben losgelösten Zivilisation befürworten, sind entweder feig oder unverständig. Beide gehören notwendig zusammen. — Die Veränderung, welche in Betreff der Stellung des weiblichen Geschlechts in Japan eingetreten ist, ist ganz wunderbar. Diejenigen, welche noch vor wenigen Jahren mit Verachtung auf das schwächere Geschlecht blickten, suchen jetzt mit Eifer die soziale Stellung desselben zu heben, um dadurch den westlichen Nationen sich anzunähern. Noch vor kurzer Zeit hielt man die Bildung des weiblichen Geschlechts für etwas Unwichtiges, und die meisten Männer ließen ihren Töchtern keine Erziehung geben, weil belesene Frauenzimmer für unnütz galten. Nun werden eben diese Frauenzimmer in die Schule geschickt und in ausländischem Wissen unterrichtet. Man hält es aber für bedenklich, seine Töchter in andere als christliche Schulen zu schicken. Bis vor wenigen Jahren hatten die Missionsmädchenschulen Mühe, eine größere Anzahl von Schülerinnen zusammenzubringen, die zudem meist den unteren Klassen angehörten. Jetzt giebt es allein in Tokyo mehr als fünf Missionsschulen für Mädchen und alle sind überfüllt. In ganz Japan sind 26 solche Schulen, die von mehr als 1700 Schülerinnen besucht werden. Viele derselben gehören zu den höheren Ständen. — Man zählt jetzt in Japan 193 evangelische Gemeinden, darunter 64, die sich selbst erhalten. Im Jahr 1886 stieg die Zahl der Gemeindeglieder um 4629; die Gesamtzahl hat 16000 bereits überschritten.

Indiſcher Archipel.

In Barmen iſt die Nachricht eingetroffen, daß drei Stationen und ein Filial am Tobaſee (Sumatra) niedergebrannt ſind.

Die holländiſche Battak-Miſſion auf der Weſtküſte Sumatras in Angkola hat im ganzen 437 Chriſten. Ein Miſſionar arbeitet mit fünf eingeborenen Helfern in Uta Rimbaru und vier Außenſtationen: Mompang, Si Matorkis, Si Maſom, Sindjoman. Auf der erſten ſind 17, auf der zweiten 9 Schüler. In Si Maſom wurde am 17. Dezember 1886 das Kirchlein eingeweiht und für den letztgenannten Außenplatz iſt das Gotteshaus in Vorbereitung.

Neu-Guinea.

Aus dem Chriſtendorf Bethel auf der kleinen Inſel Manaswari oder Manſinam kommen vom Utrechter Miſſionar van Haſſelt endlich erfreuliche Nachrichten. Als im Auguſt 1886 die kleine dortige Kirche ausgebeſſert und erneuert werden mußte, arbeiteten neben Chriſten auch Heiden, welche außer einem Meſſer nichts für ihre eifrig geleiſtete Arbeit annehmen wollten, indem ſie meinten, hier ſei doch Gottes Haus, wo auch ſie etwas Gutes hören. Ein erfreuliches Zeichen bei dem ſelbſtſüchtigen Charakter der Papua! — Während die Kirche gut beſucht wird, ſind auch in der Schule 52 Kinder; zum Abendmahl gingen nicht wenige; überhaupt ſcheint endlich die Saat aufzugehen. Vier Papuafrauen erhielten die heil. Taufe und der Jahreswechſel konnte ſo feierlich wie noch nie begangen werden. Als Haſſelt hingegen einige Wochen darauf aufs Feſtland Neu-Guineas nach der Utrechter Miſſionsſtation Doreh kam, um zu predigen, wurde er mit einigen Pfeilen begrüßt. Immerhin bleibt die holländiſche Geelrinks-Bucht ein gefahrvolles Arbeitsfeld und doch iſt Bethel-Manſinam ein Angeld künftiger Ernte; Gott gebe es!

Neuſeeland.

Die getauften Chriſten der anglikaniſchen Miſſion auf der Nordinſel betragen jetzt noch 18240. Es giebt 27 Maori-Geiſtliche und 280 freiwillige Lehrer.

Mikroneſien.

Die Spanier haben ſeinerzeit den Vereinigten Staaten verſprochen, die proteſtantiſchen Miſſionare auf den Karolinen nicht beläſtigen zu wollen. Nun wurden aber die Miſſionare mit hohen Steuern belegt und einer derſelben, der hiegegen Einſprache erhob, wurde verhaftet. Doch hat ſich die amerikaniſche Regierung für ihn verwendet. Er iſt bereits wieder frei gelaſſen worden.

Weſtindien.

Aus der Miſſion der Brüdergemeinde auf Jamaika wird geſchrieben: Die Selbſtunterhaltung bleibt noch immer ein Ziel, das

vor uns liegt. In manchen Stationen gingen die Beiträge für den Unterhalt des Missionars nur notdürftig ein, während diejenigen für die Missionsgesellschaft und für spezielle Bedürfnisse der Station, sowie Kollekten (für den Kirchenbau in der Kapstadt, das Aussätzigenasyl in Jerusalem u. s. f.) reichlicher waren. — Betrübend ist die Ausdehnung, welche der Handel mit Spirituosen auf Jamaika gewonnen hat. In Kingston soll ein Mann sein, der an verschiedenen Punkten der Insel zusammen 99 Schnapsläden hat, die höchste Zahl, die nach dem Gesetz ein Mann haben darf. Auf der ganzen Insel giebt es etwa 1200 solcher Läden.

Allerlei.

Am 22. Juni d. J. tagte in Amsterdam die erste allgemeine holländische Missionskonferenz, welcher viele Professoren, Studenten, Missionare u. s. w., darunter auch einige deutsche aus Barmen beiwohnten. Nach einem Gebet, welchem kein Lied folgte, hielt ein Herr Neurdenburg einen Vortrag über „Arbeitsverteilung und Zusammenwirken auf dem Missionsgebiet." Die Versammlung war mit dem Vortrag einverstanden und stellte denselben weiterer Erwägung und Beschlußfassung anheim. Dabei kam die Rede auf ein allgemeines Bekenntnis als Grundlage gemeinsamer Missionsarbeit; Glücklicherweise wurde dasselbe abgelehnt; den Orthodoxen wäre es zu weit, den anderen zu eng. Die Mission als solche sei das einigende Wort. Darauf sprach Buchhändler H. B. Breyer aus Arnhem über „Opium und Mission" eine dringende Mahnung an Missionare und Regierung. Letztere sei dem Uebel gegenüber machtlos, weil sie den Geldvorteil nicht missen wolle. In der weiteren sich hieran schließenden Verhandlung betonte Dr. Schreiber aus Barmen, daß die Regierung zur Einschränkung „die verbotenen Kreise" inne halten solle und die Missionare mündlich und schriftlich den verderblichen Einfluß des Opiums darstellen müssen. Ein anderer nannte diese „verbotenen Kreise" den Brennpunkt des Schleichhandels. Als dritter redete Mr. Veerbeck über die „Arbeit der Brüdergemeinde in Surinam" und beklagte die dürftige Unterstützung derselben seitens der Niederlande. Endlich wies Prof. Valeton auf die Südwestinsel Dannar (richtiger hieße es Damme) und Nord-Ceram hin und bat, hier kräftig zu missionieren; seit 1841 sei das Werk liegen geblieben. — Darauf wurde die Versammlung geschlossen, welche ein Gegenstück zu der bekannten deutschen Bremer- und der nordischen Missionskonferenz in Gothenburg bildet. Gutes Zeichen der Zeit! Es folge eine internationle evangelische, wie es Warneck so gerne hätte.

Der deutsche Kaiser hat dem Stuttgarter Verein für evangelische Mission in Kamerun einen einmaligen Beitrag von 3000 Mk. gewährt.

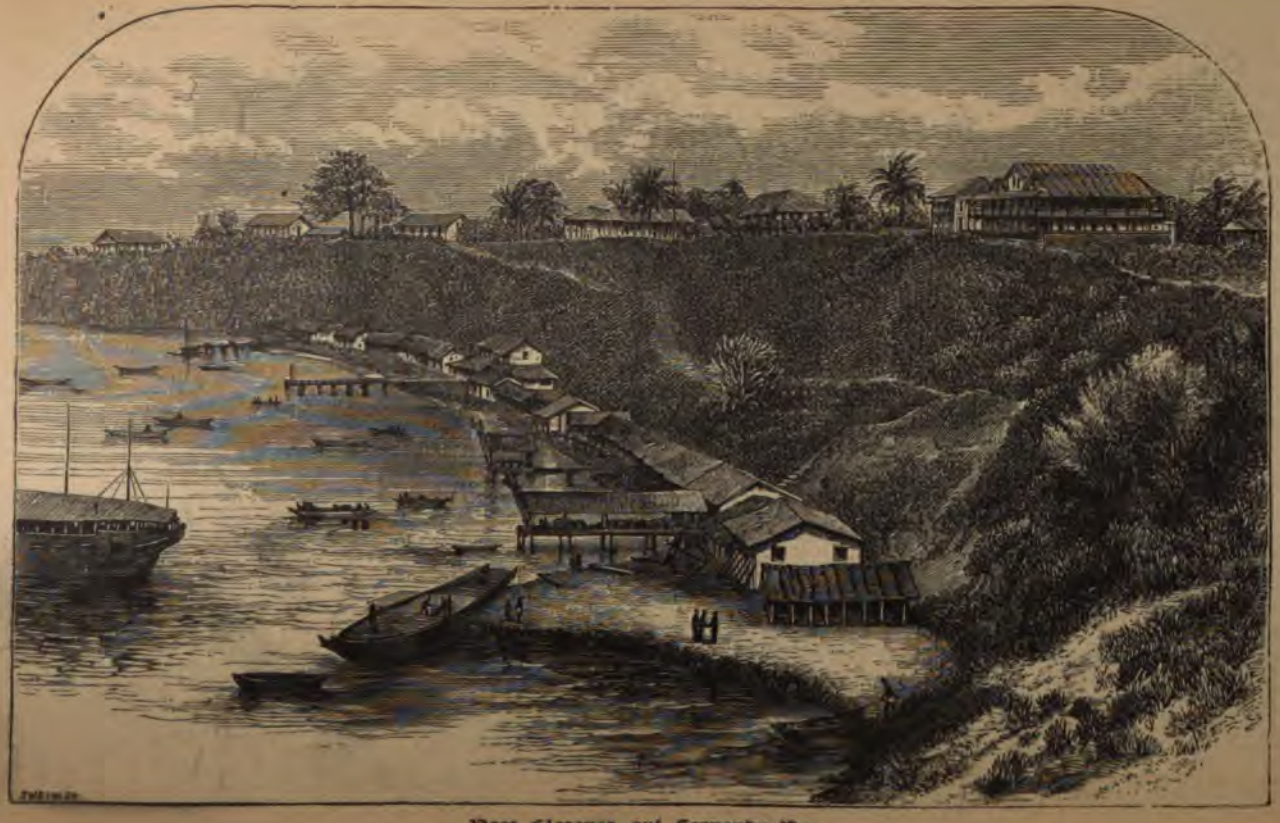
Die Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft berichtet eine Einnahme von 62382 Mk. und eine Ausgabe von 59556 Mk.

Die Hermannsburger Mission hat im Jahr 1886 eine Einnahme von 223537 Mk. gehabt. Die Ausgabe war nahezu gleich hoch. Die Generalversammlung des Lüneburger Missionsvereins hat am 6. September beschlossen, wieder wie früher einen Teil der Missionsgelder der Hermannsburger Mission zuzuwenden. Seit mehreren Jahren wurden $^2/_5$ der Einnahmen jenes Missionsvereins verzinslich angelegt, da man hoffte, daß Hermannsburg wieder in ein freundlicheres Verhältnis zur lutherischen Landeskirche treten werde. Zurzeit ist die Vermehrung der Einnahmen der Hermannsburger Mission besonders erwünscht, da der Inspektor eine Visitationsreise nach Afrika antritt.

Einem uns freundlich zugesandten Jahresbericht des studentischen Missionsvereins in Upsala entnehmen wir folgende Mitteilungen. Im Winterhalbjahr 1886/87 zählte der Verein 126 Mitglieder; dabei ist besonders erfreulich, daß außer 59 Theologen auch 46 Mitglieder der philosophischen, 16 der medizinischen und 5 der juristischen Fakultät aufgeführt werden. Zwei Vereinsmitglieder sind in den Missionsdienst eingetreten. Die Versammlungen werden mit Gesang eröffnet. Hierauf spricht der Vorsitzende ein Gebet und liest ein Kapitel aus der Bibel. Nun folgt ein Vortrag, an den sich eine Besprechung anschließt. Bisweilen bleiben nach dem Schluß auf Einladung des Vorsitzenden noch einige Mitglieder zurück, um für irgend eine einzelne Mission zu beten. Außer einer Missionsbibliothek hat der Verein auch eine missionsethnographische Sammlung angelegt, welche schon über 80 Nummern zählt. Mit den studentischen Missionsvereinen in Basel, Berlin, Breslau, Erlangen, Göttingen, Halle, Königsberg, Leipzig, Rostock und Tübingen werden Berichte ausgetauscht. Wir wünschen dem Verein von Herzen ein fröhliches Gedeihen und zahlreiche Nachfolger.

Die katholische Mission hat im Jahr 1886 im ganzen 6629258 Fr. eingenommen. Nahezu zwei Drittel dieser Summe wurden in Frankreich aufgebracht, das unter allen katholischen Ländern den regsten Missionseifer hat. Deutschland ist mit 696178 Fr., Oesterreich mit 88403 Fr., das fast ganz katholische Spanien mit 97522 Fr., England mit 166319 Fr., Italien mit 382214 Fr. beteiligt. Diese Zahlen beweisen aufs neue, daß die katholische Mission bei aller Großsprecherei sich auch nicht entfernt mit der evangelischen vergleichen kann, was die Opferwilligkeit der Missionskreise und die wirkliche, nicht bloß scheinbare Ausdehnung des Werkes betrifft.

Der Edinburgher Medizinischen Mission haben sich seit Beginn dieses Jahres mehr als 40 junge Männer zum Missionsdienst angeboten.



Port Clarence auf Fernando Po.

Ein Blatt aus der Geschichte der Brüdermission

oder

Ein Missionsversuch auf der Goldküste vor 150 Jahren.

Von Missionar Paul Steiner.

(Schluß)

5. Protten's dritter und letzter Auszug nach Guinea. 1764—1769.

Wieder sind drei Jahre dahingegangen. Da sehen wir Protten trotz des unglücklichen Vorfalls in Christiansborg wieder auf dem Auszug nach Guinea begriffen; doch diesmal unter ganz anderen Umständen als das letzte Mal. Protten ahnte wohl nicht, daß er diesmal in seine afrikanische Heimat zurückkehrte, um an der Stätte seiner Geburt sein irdisches Tagewerk zu beschließen und hier zur Ruhe zu kommen, die er im Leben nie fand. Die Aussicht, nach der Goldküste zurückkehren zu können, war nach dem was vorgefallen, sehr gering. Indes sollte sich wider alles Erwarten seine Hoffnung doch erfüllen. Auf eine von ihm in Kopenhagen eingereichte Bittschrift hin erfolgte eine „königliche Resolution", datiert vom 31. Dezember 1762, in welcher ihm die Erlaubnis erteilt wurde, aufs neue nach Christiansborg in Guinea gehen zu dürfen, mit der Zusicherung, daß man dem dortigen Rat die nötigen Weisungen werde zustellen, „damit er bei seiner dortigen Ankunft in sein voriges Missionsamt installiert werden könnte". Dieser Umstand, und besonders der Eindruck, den er durch „die gute Hoffnung gebende Situation seines Herzens und durch seine unauslöschliche Begierde, seinen Landsleuten das Heil in Jesu Christo zu verkünden," auf die Konferenz in Herrnhut machte, bewogen dieselbe, es noch einmal mit ihm zu versuchen. So wurde er denn „nach etlicher Anweisung und Bestätigung vom Hei-

land*) den 27. März 1763 in Gegenwart der Generalhelfer-Konferenz von Br. Leonhard Dober zu seiner dritten Botschaftsreise nach Guinea mit Handauflegung eingesegnet, welche er Tags darauf mit dem Segen und Frieden der Gemeine — diesmal in Begleitung seiner lieben Rebecka — über Holland antrat, wo sie den 19. April in Zeist zusammen ankamen und sehr liebreich empfangen wurden."

Schon Tags darauf begab sich Protten nach Amsterdam, um sich nach einer Schiffsgelegenheit umzusehen und die Ueberfahrt für sich und seine Frau in Richtigkeit zu bringen. Mit Hilfe der dortigen Brüder war dies auch bald geschehen und er erhielt schon am 5. Mai die Zusage von der westindischen Compagnie, gegen Bezahlung von Fahrgeld und Verköstigung, mit dem Schiffer Jan Nicolas de Bruyn nach Guinea segeln zu dürfen. Er begab sich deswegen gleich folgenden Tags zurück nach Zeist, um seine Frau nach Amsterdam abzuholen, wo sie den 11. desselben Monats eintrafen und sich für die Seereise fertig machten. Bis daher war alles gut gegangen; „allein von nun an änderte sich der bisherige gute Prospekt dieser Reise auf einmal und eine Fatalität nach der andern verzögerte dieselbe nicht nur das ganze Jahr 1763 hindurch, sondern machte dieselbe zuletzt im folgenden Jahr 1764 zur größten Betrübnis und Beschwerde der Brüder — denen diese Szene über 1000 Flor. gekostet — ganz rückgängig und den armen Protten aufs neue so koufus und afrikanisch wild, daß er sich des Rats und der Leitung der Brüder, die er doch dabei im ganzen immer lieb behielt, völlig entzog und wieder auf seine eigene Hand unter dänischer Protektion und Assistenz von Kopenhagen aus nach Guinea ging." Hier in Christiansborg hat er noch einige Jahre gelebt und gewirkt, bis er anno 1769, den 24. August, „ohne etwas vor den Heiland ausgerichtet zu haben, seinen aventürischen Lebenslauf beschloß und doch hoffentlich Gnade vor seinem barmherzigen Herrn und Erlöser gefunden haben wird." Ein großes Oelgemälde, das im Archiv in Herrnhut aufbewahrt ist, zeigt Protten mit seiner Frau Rebecka und einem Kind. Hinter den freundlichernsten und doch bestimmten Zügen Prottens, welche das schöne wohlerhaltene Brustbild aufweist, würde niemand den eigenartigen ruhelosen Geist dieses Afrikaners ahnen, der vermöge

*) Wohl durch das Los, das in solchen Fällen noch heute zu Rate gezogen wird.

seiner Herkunft und Ausbildung wohl ein rechtes Rüstzeug der Gnade Gottes unter seinen Brüdern nach dem Fleisch hätte sein können, wenn er sich ganz und ungeteilt unter die Gnadenleitung des Herrn gestellt und nur Seine Ehre gesucht hätte, statt eigene Wege und Ziele zu verfolgen. Doch war auch *sein* Lebensweg von Gott verordnet.

6. Wiederaufnahme der Mission in Guinea durch die Brüdergemeine. 1767—1769.

„Meine Stunde ist noch nicht gekommen."
Ev. Joh. 2, 4.

Drei Missionsversuche waren in Guinea gemacht worden und alle waren, menschlich gesprochen, durch das eigenwillige Verhalten Prottens fehlgeschlagen und im Sande zerronnen. Zwar befand sich zurzeit der letztere noch in Christiansborg, aber nicht in Verbindung und im Dienst der Brüdergemeine. Als daher bald nach dem fruchtlosen Ausgang des dritten Missionsversuchs 1764 der erste General-Synodus nach dem Heimgang Zinzendorfs in Marienborn gehalten wurde, konnte man nicht umhin, des Herrn Sinn über Guinea aufs neue zu erfragen, zumal bereits 1762 zwei Brüder für dasselbe bestimmt worden waren. Nur hatte man erst den Ausgang von Prottens Unternehmen abwarten wollen. Auch hatte man damals nicht die dänischen, sondern wie schon anfangs die holländischen und englischen Niederlassungen auf der Goldküste im Auge. Weil man aber in der Sache keine entschiedene Weisung und deutlichen Winke erhielt, so ließ man die Angelegenheit vor der Hand bis zum Jahr 1767 ganz ruhen. Da lief ganz unerwartet den 22. März 1767 ein sehr freundliches Schreiben von den Direktoren der Guinea-Compagnie in Kopenhagen bei dem Direktorium der Brüder-Unität ein, in welchem jene baten, „etliche Brüder nach Guinea zu schicken, um den dortigen Negern das Evangelium zu verkünden und dadurch ordentliche, treue und fleißige Menschen, wie in St. Thomas, Croix und St. Jan zu machen." *)

*) Die Veranlassung zu dieser Aufforderung waren die Erfolge der Brüdermission in Westindien. Dort war die Veränderung der christlichen Negersklaven, welche in der Pflege der Brüder standen, so auffallend, daß die gesegnete Wirksamkeit von Freund und Feind nicht in Abrede gestellt werden konnte. So stellen Römers Nachrichten über die Küste von Guinea in ihrer Vorrede (von Dr. Erich Pontoppidan) den mährischen Brüdern und ihren Pflegebe-

Diese Bitte nahm man als göttlichen Wink und entsprach derselben, indem man im Monat Juni die 5 Brüder Jakob Meder, Daniel Lemke, Gottfried Schultze, Sigmund Kleffel und Samy Hall dazu bestimmte, die sich zum Teil auf die Kunde hin, daß die Gemeine einen neuen Missionsversuch in Guinea zu unternehmen gedenke, von selbst hiefür angeboten hatten. „Bruder Jakob Meder erhielt den Auftrag, als Deputatus deswegen nach Kopenhagen zu gehen, um sich persönlich mit den Herren Direktoren darüber zu verständigen und reiste zu dem Ende nach einer gesegneten Abfertigung den 4. August von Zeist ab. Seine Geschäfte gingen so glücklich von statten, daß am 2. September eine sehr vortreffliche Vereinbarungsakte für die Brüder zu stande kam, in welcher zuvörderst der Brüder gesegneter und legitimierter Dienst am Evangelio unter den Wilden in Grönland und unter den Negersklaven in St. Thomas ꝛc. gerühmt und als die Hauptursache des ihnen geschehenen Antrages angeführt wurde." Sodann wurde den Brüdern, außer anderen vorteilhaften Versprechungen, freier Transport bei allen ihren Hin- und Herreisen, uneingeschränkte Kirchenfreiheit nebst dem Recht, sich im Lande niederzulassen und Gemeinorte zu gründen, wo sie wollten, zugestanden. Ferner sollten sie einige Zimmer ohne Entgelt im Fort Christiansborg zu ihrer Niederlassung eingeräumt erhalten und völliges Eigentumsrecht über das ihnen umsonst zu überlassende Land zu freier Bebauung besitzen, sowie frei sein von allen Lasten und Steuern, von Kriegs- und anderem Dienst. Alle diese Freiheiten und Rechte wurden ihnen mit einem förmlichen Eide zugestanden und eingeräumt.

Nach Vollzug dieser Vereinbarungsakte wurden die übrigen vier Brüder dem bereits in Kopenhagen weilenden Bruder Meder nach-

---

sohlenen in Westindien das glänzendste Zeugnis aus. Römer, dessen Buch deutsch 1769 im Druck erschien, scheint über obigen Wunsch der Guinea-Compagnie mit der Brüder-Unität korrespondiert zu haben. Das Archiv in Herrnhut weist eine Korrespondenz von ihm auf. Eine weitere Wirkung der Missionsarbeit der mährischen Brüder in Westindien, die auf das Verlangen nach Brüdern in Guinea Einfluß haben mochte, ersieht man aus Oldendorps Geschichte ꝛc; denn dort heißt es: „Der Herr Kommandant Völkenhauser (auf St. Thomas) trat in die Fußstapfen seines Vorgängers (H. v. Suhm), und die Brüder hatten seiner Gewogenheit sehr vieles zu danken. Er wurde im Oktober 1760 Gouverneur der dänischen Besitzungen in Guinea, und bezeigte ein Verlangen, einige Brüder mit sich dahin zu nehmen."

geschickt, welche, nachdem sie den 8. Oktober vom Direktorium in Herrnhut abgefertigt worden waren und folgenden Tags ihre Reise über Amsterdam angetreten hatten, den 2. November in Kopenhagen anlangten. Hier begaben sich die fünf Brüder am 30. Dezember an Bord, wiewohl die königliche Bestätigung obiger Vereinbarungsakte noch nicht ausgefertigt und noch nicht in ihren Händen war. Plötzlich eintretender Frost verhinderte jedoch das Schiff am Auslaufen und so waren die Brüder genötigt, wieder nach Kopenhagen zurückzukehren, „wo sie den Winter mit den dortigen Brüdern vergnügt und im Segen zubrachten." Endlich am 29. März 1768 begaben sie sich zum zweiten mal an Bord ihres Schiffes und unter dem gleichen Datum ist auch die königliche Bestätigung jener Vereinbarungsakte unterschrieben. Letzterer waren aber nun etliche Klauseln beigefügt, welche die den Brüdern vorher eingeräumten Freiheiten und Privilegien ziemlich einschränkten und die zweifelsohne erst auf Betrieb des dänischen sogenannten Missionskollegiums in Kopenhagen in engherziger Weise nachträglich darin aufgenommen worden waren. Jene einschränkenden Paragraphen bestanden hauptsächlich in folgendem: Erstlich wurde den Brüdern die Freiheit von allen Landeslasten und Abgaben nur auf 30 Jahre zugestanden, nach welcher Zeit der Freibrief der Guinea-Compagnie abgelaufen war. Zweitens sollten alle Christen und Negersklaven, die zum Fort und damit zum Sprengel des dänischen Predigers in Christiansborg gehörten, von der Bedienung der Brüder mit Wort und Sakrament gänzlich ausgeschlossen sein. Im Fall die Brüder einige derselben in ihre Gemeine aufnehmen würden, sollten jene gewärtig sein, daß die ihnen zur Bekehrung der Heiden vergönnte Freiheit wieder entzogen werden würde. Andererseits wurde, naiv genug, expreß ausbedungen, daß, so sich jemand von den Mitgliedern der Brüdergemeine in Guinea sollte durch dieselbe beschwert finden, solchem es freistehen solle, die Brüder verlassen zu dürfen. Man sieht, daß hier der enge Konfessionalismus jener Tage, der in der Brüdergemeine nichts weiteres als eine Sekte der protestantischen Kirche ersah, das schon in damaliger Zeit nicht mehr fruchtbringende Missionskollegium*) in Kopenhagen beeinflußte, scharfe

*) Das dänische Missionskollegium, bestehend aus Professoren und hohen Würdenträgern der dänischen Landeskirche, war damals schon zu einer bloßen Fondsverwaltung für Kirchen und Schulen in Dänisch-Ostindien und Grönland herabgesunken. Ev. Missionsmagazin 1874. S. 135.

Diese Bitte nahm man als göttlichen Wink und entsprach derselben, indem man im Monat Juni die 5 Brüder Jakob Meder, Daniel Lemke, Gottfried Schultze, Sigmund Kleffel und Samy Hall dazu bestimmte, die sich zum Teil auf die Kunde hin, daß die Gemeine einen neuen Missionsversuch in Guinea zu unternehmen gedenke, von selbst hiefür angeboten hatten. „Bruder Jakob Meder erhielt den Auftrag, als Deputatus deswegen nach Kopenhagen zu gehen, um sich persönlich mit den Herren Direktoren darüber zu verständigen und reiste zu dem Ende nach einer gesegneten Abfertigung den 4. August von Zeist ab. Seine Geschäfte gingen so glücklich von statten, daß am 2. September eine sehr vortreffliche Vereinbarungsakte für die Brüder zu stande kam, in welcher zuvörderst der Brüder gesegneter und legitimierter Dienst am Evangelio unter den Wilden in Grönland und unter den Negersklaven in St. Thomas ꝛc. gerühmt und als die Hauptursache des ihnen geschehenen Antrages angeführt wurde." Sodann wurde den Brüdern, außer anderen vorteilhaften Versprechungen, freier Transport bei allen ihren Hin- und Herreisen, uneingeschränkte Kirchenfreiheit nebst dem Recht, sich im Lande niederzulassen und Gemeinorte zu gründen, wo sie wollten, zugestanden. Ferner sollten sie einige Zimmer ohne Entgelt im Fort Christiansborg zu ihrer Niederlassung eingeräumt erhalten und völliges Eigentumsrecht über das ihnen umsonst zu überlassende Land zu freier Bebauung besitzen, sowie frei sein von allen Lasten und Steuern, von Kriegs- und anderem Dienst. Alle diese Freiheiten und Rechte wurden ihnen mit einem förmlichen Eide zugestanden und eingeräumt.

Nach Vollzug dieser Vereinbarungsakte wurden die übrigen Brüder dem bereits in Kopenhagen weilenden Bruder M...

---

sohlenen in Westindien das glänzendste Zeugnis aus... deutsch 1769 im Druck erschien, scheint über obigen ... Compagnie mit der Brüder-Unität korrespondiert zu ... Herrnhut weist eine Korrespondenz von ihm auf. ... Missionsarbeit der mährischen Brüder in Westindi... nach Brüdern in Guinea Einfluß haben mochte, ... Geschichte ꝛc; denn dort heißt es: „Der Her... (auf St. Thomas) trat in die Fußstapfen sei... und die Brüder hatten seiner Gewogenheit ... im Oktober 1760 Gouverneur der dänisch... zeigte ein Verlangen, einige Brüder mit ...

geschickt, welche, nachdem sie den 8. [illegible]
Herrnhut abgefertigt worden waren [illegible]
über Amsterdam angetreten hatten, [illegible]
anlangten. Hier begaben sich die [illegible]
an Bord, wiewohl die königliche [illegible]
akte noch nicht ausgefertigt und [illegible]
Plötzlich eintretender Frost verhinderte [illegible]
und so waren die Brüder genötigt, [illegible]
zukehren, „wo sie den Winter [illegible]
und im Segen zubrachten.“ [illegible]
sie sich zum zweiten mal an Bord [illegible]
Datum ist auch die königliche [illegible]
unterschrieben. Letzterer waren [illegible]
welche die den Brüdern vorher [illegible]
ziemlich einschränkten und die [illegible]
sogenannten Missionskollegium [illegible]
nachträglich darin aufgenommen [illegible]
Paragraphen bestanden [illegible]
den Brüdern die Freiheit [illegible]
auf 30 Jahre zugestanden, [illegible]
Compagnie abgelaufen [illegible]
Negersklaven, die zum Fort [illegible]
Predigers in Christiansborg [illegible]
mit Wort und Sakrament [illegible]
die Brüder einige [illegible]
sollten jene gewärtig sein, [illegible]
vergönnte Freiheit [illegible]
wurde, naiv genug, [illegible]
Mitgliedern der Brüder[illegible]
schwert finden, solchen [illegible]
dürfen. Man sieht, [illegible]
der in der Brüdergem[illegible]
stantischen Kirche [illegible]
fruchtbringende Miss[illegible]

[illegible] ...n
[illegible] ...ch-
[illegible] Ein
[illegible] ...oot ab
[illegible] ...ang aus
[illegible] ...ie Neger,
[illegible] empfingen
[illegible] Frau Rebecka
[illegible] ihre Ankunft.
[illegible] und nachdem sie
[illegible] Bruder Meder, dem
[illegible] um, in Kürze mit
[illegible] ...ensborg zu gehen, um
[illegible] ...absichtigten Niederlassung
[illegible] der „Seekante,“ 10 Stunden
[illegible] ...nenhalbinsel gelegene Neger-
[illegible] Jahren 1735—1741 das Fort
[illegible] ...arken Handel betrieben.**) Bald
[illegible] dieselbe im Jahr 1742 eine Be-

[illegible] ...er vormalige Oberkaufmann Franz Kyhberg,
[illegible] ...stindien noch mit den mährischen Brüdern in

*) Das dänis[illegible] ...adt unbedeutend, da sich der Handel mehr in das
Würdenträgern [illegible] ...ogen hat. Gesamtbevölkerung der Ringo-Ortschaften
Fond[illegible] ...seit vielen Jahren in Trümmern.
lan[illegible]

Grenzen zwischen dem Wirkungskreis der Missionare und dem kirchlichen Sprengel des Staatsgeistlichen zu ziehen, ohne dem Umstand Rechnung zu tragen, daß die Stelle des dänischen Predigers an der Fortgemeinde*) mit nur großen Unterbrechungen und meist gar nicht besetzt war.**)

Die Abschrift der königlichen Bestätigung ihres Freibriefes wurde den Reisenden endlich am Ostertag, den 3. April, von einigen Brüdern aus Kopenhagen aufs Schiff gebracht, welches segelfertig auf der Reede von Helsingör lag und auf dem die Brüder „die wichtigen Gedenk- und Festtage der Karwoche gemeinschaftlich und seliglich in der Stille begingen." Schon folgenden Tags, den 4. April, als ob sie erst das Aktenstück hätten abwarten sollen, erhob sich ein günstiger Wind, mit dem sie in See stachen und ihrem fernen Ziele am westafrikanischen Gestade zusteuerten. Ihre Seereise war eine lange und beschwerliche, indem sie über drei Monate unterwegs waren und manchen harten Sturm und mancherlei Unbill des rauhen Wetters zu bestehen hatten. Nachdem sie am 12. Mai die Insel Madeira passiert, den 17. den Pik von Teneriffa in Sicht gehabt und am 26. Mai an den Kapverdischen Inseln vorübergesegelt waren, liefen sie den 6. Juni Kap Sierra Leone an und gingen daselbst vor Anker. Als sie folgenden Tags, den 7. Juni, wieder die Anker lichteten und ihren Kurs längst der westafrikanischen Küste fortsetzten, hieß die Losung des Tages: „Der Herr segne euch je mehr und mehr, euch und eure Kinder, in Europa hüben bis an des Nordens Pol und überm Weltmeer drüben in Amerika und in Afrika und in Asia," worüber in den Herzen der Reisenden die sehnlichsten Segenswünsche für das

*) Mit den Brüdern reiste damals ein für das dänische Hauptfort bestimmter Prediger, Namens Miller, der sich nach dem Zeugnis der Brüder sehr freundlich zu ihnen stellte. Aus dieser Zeit stammt ein kleiner silberner innen vergoldeter Kelch mit der Inschrift: De Kongelige Octroyerde Danske Ginuesiske Compagnie. Anno 1767. Dieser Abendmahlskelch, welcher seit jenem Jahr bei den hl. Abendmahlsfeiern im Fort im Gebrauch war, wurde von den Dänen, als sie ihre Besitzungen an der Goldküste den Engländern 1851 käuflich abtraten, mit noch anderem Kirchengerät und den Kirchenbüchern (von 1779 ab) der Basler Mission in Christiansborg übergeben und wird seitdem für die Außenplätze bei der Abendmahlsfeier benützt. Die Taufschüssel trägt leider keine Inschrift.

**) So war einmal die Stelle des Fortgeistlichen nachweislich 20 Jahre unbesetzt, nämlich von 1809—1829.

Land aufstiegen, an dessen Strand sie hinschifften. Den 23. Juni warfen sie zum zweiten mal Anker bei Kap Bassa an der Liberiaküste und konnten hier einem heimwärtssegelnden englischen Schiffe Briefe nach Europa mitgeben.

Endlich, nachdem sie am 25. Juni wieder unter Segel gegangen waren und Kap Palmas passiert hatten, erreichten sie am 3. Juli den Küstenstrich von Axim, dessen Fluß Ankobar die westliche Grenze der Goldküste bildet und in dessen Nähe das ehemalige brandenburgische Fort Friedrichsburg lag. Die starke, von West nach Ost gehende Strömung trug sie schnell der Küste entlang, vorbei am Kap der drei Spitzen, an Elmina und Cape Coast und angesichts so mancher Festen, die sich am hügeligen Strand der Goldküste erhoben und von denen die Standarten der verschiedenen Nationen wehten. Am 5. Juli hatten sie ihr Ziel in Sicht und warfen nachmittags um 2 Uhr Anker auf der Reede von Christiansborg. Ein dänischer Assistent (Kaufmann) holte sie in einem Compagnieboot ab und sie wurden unter dem den Negern eigentümlichen Singsang ans Ufer gerudert. Sowohl der Gouverneur,*) als auch die Neger, welche sich nach dem Zweck ihres Kommens erkundigten, empfingen die Brüder freundlich, und auch Protten und seine Frau Rebecka fanden sich sogleich ein und freuten sich herzlich über ihre Ankunft.

Im Kastell wies man ihnen drei Zimmer an und nachdem sie sich in denselben etwas eingerichtet hatten, ging Bruder Meder, dem die Leitung der Mission anvertraut war, damit um, in Kürze mit einem oder zwei Brüdern nach Ningo bei Friedensborg zu gehen, um daselbst einen passenden Ort zu einer beabsichtigten Niederlassung auszusuchen. Besagtes Ningo war eine an der „Seekante," 10 Stunden östlich von Christiansborg auf einer Lagunenhalbinsel gelegene Negerstadt, bei welcher die Dänen in den Jahren 1735—1741 das Fort Friedensborg erbauten und einen starken Handel betrieben.**) Bald nach Vollendung der Feste hatte dieselbe im Jahr 1742 eine Be-

*) Gouverneur war damals der vormalige Oberkaufmann Franz Kyhberg, ein Deutscher, der später in Westindien noch mit den mährischen Brüdern in Verbindung blieb.

**) Heutzutage ist die Stadt unbedeutend, da sich der Handel mehr in das benachbarte Prampram gezogen hat. Gesamtbevölkerung der Ningo-Ortschaften ca. 6000. Das Fort liegt seit vielen Jahren in Trümmern.

lagerung durch die Asanteer auszuhalten, welche damals eine ganze Reihe von Küstenstädten in Asche legten. Ehe aber Meder die beabsichtigte Untersuchungsreise nach Ningo ins Werk setzen konnte, traten Verhältnisse ein, welche in Westafrika schon manchen Plan scheitern ließen. Das Klimafieber nämlich erfaßte alle fünf Brüder und zwar zuerst Samy Hall, dann am 11. August die zwei Brüder Lemke und Kleffel und am 13. desselben Monats Meder und Schultze und bald hielt auch der Tod seine Ernte unter der kleinen Schar. Schon am 24. August wurde Bruder Gottfried Schultze, am 1. September Bruder Jakob Meder und am 20. September Bruder Daniel Lemke dahingerafft, und es gefiel also dem Herrn über Leben und Tod, seine Zeugen abzurufen und zu sich heimzuholen.*)

Die Brüder Samy Hall und Kleffel blieben zwar am Leben, waren aber doch durch das Fieber sehr geschwächt und „konnten nichts anderes thun, als ihre Not und Wehmut über diesen schmerzlichen Verlust der drei Brüder ihren Geschwistern in Europa schriftlich zu klagen, um neue Verstärkung zu bitten und sich bis dahin in Geduld zu legen." So gut sie es in ihrer eigenen Leibesschwachheit vermochten, besorgten sie die Beerdigung ihrer drei Brüder, die sie in Hoffnung einer seligen Auferstehung der afrikanischen Erde übergaben. Der Gouverneur gab allen drei heimgegangenen Brüdern das letzte Geleit und ließ Bruder Meder, den er auszeichnen wollte, an einem besonderen Platz im Forthof beerdigen, während die beiden andern Brüder Schultze und Lemke ihre letzte Ruhestatt in demjenigen Teil des Vorwerkes erhielten, wo des Gouverneurs Neger beerdigt zu werden pflegten. In dieser Trübsalszeit bewies sich ihnen der dänische Prediger Miller, der mit den Brüdern von Kopenhagen nach Guinea gesegelt war, als ein wahrer Freund, und auch Protten und seine Frau pflegten, wie Samy Hall schrieb, die Brüder in ihrer Krankheit so gut sie konnten, „recht treulich und mütterlich."

*) Bei Meder beschleunigte ein unglücklicher Aderlaß, durch welchen ein Nerv verletzt wurde und der den Brand verursachte, seinen Tod.

7. Die letzte Thränensaat.
(1770)

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht." Ev. Joh. 12, 24.

In Europa erfuhr man erst am 23. April des folgenden Jahres (1769) diese überaus schmerzliche Nachricht durch den obenerwähnten Brief Samy Hall's, und da gerade in jenem Jahr der zweite Synodus in Marienborn gehalten wurde, so war Guinea eine der ersten Sachen, die am 13. Juli zur Beratung kamen. Hiezu kam noch, daß erstlich von Kopenhagen aus die Nachricht eingelaufen war, daß die Direktoren der Guinea-Compagnie eine neue Verstärkung von Brüdern in Guinea, wohin im August ein dänisches Schiff abgehen sollte, herzlich wünschten, und daß zweitens verschiedene Brüder bei der Kunde von jener Todesnachricht sich in ihrem Herzen angeregt fühlten, sich für Guinea als Ersatz anzubieten. Die Angelegenheit wurde deshalb vor den HErrn gebracht und ihm nach dem Gebrauch der Brüdergemeine zur Approbation vorgelegt. Infolge hievon wurden die drei Brüder Michael Schenk und die englischen Brüder Richard Bradley und Samy Watson zur Verstärkung nach Guinea bestimmt. Als vierter sollte auf sein Anerbieten hin Bruder Westmann jene begleiten, die ersten Einrichtungen an Ort und Stelle treffen und dann der Gemeine in der Heimat mündlich Bericht erstatten. Michael Schenk, der bis daher in Neuwied das Töpferhandwerk getrieben, wurde alsbald am 6. August 1769 noch auf dem Synodus*) zum Diakonus der Brüderkirche ordiniert und trat mit Bruder Westmann nach ihrer beider Abordnung schon am 7. August die Reise über Lübeck nach Kopenhagen an, wo sie den 21. August eintrafen. Ebendaselbst langten auch wenige Tage später, den 24. Aug., die beiden Brüder Bradley und Watson von England her an, nachdem dieselben in London am 13. August zu ihrem Gang ins Todesland „herzlich abgefertigt" worden waren. Aber erst am 16. Oktober traten sie ihre gemeinsame Reise an und gingen von Kopenhagen aus unter Segel. Die Reise war mit allerlei Fährlichkeiten verbunden, aus denen sie Gottes mächtige Hand gnädiglich

*) Er hatte demselben wohl als Deputierter von Neuwied angewohnt.

errettete, wie sie denn z. B. von einem türkischen (maurischen) Korsaren hart verfolgt wurden. Zudem war sie recht langwierig, indem das Schiff sehr oft an verschiedenen Küstenplätzen anlegte, um an denselben Negersklaven einzunehmen. Endlich am 9. Februar 1770, nach einer fünfzehnwöchentlichen Seereise*) warfen sie auf der Reede vor Christiansborg Anker. Bruder Westmann begab sich gleich nach ihrer glücklichen Ankunft noch am selben Abend mit dem Kapitän und den übrigen fürs Fort bestimmten Compagniebedienstteten ans Land, während die übrigen Brüder erst folgenden Tags nachkamen. Sie trafen S. Hall und S. Kleffel noch am Leben und diese waren über die Ankunft der neuen Brüder hoch erfreut, so daß letzterer darüber ganz sein Fieber vergaß, an welchem er gerade litt. Protten dagegen war inzwischen, wie oben bemerkt, am 24. August des vorigen Jahres gestorben und so fand sich nur seine Witwe Rebecka ein, um die Brüder zu bewillkommnen. „Sie hat," schreibt Bruder Westmann, „ein gutes Zeugnis von Blanken (Weißen) und Mulatten." Sie drückte den Brüdern den Wunsch aus, nach Westindien zurückkehren und ihre Lebenstage unter den Geschwistern in St. Thomas beschließen zu dürfen.**)

Auch von seiten des dänischen Gouverneurs (Gerhard F. Wrisberg) wurden die Brüder freundlich willkommen geheißen. Er freute sich über die den beiden vereinsamten Brüdern zu teil gewordene Verstärkung und sicherte ihnen seinen Beistand zu. Er bewies dies auch gleich in den folgenden Tagen, als ihm am 15. Februar der König von Akem***) einen Besuch im Fort abstattete. Diesem Negerfürsten

*) Heute bringt der Dampfer die Missionare in 3—3½ Wochen an die Goldküste.

**) Ob ihr dieser Wunsch gewährt wurde, konnte der Schreiber dieses nicht ermitteln.

***) Das Land Akem mit der Hauptstadt Kyebi liegt ca. 3—4 Tagereisen landeinwärts nordwestlich von Akra-Christiansborg und stößt mit seinen westlichen Grenzen an Asante. Früher eine zahlreiche Nation, mit deren Hilfe die Akraer und Akuapemer das Joch der Aquamuer ungefähr im Jahr 1733 abschüttelten, wurden sie selbst ums Jahr 1742 von den immer mächtiger werdenden Asanteern unterworfen und derart dezimiert, daß die dichten Urwälder Akem's noch heute äußerst dünn bevölkert sind. Mit den Akemern handelten die Dänen (nach Römer) ganz besonders gern; sie waren auch die bedeutendsten Lieferanten in Goldstaub und zur Zeit ihrer unbeschränkten Macht die Protektoren der Forts in Akra und Christiansborg. Das Evangelium und

stellte der Gouverneur die beiden Brüder Westmann und Schenk vor und erzählte ihm, aus welchem Grunde diese „guten Freunde aus dem Vaterlande Dänemark" hieher gekommen seien und daß sie mehr Lust haben, sich bei ihm in seinem Lande Akem niederzulassen, als im Fort an der Küste zu verbleiben. Aufmerksam hörte der König der Rede zu und begab sich sodann nach Negersitte abseits, um mit seinen Räten über die Angelegenheit zu beratschlagen. Als dies geschehen, erschien er wieder mit seinem ganzen Gefolge, setzte sich und sagte: „Ich nehme diese guten Freunde auf in mein Land, sie können sich anbauen, wo es ihnen beliebt und niemand soll ihnen hinderlich sein, vorausgesetzt, daß sie keine Festung bauen." Da ihm die Brüder solches versicherten und zudem erklärten, daß ihr Kommen und Hiersein nichts mit dem Handel zu thun habe und ihre Liebe zu den Negern eine ganz uneigennützige sei und sie es vielmehr auf deren ewiges Heil und Wohl abgesehen haben, so reichte ihnen der König die rechte Hand und erklärte sie in aller Form als seine Freunde. Das Gleiche thaten auch die übrigen Häuptlinge, seine Vasallen. Nach diesem Vorfall darf man schließen, daß durch die Anwesenheit des Akem-Königs und seines Hofstaates den Brüdern der sehr nahe liegende Gedanke kam, die Gelegenheit zu benützen und Verbindungen mit einem Land anzuknüpfen, in welchem sich europäischer Einfluß noch nicht geltend machte, ja, in welchem die Missionsthätigkeit sich frei inmitten des afrikanischen Volkslebens entfalten konnte, ohne mit den erschwerenden Verhältnissen an der Küste, wo Europäer und Mulatten mit ihrer Sittenlosigkeit allenthalben eine Gegenmission bildeten, rechnen zu müssen. Allem Anschein nach faßten sie die Möglichkeit, sich über kurz oder lang in Akem niederzulassen, ernstlich ins Auge, zumal die Akemer damals, obwohl ihre Hauptmacht bereits durch die Asanteer seit 1742 gebrochen war, immer noch die hervorragendste Völkerschaft an der Küste waren, deren Einfluß sich über ganz Akuapem und Akra erstreckte. Doch es sollte damals noch zu keiner Missionsthätigkeit in Akem kommen und es wäre eine solche sehr wahrscheinlich bei der daselbst herrschenden

---

mit ihm das Christentum fand erst in den letzten zwei Jahrzehnten Eingang in Akem und zwar in einer solch erfolgreichen Weise, daß zur Zeit weitgehende Verfolgungen von seiten der heidnischen Partei gegenüber den Christengemeinden ausgebrochen sind, deren Ausgang zur Stunde noch nicht abzusehen ist.
(Vergl. Ev. Heidenbote Jahrg. 1887.)

Sklaverei und dem ausgebildeten Despotismus ohne jeglichen Erfolg gewesen. Die Stunde des Heils schlug für Akem erst ein Jahrhundert später, als die politischen und sozialen Verhältnisse eine Aenderung erfahren hatten.

Nachdem sich die neuangekommenen Brüder vollends im Fort eingerichtet hatten, „hielten sie den 17. Februar das erste hl. Abendmahl mit einander, wozu sich der l. Heiland sehr gnädig bekannte. Besonders die zwei Brüder Hall und Kleffel waren sehr vergnügt, dies hohe Gut nach so langem Warten wieder genießen zu können." Hierauf besuchten sie vom 18.—28. die Häuptlinge der Negerorte Osu*) und Labode, um sich nach einem geeigneten Platz zu einer Niederlassung umzusehen; denn das erkannten die Brüder bald, daß, wollten sie zu einer freien und gesegneten Missionsarbeit schreiten, dies nicht vom dänischen Fort aus geschehen dürfe, sondern daß sie unter dem Volke wohnen müssen, unabhängig und möglichst fern von den Mauern des Kastells, wo man ihnen zwar mit aller Freundlichkeit begegnete, in welchem aber der Geist und Friede Gottes keine Stätte hatte. In der gleichen Absicht und zu demselben Zweck reisten die Brüder Schenk und Hall nach dem dänischen Fort Friedensborg bei Ningo, wo sie den 1. März ankamen und drei Tage verblieben. Auch hier kamen ihnen die Aeltesten der Stadt Ningo freundlich entgegen und bezeugten ein Verlangen, daß sie sich unter ihnen niederlassen möchten, umsomehr als jene bereits davon unterrichtet waren, wie der König von Akem die Brüder zuvorkommend behandelt hatte. Nachdem sie von dieser Untersuchungsreise am 6. März zurückgekehrt waren, handelte sichs darum, sich über den Ort ihrer Niederlassung klar zu werden. Es kamen die beiden Orte La, eine halbe Stunde von Christiansborg und Ningo in Frage. Die Negerstadt Osu scheinen die Brüder gleich von Anfang an wegen der Nähe des dänischen Hauptforts mit seinen europäischen und Mulattenbediensteten ausgeschlossen zu haben. Sehr wahrscheinlich war es aber auch die Klausel in der Vereinbarungsakte in Bezug auf ihr Verhältnis zur Fortgemeinde, die es ihnen rätlich erscheinen ließ, schiedlich friedlich in einer gewissen Entfernung von der dänischen Hauptniederlassung ihren Standort zu wählen. Bei Ningo war weniger zu fürchten,

*) Osu, die neben dem Fort Christiansborg liegende Stadt der Eingeborenen. La, oder Labodeine, eine eine halbe Stunde östlich von Christiansborg gelegene große Stadt.

da Friedensborg als Nebenfort gewöhnlich nur von einem Kommandanten und einigen wenigen Soldaten besetzt war. Auch hatte den Brüdern die dortige Gegend besser gefallen und war das Leben bedeutend billiger als an der oberen Küste. Sie hielten deshalb am 7. März eine gemeinsame Konferenz wegen der beabsichtigten Niederlassung und „erwählten vor ihrem l. Herrn von den beiden Orten La und Ningo den letzteren zu einem Missionsetablissement." Ihren Entschluß teilten sie sofort dem Gouverneur schriftlich mit und erbaten sich seine Einwilligung und seinen Beistand zu ihrem Unternehmen. Daraufhin machten sich die Brüder Schenk, Hall, Bradley und Watson reisefertig und begaben sich am 19. März nach Ningo, während Westmann und Kleffel vorerst noch in Christiansborg zurückblieben, um ihre Sachen nach Ningo zu befördern. Bevor sie aber von einander schieden, „verbanden sie sich beim Bundeskelch zu neuer Treue vor ihrem l. Herrn."

Sechs Wochen waren verflossen, seit die Brüder ihren Fuß auf die Goldküste gesetzt hatten und es war alles bisher gut von statten gegangen. Die vier Brüder trafen am 20. März in Ningo ein und gingen ungesäumt ans Werk, um mit ihrer Niederlassung zu beginnen. Sie hatten aber kaum den Bauplatz für dieselbe abgesteckt und diesen zu reinigen begonnen, als sich schon — wohl infolge der damit verbundenen Strapatzen, denen der Europäer in diesem Klima nicht gewachsen ist — der klimatische Einfluß geltend machte; denn bereits am 25. März wurde Bruder Watson und am 28. Bruder Schenk vom Faulfieber*) ergriffen, das sich bald schlimm genug anließ. Bruder Bradley meldete deshalb sogleich diesen traurigen Fall nach Christiansborg an Bruder Westmann mit der Bitte, ohne Verzug zu ihnen zu eilen. Dieser litt zwar auch schon seit zwei Tagen an einem leichteren Fieber und lag an starken rheumatischen Rückenschmerzen darnieder, raffte sich indes von seinem Krankenlager auf, trotz der ernstlichen Einsprache des Gouverneurs, und ließ sich von fünf Negern,

*) Diese schlimmste und gefährlichste Art des Klimafiebers, dem die meisten Europäer auf der Goldküste erliegen und vor dem selbst Eingeborene nicht verschont bleiben, wird neuerdings immer unter dem Namen Gallenfieber aufgeführt, da der davon Betroffene am ganzen Körper gelb wird und viel galliges Erbrechen auftritt. Es ist ein Malariafieber in der höchsten Potenz, bei dem hauptsächlich Nieren und Magen affiziert sind und schließlich eine Blutzersetzung den Tod herbeiführt.

die ihm der letztere zur Verfügung stellte, unverzüglich nach Ningo tragen, wo er am Morgen des 2. April anlangte. Hier fand er die beiden erkrankten Brüder in bedenklichem Zustand, besonders Bruder Watson, der am schwächsten war und auch wirklich „am 10. April als ein getrösteter und vergnügter Sünder selig heimging." Bruder Westmann, der diesen Ausgang schon am 8. voraussah, hatte indes den Bauplatz vollends aufgeräumt und außer dem für das Haus bestimmten Platz auch den für den Gottesacker ausersehenen abgesteckt, auf welchem am Abend des 10. April „die Gebeine des Bruder Watson in Hoffnung und sehnlicher Anwünschung, daß dereinst auch viele Neger daselbst zu ruhen kommen möchten, eingesenket und damit der Gottesacker eingeweiht wurde." Bruder Schenk dagegen erholte sich nach und nach wieder von diesem schweren Fieberanfall, während Bruder Hall an einer alten Krankheit auf der Brust laborierte und Kleffel in Christiansborg auch am Fieber darniederlag. So war neben Westmann, welcher noch die Nachwehen seines Krankseins spürte, zurzeit Bruder Bradley der einzige, welcher sich der Gesundheit erfreute.

Einige Tage nach Bruder Watsons Heimgang und noch ehe Bruder Schenk außer Gefahr war, bot sich für Bruder Westmann eine Schiffsgelegenheit, um in einem Schreiben nach Europa die schmerzlichen Vorgänge in Ningo zu vermelden und es ging sein Brief am 15. April ab. Am Schluß dieses Schreibens bittet Bruder Westmann im Namen der Brüder die Direktion der Brüdergemeine um einen Schuhmacher, einen Zimmermann und einen Bauern für die Landarbeit, sowie um einen Goldschmied, welcher voraussichtlich den besten Verdienst unter allen Professionen auf hiesiger Küste haben würde.*) Desgleichen spricht er den Wunsch aus, einen „Medicus" hier zu haben, da es schwer sei, in Krankheiten niemanden zur Hand zu haben, der einem helfen könne. Derselbe, so meint er, werde auch, vermöge seiner besseren Ausbildung, eine große Hilfe in Schreibereien und im Verkehr mit dem Gouverneur sein. Dieses Schreiben Bruder Westmann's war das letzte Lebenszeichen, das man in Europa direkt von den Brüdern in Ningo erhielt. Lange sah man ängstlich und gespannt einer näheren Nachricht von dem Befinden der Brüder, wie von dem Ausgang von Bruder Schenk's Krankheit und dem weiteren

*) Man darf nicht vergessen, daß die Brüder hier, wie in Westindien, auf die Arbeit und den Erwerb ihrer Hände bei ihrem Unterhalt angewiesen waren.

Fortgang des begonnenen Werkes in Ningo entgegen, und man hoffte zugleich, daß Bruder Westmann bei seiner Zurückkunft nach Europa, wie solches bei seiner Abordnung schon vorgesehen war, mündlich und schriftlich hierüber Bericht abstatten würde. Statt dessen lief nach langem, fast einjährigem vergeblichen Warten im Juni 1771 aus St. Thomas die erschütternde Nachricht ein, daß alle nach Guinea gesandten Brüder bis auf Bruder Schenk und Westmann in die Ewigkeit abgerufen seien. Das dänische Schiff, welches mit Bussalen (Negersklaven) befrachtet von Guinea nach St. Crux gekommen war und obige Nachricht den Brüdern in Westindien gebracht hatte, berichtete aber nicht allein den Heimgang der Brüder in Ningo, sondern meldete auch, daß die überlebenden beiden Brüder Schenk und Westmann bei Abgang des Schiffes so elend gewesen seien, daß man nichts anderes vermuten könne, als daß sie auch inzwischen dem Klima erlegen sein dürften. Bruder Schenk sei am Skorbut und an der Wassersucht äußerst schwach darniedergelegen. Bruder Westmann dagegen sei zwar an Bord eines mit 400 Negersklaven befrachteten englischen Schiffes gegangen, um mit demselben nach Jamaika überzusetzen, sei aber bei der Abreise so krank und abgezehrt gewesen, daß er schwerlich werde Jamaika lebend erreicht haben. Diese Nachricht, die über Westindien auf Umwegen die europäische Heimat erreichte, wurde bald darauf von Kopenhagen aus in ihrem vollen Umfang bestätigt und zwar durch Briefe vom 12. und 25. Juli 1770, welche vom Gouverneur bei der dänischen Guinea-Compagnie in Kopenhagen einliefen. Es wurde noch des näheren berichtet, daß die dortigen Brüder sich in Ningo, außerhalb des Forts Friedensborg niedergelassen, einen Bauplatz abgesteckt und den Anfang des Anbaues wirklich gemacht haben, daß ferner Bruder Westmann mit einem englischen Schiff abgereist und daß bei Abgang der Briefe von den Brüdern nur noch Bruder Schenk am Leben gewesen sei. Jener, Bruder Westmann, scheint demnach noch vorher abgesegelt zu sein, ehe die letzten Brüder dem mörderischen Klima zum Opfer fielen. Doch auch er erreichte nicht mehr die westindischen Eilande. Er starb fünf Tage nach seiner Einschiffung noch an der westafrikanischen Küste an einem englischen Handelsplatz, wo sein Schiff Anker geworfen hatte. Ob er auf dem Lande begraben liegt oder in der Tiefe des Meeres seine Ruhestätte gefunden hat, das ist nie bekannt geworden. Bruder Schenk scheint um dieselbe Zeit oder kurz darauf

als der letzte der elf Brüder zur ewigen Ruhe, die dem Volke Gottes beschieden ist, eingegangen zu sein. Seinen Heimgang erfuhr man erst im Jahre 1773 von St. Thomas aus, und so war mit ihm die letzte Thränensaat ausgestreut, das letzte Opfer ins Grab gesunken. Der Pilgerlauf der letztgesandten Brüder war wie der der ersteren nur ein sehr kurzer, und es fällt die Episode ihres vorübergehenden Wirkens und frühen Dahinscheidens in die wenigen Monate zwischen Februar und Juli des Jahres 1770. Wahrlich, eine kleine Spanne Zeit, in den die Zeugen Jesu Christi nur kamen, um ihren Missionsdienst mit dem Tode zu besiegeln, ehe sie recht Hand ans Werk gelegt hatten. Aber es erfüllte sich auch hier das Wort unseres Heilandes: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringet es viele Frucht" (Joh. 12, 24). Die Brüdergemeine sah sich infolge dieser mehrfachen Verluste und fehlgeschlagenen Versuche veranlaßt, dieses Missionsfeld endgültig aufzugeben und es währte über 50 Jahre, bis aufs neue Boten des Friedens diesem Lande des Todes und des finstern Heidentums das Wort von der Versöhnung brachten.

Hanningtons Reisen in Ostafrika.

(Schluß)

Als Hannington seinen Freunden in Kagei Lebewohl sagte und nach Msalala aufbrach, dachte niemand weniger als er selbst daran, daß er damit auch Afrika Lebewohl sagte. Aber so war es. Er hatte heldenmütig gekämpft gegen die zunehmende Schwäche. Aber nun mußte er sich, wenn auch widerstrebend, klar machen, daß er nachgeben müsse. Er war von Fieber und Ruhr gepeinigt. Er mußte die Arme an den Nacken pressen, weil die geringste Bewegung derselben bei seiner aufgeschwollenen Leber unerträgliche Schmerzen verursachte. Er, der sonst mit gewaltigen Schritten vor dem Zuge hergegangen war, glich nun einem alten Manne; so gebückt und schwach war er. „Leider," schreibt er, „fange ich an, rückwärts zu blicken. Mein Leben ist mir zur Last geworden. Ach, es sollte nicht

so sein." Als er nach beschwerlicher, eine Woche dauernder Reise nach Mjalala (unter dem dritten Grad südlicher Breite) kam, schüttete er sein Herz gegen Missionar Ashe aus. Die Antwort desselben war: Hören Sie, was ich Ihretwegen an den Missionsausschuß geschrieben habe. Da hieß es: „Hannington drängt gegen unser aller Rat vorwärts. Ich halte es für Ihre Pflicht, ihn zurückzurufen, falls er noch am Leben ist." Ashe hatte recht, daran ist kein Zweifel. Ein Ausharren unter solchen Umständen wäre wenig verschieden gewesen von einem Selbstmord. „So gab ich," schreibt Hannington, „mit gebeugtem Herzen meine Einwilligung dazu, daß diese tapfern Männer des Tages Last und Hitze allein tragen. Aber so dankbar ich bin für mein gerettetes Leben, so habe ich doch immer bedauert, daß ich in einem schwachen Augenblick rückwärts geblickt habe." An den Sekretär der Missionsgesellschaft, Mr. Wigram, schrieb er: „Ich bin nicht betrübt über meine gebrochene Gesundheit und meine beständigen Schmerzen. Ich bin nicht betrübt über meine, menschlich gesprochen, sehr geringen Aussichten, je wieder heimzukommen. Ich bin darüber betrübt, daß ich so wenig für die Gesellschaft habe thun dürfen. Ich bin darüber betrübt, daß einige Pfund Sterling, die auf meine bessere Ausrüstung verwendet worden wären, so vieles anders gemacht hätten. Wenn ich noch etwas länger lebe, so will ich ein kurzes Verzeichnis derjenigen Gegenstände schreiben, unter deren Mangel ich viel zu leiden gehabt habe. Mit 10 Pfund Sterling hätte sich, denke ich, alles anschaffen lassen. Ich mache niemanden einen Vorwurf. Es fehlte einfach an Erfahrung." Hannington traf nun mit traurigem Herzen Anstalten zu seiner Rückreise. Er bestimmte, daß Ashe seine Stelle einnehmen und mit Gordon nach Rubaga (Uganda) reisen solle. Wise sollte in Kagei bleiben. Nachdem er alles so gut als möglich geordnet und seine Mitarbeiter dem Schutze Gottes befohlen hatte, wandte er sein Angesicht hinweg von dem großen See und begann die lange, beschwerliche Reise nach der fernen Küste. Ach, wie ganz anders erschien ihm nun das Land als damals, da er es vor sieben Monaten betrat. Da war es für ihn ein Land der Hoffnung und jeder Schritt durch 700—800 Meilen Wald, Sumpf und Einöde wurde ihm erleichtert durch sein fröhliches Herz und durch den Gedanken, daß er dem Schauplatz seiner Wirksamkeit immer näher komme. Nun mußte er umkehren und hatte nach seiner und seiner Freunde Meinung nur den Tod vor sich.

Seine Rückreise fiel gerade in die schlimmste Regenzeit. Nachdem er am 9. Februar (1883) aufgebrochen war, schreibt er am 12. in sein Tagebuch: „Bald betrat ich die Ebene. Sie war bedeckt mit dichten, mehr als mannshohem und ganz nassem Gras. Das Wasser reichte oft bis an die Knöchel; der Schmutz war ungemein zäh, wie er nicht einmal auf einem Acker in Sussex wäre. (In der englischen Grafschaft Sussex wird überwiegend Ackerbau getrieben.) Wenn man den Fuß herauszog und die Luft in das Loch eindrang, das er gebildet hatte, gab es einen ordentlichen Knall. Dazu kam noch einer jener tropischen Regenschauer mit Donner und Blitz und wir flüchteten vor der Ueberschwemmung in die Hütte eines Eingeborenen.

13. Februar. Ich kam in eine Gegend, wo die Leute einen kleinen Krieg führten. Zwei Leichen lagen auf dem Weg, eine ohne Kopf. Eben sollte ein neuer Streifzug unternommen werden. Ein abschreckend aussehender alter Mann hatte ein Teil von dem Gehirn des Enthaupteten über die Stirne herabhängen und sprach so zu einem wilden Volkshaufen. Ich hatte furchtbar Fieber und Kopfweh. Der Häuptling ließ sich in meinem Zelt nieder und wollte alles haben. Zu meinem großen Schrecken kam meine goldene Brille seiner Nase zu nahe; so bat er mich, sie bei einem Spaziergang aufsetzen und dabei auch mein Gewehr mitnehmen zu dürfen. Abschlagen konnte ich es nicht wohl und so ging ich ihm nach und sah, wie er in solchem Aufzug sich am Kriegstanz beteiligte. Die Krieger, bis an die Zähne bewaffnet, machten einen Scheinangriff und zogen sich dann zurück. Nun stürzten die Weiber vor und schrieen wie Dämonen. Dabei rasselten die Trommeln ununterbrochen, die Gewehre wurden losgeschossen und Kugeln sausten durch die Luft. Ich war froh, als sich die Krieger endlich nach dem wirklichen Schlachtfeld begaben und das Dorf in Ruhe ließen. Am 23. Februar liefen die Träger davon und Hannington mußte sich 15 englische Meilen weit schleppen, bis er die Missionsstation Urambo erreichte, wo er von den Londoner Missionaren freundlich aufgenommen wurde. Einer derselben fragte Hanningtons schwarze Begleiter, wie es mit ihrem Herrn stehe. Sie antworteten: „Der Meister muß sterben, er muß ganz gewiß sterben. Aber wie kommt es, daß der Meister immer so glücklich ist? Der schwarze Mann würde neben der Straße liegen bleiben und würde sterben wie ein Schaf." Zweimal kam es vor, daß die Träger den Kranken auf den Boden legten und verließen, weil es keinen Wert

habe, sich mit einem Leichnam zu plagen. Beidemale kehrte das Bewußtsein bei ihm zurück und er kroch mühselig dem Zuge nach, bis er bemerkt wurde. Dennoch verließ ihn seine Geduld und Heiterkeit nicht.

Hannington befand sich nun in dem Gebiet des bekannten Häuptlings Mirambo, mit dem er eine Begegnung hatte. Ehe Mirambo zur Herrschaft gelangte, pflegte er sich zu betrinken, wie andere Schwarze. Sobald er aber König war, entsagte er dem Trinken völlig und sagte: Ich könnte nicht alle meine Aufgaben erfüllen und mein Volk gut regieren, wenn ich Pombe (eine Art Bier) tränke. Früher war er ein blutdürstiger Tyrann, dessen Name auf Meilen in der Runde ein Schrecken war; jetzt ist er zwar noch kein Christ, aber doch vom Christentum stark beeinflußt und den Missionaren ganz wohl gesinnt. Er hält auf prompte Justiz. Kurze Zeit, ehe Hannnigton ankam, hatte der König in den umliegenden Dörfern eine Aushebung angeordnet. Drei Männer in einem etwas entfernteren Dorf schützten Krankheit vor. Schon am folgenden Tage erschien Mirambo ohne jede Ankündigung in dem Dorfe und fand sie bei der Arbeit. Sofort ließ er ihnen den Kopf abschlagen. Ein Missionar stellte ihm vor: Mirambo, unsere Königin ist eine große Herrscherin; aber sie thut nie dergleichen. Hierauf erklärte er ihm das englische Gerichtsverfahren. Ja, erwiderte Mirambo, das ist ganz gut für eure Königin. Sie hat ohne Zweifel gescheite Leute um sich. Für mich wäre die Sache nichts. Meine Leute sind so unverständig; ich kann sie nicht anders regieren. — Als Kapitän Hore von der Londoner Mission durch das Land reiste, gab Mirambo gemessenen Befehl, es solle niemand einen Finger gegen seinen weißen Freund rühren. Aber in der Nacht, ehe er die Hauptstadt verließ, ließ sich einer der königlichen Pagen über einem Diebstahl ertappen. Hore bestrafte ihn nur dadurch, daß er ihn an einen Pfosten binden ließ. Am andern Morgen machte Mirambo einen Besuch im Lager des weißen Mannes, noch ehe man dort aufgestanden war. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er seinen Pagen. Alsbald ging er wieder fort, erkundigte sich aber, wodurch er seine Strafe verdient habe. Er hielt an sich, bis Hore abgereist war. Dann aber schickte er nach dem inzwischen in das königliche Haus zurückgekehrten Pagen. „Wo warst du in der letzten Nacht?“ Dein Diener ging nirgends hin, war die ohne Erröten gegebene Antwort. „Dann will ich dir sagen, wohin du gegangen

bist." Nun erzählte er alles. „Jetzt will ich meinen Leuten zeigen, daß man gegen meine Befehle nicht ungehorsam sein und meine weißen Freunde nicht belästigen darf." Er nahm Bogen und Pfeil und schoß ihn durchs Herz. Er tötet sonst niemanden mit eigener Hand, sondern bedient sich immer eines Scharfrichters. In diesem Falle machte er eine Ausnahme, um seinem Volke kund zu thun, daß er mit dem Diebstahl nichts zu thun habe und entschlossen sei, zu dem weißen Mann zu stehen und ihn gegen Belästigungen zu schützen.

Hannington erzählt weiter: „Einer von Mirambo's Medizinmännern kam, um mich zu untersuchen. Dieser Mann stand sittlich höher, als die meisten seinesgleichen. Er benutzte bei seiner Diagnose eine Art Zange, an der sich vorne eine kleine Figur befand, über die er ein Gebet hinzuhauchen schien. Als die Puppe in meine Brust geblickt hatte, kehrte sie durch eine fast unmerkliche Drehung seines Handgelenks zu ihrem Herrn zurück, um ihm ihren Bescheid zu bringen. Dies geschah drei mal und dann wurde mir gesagt, ich habe mich erkältet. Da ich, seit der Mann in meiner Hütte war, beständig gehustet und geniest hatte, so war diese Entdeckung nicht schwierig. Ich fragte ihn nach seiner Kunst und wollte auch wissen, ob er glaube, er könne Regen machen, wenn er ein Fläschchen in die Erde stecke und ein paar Worte darüber spreche. Er antwortete: „Gewiß nicht. Nur Gott kann Regen machen. Aber wie können wir hoffen, daß er dies thut, wenn wir nicht beten und richtige Opfer darbringen?" Er ging immer in den Wald, um zu beten. Daher fragten wir ihn, ob Gott nur im Wald sei. „Nein," war die Antwort, „aber im Wald ist es still. Es giebt nur einen Gott." Hier hatten wir also eine gute Gelegenheit, das Evangelium zu verkündigen, das er willig anhörte. Aber es darf niemand meinen, dieser Mann sei schon erleuchtet genug. Als sein Sohn im Sterben lag, schickte er einen Boten zu Mirambo und verklagte einen Mann, daß er seinen Sohn behext habe. Die Antwort war: „Du weißt die Strafe für Hexerei; vollziehe sie." Der Angeklagte war so gefürchtet, daß niemand das Urteil zu vollziehen wagte. Dies wurde dem König angezeigt. Er fragte seine Krieger, wer die Aufgabe übernehmen wolle. Nur ein einziger erklärte sich bereit. Der vermeintliche Zauberer wurde von dem Urteilsvollstrecker zum Essen geladen. Er kam nicht. Nun ging er an das Haus desselben und stellte sich so nahe an die Thüre, daß er auf ihn schießen und ihn

verwunden konnte. Hierauf stürzten die Nachbarn hinein und töteten ihn mit ihren Spießen.

Am 9. März brachen wir vor Tagesanbruch auf. Ich ließ mich tragen bis ein Uhr, wo ich ohnmächtig wurde. Es war kein Lagerplatz oder sonstiges Obdach in der Nähe. Um vier Uhr versuchte ich zu stehen; aber ich vermochte es nicht. So ließ ich das Zelt in der Nähe der Stelle wo ich lag aufschlagen. Dann bat ich die Leute, sie möchten mich hineintragen, etwa zehn Ellen weit. Es wäre keine große Mühe gewesen; aber der Führer weigerte sich. Zwei führten mich nun am Arme hin. Die Folge war, daß ich noch einmal ohnmächtig wurde. Am 10. März ließ ich mich in die Hängematte heben und weiter tragen. Die frische Luft that mir wohl; aber als wir ungefähr um 9 Uhr Ujui erreichten, war ich allem Anschein nach dem Tode nahe. Blackburn war mir entgegengegangen. Als er sah, wie ich daran war, lief er ins Missionshaus zurück, ließ ein Bett für mich richten und belebte mich wieder durch stark stimulierende Mittel Menschlich gesprochen verdanke ich mein Leben seiner sorgsamen Pflege. Ich wurde ins Schulzimmer gebracht, wo ich auf der Hinreise so lange gelegen war. Alle waren darin einig, daß ich nur davonkommen könne, wenn das Fieber sich nicht wieder einstelle. Doch kehrte es vor Sonnenuntergang wieder. Als am 11. März das Fieber wich, sank meine Körperwärme bedeutend und der kalte Todesschweiß schien mir auf der Stirne zu stehen. Ich bat, man möge den Gottesdienst in meinem Zimmer halten, und niemand von uns glaubte, daß ich noch einen Sonntag erleben werde. Nachmittags trat wieder Fieber ein. Mein lieber Diener Backit verließ mich nicht solange, um auch nur einen Bissen zu essen, sondern blieb, während ich im Delirium dalag, 24 Stunden an meiner Seite. Dieser kritische Zustand dauerte fünf Tage. Blackburn wachte bei mir. Bisweilen mußte ich lächeln über sein angelegentliches Bemühen, mein Leben zu retten. Es schien ein so aussichtsloser Kampf zu sein. Am 15. März rief ich zwei Diener, stützte mich auf ihre Arme und ging zur Thüre hinaus. Zu allgemeinem Erstaunen konnte ich ungefähr 100 Ellen weit gehen. Am 17. wurde ich gewogen. Ich hatte, seit ich von England abgereist bin, vier Stein (etwa 25 Kilogramm) verloren. Wir richteten uns nun zur Abreise. Ich spüre, daß ich weitergehen muß, führe es nun zum Leben oder zum Tod. Beides ist mir willkommen, obwohl ich gestehen muß, daß ich gerne noch

länger leben würde. Blackburn beharrt darauf, uns bis Mpwapwa zu begleiten."

In einem Brief an seine Kinder beschreibt Hannington seine Erfahrungen in der Hängematte in dem ihm eigenen halb ernsthaften, halb scherzenden Ton: „Es klingt sehr vornehm, wenn man sich in einer Hängematte von einem Ort zum andern tragen läßt. Nun, ich kann nur sagen, wem es so vorkommt, der soll es einmal probieren. Ich könnte ein Buch darüber schreiben, so gründlich habe ich das Aufregende, Langweilige und Unbequeme der Hängematte kennen gelernt. Ich will euch Beispiele geben: Bisweilen fällt der Vordermann zu Boden; dann falle ich vorwärts. Einmal kam es vor, daß der Träger mit der Stange am Boden hängen blieb; er wurde erst frei, als ein anderer ihn losmachte. Ein andermal fällt der Hintermann; dann komme ich auf den Hinterkopf zu liegen. Dann sinkt einer auf die Kniee nieder und taucht mich ein paar Zoll tief in schwarzen Morast. Auch können beide Träger zugleich fallen; dann giebt es einen gründlichen Sturz. Baumzweige schlagen mir ins Gesicht oder stoßen mich die Träger an spitzige Baumwurzeln an. Haben sie einen ungleichen Schritt, so hüpfe ich auf und ab wie eine Erbse auf einer Trommel. Das einemal gehts über umgestürzte Bäume hinweg, dann unter solchen hindurch. Bald führt der Weg hinunter in eine steile Schlucht, dann wieder hinauf, wobei ich meine Füße tief unter dem Kopfe des Vordermanns habe."

Am 27. März entstand ein Streit mit den Wanjamwesi-Trägern, der leicht hätte übel auslaufen können. Einer von ihnen erhielt eine leichte Strafe, weil er Herrn Blackburn beleidigt hatte. Nun drohten seine Kameraden, sie werden insgesamt davonlaufen, wenn er nicht durch ein Geschenk an Zeug entschädigt werde. Die Weißen waren somit in Gefahr, mitten in einer Einöde hilflos liegen zu bleiben. Die Schwarzen wollten nicht nachgeben und ihre Herren konnten die Auflehnung gegen die Ordnung doch nicht hingehen lassen. Da versammelten sie sich in Hanningtons Zelt und legten die Sache dem Herrn vor. Kaum war das Gebet zu Ende, da hörten sie, wie der Führer der Wanjamwesi eine Ansprache hielt, welche vom Beifall der Zuhörer begleitet war. Es kam ein Bote, um auszurichten, die Wanjamwesi sehen ein, daß sie unrecht haben. Nun konnte man Gott danken und die Reise fortsetzen. Am 19. April wurde Kisokwe erreicht. „Als ich im Hause des Missionars Cole ankam, war ich sehr gerührt

beim Anblick seines kleinen Kindes. Ich war ganz erfüllt von sehnsüchtigen Gedanken an meine eigenen lieben Kinder und die schwache Hoffnung, die ich hatte und immer noch habe, sie wieder zu sehen, trat so lebhaft vor meine Seele, daß ich weinte wie ein Kind. Ich stürzte auf das Kind los und bat, es auf den Arm nehmen und küssen zu dürfen. Wie wird man doch in der Wildnis so ganz anders. Ich schäme mich nicht, dies zu bekennen, obwohl ich noch vor kurzer Zeit eine solche Rührung für ein Zeichen von großer Schwäche gehalten hätte." In Kisokwe starb Hanningtons Begleiter Penry. Dieser Todesfall erschütterte ihn. Er schreibt: „Werde ich, der immer für den schwächeren von uns beiden angesehen wurde, das nächste Opfer des Todes sein?" Hannington blieb einige Tage in Kisokwe und hatte seine besondere Freude an dem kleinen Sohn, der auch die Eingeborenen entzückte. Sie nannten ihn Mgogo, d. h. einen von ihren Leuten, da er im Lande geboren sei im Unterschied von andern Wasungu (Weißen), die in Ulia (Europa) geboren sind. Uebrigens hatte Hannington viele Schmerzen auszustehen, da er sich bei der Pflege Penry's, namentlich durch die üble Ausdünstung des Sterbenden, einen Ruhranfall zugezogen hatte. Doch beschäftigte er sich wieder mit seinem Lieblingsstudium, der Botanik. Er bestieg auch einen der benachbarten Hügel, wo das Bergland von Usagara sich vor seinem Blicke erhob.

In dem nahen Mpwapwa wurde eine Nacht zugebracht und dann ging es der Küste zu. Die kühle Luft des Berglandes übte einen stärkenden Einfluß auf Hannington aus. Dr. Baxter ließ ihm sagen, er werde ihm entgegen reisen, weil er gehört habe, daß er und Penry krank seien. Hannington sagt darüber, glücklicherweise brauche er keine ärztliche Behandlung und Penry sei gestorben. Aber er könne sich nichts Edleres denken, als daß ein Mann in dieser Jahreszeit, wo immer noch heftige Regengüsse drohten, von der Küste ins Innere reise, um Kranke zu behandeln. Als sie mit dem guten Doktor zusammentrafen und sich Hannington hatte von ihm untersuchen lassen, hörte er zu seiner großen Beruhigung, er habe recht daran gethan, umzukehren und habe gar nichts anderes thun können. Als aber Hannington den Gedanken aussprach, er wolle jetzt an den See zurückkehren, trat ihm Baxter entschieden entgegen und erklärte, es wäre Tollheit, an Rückkehr zu denken. Es folgte noch ein beschwerlicher Tagmarsch. Er schreibt: „Ich war ganz erschöpft und

leider gegen jedermann recht mürrisch. Als Blackburn sah, wie elend ich war, that er, was er konnte, um es mir behaglich zu machen, und schien gar nicht zu bemerken, wie reizbar ich war. Wir reisen zu schnell für einen Kranken; aber es ist ganz mein Werk, da mir sehr viel daran gelegen ist, den Dampfer des Sultans zu erreichen." Am 8. Mai kam die Gesellschaft in Saadani (Hafenplatz gegenüber von Sansibar) an. Hannington hatte nur noch wenig Zeit, um sich zur Seereise zu rüsten. Am 12. Mai sollte der Dampfer von Sansibar abfahren. „Aber wo war — ? (Schonend verschweigt er den Namen seines Begleiters.) Er hatte zu lange geschlafen und die Abfahrtszeit vergessen. Ich hatte die größte Mühe, ihn auf die Beine zu bringen und zuletzt fuhr der Dampfer ohne ihn ab. Da sah man in der Ferne einen Sonnenschirm winken, der Dampfer hielt an und nahm ihn auf. Doch mußte er sein Gepäck größtenteils zurücklassen. Ich möchte nur fragen: Wie kann man systematisch solche Streiche machen und doch durch die Welt kommen? Die für uns bestimmten Kajüten waren nun vergeben und wir mußten uns zusammen mit einer begnügen." Am 10. Juni 1883 landete Hannington in der englischen Heimat.

Missions-Zeitung.

Zentralafrika.

Missionar Mackay schreibt aus Uganda am 6. März d. J.: Seit ich die letzte Post und zwar die Briefe von sechs Monaten auf einmal erhalten habe, bin ich lebhaft überzeugt, daß unser bloßes Dasein den Gebeten der Kinder Gottes in Europa zu verdanken ist. Einige der Christen, welche sich seither verborgen gehalten hatten, kamen wieder zum Vorschein, ohne daß man ihnen etwas zuleid that. Es hieß nun, es sollen nur alle wieder kommen. Ein früherer Page des Königs wagte sich hervor und ging zum König. Derselbe schickte ihn zum Katikiro (dem ersten Beamten). Seither ist er verschwunden. Ohne Zweifel ist er ermordet worden. Mwanga hat sich neuerdings darauf gelegt, den Koran zu lesen und hat bekannt gegeben, er werde jeden umbringen lassen, der nicht dasselbe thue. Der oberste der Pagen weigerte sich dessen; der König wurde sehr zornig, that aber jenem Bekenner nichts, abgesehen davon, daß er beständig Tieropfer darbringen läßt, um Leute dieses Schlags zu behexen. Als der König bald darauf doch die Absicht aussprach, die Christen zu töten, warnte ihn seine eigene heidnische Mutter und ließ ihm vorstellen, auf diese

Leute könne er sich am meisten verlassen. Dies machte Eindruck. Als nun aber bei einem zur evangelischen Gemeinde gehörigen Beamten des Königs christliche Schriften gefunden wurden, war der König ärgerlich darüber, daß die Christen, die er begnadigt habe, wieder „lesen," wie zuvor. Der Mann mußte vor den nach ihm ausgesandten Scharfrichtern fliehen und andere Christen mit ihm. Einige junge Christen, die des Königs Haus zu bewachen hatten, wurden aus seiner Nähe verwiesen, weil sie ihn behexen.

Ungefähr gleichzeitig hat Mackay einen langen Brief an seinen Freund Ashe geschrieben, in welchem er die Engländer energisch aufgefordert, etwas für Afrika zu thun, also gegen Mwanga einzuschreiten. Die Zeitschrift der englisch-kirchlichen Mission erklärt diesen Vorschlag für unpraktisch, weil Uganda nicht am Meere, sondern im Innern von Afrika liege und weil auch die politische Stellung Englands eine andere geworden sei. „Es ist außer Frage, daß vor 30 Jahren keine englische Regierung einer fremden Macht gestattet hätte, einen dominierenden Einfluß in Ostafrika zu gewinnen." Wir fragen nur: Hätte England den Deutschen verwehren können, sich in Ostafrika festzusetzen? Unsere englischen Freunde würden wohl daran thun, uns die Verteidigung der englischen Mission nicht durch Rückfälle in den Weltherrschaftsdünkel zu erschweren.

Ostafrika.

Die Allg. Ev. Luth. Kirchenzeitung schreibt: Einen Vertrag mit der Missionsgesellschaft vom hl. Geist und vom hl. Herzen Mariä hat Hr. v. Gravenreuth für die Ostafrikanische Gesellschaft abgeschlossen. Danach betrachtet sich diese Kongregation, welche in den Gebieten der genannten Gesellschaft stationiert ist, jetzt als deutsche Mission und verpflichtet sich, soweit als möglich deutsche Missionare anzustellen und die deutsche Sprache zu lehren. Sie verpflichtet sich, im Innern keinen Handel zu treiben, soweit dies nicht zum Unterhalt der Station nötig ist. Die Produkte derselben werden der Gesellschaft zum Verkauf übergeben gegen 3 % Provision nach Abzug der erwachsenden Transportkosten ꝛc. Das ist dieselbe Missionsgesellschaft, welcher die gewünschte Niederlassung in Kamerun unter Berufung auf das Jesuitengesetz versagt wurde.

Indien.

In Simla taufte am 19. Juni Dr. Carey sieben Hindu, die alle auf Götzenfesten mit dem Evangelium bekannt geworden waren.

Hochkirchliche Blätter freuen sich darüber, daß die „katholische" Sache im Pandschab unter dem neuen Bischof Dr. French rasche Fortschritte mache. Schon sei mehr als eine Kirche in der Diözese, in welcher täglich die hl. Eucharistie gefeiert werde und es sei zu hoffen, daß dies bald überall der Fall sein werde. Dieser ritualistische Hokuspokus ist in Indien noch mehr als in England zu bedauern.

In Allahabad soll eine Universität gegründet werden und es ist sehr bezeichnend für den Charakter der Studierenden, daß in einem dem gesetzgebenden Rat über diese Gründung vorgelegten Gesetzesentwurf ein Paragraph für nötig erachtet wurde mit Strafbestimmungen gegen Veruntreuung von Examinationspapieren (Fragen, die bei den Examina schriftlich zu beantworten sind). Es ist, als ob mit der Verstandesentwicklung Jungindiens Unehrlichkeit und Betrug Hand in Hand gingen. Als erfreuliches Gegenstück mag angeführt werden, daß in der Missionsdruckerei in Mangalur seit Jahren Examinationspapiere der Regierung gedruckt werden, ohne daß eine Defraudation vorkam, sodaß selbst hohe Beamte sich darüber wunderten, weil das in den Regierungspressen nachgerade für kaum ausführbar gehalten wird. Hat sich doch ein Setzer in einer solchen damit zu helfen gewußt, daß er sich auf den mit Farbe versehenen Satz eines Fragebogens setzte, um dann gegen schöne Vergütung die verhängnisvollen Fragen von seinen weißen Hosen ablesen zu lassen.

Ein Missionar in Kanara schreibt, die Heiden berufen sich zur Verteidigung ihres Götzendienstes auf die Regierung, die denselben anerkenne und billige. Von einigen Tempeln sagen sie selber, daß sie den Götzendienst darin nur weiterführen und Götzendienste daselbst nur veranstalten, um den Regierungsbeitrag nicht zu verlieren.

In Mulki (Kanara) haben eine Anzahl angesehener Leute die Basler Missionare gebeten, die dortige Stadtschule unter die Missionsschulen aufzunehmen, da dieselbe ohne Aufsicht zu Grunde gehen müßte und sie selbst nicht im stande seien, sie zu halten. Es wurde ihnen erwidert, eine Missionsschule müsse darauf ausgehen, die ihr anvertrauten Kinder zu Christen zu machen; auch müßte die Schule sich selbst bezahlen, wenn dem Gesuch entsprochen werden solle. Daraufhin übergaben 67 der angesehensten Bürger Mulkis eine Bittschrift, durch welche die Mission gebeten wird, die Schule zu übernehmen, die sogar noch einen Gewinn abwerfen werde. Zugleich sprachen sie sich dahin aus: Es ist uns wohlbekannt, in welcher Weise die andern Missionsschulen im Distrikt geleitet werden und was darin gelehrt wird, und wir haben keine Einwendung dagegen, daß auch bei dieser Schule derselbe Lehrplan eingehalten werde. Die Schule wurde im Januar 1887 von Missionar Brasche mit 100 Kindern eröffnet.

Die amerikanische Mission in Arkot (Tamilland) zählt 95 Stationen und Außenplätze, 1669 Kommunikanten, 5555 Gemeindeglieder, 768 Taufbewerber, 95 Schulen mit 2506 Schülern. Im theolog. Seminar sind 77 Zöglinge. Es sind noch vier Brüder Scudder in der Arbeit. Am 20. April d. J. starb Andr. Sawyer, der erste eingeborene Pfarrer dieser Mission.

In Tscherukol, in der Nähe der engl. Missionsstation Marelicara (Travankor) organisierten ein Radscha und einige andere große Leute

eine dramatische Vorstellung in einem heidnischen Tempel zu Ehren des Gottes und zum Vergnügen der Zuschauer. Dieselbe dauerte mehrere Nächte und in einer Nacht wurde ein am Tempel angestellter Brahmane dazu ausersehen, einen predigenden Evangelisten darzustellen. Er stellte sich den Anwesenden als solchen vor und lud sie ein, ihn anzuhören, forderte auch diejenigen, die Einwendungen zu machen haben, auf, es zu thun. Dann pries er das Christentum an und gab einen ziemlich klaren und zutreffenden Umriß seiner Hauptlehren. Mehrere Einwürfe intelligenter Zuhörer wies er schlagfertig zurück und ging zum Angriff auf den Hinduismus über. Er stellte die Thorheit des Götzendienstes in so geschickter und witziger Weise dar, daß er allgemeine Heiterkeit erregte und mit lauten Beifallsrufen belohnt wurde. So wurde aus dem Spiel unbemerkt Ernst. Während die Tempelvorsteher beabsichtigt hatten, die Zuschauer auf Kosten des Christentums zu belustigen, mußten sie sehen, wie das Publikum unter dem Eindruck der Ueberlegenheit desselben einen Augenblick alle Bedenken vergaß und dem Pseudoevangelisten Beifall spendete.

Nach der neuesten Berechnung umfaßt Indien 1382624 engl. □ Meilen mit einer Bevölkerung von 253891821 Seelen. 10 Millionen Morgen baufähigen Landes sind noch nie gepflügt worden und andere 12 Millionen Morgen werden als nicht kulturfähig bezeichnet.

Es wird berechnet, daß die Sterblichkeit in Indien ziemlich das Doppelte von derjenigen in England beträgt, während sie an einzelnen Orten über das Doppelte hinausgeht. Dagegen sinkt sie in Städten mit geeigneten sanitärischen Maßregeln nahezu auf die englische Ziffer herab. Es wären demnach in Indien jährlich 5 Millionen Todesfälle, menschlich gesprochen, zu vermeiden, und ebenso, je 10 Krankheiten auf einen Todesfall gerechnet, 50 Millionen Krankheitsfälle, die als Frucht heidnischer Zustände betrachtet werden dürfen.

Nachdem wir mit unsrem beschränkten Verstande bisher der Meinung gewesen sind, daß das Christentum allein die soziale Stellung der Frau gehoben habe, belehrt uns ein Organ des Brahma Samadsch, daß die christlichen, muhammedanischen, buddhistischen und indischen Schriften dem Weibe eine untergeordnete Stellung anweisen, und erst „das heilige Gesetz der Arier der neuen Verkündigung (dispensation)“ erkläre sie in ihrem Verhältnis zum Manne als gleichberechtigt und als Mitarbeiterin in Gottes Haushalt. Ex oriente lux!

Ein indisches Blatt beklagt sich über den Abfall einiger hervorragender Sozialreformer, die bisher gegen die frühen Heiraten und gegen das Verbot der Wiederverheiratung der Witwen eiferten. Es scheint, daß diese Maulhelden darüber erschrocken sind, daß einige ihre Theorien in die That umgesetzt haben; jetzt sind ihnen diejenigen, die das Gleiche anstreben, übertriebene Köpfe.

Korea.

Rev. Loomis in Jokohama giebt in der amerikanischen Zeitschrift Independent eine wenig erfreuliche Beschreibung der gegenwärtigen Zustände in Korea. Die Eröffnung dieses Landes für den Verkehr mit andern Nationen erweckte die Hoffnung, daß dasselbe bald ebenso wie Japan ein ergiebiges Feld für Handels- und Missionsunternehmungen sein werde. Aber die Lage ist jetzt der Art, daß die Freunde des Fortschritts und die Vertreter der christlichen Sache auf das Warten angewiesen sind. Zu der Zeit, als der Freundschafts- und Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen wurde (1882), gab es eine Anzahl einsichtsvoller Männer, welche die sogenannte Fortschrittspartei bildeten. Zwei derselben hatten Europa und Amerika, andere hatten wenigstens Japan besucht. Das Gute nun, was sie in andern Ländern gesehen und schätzen gelernt hatten, hätten sie gerne in ihrem Vaterlande eingeführt. Aber so gut sie es auch meinten, so fehlte es ihnen zu sehr an der in solch schwierigen Verhältnissen unentbehrlichen Klugheit und Geduld. Als sie sahen, daß ihre Pläne von den leitenden Kreisen nicht begünstigt werden, schafften sie ihre Gegner durch Meuchelmord auf die Seite und nun meinten sie, ihre Reformgedanken ausführen zu können. Aber der Umstand, daß nun die höchsten und erfahrensten Beamten verschwunden waren, gab für China einen Grund ab, sich einzumischen und thatsächlich die Regierung zu übernehmen. Chinesische Soldaten machten einen Angriff auf das königliche Schloß und töteten die Anhänger des Fortschritts oder vertrieben sie aus dem Lande. Die Beamten, welche nun eingesetzt wurden, erkannten das Aufsichtsrecht Chinas an. Die Verträge mit Korea waren alle ohne Rücksicht auf die von China beanspruchte Lehensherrlichkeit abgeschlossen worden, von der Voraussetzung aus, daß Korea eine unabhängige Macht sei (vergl. Augustheft S. 337). Aber die Regierung in Seul hatte weder die erforderlichen Land- und Seetruppen, noch die Geldmittel, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten. England stand aus Eifersucht gegen Rußland im Bund mit China und wollte es mit diesem Bundesgenossen nicht verderben. Ja, England ging so weit, ohne jegliches Recht und nur unter Berufung auf die militärische Notwendigkeit einen der koreanischen Häfen zu besetzen. Rußland that nichts für Korea. Frankreich hatte in Tonkin und Madagaskar genug zu thun. Dagegen stellten sich die Vereinigten Staaten auf den Standpunkt, daß Korea ein selbständiger Staat sei. Auch Japan sucht sein Nachbarland gegen China zu schützen; aber es ist im Lande ein starkes Vorurteil gegen Japan vorhanden. Die Fortschrittspartei hatte das Postwesen im Lande nach abendländischem Muster einrichten wollen. Es waren schon alle Vorbereitungen getroffen. Aber die Eröffnung eines Postamts in Seul beschleunigte den Ausbruch der Unruhen und endigte mit dem Sturz der liberalen Partei. Das Postgebäude wurde verbrannt, der Postmeister enthauptet und die vielen Postwert-

zeichen, die mit großen Kosten in Japan hergestellt worden waren, wurden als Raritäten verkauft. Aehnlich ging es mit den übrigen Verbesserungsplänen; das zuvor schon arme Land geriet nur noch tiefer in Schulden. Nur das königliche Hospital, das unter der Leitung der presbyterianischen Mission steht (Augustheft S. 340), haben die Chinesen nicht antasten können. Es könnte überraschen, daß dieselben eine telegraphische Verbindung zwischen Seul und Peking hergestellt haben. Aber dies geschah nur aus militärischen Rücksichten und ohne Zustimmung der Koreaner, welche freilich die Kosten der Einrichtung bezahlen mußten. Die Japaner wollten auch eine telegraphische Leitung zwischen ihrem Lande und Korea haben; aber die Regierung hat unter chinesischem Einfluß ihre Erlaubnis hiezu versagt. Da die auf der Pekinger Linie beförderten Depeschen alle unter chinesischer Kontrolle stehen, so sind die Chinesen dadurch sehr im Vorteil gegenüber den Japanern. Uebrigens wird behauptet, die japanische Linie werde dennoch bald zustande kommen. Ein besonderer Uebelstand ist die traurige finanzielle Lage des Landes. Die Regierung hat neuerdings eine Pulverfabrik errichtet und eine Anzahl Dampfschiffe bestellt; aber man nimmt an, daß die Staatsgläubiger all das mit Beschlag belegen werden. Es ist kein Wunder, wenn die Finanzen sich in einem trostlosen Zustand befinden, denn zu Beamten werden nur Leute von hohem Rang gemacht, oder solche, welche sich durch ihre Kenntnis der chinesischen Klassiker auszeichnen. Auch diese Verschuldung des Landes erschwert es der Regierung, sich von China unabhängiger zu machen. Offenbar hat der chinesische Vertreter in Seul das Bestreben, alle diejenigen Koreaner hinwegzuräumen, welche Fähigkeiten und Einfluß genug hätten, um ihre Nation auf eine höhere Stufe der Kultur und der Selbständigkeit zu erheben. Ein Koreaner, der früher der Gesandtschaft in Amerika angehört hatte, wohnte in einer Vorstadt von Seul und bemühte sich mit großem Eifer, neue Arten von Obstbäumen, von Gemüsen und dergl. einzuführen. Auch suchte er die Zucht der Schafe, Schweine, Kühe und Pferde zu verbessern. Er hütete sich wohl vor allen politischen Verbindungen und hoffte so, mit dem Leben davonzukommen und seine nützlichen Bestrebungen ungestört fortsetzen zu können. Aber plötzlich starb er unter sehr verdächtigen Umständen. Man vermutet, er sei wegen allzu großer Liebe zum Fortschritt mißliebig geworden und man habe ihn darum aus dem Weg geschafft. Vor einigen Monaten stellte der chinesische Gesandte die auffallende Forderung, die vier aufgeklärtesten und am meisten fortschrittlich gesinnten Beamten sollen verhaftet und enthauptet werden. Als Grund wurde angegeben, dieselben haben sich in Unterhandlungen mit den Russen eingelassen und es sei anzunehmen, daß sie den chinesischen Interessen im Wege stehen. Diese Vorwürfe waren unbegründet; aber es wurde mit militärischem Einschreiten gedroht, falls die Forderung nicht bewilligt

werde. Der König war in großer Verlegenheit. Er verweigerte die Hinrichtung der Betreffenden, mußte sie aber notgedrungen aus dem Lande verbannen. Die Sache verursachte große Aufregung und man glaubte, die Entfernung des chinesischen Gesandten erwarten zu dürfen. Aber er behauptet seinen Posten.

Die Aussichten Koreas sind düster. Immer wieder stellt sich Hungersnot ein und in mehreren Bezirken herrscht gegenwärtig das größte Elend. Die Einwohner leben größtenteils von der Hand in den Mund und können sich auch in guten Jahren kaum durchbringen. Mißrät aber irgend eines der Hauptprodukte des Bodens, so entsteht die bitterste Not. Das Land ist arm und schlecht bebaut. Die herrschende Mißwirtschaft hat alle Energie und Unternehmungslust gelähmt. Die Leute sind äußerst niedergeschlagen und blicken trostlos in die Zukunft. Der übermächtige chinesische Einfluß verwehrt dem Lande jeglichen Aufschwung zu Wohlstand oder Macht. Der Staatsschatz ist völlig leer. Die Haupteinkünfte des Landes kommen von dem Verkauf von Häuten und etwas Goldstaub her. Der herrschende Aberglaube und die Maßregeln der Regierung verbieten die Eröffnung von Bergwerken in größerem Maßstab, und so können die geringen Hilfsquellen des Landes nur zum Teil ausgebeutet werden. Eines der gewöhnlichsten Mittel, Geld zu bekommen, ist der Verkauf von Aemtern und Würden. So haben die Gouverneure der einzelnen Provinzen ihre Stellen auch gekauft und ihre Befähigung kam wenig oder gar nicht in Betracht. So hat sich ein Bestechungssystem gebildet, welches finanziellen Ruin über das Land und großes Elend über das Volk gebracht hat. Es ist kein Wunder, daß man bisweilen Denkmäler für solche Beamte sieht, welche ihr Amt mit Milde und Gerechtigkeit verwaltet haben. Der frühere Leiter der liberalen Partei, Kin ok Kuin, flüchtete sich mit drei Gesinnungsgenossen nach Japan. Unklugerweise suchte er die japanische Regierung in seine Sache hineinzuziehen. Dies hatte zur Folge, daß er verhaftet und nach den Bonin-Inseln geschickt wurde. Er wäre jetzt froh, wenn er nach Amerika gehen könnte; aber es fehlt ihm an den nötigen Mitteln. Seine drei Freunde sind schon vor einigen Jahren nach Amerika gereist. Einer besucht jetzt eine Schule in New Jersey mit gutem Erfolg. Er ist Christ geworden und man darf hoffen, daß er einst bei der Ausbreitung des Evangeliums unter seinem Volk behilflich sein werde. Ein anderer befindet sich in einer Schule in Pennsylvanien und bereitet sich auf den Beruf eines Missionars vor.

Fast möchte man ausrufen: Untröstlich ists noch allerwärts. Doch dürfen wir die Hoffnung festhalten, daß ein Umschwung in Korea in Bälde eintreten wird.

China.

Einen traurigen Beweis von dem sittlichen Schaden und dem Aergernis, den der indische Opiumhandel in China anrichtet, lieferte

ein von Studenten in Hwui Tschan Fu angeschlagenes Plakat, in welchem folgende Liebenswürdigkeiten gegen die dortigen Missionare vorkamen: Die fremden Teufel brachten Opium ins Land zum Verderben seines Volkes. Warum sollen wir nun von ihnen ermahnt werden, das Opiumrauchen aufzugeben? Wenn ihnen daran liegt, daß wir das Opium aufgeben, warum haben sie es denn in dieses Land gebracht, um China zu verderben? Verabscheuungswürdige Teufel! Ihr solltet getötet werden, ihr Teufel! Ferner werden diese Fremden aufgefordert, innerhalb 10 Tagen bei Gefahr ihres Lebens abzureisen, und zuletzt versteigen sie sich in ihrer Wut zu der scheußlichen Behauptung, Jesus sei ein chinesischer Verbrecher gewesen, der in fremde Lande verbannt worden sei und dessen Nachkommen nun die Chinesen vergiften!

Mikronesien.

Der amerikanische Missionar Doane, den der spanische Gouverneur der Karolineninseln hatte verhaften und nach Manila (Philippinen) bringen lassen, hat seine Freiheit wieder erlangt, und es heißt sogar, jener Gouverneur solle abberufen werden (vergl. Novemberheft S. 477). Uebrigens lauten die Berichte über die seit der spanischen Besitzergreifung eingetretenen Zustände noch traurig genug. Frauen und Mädchen werden mißbraucht und das Volk wird thatsächlich behandelt, als ob die Sklaverei zu Recht bestünde. Die Leute müssen nämlich ohne irgend welche Entschädigung Frondienste leisten. Zu denselben werden auch die eingeborenen Prediger herangezogen, so daß dieselben oft nicht im stande sind, Gottesdienst zu halten.

Allerlei.

Die Basler Mission hat auf ihren vier Missionsgebieten 45 Hauptstationen und 119 Missionare. In der Pflege dieser Mission stehen 19187 Seelen; davon kommen auf Indien 8891, auf China 2986, auf die Goldküste 7310. Der Zuwachs im Jahr 1886 betrug auf allen Gebieten zusammen 1057 Gemeindeglieder. Die Zahl der Schüler beträgt in Indien 4728, in China 598, auf der Goldküste 2160. Ueber Kamerun lassen sich hinsichtlich der Gemeindeglieder und der Schüler noch keine statistischen Angaben machen.

Todesfälle.

W. Wood, von 1848—1872 Missionar in Bombay und Satara, starb am 22. Februar in Hartford, Conn.

Im Juni starb in Madras der eingeborene Miss. P. Radschagopal von der schottischen Freikirche. Er ist eine Frucht der dortigen Schule, wurde 1841 getauft und nach einem Aufenthalt in England 1851 ordiniert. Seit 1858 war er Pfarrer der eingeborenen Gemeinde in Madras. R. war ein fein gebildeter, liebenswürdiger Mann.

Bücheranzeige.

Kratzenstein. Kurze Geschichte der Berliner Mission in Südafrika. Dritte Auflage, fortgeführt bis zu Ende 1886. Berlin 1887. Selbstverlag des Missionshauses (320 Seiten). Preis Mk. 1.50.

Ein neuer Beitrag zu der so sehr erwünschten Geschichte der einzelnen Missionsgesellschaften. Das Buch ist populär geschrieben und mit einer Menge von Illustrationen versehen. Wir empfehlen dasselbe aufs beste.

Warneck. Pflanzung und Pflege des Missionslebens in Gemeinde und Schule. Gütersloh, Bertelsmann 1887 (23 Seiten). Preis 15 Pfg., 10 Ex. 80 Pfg.

Ein Separatabdruck des anregenden Vortrags, den Dr. Warneck auf der Thüringer Missionskonferenz gehalten und zuerst in seiner Zeitschrift veröffentlicht hat.

Die Bibelfrau von St. Petersburg. Eine Weihnachtsgeschichte. Mit einem Farbendruckbild. Basel, Missionsbuchhandlung (30 Seiten). Preis 20 Pfg.

Eine liebliche Erzählung.

Weihnachtsgruß. Basel, Spittler. (32 Seiten.) Preis 25 Ct. = 20 Pfg.

Eine kleine Sammlung von Liedern und Erzählungen für Kinder der ersten Schuljahre. Der Druck ist lateinisch, weil in einigen Kantonen der Schweiz der Leseunterricht mit den lateinischen Buchstaben beginnt.

Die Gebrüder Obpacher in München haben auch dieses Jahr wieder eine reiche Auswahl von Blumenkarten, Bildern, Kreuzen u. dergl. zur Verschönerung der kommenden Winter- und Weihnachtszeit geliefert. Was wir im folgenden davon namhaft machen, sind diejenigen Neuheiten, die uns ganz besonders gut gefallen haben. Sie alle sind mit passenden Bibelsprüchen versehen. Wir ordnen sie dem Preise nach:

à 30 Pfg.: **Wachet, stehet im Glauben,** sechs kleine Palmenlandschaften (Nr. 1620) und **Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe,** sechs Blumenkarten (1605); à 40 Pfg.: **Hallet an am Gebet,** sechs Landschaften (1606); à 45 Pfg.: Sechs kleine **Weihnachtsbilder,** das Kind in der Krippe darstellend (1638), und **Das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich,** sechs Blumenkarten (1540); à 50 Pfg.: **Spruchweisheit,** 12 Blumenkärtchen (1701), **Segen der Frömmigkeit,** 6 Blumenkarten (1597); Vier Landschaften **aus Egypten** (1623) und **Der Herr behüte dich,** 4 Winterlandschaften (1566); à 60 Pfg.: **Gott sei Dank,** 6 Buchzeichen (1631), **Unsere Burg ist Gott,** 4 Winterlandschaften (1596) und **Erdensorge,** 4 Winterlandschaften (1585); à 70 Pfg.: **Tröstung Gottes,** 6 extra zierliche Landschaftskarten (1604 a), **Not lehrt beten,** 6 Blumenkarten (1615) und **Gott mein Hort,** 4 originelle Winterlandschaften (1584); à 80 Pfg.: **Die Erde ist voll deiner Güte,** 4 reizende Schneelandschaften (1561) und **Ich will den Herrn loben allezeit!** 4 liebliche Engelgestalten (1583 a); à 1 Mk.: **Gottesfurcht,** 4 Kirchen im Schnee, sehr nett (1570); à 1.20: **Sechs Weihnachtsbilder** (1594), dieselben wie Nr. 1638, aber mehr als doppelt so groß, prächtig ausgeführt; à 1.50: **Danket dem Herrn!** 6 Winterlandschaften (1569), **Heilsverkündigung,** 6 Engelbilder (1616), **Ringet darnach, daß ihr stille seid,** 6 feine Landschaften (1613) und **Unter Gottes Segen,** 6 Landschaften (1607).

Wer gewohnt ist, Geld für Blumensträuße, Kränze u. dergl. schnellwelkenden Schmuck auszugeben, der sollte sich lieber bei gewissen Gelegenheiten dieser anmutigen und dauerhaften Karten bedienen, welche durch das beigefügte Gotteswort einen bleibenden Wert haben und manch trauriges Herz erquicken können.

J. Hesse.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Register.

Abokobi 246.
Aburi 246.
Aegypten 282. 292.
Ahnendienst 80 ff. 101.
Ahnentafel 29. 82.
Aitcheson, Ch. U. 217.
Akem 106. 182. 191. 210. 380. 468. 490.
Akropong 246.
Alaska 147. 301.
Alexander VII. 81.
Allahabad 506.
Allen Dr. 220. 340.
Almaheira 300.
Altkalabar 343.
Amritsar 45.
Anderson, Dr. 269 f.
Anglikanische Eindringlinge 109. 347.
Antichristliche Litteratur in Indien 45. 217.
Arabien 172. 215. 381.
Arkot 506.
Armenier 43.
Asam 473.
Asante 191.
Ashe 65. 78. 171. 345.
Ata, König 167. 249. 289.
Aussatz 259.

Bagamoyo 48.
Bailundu 290.
Bairische Missionsgesellschaft 118. 151. [214.
Bamangwato 323.
Baptisten, amerikanische 168. 218. 429.
Baptisten, englische 13. 16 ff. 168. 290.
Barma 46. 218. [351. 427.
Basler Mission 11 ff. 102 ff. 129 ff. 190 ff. 384. 506. 511.
Bastar 45. 216.
Basuto 290. 344.
Batauana 323 ff.
Batta 100.
Baxter, Dr. 503.
Becher, F. 11. 168.
Begräbnis bei den Chinesen 30 ff.
Berliner Mission 107 ff. 255. 384.
Berliner Ostafrikanische Missionsgesellschaft 117 f. 214.
Berthoud 213.
Betschuanen 323. 468.
Bibelfrauen 103.
Bibo 250. 256.
Bihe 468.
Billington 471.
Bismarckarchipel 349.
Bizer, J. 11.
Böhm 100.
Bonny 427.
Bonzen 37.
Borneo 100.
Bostoner Board 43. 213.
Bradley, R. 489.
Branntweinhandel 21. 98. 99. 159. 170. 213. 248. 278. 348. 421. 425. 474.
Brazza 116.
Bremer Missionskonferenz 15.
Brown, G. 46.
Brüdermission 125. 146 ff. 301. 383. 433 ff.
Buddhismus 35. 86 f. [126. 223.
— in Japan 123.
Bultmann 352.
Büttner 98.

Campbell 384.
Carrie 91.
Ceylon 297. 383.
China 25 ff. 46. 80 ff. 93. 101 f. 103 ff. 122 f. 173 f. 219 f. 297 f. 348 f. 475. 510.
Chinesen in Amerika 374 ff.
— in Hawaii 313 ff. 412 ff.
Christiansborger Synode 283 ff.
Christiansborger Werkstätten 243 ff.
Christliche Dörfer im Heidenland 95.
Churcher, Dr. 289. [412 ff.
Clemens XI. 81.
Cochinchina 219.
Comber 480.
Confucius 35. 219.
Cousin Society 275.
Crowther 281.

Däniſches Miſſionskollegium 485.
Dahana 101.
Dahome 43.
Damien, Pater 261 ff.
Damon, Dr. 227.
Darwin 302.
Demerara 148.
Dewitz 175.
Dilger, Ch. 11.
Dinizulu 169.
Doane 511.
Druſen 120.
Duff, Miſſionsſchiff 126.
Duma 300.
Duncan 124. 175.

Ebon 46.
Edinburger mediziniſche Miſſion 479.
Ellis, Miſſionar 236.
Elmina 449.
Emin Bey 68.
Engliſch-kirchliche Miſſion 47. 126 f. 255. 297. 301. 346. 351. 505.
Erziehung zur Arbeit 6. 7. 177 ff.
Eskimo 147.
Eweland 167.

Fabri, Dr. 15.
Fegfeuer bei den Chineſen 42.
Fetiſchdienſt 127.
Finnländiſche Miſſion 254.
Flierl 221.
Flynn 480.
Frankreich, Miſſion 5.
Franzmanniſcher Stamm 98
Freundlich M. 454.
Fröhling 480.

Gabun 212. 343.
Geduld 1 ff.
Gibeon 98. 213.
Göring Dr. 99.
Goldküſte 106. 177 ff. 433 ff.
Gollmer, K. A. 96.
Gordon-Cumming 382.
Goßner'ſche Miſſion 172 f. 303. 346 f.
Greiner 214.
Griechiſch-ruſſiſche Miſſion 89.
Grönland 147.
Gubſcharat 432.
Gunong Sitoli 101.

Haig, General 172. 215. 282. 292. 381.
Hakka 82.
Hall 484.
Hannington 111 ff. 385 ff. 431.
Hawai 225 ff.
Hawaiiſche Miſſionsgeſellſchaft 93. 272.
Heilsarmee 215. 297. 473.
Heiratsgeſetz im Kurgland 152.
Hepburn 324 ff.
Herdgöttinnen, chineſiſche 40.
Herero 99. 343.
Hermannsburger Miſſion 95. 149 f. 213. 290. 344. 468. 479.
Herenglaube 172.
Hinterindien 92.
Hochzeitsfeier im Kurgland 157 ff.
Höllenkönige 36.
Höllenſtrafen bei den Chineſen 35.
Hoffmann 175.
Hopkins 384.
Hyde, Dr. 228. 272.

Jamaika 351. 477 f.
Japan 86 ff. 123 f. 174. 298 f. 349. 476.
Jeſuiten in China 81; — in Indien 103. 121. 173. 347. 473.
Jeypur 294.
Indianer 148.
Indien 44 ff. 101 f. 121 f. 215 ff. 293 ff. 346 ff. 382. 432. 471 ff. 505 ff.
Indiſcher Archipel 421 ff.
Inhambane 282.
Joruba 167. 184 ff.
Islam in Afrika 277 ff.
Iſrael, Chr. G. 452.
Ittamaier 94.
Junker Dr. 68. 70.

Kaahumanu 234.
Kaffern 221. 344 f. 429.
Kalaimoku 237.
Kalakaua 239.
Kamehameha 232 ff.
Kamerun 11 ff. 107. 168. 210. 289. 478
Kanaanur 382.
Kanada 124 f. 174 f. 383.
Kapkolonie 97. 344. 420 f.
Karolinen 477. 511.
Katholiſche Miſſion 47. 222. 479. 505; — in China 122 f. 174; — in Hinterindien 219; — Korea 339.
Kayintſchu 104.
Keith Falconer 172. 352.
Kennaway 303.
Keſab Chandran Sen 143.
Kinderverlobung in China 83 f. 123. — Indien 295.
Kleſſel, S. 484.
Kolonieen, deutſche 3 ff.
Kols 121.
Kong Choi Wong 255.
Kongo 5. 43. 91. 116. 168. 211. 222 f.
Konkan 293. [290.

Kopten 292.
Korea 94. 220 f. 336 ff. 508 ff.
Koriſko 343.
Kpaleme 167.
Kurland 152 ff.
Kwangſi 93.
Kweitſchau 123.

Labrador 147.
Lao 34 f.
Lechler 193 ff.
Leipziger Miſſion 150 f. 294. 472.
Lemke, D. 484. — Letti 300.
Letſchulatebe 325.
Letti 300.
Leuze, J. 11.
Liberia 342. 467.
Livens, Jeſuit 121. 173. 473.
Livingſtone 323 f.
Livinhac 68. 75. 254.
Londoner Miſſion 300. 324 ff.
Long, J. 352.
Lourdel 68. 255.

Mac Dougall 96.
Macfarlane 308.
Mac Lean 96.
Mackay 67. 78. 215. 255. 2.2. 431. 504.
Mackenzie 324.
Madagaskar 91. 214. 222. 291. 429.
Madura 172.
Malabar 129 ff.
Manchala Ratnam 96.
Mare 221. — Marokko 289.
Marqueſas-Inſeln 275.
Marſchallsinſeln 46. 93. 350.
Matebelen 326.
Maude, Franz 96.
Mauritius 255.
Meder, J. 484.
Merenſky 192. 249.
Methodiſten 215. 303. 342.
Methodiſtiſche Freibeuterei 108.
Metlakatla 124. 174.
Metſchen 473.
Mirambo 402. 469.
Miſſionsärzte 303.
Miſſionsſchiff, deutſches 95.
Molokai 260.
Monrad 440.
Moremi 324 ff.
Morgenſtern 274.
Morija 344.
Moskitoküſte 148.
Mteſa 72. 387.
Munz, G. 11.
Mwanga 67 ff. 171. 504.
Mylius 432.

Namaqualand 98. 212. 343.
Neger 177 ff. 301.
Neubritannien 46.
Neuguinea 93. 97. 121. 221. 300. 383. 426. 479.
Neukircher Miſſionsgeſellſchaft 214. 292.
Neuſeeland 301 f. 477.
Ngami-See 323.
Nias 101.
Nigermiſſion 126 f. 168. 289.
Nilagiri 122.
Ningo 487.
Niſchimura 88.
Niaſſa-See 381.
Norddeutſche Miſſionsgeſellſchaft 15.
Norwegiſche Miſſion 290 f. [146. 253.

Oepke, Paſtor 95.
Okwawu 181 f. 191.
Ombolata 101.
Opium 297. 356.
Oranje-Freiſtaat 429.
Oſtafrika 91. 117 f. 169 ff. 213 f. 292. 430. 469 ff. 505.
Ovamboland 254.

Pandſchab 346. 505.
Pareitſchalei 122.
Pariſer Miſſionsgeſellſchaft 43. 116 f. 214. 344. 350 f.
Parker, H. P. 91. 117.
Paſſumah 101.
Pearce 432.
Perſien 345.
Peſcadores-Inſeln 123.
Pfeil, Graf 4.
Ponape 349.
Porter 86.
Presbyterianer, amerikaniſche 212.
Protten, Chr. 445 ff [340. 342. 474.
Puginier 92.

Radſchagogal 511.
Radſchputana 346.
Ragunatha Rau 218.
Reichard, P. 280.
Reichel J. C. 96.
Reichenbach, Miſſionshaus 94. 255.
Rheiniſche Miſſionsgeſellſchaft 97 ff.
Rice 223. [124. 300. 349. 420 ff.
Ridley, Biſchof 125.
Rietfontein 98.
Robertſon 352.
Ronnva 461 ff.

Sadharna Brahma Samadsch 121.
Saker, A. 13.
Sandwich-Inseln 204 ff. 225 ff.
Sangir-Inseln 300.
San Salvador 343. 427.
Schansi 298.
Schenk, M. 489.
Schenboro 210.
Schingking 349.
Schleswig-Holsteinsche Missionsgesellschaft 45. 110. 294. 479.
Schmiedel 124.
Schottische Freie Kirche 172. 381.
Schottische Presbyterianer 344. 346.
Schultze, G. 484. [351.
Schwarz 432.
Schwedische Mission 119.
Scudder 222.
Seelenlehre der Chinesen 26.
Seelenmessen in China 38.
Seelenwanderung 35.
Selbständigmachung der Gemeinden
Sendai 174. [8. 100.
Setschele 469.
Seyid Bargasch 392.
Siam 474.
Sklavenhandel 215. 281. 430. 435.
Sklavenküste 253.
Spinner 123.
Stanley 171. 290. 471.
Stellenbosch 97.
Südafrika 97 ff. 107 ff. 148. 169. 212. 290 f. 343. 429. 468 f.
Südaustralien 149. 350.
Suhm, H. v. 446.
Sulu 213. 290 f. 344. 468.
Sumatra 92. 100. 300. 423. 477.
Sundararamia 296.
Sundram 96. 216.
Suriname 148.
Syrien 120.

Tabu 234.
Tahiti 350.
Tamulenmission 150.
Taoisten 37.
Taufpraxis in Kamerun 23. 107.
Taylor, W. 8. 211. 467.
Teleguland 110. 346.
Thomas 383.
Thomson, Afrikareisender 170 f. 277.
Tibet 383.
Tinneweli 294. 346.
Tobasee 101.
Togoland 253. 289.
Tonkin 117.
Totenklage in China 28.
Totenverehrung in China 25 ff. 80 ff.
Trankebar 151.
Transvaal 345.
Trinidad 351.
Triwandram 122.
Tschintschiu 297.
Tschunking 46. 94. 220.
Tschutia Nagpur 346. 473.
Türkei 43. 172. 432.

Uganda 65 ff. 171 f. 215. 254. 292.
Umgana 213. [385 ff. 431. 504.
Universitätenmission 470.
Upsala, Missionsverein 479.

Vereinigte Brüder 210.
Vinton 480.

Waimate 302.
Walfischbai 100. 213.
Watson, S. 489.
Westerby 175.
Westhimalaya 149.
Westindien 148.
Wetter 300.
Wigram 386.
Williams, Monier 126.
Witbooi, H. 98. 343.
Witwen in Indien 141.
Wood 511.
Würtz 292. 469.

Zauberei 169.
Zinzendorf 442 ff.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 1. 1887.

Meine Bibel. — Weggeworfene Evangelien. — Die Wirkung des Neuen Testaments unter den Juden. — Einige Regeln A. H. Francke's für den rechten Gebrauch der heiligen Schrift. — Was ein armenisches Evangelium ausgerichtet hat. — Der Tropfen Blut. — Allerlei. — Bücherschau.

Meine Bibel.

Manche Leute sagen nie anders als „Die Bibel", wenn sie sich überhaupt dazu entschließen können, von diesem Buch zu reden. Damit ist nun freilich eigentlich viel gesagt. Die Bibel, das bedeutet ja genau genommen: das Buch, also das wichtigste und notwendigste, das es giebt. Aber daran denkt man nicht, wenn man nur so von der Bibel redet. Die soll eben auch ein Buch sein wie andere Bücher. Es mag viel Schönes und Wahres darin stehen; aber solches findet man auch anderswo, z. B. in Schillers Gedichten, und wer immer nur sagt „Die Bibel", dem ist dieses Buch nicht unentbehrlich, nicht das Brot des Lebens. Besser ist's, wenn jemand sagt: „Meine Bibel." Das soll nicht bloß heißen: das Exemplar, das ich besitze. Es ist ja gewiß gut, wenn man eine eigene Bibel hat. Mancher vermögliche Mann hat keine und braucht keine. Besser noch ists, wenn man seine Bibel in Ehren hält, sie nicht das ganze Jahr hindurch liegen läßt, sondern fleißig und regelmäßig darin liest. Aber wer von seiner Bibel redet, soll damit nicht bloß sagen wollen: Die Ausgabe, die mir gehört;

die kann ganz schön sein, prächtigen Einband und Goldschnitt haben und doch das Herz ihres Besitzers kalt lassen. Nein, meine Bibel will sagen: Es ist, wie wenn Gott sein Wort gerade mir gegeben hätte und ich finde immer mehr, wie gut es gerade für mich paßt. Dieselbe Bibel paßt freilich auch für andere Leute. Längst entschlafene Geschlechter haben in dem teuren Gotteswort eben das gefunden, was ihnen not that, und wenn die Welt noch Jahrtausende stehen sollte, so könnte, ja müßte wenigstens Eines unverändert bleiben, die Bibel. Die wird auch unter einem noch weit mehr kultivierten und fortgeschrittenen Geschlecht als wir sind, allein dem allzeit gleichen Verlangen des Menschenherzens nach Frieden Genüge thun können. Ebenso wirkt das Wort Gottes nicht bloß in der Nähe, unter den christlichen Völkern, sondern auch in der Ferne unter den durch so viele Scheidewände von uns getrennten Heiden. Die Sprache der Bibel klingt ihnen nicht fremd, obwohl sie dieselbe nie zuvor gehört haben. Die Schrift redet ihnen ans Herz und darum wird sie verstanden. Wenn die Bibel nicht für alle Leute paßte, könnte sie ja gar nicht Gottes Wort sein, denn Gott will, daß alle Menschen gerettet werden und zwar eben durch sein Wort. Nun ists aber gar merkwürdig, daß dieses Buch, das wie kein anderes für alle da ist, auch wieder wie kein anderes für den einzelnen Menschen da ist. Wer die Bibel recht gebrauchen will, muß sie gerade für sich haben wollen. Wir gönnen sie ja freilich den andern auch; darum thun wir gerne etwas für das Werk der Bibelverbreitung. Aber wir suchen die Bibel gerade uns zu nutze zu machen und fragen darum zuerst: Was steht für mich darin? Man kann ja die Bibel auch für andere auslegen. Wenn irgend etwas Scharfes und Drohendes darin steht, so denkt man gleich an einen Nachbar oder Vetter und denkt: Das paßt vortrefflich für den und der sollte sichs recht merken. Für sich selber behält man dagegen die Trostsprüche und Verheißungen und fragt gar nicht erst lange: Habe ich denn auch ein Recht, das auf mich zu beziehen? So dürfen wir das Wort Gottes nicht teilen, sonst sind wir Schalksknechte und mißbrauchen die gute Gabe Gottes. Nein, wenn wir unsere Bibel aufschlagen, dürfen wir nicht nach rechts noch nach links blicken, weder an nahe noch an ferne Leute denken, sondern nur an uns selber. Da heißt es: So spricht der Herr, dein Gott, und wir müssen sagen: Rede Herr, dein Knecht höret. Gott hats in meiner Bibel mit mir zu thun und hat mir

gar mancherlei zu ſagen. Zuerſt ſagt er mir, was er von mir will. Da möchten wir gleich ihm ausweichen und ſagen: Das geht doch andere ebenſo gut an, ja ſie hättens noch nötiger, ſich darnach zu richten. Aber darauf läßt ſich der Herr gar nicht ein. Er ſagt uns: Wenn du beteſt, dann denke nicht bloß an dich ſelber, wie du ſo gerne thuſt, ſondern dann denke fleißig auch an andere und erbitte auch ihnen Gutes. Darum heißts im Vaterunſer immer: Wir, uns, unſer. Aber bei den Geboten Gottes iſts anders. Da heißt es nicht: Ihr ſollt nicht ſtehlen, nicht lügen u. ſ. f., ſondern du ſollſt's nicht thun. Wenn Gott immer ſagen wollte „Ihr", da könnte er lange warten, bis es einem Menſchen einfiele, ihm zu gehorchen. Da würde jeder denken: Es iſt ja nicht gerade mir geſagt. Es ſollen nur einmal andere den Anfang machen, etwa die, welche das Gebot ſchon ſo oft übertreten haben. Ich, der ich ja noch lange nicht zu den ſchlimmſten gehöre, will dann ſchon ſehen, daß ich auch mitthue. Aber der Herr, der unſeres Herzens Tücken kennt, kommt mit einem ganz unmißverſtändlichen: du ſollſt, gerade auf mich los und will von mir haben, daß ich ihm gehorche, ganz unbekümmert darum, was andere thun. Da giebt's kein Entrinnen; ich muß mirs geſagt ſein laſſen, ſonſt ſtehe ich auf geſpanntem Fuß mit meiner Bibel und damit auch mit meinem Gott. Je mehr ich aber in der Bibel leſe, deſto mehr merke ich, daß es darin auf mich abgeſehen iſt, daß Gott mit allerlei Zumutungen zu mir kommt und nicht nachläßt, bis ich mir die gefallen laſſe. Dann und wann kommt freilich eine Forderung, die mich offenbar gar nichts angeht. Es heißt da etwa: Der Wandel ſei ohne Geiz. Nun, denke ich, da kann ich ruhig ſein. Geizig bin ich nicht, wenn ich auch ſonſt meine Fehler habe. Doch halt, das Wort begegnet mir wieder und es fällt mir überhaupt auf, daß ſich die Bibel ſo viel mit Geld und Gut zu ſchaffen macht und uns, ich wollte ſagen mir immer wieder vorhält, wie wenig Wert irdiſche Güter haben und wie ſehr der Menſch doch daran hänge. Da merke ich nach und nach: die Bibel redet doch von meinem Geiz, und nun komme ich nicht mehr ſo leicht an der Warnung vor dem Geiz vorüber, ſondern ich nehme ſie zu Herzen. So gehts noch mit manch anderen Schriftworten. Anfangs ſahen ſie mich an, als ob ſie für mich durchaus nicht da wären. Mit der Zeit merkte ich erſt ihren Stachel, und ſo iſts gar heilſam für mich, daß ich in meiner Bibel leſe. Ich finde immer deutlicher darin, was Gott

gerade von mir fordert. Damit daß Gott mir seine Gebote vorhält, hält er mir auch meine Sünden vor. Das sind nun freilich wieder Sünden, die andere auch haben, und insofern wäre es mir gar nicht unlieb, wenn die Bußpredigt nicht bei mir anfinge. Nun, an andere kommt der Herr auch. Er kann zu gleicher Zeit viele Besuche machen und mit demselben Schlüssel manche Thüren öffnen, die sich nur widerstrebend aufthun. Aber die Entschuldigung: Andere Leute sind auch Sünder, läßt er gar nicht gelten. Es ist, wie wenn er nur meine Sünde sähe, und darum hält sein Wort mir vor, was er gerade gegen mich hat. In der Bibel wird des Menschen Herz beschrieben: das ist mein Herz. Es wird von mancher bösen That erzählt, oft ohne daß ein Wort der Mißbilligung dabeisteht. Da darf ich nun nicht denken: Daß aber der Abraham so hat lügen können, ist doch arg, oder das hätte dem Jakob nicht begegnen sollen, daß er seinen alten Vater betrog u. dgl. Ich lese die Bibel für mich und mir hält sie einen Spiegel vor. So wie's andere treiben, treibe ichs auch, und wenn auch fromme Männer zu Fall kommen, so bin ich noch viel weniger vor dem Fallen sicher. Kierkegaard hat in solch praktischer Weise die Erzählung vom barmherzigen Samariter ausgelegt. Er sagt etwa, man solle bei derselben nicht denken: Räuber kommen bei uns ganz selten vor und jedenfalls bin ich keiner; auch bin ich kein Priester und kein Levit. Nein, wir müssen zu uns sagen: Der Priester bin ich, der Levit bin ich. Wenn man so überall in der Bibel sein eigenes Bild erblickt, das ist keine Eitelkeit, sondern das treibt die Eitelkeit aus. Wer sehen muß, daß er selber so häßlich aussieht, der kann sich nichts auf seine Vorzüge einbilden, und eben das will meine Bibel ausrichten; sie will mir zeigen, wie viele Schäden mir anhaften, wie ich noch weit schlimmer bin, als ich selber gewußt habe. Sie will mich demütigen. Das thut nicht die Bibel. Die kann man gründlich lesen und Bücher über sie schreiben. Man kann gerade an der Bibel seine Sporen verdienen wollen, indem man hochmütig über sie zu Gericht sitzt. Anders ists mit meiner Bibel. Die darf ich nicht richten, sondern sie richtet mich. Das Geschichtliche und Sprachliche u. dgl., was zur Bibel gehört und um was ein Bibelleser sich auch bekümmern muß, ist doch nur Beiwerk. Die Hauptsache ist dies, daß die Bibel mich zu einem armen Sünder macht und mir zeigt, daß ich, gerade ich verloren bin, wenn nicht Jesus sich meiner erbarmt.

Gott sei Dank, meine Bibel enthält auch Trost gerade für mich. Bisweilen vermag ein Mensch die Versicherungen von Gottes Barmherzigkeit, die in der Bibel stehen, sich gar nicht anzueignen. Das alles scheint ihm zu gut für ihn; er meint, ihm gelte nur das Schreckende und Verdammende. Ein solcher Mensch ist der Wahrheit weit näher, als der, welcher meint, es verstehe sich von selbst, daß Gott ihn lieb habe und daß der Heiland ihn selig machen werde. Die Angst muß weichen; wer sich selbst richtet, wird nicht gerichtet. Nun darf gerade ich glauben, daß ich einen gnädigen Gott habe. Meine Bibel sagts mir. Ich darf die Verheißungen von Gottes Güte auf mich deuten und darf es an mir erfahren, daß Gott gerade so thut, wie er zugesagt hat. Die hl. Schrift hat mich hineingeführt in die persönliche Erfahrung des Heils und nun dient sie mir zur Erklärung meiner Erfahrungen. Es ist alles persönlich in der Bibel. Eben dies fürchten die Menschen. Wer aber mit seiner Bibel etwas erlebt hat, der will nichts anderes mehr, als das Persönliche und sagt mit herzlicher Freude und herzlicher Dankbarkeit: Meine Bibel.

Weggeworfene Evangelien.

Wir kamen, so erzählt ein englischer Missionar in Persien, in ein großes Dorf, und das erste was wir hörten war, daß einige Familien da seien, die „Armenier" geworden seien. Da der folgende Tag ein Sonntag war, so blieben wir an dem Ort. Gegen Mittag kam ein Mann zu uns und sagte uns, ein achtbarer Mann, der den christlichen Glauben angenommen habe, wäre sehr dankbar, wenn wir ihn in seinem Hause besuchen wollten. Wir versprachen, am Nachmittag hinzugehen, wenn er uns abholen wolle. Er kam zur bestimmten Zeit und führte uns in das Haus des Aga Syed Mirza Kalel, eines gelehrten Derwisch (muhammedanischer Mönch), der Christ geworden war und ein wahrhaft christliches Leben führt. Solange er noch Derwisch war, dachte er nach über die menschliche Sündhaftigkeit und die Notwendigkeit eines Erlösers von Sünden. Seine Seele schmachtete nach einer Erlösung; aber der Glaube

Muhammeds konnte dieses Verlangen nicht stillen. Er wurde daher gleichgültig gegen diese Religion und suchte bei andern Religionen Befriedigung. Er verließ sein Dorf und reiste in der Provinz Aserbeidschan umher. Er versuchte es mit muhammedanischen Sekten und mit dem Judentum; aber vergeblich. So kehrte er mit schwerem Herzen wieder heim. Er besuchte eines Tages einen Freund. Im Lauf des Gesprächs fiel sein Blick auf ein Bücherbrett, auf dem einige staubige Bücher lagen. Er war begierig zu sehen, was für Bücher das seien; das erste, welches er in die Hand nahm, hatte den Titel „Endschil" (Evangelium). Er fragte seinen Freund nach dem Buch. Die Antwort war, ein armenischer Goldschmied habe es ihm vor einiger Zeit geschenkt; aber nachdem er darin gelesen, habe er gefunden, daß das ein unbrauchbares Buch sei, in dem viele sonderbare Sachen von dem Propheten Jesus stehen. Der Derwisch wünschte das Buch zu lesen; so schlug er es auf, las einen Abschnitt darin und merkte, daß es nicht so unbrauchbar und seltsam sei, als sein Freund gemeint hatte. Er bat denselben, es ihm auf einige Tage zu leihen; er schenkte es ihm. Er nahm es mit nach Hause, fing an, es von vorn herein zu lesen und als er es durchgelesen hatte, war er durch die Gnade des heiligen Geistes von der Wahrheit des Buchs und des christlichen Glaubens überzeugt. Sein Verlangen war nun befriedigt, denn das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. Dies geschah im Jahr 1880. Er fand, daß alle Gläubigen die Taufe und das Abendmahl empfangen müssen. So machte er eine zweite Reise und zwar nach Tebris und Urumia, wo er bei den Missionaren als Taufkandidat erschien. Nachdem man ihn geprüft hatte, wurde er getauft und vor seiner Rückreise auch zum heil. Abendmahl zugelassen. In Urumia, wo er sich einige Zeit aufhielt, bekam er noch mehr Licht über die christliche Lehre. Nun kehrte er in sein Dorf zurück. Er konnte nicht schweigen und fing an, ohne Scheu allen Leuten, mit denen er auf dem Bazar oder in den Häusern von Freunden zusammentraf, die Erlösung durch Jesum zu verkündigen. Anfangs wurde er verfolgt, auch einmal vor dem Gouverneur angeklagt, weil er gegen die Religion gesprochen habe. Er verteidigte sich damit, er habe nie gegen das Wort Gottes gesprochen, denn das Evangelium sei das wahre Wort Gottes. Ein andermal erzählte einer seiner Feinde, ein sehr bigotter Muselmann, dem Gouverneur eine unsittliche Geschichte, die in dem Endschil stehe,

welches Syed Kalel das Wort Gottes nenne. Der Gouverneur glaubte die Geschichte nicht; aber der Mann versicherte ihm, sie sei im Endschil geschrieben. Syed Kalel wurde daher mit seinem Testament vor den Gouverneur und einige andere einflußreiche Männer berufen. Die von dem Kläger vorgebrachte Geschichte wurde ihm wiederholt. Syed Kalel wurde aufgebracht über die Entstellung der Erzählung, schlug die Stelle im Neuen Testament auf, um die es sich handelte, und zeigte dem Gouverneur den richtigen Wortlaut. Der wurde zornig über den Kläger und schickte ihn fort mit dem Befehl, nie wieder seinen Mund gegen den guten Derwisch aufzuthun.

Mirza Syed Kalel ist ein sehr beredter Mann und kennt die Bibel, besonders das Neue Testament sehr genau. Es ist ihm gelungen, einige Freunde in seinem eigenen und in einem benachbarten Dorfe für den Glauben zu gewinnen. Sie kommen zu bestimmten Stunden zu ihm und dann liest er ihnen aus dem Neuen Testament vor und erklärt ihnen dasselbe. Einer von diesen seinen Anhängern ist der Mann, der uns zu ihm führte. Syed Kalel hat eine von den zwei Frauen, die er früher hatte, aufgegeben. Er hat sich nicht förmlich von ihr geschieden, weil das Neue Testament die Ehescheidung verbietet; aber er hat sie in einem besonderen Hause untergebracht und giebt ihr ihren Unterhalt. Seine fünf Söhne und drei Töchter erzieht er alle in seinem neuen Glauben. Er hält jeden Abend Hausgottesdienst, wobei freilich manchmal die Thüren geschlossen und die Lichter ausgelöscht werden müssen aus Furcht vor den Nachbarn. Er befindet sich in bedrängten Umständen, da er durch seine Reisen sein Vermögen aufgebraucht hat. Er hat jetzt keine Arbeit und niemand will ihm Geld leihen. Seine Kinder dürfen nicht mit andern Kindern in die Schule gehen, da sie für unrein gelten. Die Leute im Dorf meiden ihn, da sie fürchten, er möchte sie von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugen; sie wissen, daß sie der Weisheit und dem Geist, aus welchem er redet, nicht zu widerstehen vermögen. Mirza Syed Kalel wirkt übrigens nicht bloß im eigenen und in benachbarten Dörfern, sondern er sendet bei Gelegenheit Testamente und Bibeln an seine Freunde in entfernteren Orten.

Besonders erfreulich ist an dieser Geschichte einmal, daß ein im Staub liegendes Neues Testament noch zu Ehren gekommen ist und zum zweiten, daß ein die Wahrheit suchender Mann durch das bloße Lesen des Neuen Testaments den Weg zum Heiland gefunden hat.

Noch merkwürdiger ist, was ein weggeworfenes Matthäusevangelium in Indien gewirkt hat. — Ein höherer englischer Beamter befand sich in einem Dorfe in der Nähe von Faizabad in Nordwestindien. Als seine Tagesarbeit beendigt war, schlenderte er in der Abendkühle hinaus, um den Dorfpriester aufzusuchen. Als er in die Nähe des Tempels kam, sah er den Brahmanen an der Thüre desselben sitzen, umgeben von vielen Leuten aus dem Dorfe, denen er aus einem Buche vorlas. Der Engländer mischte sich unter die Zuhörer und fragte, was für ein Schaster (heiliges Buch) sie lesen. Der Brahmane erwiderte „Mati ki Injil." Der Beamte meinte, er habe das Sanskritwort nicht recht verstanden und fragte noch einmal: „Was für ein Schaster?" „Mati ki Injil" (das Evangelium Matthäi) wiederholte langsam der Priester. — „Wirklich? Und ist das ein gutes Schaster?" fragte der Fremde. „Ein sehr gutes," war die sofortige Antwort. — „Wie kamst du denn zu diesem Schaster?" war die nächste Frage. „Nun," sagte der Brahmane, „das ist eine eigentümliche Geschichte; aber ich will sie dir erzählen. Während des Aufstandes war ich eines Tages auf dem Platz bei dem Waisenhaus in Sikandra bei Agra. Da sah ich, wie das Haus des Padri Sahib (des Missionars) geplündert wurde. Als ich näher trat, sah ich Bücher und Papiere umherliegen, die zerrissen, weggeworfen und zertreten worden waren. Unter dem Haufen entdeckte ich dies Büchlein, bückte mich, nahm es zu mir und verbarg es in meinen Kleidern. Als ich heimkam, fing ich an, das Buch zu lesen, und es interessierte mich so, daß ich nicht aufhörte, bis ichs durchgelesen hatte. Einige Zeit darauf begann ich umherzuziehen und auf meinen Reisen geriet ich in dieses Dorf. Ich sagte den Leuten, ich habe ein neues Schaster und las ihnen einiges daraus vor. Was sie hörten, gefiel ihnen so gut, daß sie sagten, sie haben neulich ihren Priester verloren und deswegen solle ich bei ihnen bleiben und sie dieses neue Schaster lehren. Ich willigte ein, wurde ihr Priester und seit der Zeit lebe ich hier." — „Aber sage mir," fragte der Engländer, „wie lehrst du dieses Schaster?" „Ich mache es so," sagte der Brahmane, „zuerst lasse ich die Leute das kurze Gebet im sechsten Kapitel sprechen und dann lese ich etwas aus einem andern Kapitel vor und erkläre es ihnen. Wenn ich sehe, daß die Leute behalten haben, was ich ihnen gesagt, machen wir den Schluß damit, daß wir noch einmal das kurze Gebet sprechen." — „Glaubst du,

daß dieses Evangelium Matthäi von Gott eingegeben ist?" „Nun," antwortete der Priester, „davon verstehe ich nicht viel; ich weiß nur das, daß es das beste Schaster ist, das ich je gesehen habe, und das ist mir genug."

Die Wirkung des Neuen Testaments unter den Juden.

Am besten ist es, wenn man einen Juden dazu bringt, stille zu sitzen und sich einige Stellen aus dem Neuen Testament vorlesen zu lassen. Das wirkt mehr als alle Gründe, die man ihm entgegenhalten mag. Ein gelehrter Jude, der ein erbitterter Feind des Christentums war, sagte: „Ihre Traktate und ihre Gründe fechten mich nicht an. Grund steht gegen Grund und wer sich verteidigen muß, wird gewöhnlich nur in seiner Meinung bestärkt. Aber in ihrem Neuen Testament ist etwas, das mir zuwider ist. Das ist ein gefährliches Buch. Der Ton und die ganze Art dieses Buches hat etwas Anziehendes für einen Juden, der mit den hebräischen Schriften vertraut ist." — Es kommt oft vor, daß der Jude das Neue Testament in keiner andern Absicht liest, als in der, den Missionar zu widerlegen. Aber anstatt die Wahrheit umzustoßen, wird er oft von ihr überwältigt. Das wissen die Rabbinen wohl und deswegen sagen sie, es gebe für einen Juden keine größere Sünde, als das Lesen des Neuen Testaments. Doch sehen die Juden das Neue Testament jetzt anders an als früher. Vor 50 Jahren hätte sich ein Jude vor der Berührung dieses Buches gefürchtet, als wenn es etwas Verfluchtes wäre; der bloße Anblick desselben konnte Widerwillen, Haß und Lästerungen hervorrufen. Wenn nach langem Drängen ein etwas freier gesinnter Jude ein Neues Testament als Geschenk annahm, so hüpfte das Herz des Missionars vor Freude und er dankte Gott auf den Knieen für solch unerwarteten Erfolg. Wie ist es jetzt so ganz anders! Die unentgeltliche Verteilung von Neuen Testamenten ist aufgegeben und die Juden fragen begierig nach dem Neuen Testament und kaufen tausende von Exemplaren. Ein Judenmissionar in Rumänien verkaufte in einem Jahr allein auf seiner Station 2942 Testamente, bezw. Bibelteile, während

gleichzeitig die Kolporteure der Britischen Bibelgesellschaft mit Erfolg ihre Bibeln anboten.

Ein Jude, der eine ganze Bibel gekauft hatte, sagte vom Neuen Testament: „Erhabenere Lehren sind nirgends zu finden. Sie treffen mit Macht des Menschen ganzes Herz, so daß es fast unmöglich ist, sich der Ueberzeugung zu verschließen, daß Jesus der Messias ist.“ — „Lasset mich das Buch berühren,“ sagte ein blinder Mann, brachte es an seine Lippen und küßte es. „Das ist Gottes Buch. Es ist die Wahrheit. Gott segne die Missionare, die hierher gekommen sind, um uns Gutes zu thun.“ — „Hier finde ich meinen Trost,“ sagte ein kranker Knabe. „Das ist die Quelle meines Friedens und meiner Hoffnung.“ — Eine arme Witwe, die gefragt wurde, ob sie das Neue Testament gerne lesen wolle, antwortete: „Warum sollte ich nicht solch himmlische Worte lesen, die für das Herz einer Witwe so tröstlich sind.“ — Ein jüdischer Lehrer, der kränklich war, bekannte, nur der unbedingte Glaube an das Alte und an das Neue Testament mache es ihm möglich, mit Geduld und Ergebung in des Herrn Willen das Kreuz zu tragen, das er ihm auferlegt habe. Als der Missionar ihn zum letztenmal auf dem Sterbebett besuchte, sagte er: „Sie kennen meinen Sinn. Sie wissen, was mein Leben lang meine Stärke und Hilfe gewesen ist. Sie wissen, was ich glaube und wem ich zutraue, daß er mich selig machen werde.“ — Ein armer Jude, dem der Missionar ein Neues Testament geliehen hatte, sagte: „Dieses Buch, Herr, dieses Buch hat Frieden in mein unruhiges Herz gebracht.“ — Ein anderer Jude sagte in Anwesenheit des Rabbi: „Ich habe das Neue Testament gelesen und es giebt kein interessanteres Buch.“ „Du bist bekannt als ein Sünder in Israel,“ brummte der Rabbi, „und wir sind darauf gefaßt, daß du dich bald wirst taufen lassen.“

Uebrigens spüren auch die Rabbinen den Einfluß des heiligen Buches. Einer dieser Meister in Israel zeigte dem Missionar sein stark gebrauchtes Neues Testament und versicherte ihm, er verwende für seine Predigten viele Aussprüche Jesu und der Apostel. — Ein anderer Lehrer las so eifrig im Neuen Testament, daß die Sprache seiner Predigten in der Synagoge dadurch beeinflußt wurde. Seine Gemeinde hatte ihn nach einiger Zeit im Verdacht, er sei ein Christ; als er bei seiner Predigtweise beharrte, wurde er seines Amtes entlassen. Ehe er ein neues Amt übernahm, verabschiedete er sich von

dem Missionar und sagte: „Seien Sie versichert, ich bin entschlossen, mein Studium des Neuen Testaments fortzusetzen und ich hoffe, dadurch schließlich zur Annahme des christlichen Glaubens gebracht zu werden."

Das Wort soll nicht wieder zu mir leer kommen. Das erfüllt sich sogar an den Juden, die dem Evangelium so zähen Widerstand entgegensetzen. Wenn auch die Zeit noch nicht gekommen ist, wo ganz Israel gerettet werden soll, so fügt doch der Herr immer wieder einzelne hinzu zu der großen Zahl derer, die erkennen durften, in welchen sie gestochen haben.

Einige Regeln A. H. Francke's
für den rechten Gebrauch der heiligen Schrift.

1) Lies zwar zuerst die ganze Bibel, Altes und Neues Testament, auf daß du wissest, was in beiden stehe. Darnach aber mache dir vornehmlich das Neue Testament wohl bekannt. Das Alte ist auch Gottes Wort; aber in dem Neuen Testament ist uns der Wille Gottes deutlicher und klarer geoffenbart. Indessen möchten dir aus dem Alten Testament vornehmlich dienen die Psalmen Davids.

2) Schiebe nicht dein Bibellesen auf von einem Tage zum andern, sondern forsche täglich in der Schrift.

3) Lies die heilige Schrift zu keinem andern Zweck als dazu sie gegeben ist, nämlich daß sie uns weise mache zur Seligkeit (2 Tim. 3, 15). Denke nur ganz einfältig, du wollest glauben, thun, hoffen, was in der Schrift gelehret, geboten, verheißen wird. Wie du es vor dir findest, so denke, du wollest ganz und gar so sein und strebe darnach dein Leben lang mit allen äußersten Kräften, die du von Gott dazu empfähest. So du willst den Willen Gottes thun, so wirst du erkennen, ob die Rede aus Gott sei (Joh. 7, 17). Und alsdann wird dir das lebendige Wort Gottes der unvergängliche Same sein (1 Petri 1, 23), dadurch du wiedergeboren wirst und wird deine Seele reinigen im Gehorsam der Wahrheit.

4) Komm zu der Schrift als einer, der noch gar nichts weiß, so wirst du am meisten daraus lernen; die sich aber für weise halten, werden zu Narren (Röm. 1, 22).

5) Gedenke, daß du keine Wahrheit in der Schrift erkennen werdest, davon du nicht Rechenschaft werdest geben müssen (1 Tim. 6, 14), ob du sie ins Leben verwandelt habest, wie man Essen und Trinken in Fleisch und Blut verwandelt.

6) Bei Lesung der heiligen Schrift hast du die beste Gelegenheit, die Prüfung deines Glaubens und Gewissens vorzunehmen. Darum bedenke: 1. ob du alles also in der Erfahrung befindest, wie es in der Schrift vor Augen lieget. 2. Woher es komme, daß du bei Lesung der Schrift noch so große Fehler bei dir befindest. 3. Wie du doch zu dem Guten, das du siehest, durch hinlängliche Mittel kommen mögest.

7) Suche nicht die Schrift nach deinem Sinn und Verstand zu messen und einzurichten, sondern deinen Verstand nach der Schrift zu richten, sonst wird dich deine Heuchelei stürzen.

8) Gieb Acht auf den Grund und Kern der Schrift, Jesum Christum, zur Stärkung deines Glaubens und ferneren Erneuerung nach seinem Ebenbild.

9) Habe wohl Acht auf die Umstände der Personen, des Orts, der Zeit, davon geredet wird, sonst wirst du oft ein unzeitig Urteil fällen vom Verstand der heiligen Schrift und dir zueignen, was sich gar nicht für dich schicket.

10) Urteile nicht vom Verstande eines Spruchs, du seiest denn wohl versichert, woher der Zweck der ganzen Rede gehet.

Was ein armenisches Evangelium ausgerichtet hat.

Ein Dorf in der Nähe von Bitlis in Armenien war seit vielen Jahren stolz auf den Besitz einer heiligen Reliquie. Es war eine alte Bibelhandschrift, die, wie man glaubte, im 14. Jahrhundert aufgefunden worden war. Sie vererbte sich durch viele Geschlechter hindurch vom Vater auf den Sohn. Der Aberglaube des Volkes legte der Handschrift eine besondere Heiligkeit bei und ihre Besitzer begünstigten solche Thorheiten. Die unwissenden Leute glaubten, daß an allen, welche die Reliquie besuchen und küssen, große und wunderbare Kuren geschehen. Sie wurde in einem eigens aus behauenen Steinen hergestellten Gebäude sorgsam aufbewahrt und nur

bei besonderen Anlässen gezeigt. An Ostern pflegten die Leute aus den benachbarten Dörfern haufenweise zu dem Heiligtum zu pilgern. Es kamen namentlich viele Kranke, um sich heilen zu lassen. Sie brachten Geld und Opfertiere mit. Letztere mußten zuerst geschlachtet werden. Waren nach der Ansicht der habgierigen Besitzer des Schatzes Opfer genug dargebracht, so öffnete sich die niedere Thüre und die Andächtigen durften eintreten. Sie beugen die Kniee, werfen sich auf den Boden und nähern sich so dem heiligen Buche. Von den mehr als 100 seidenen Tüchern, in die es eingehüllt ist, wird eines nach dem andern entfernt, die Leute drängen sich herzu und küssen die schmutzige, mit silbernen Kreuzen beschlagene Ueberdecke. Mit Aechzen und Jammern bitten die armen Leute um Erlösung von ihren Plagen. Manchmal lautet die erste Antwort, sie müssen mehr Geld hergeben oder ein kostspieligeres Opfer darbringen. An einem einzigen Ostertage erreichten die Gaben einen Betrag von 1200 Mk. Aber die alte Handschrift hat ihre Kraft verloren. Ein um 10 Pfg. gekauftes Evangelium in der Landessprache trägt die Schuld daran. „Der Herr des Testaments," wie der Eigentümer der Handschrift sagt, ließ sich bereden, das kleine Evangelium zu lesen. Die Bibel folgte nach und gewann solchen Einfluß, daß 22 Personen im Dorfe die Wahrheit erkannten. Die Handschrift wurde aus ihrem Heiligtum entfernt. Ein Pöbelhaufe machte unter Anführung eines Priesters einen Angriff auf das Haus ihres Eigentümers und erbeutete das einträgliche Buch. Die türkische Obrigkeit gab es seinem rechtmäßigen Herrn zurück. Er verkaufte es und machte dadurch dem abergläubischen Treiben ein Ende.

Der Tropfen Blut.

Auf einer Insel der Südsee war ein grausamer, blutdürstiger Häuptling, der durch die Gnade Gottes ein demütiger Nachfolger des Heilandes wurde. Er war blind, denn vor seiner Bekehrung hatte er bei einem Kampf einen Hieb bekommen, der ihn des Gesichtes beraubte. Aber der alte blinde Krieger war ein so ernster, begieriger Hörer des Worts und bewahrte das, was er

gehört, so treu in seinem Herzen, daß er mit der heiligen Schrift genau bekannt war. Als er auf dem Sterbebett lag, besuchte ihn der Missionar in seiner einsamen Hütte. „Ich bin nicht verlassen," sagte er, „denn ich bekomme oft Besuch von Gott. Wir redeten eben mit einander, als du kamst." — „Wovon sprachet ihr denn?" „Ich bat, abscheiden und bei Christo sein zu dürfen, welches viel besser wäre." Der Missionar sagte, er fürchte, seine Krankheit möchte zum Tode führen; er möge ihm sagen, wie er sich vor Gottes Augen vorkomme und was der Grund seiner Hoffnung sei. Die Antwort war: „Ich bin diesen Morgen in großer Not gewesen; aber jetzt bin ich ruhig. Ich sah einen ungeheuer großen Berg mit lauter Abgründen auf beiden Seiten. Ich versuchte ihn zu ersteigen; aber nachdem ich ziemlich weit gekommen war, stürzte ich wieder hinunter. Bestürzt und erschöpft setzte ich mich nieder und weinte. Solange ich noch weinte, sah ich einen Tropfen Blut auf den Berg fallen und in einem Augenblick war der Berg verschwunden." Ich sagte: „Das war ein eigentümliches Gesicht; was hältst du davon?" Er verwunderte sich, daß ich um die Deutung verlegen sei und antwortete: „Der Berg bedeutet meine Sünden und der Tropfen, der darauf fiel, war ein einziger Tropfen von dem kostbaren Blute Jesu, von dem der Berg meiner Schuld dahinschmolz." Ich war bei ihm, als er verschied. Er führte noch manche Stellen der heiligen Schrift an. Endlich rief er mit lauter Stimme: „Tod, wo ist dein Stachel?" Seine Stimme versagte, die Augen wurden starr, die Hände sanken nieder und sein Geist ging zu dem Herrn, der durch einen Tropfen seines Blutes seine bergegleiche Schuld getilgt hatte.

Allerlei.

Solange die katholischen Missionare von Madagaskar vertrieben waren (im Krieg mit den Franzosen), hielten die eingeborenen Katholiken Gottesdienst so gut es gehen mochte. Es wurde einmal der Vorschlag gemacht, es sollen in der Kirche Vorträge über die hl. Schrift gehalten werden. Aber die Mehrzahl widersetzte sich dem aus Furcht, es könnten dabei Irrtümer gegen den Glauben unterlaufen. Sie sagten: „Wir haben weder die Gnade noch die genügende

Wissenschaft zur Auslegung der hl. Schrift, halten wir uns beim Unterricht an den Buchstaben des Katechismus." — Wie ist doch die Bibel ein gefährliches Buch!

Die Eingeborenen in dem (seit 1884 unter deutscher Oberhoheit stehenden) Archipel von Neu-Britannien haben nun einen Teil der Bibel in ihrer Sprache. Matthäus und Markus, einzelne Abschnitte von Lukas und Johannes und die Psalmen sind übersetzt und die Apostelgeschichte wird nun auch die Presse verlassen haben.

Bücherschau.

Gesammelte Werke von Joh. Christoph Blumhardt, weiland Pfarrer in Bad Boll. 1. Band: Hausandachten. 1. Teil: Betrachtungen nach alttestamentlichen Texten. 2. Teil: Betrachtungen nach neutestamentlichen Texten. Karlsruhe. Evangelischer Schriftenverein für Baden.

broch. 3 Mk. | geb. 4 Mk.

Wer zu den Lebzeiten des weithin bekannten und weithin wirkenden Pfarrers Joh. Christoph Blumhardt das Bad Boll besucht hat, erinnert sich, daß der Hausvater bei der Morgenandacht die Losung oder den Lehrtext des Tages zu besprechen pflegte. Die meist kurzen Bemerkungen, die er an diese Bibelstellen anknüpfte, wurden nachgeschrieben und liegen nun hier in einer Auswahl gesammelt vor. Tiefe Gedanken, eindringende Schrifterklärung darf man in diesen Betrachtungen nicht suchen. Sie sind überaus einfach, aber eben darum auch allgemein verständlich. Blumhardt verstand es, unmittelbar aus dem Leben und in der Sprache des gewöhnlichen Lebens zu reden. Aber es war ihm völliger, heiliger Ernst mit dem, was er sagte, und diesen Eindruck, den seine lebendige Rede hervorrief, macht auch das Lesen der gedruckten Hausandachten.

Parallel-Bibel oder Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments in der Verdeutschung durch Dr. Martin Luther nach der Originalausgabe von 1545 mit nebenstehender wortgetreuer Uebersetzung nach dem Grundtext. 135—140 Bogen in 24 monatlichen Lieferungen je zu 50 Pfg. Gütersloh, Bertelsmann.

Die uns vorliegende erste Lieferung, welche 1 Mos. 1, 1—48; 6 enthält, erweckt ein günstiges Vorurteil für das Ganze. Der denkende Bibelleser kann sich nicht mit seiner lutherischen Bibelübersetzung begnügen; ist ja doch bekannt, daß sie bei aller Vortrefflichkeit, ja Unübertrefflichkeit sehr häufig den Sinn nicht richtig wiedergiebt. Die revidierte Bibelübersetzung, wie sie bis jetzt in der sogenannten Probebibel vorliegt, ist mit Recht eine Abschlagszahlung genannt worden. Man hätte noch an vielen Stellen ändern können, wo der Sinn des Grundtextes zweifellos von Luther nicht getroffen wurde. Auch ist manche Aenderung, welche die Revision vorgenommen hat, mit mehr oder weniger zutreffenden Gründen angefochten worden. Andererseits ist es rein

unmöglich, eine moderne Bibelüberſetzung zur Erbauung zu leſen. Sie nehmen ſich alle neben Luther ſteif aus. So war es denn ein glücklicher Gedanke, den Luthertext nach der letzten Ausgabe von 1545 unverändert zu laſſen, neben denſelben aber eine von demſelben ganz unabhängige, ſich eng an den Grundtext anſchließende Ueberſetzung zu ſtellen. Auf dieſe Weiſe iſt Gelegenheit geboten, die Anhänglichkeit an die lutheriſche Ueberſetzung und das Verlangen nach dem wirklichen Wortlaut mit einander zu vereinigen. Sehr häufig muß die Vergleichung dazu dienen, zu zeigen, daß Luther wenigſtens den Sinn richtig wiedergegeben hat. Wo ihm aber dies nicht gelungen iſt, da wäre es eine verkehrte Pietät, den Irrtum zu verewigen. Die in der Parallelbibel vorliegende neue Ueberſetzung iſt keine fließende und will es nicht ſein. Sie will nur den Sinn des Textes ſo ſicher wiedergeben, als es bei dem jetzigen Stand der Forſchung möglich iſt. Wo verſchiedene Erklärungen möglich ſind, iſt dies durch Randbemerkungen hervorgehoben (vergl. z. B. 1 Moſ. 6, 3). Auch iſt auf die geſicherten Ergebniſſe der Unterſuchung des Textes Rückſicht genommen, was allerdings erſt beim Neuen Teſtament recht in die Augen fallen kann. Die revidierten Parallelſtellen ſind links neben dem Luthertext beigefügt.

Jeſus Chriſtus und die Eſſener. Nach den Viſionen der Auguſtiner-Nonne Anna Katharina Emmerich. Von Karl Buddeus.

Daß dieſe dem Herausgeber von Innsbruck aus zugeſchickte Schrift in den Bibelblättern nicht empfohlen werden kann, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn ſie hier beſprochen wird, ſo geſchieht es nur, weil man an derſelben wieder einmal recht deutlich ſehen kann, wohin man gerät, wenn man mehr wiſſen will, als die heil. Schrift uns kundgethan hat. Das unbegreifliche Machwerk ſoll zur Empfehlung der vegetarianiſchen Lebensweiſe dienen. Welche Mittel werden nun hiezu in Bewegung geſetzt! Wir werden zuerſt belehrt, daß der Sündenfall nichts anderes war, als die Uebertretung des den erſten Menſchen gegebenen Nahrungsgebotes. Der lüſterne Menſch begehrte nach dem Fleiſch der Tiere; er tötete das erſte Tier; er beging die erſte Sünde und lernte damit den Gegenſatz des Guten und Böſen kennen. Mit der Einſetzung des heil. Abendmahles, das ja ein unblutiges Mahl war, hat Jeſus das im Paradies übertretene Nahrungsgebot Gottes erneuert. Daß Jeſus, falls er den Fleiſchgenuß für Sünde gehalten hätte, die Worte Joh. 6, 51—58 auch nicht einmal ſinnbildlicher Weiſe hätte in den Mund nehmen können, beunruhigt den neuen Dogmatiker Buddeus natürlich nicht. Auch daß Jeſus Fiſche gegeſſen hat, ſtört ihn offenbar gar nicht. Fiſch und Fleiſch iſt ja zweierlei. Mag die Bibel ſagen was ſie will. Durch die Viſionen der 1824 verſtorbenen Nonne A. K. Emmerich iſt jeder Zweifel daran, daß Jeſus ein Vegetarianer war, beſeitigt. Dieſe Nonne wußte, daß ſchon die Voreltern der Jungfrau Maria in Verbindung mit den Eſſenern ſtanden, von denen allerdings gewiß iſt, daß ſie kein Fleiſch aßen. Maria aber hatte ein Gelübde gethan, demzufolge ſie nur von Beeren und Waſſer lebte. Auch der heilige Joſeph war ein Pflanzeneſſer, ebenſo Johannes der Täufer. Bei letzterem könnten freilich die Heuſchrecken einen Zweifel hervorrufen; doch die aus einem Kirchenvater angeführte Stelle beweiſt, daß die Heuſchrecken eigentlich Blattknoſpen waren. Jeſus hatte Verkehr mit den Eſſenern und nahm auch an ihrem einfachen, unblutigen Male teil. Doch genug. Wie dankbar dürfen wir ſein, daß uns der Herr auf den feſten Grund ſeines nüchternen Wortes geſtellt hat.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgeſellſchaft in Baſel.
In Commiſſion im Depot der Bibelgeſellſchaft (C. F. Spittler) in Baſel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. od. 40 Pf.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare ſind durch Porto und Speſen je nach der Entfernung entſprechend im Preiſe erhöht.

Schultze'ſche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Baſel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Das Zeugnis der Steine für die Bibel. — Die jetzige Stellung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu Deutschland und der Schweiz. — Einige Regeln A. H. Franke's für den rechten Gebrauch der heil. Schrift. — Biblische Fragen. — Die Bibel in Rom. — Weggeworfene Bibeln. — Tapezieren mit der Bibel. — Bücherschau.

Nr. 2. 1887.

Das Zeugnis der Steine für die Bibel.

Im Sommer 1868 machte der deutsche Missionar Klein auf einer Reise im Moabiterland eine merkwürdige Entdeckung. In den Ruinen von Dhiban (in der Bibel Dibon) fand er einen schwarzen Stein, oben rund, zwei Fuß breit und fast vier Fuß hoch. Derselbe trug eine Inschrift von 34 Zeilen. Der Missionar schrieb einige Worte ab — die Schrift war die phönizische — und bemühte sich nun, den Stein für das Berliner Museum zu erwerben. Um 1600 Mk. sollte er dem preußischen Konsul ausgeliefert werden. Leider schickte nun ein Beamter des französischen Konsulats in Jerusalem Namens Clermont-Ganneau Leute, die einen Abklatsch der Inschrift nehmen sollten; zugleich bot er 9375 Franken für den Stein. Nun wurden die Araber der Gegend erst recht aufmerksam darauf, welchen Schatz sie an dem Denkmal haben, und damit dasselbe nicht weggeführt werde, zündeten sie ein Feuer unter dem Stein an, begossen ihn mit kaltem Wasser,

schlugen ihn in Stücke und verteilten dieselben als Zaubermittel unter die Familien ihres Stammes. Clermont-Ganneau wußte sich diese Trümmer großenteils wieder zu verschaffen und mit Hilfe des früher genommenen Abklatsches wurden sie auch wieder zusammengesetzt. Der Stein ist jetzt im Louvre in Paris. Die Inschrift lautet im wesentlichen: „Ich Mesa bin der Sohn des Chemosch-Gad, König von Moab. Mein Vater regierte über 30 Jahre und ich errichtete diesen Stein dem Chemosch (in der Bibel Kamos, oberster Gott der Moabiter) zu Kircha (in der Bibel Kir Moab oder Kir Heres oder Kir Hareseth), ein Stein von Errettung, denn er (Chemosch) rettete mich von allen Plünderern und ließ mich meine Lust sehen an allen meinen Feinden, sogar an Omri, König von Israel. Nun suchten sie Moab viele Tage heim, denn Chemosch war zornig auf sein Land. Sein Sohn folgte ihm und auch er (Ahab) sagte, ich will Moab heimsuchen. In meinen Tagen sagte Chemosch: ich will meine Lust an ihm (Ahab) und seinem Hause sehen und ich will Israel auf ewig zerstören. Nun nahm Omri das Land von Medeba (in der Bibel Medba) ein und der Feind besetzte es 40 Jahre in seinen Tagen und in den Tagen seines Sohnes. Und Chemosch erbarmte sich seiner in meinen Tagen und ich befestigte Baal-Meon und Kiriathaim. Ich griff Ataroth an und nahm sie ein und tötete alle Krieger der Stadt zur Befriedigung von Chemosch und Moab. Und Chemosch sagte zu mir: Geh, nimm Nebo wider Israel. Und ich ging in der Nacht und kämpfte gegen sie von Tagesanbruch bis Mittag und ich nahm sie ein und erschlug zusammen 7000 Mann; aber ich tötete die Frauen und Jungfrauen nicht, denn ich weihte sie der Aschtar-Chemosch (Astarte); und ich nahm davon die Gefässe Jehovas und opferte sie vor Chemosch. Und der König von Israel befestigte Jahaz und saß darin, als er gegen mich Krieg führte und Chemosch vertrieb ihn vor mir und ich nahm von Moab 200 Männer, alle seine Armen, und brachte sie in Jahaz unter und nahm es, um es mit Dibon zu vereinigen. Ich baute Kircha und ließ den Graben für Kircha durch die gefangenen Männer von Israel graben."

Von König Mesa von Moab, dessen Säule nach beinahe drei Jahrtausenden wieder aufgefunden und entziffert worden ist, erzählt uns die hl. Schrift 2. Kön. 3. Nach diesem Bericht war er dem König von Israel tributpflichtig und hatte alljährlich die Wolle von 100 000 Lämmern und 100 000 Widdern abzuliefern. Nach Ahabs

Tod fiel er ab. Dies geschah vermutlich während der Regierung Ahasja's des Sohnes und Nachfolgers Ahabs. Der König von Israel, von welchem die Säule berichtet, daß er aus Jahaz vertrieben worden sei, ist ohne Zweifel Joram, Ahasja's Bruder und Nachfolger. Nun verbündete sich Joram mit Josaphat von Juda und mit den Edomitern gegen Moab und es erfolgte die 2. Kön. 3 berichtete Niederlage der Moabiter, wovon die Säule nichts weiß, da sie offenbar schon vor dem Einfall der Verbündeten errichtet worden ist, jedenfalls aber nur Ereignisse aus einer früheren Zeit enthält. Daß Mesa übrigens wieder von seinen Feinden frei wurde, ist 2 Kön. 3, 27 bemerkt.

Der biblische Bericht und die Erzählung der Säule ergänzen sich gegenseitig und es ist besonders interessant, daß auch ein verhältnismäßig unwichtiges Ereignis wie der Kampf zwischen Israel und Moab durch die gelehrten Forschungen der Neuzeit eine Bestätigung gefunden hat, welche aufs neue die Zuverlässigkeit der biblischen Geschichtschreibung beweist.

Ebenso ist eines der bedeutendsten Ereignisse der alttestamentlichen Geschichte, die Rettung Jerusalems vor dem Angriff Sanheribs (Jes. 36. 37. 2 Kön. 18. 19) durch „Steine, die man aus dem Schoß der Erde gräbt," auf glänzende Weise bestätigt worden. Sanherib selber berichtet darüber auf einem großen mit Keilschrift beschriebenen Stein, der die Form eines Prismas hat. Hören wir was er sagt: „Was den Hiskia von Juda betrifft, der sich unter mein Joch nicht gebeugt hatte, 46 seiner starken Städte nebst unzählbaren kleineren Städten, welche von ihnen abhingen, durch Abbrechen ihrer Mauern und offenen Angriff, durch Schlacht, Maschinen und Sturmböcke belagerte ich, nahm ich ein. Ich brachte aus der Mitte derselben und zählte als Beute 200 150 Personen, groß und klein, männlich und weiblich, Pferde, Maulesel, Esel, Kamele, Ochsen und Kleinvieh ohne Zahl. Hiskia selbst schloß ich ein wie einen Vogel in einen Käfig in Jerusalem, seiner Königsstadt. Ich baute eine Reihe Befestigungen gegen ihn. Ich trennte ab seine Städte, welche ich geraubt hatte, von der Mitte seines Landes und gab sie den Königen von Asdod, von Ekron und von Gaza und machte sein Land klein. Zu dem früheren Tribut, der Abgabe ihres Landes, fügte ich einen andern Tribut hinzu und die Huldigung, die meiner Majestät zukommt, und legte es ihm auf. Die Furcht vor dem Glanze meiner

Majestät überwältigte ihn, den Hiskia, und er sandte nach mir nach Ninive, meiner königlichen Stadt, als Geschenk und Tribut die Araber und seine Leibwache, die er zur Verteidigung von Jerusalem, seiner königlichen Stadt, genommen hatte, nebst 30 Talenten Gold, 800 Talenten reinen Silbers, Karfunkeln und anderen kostbaren Steinen, einem Ruhebett aus Elfenbein, Thronen aus Elfenbein, Elefantenhaut, Elfenbein, seltenen Hölzern, was auch ihr Name sein mag, einem großen Schatz, und er sandte seinen Gesandten, um Huldigung zu thun."

Im britischen Museum in London befindet sich eine bildliche Darstellung: Sanherib sitzt auf seinem Throne vor der Stadt Lachis (Jes. 36, 2) und nimmt die Beute der Stadt in Empfang. Während er vor dieser Stadt lag, schickte Hiskia eine Gesandtschaft mit Geschenken und Abgaben an ihn und bat um Verschonung (2 Kön. 18, 14). Sanherib nahm den von Hiskia dargebrachten Tribut an, ohne aber auf die Einnahme Jerusalems zu verzichten. Vielmehr schickte er nun ein Heer gegen die Stadt ab, welches wie bekannt, schnell dahingerafft wurde, vermutlich durch eine Pest. Diesen schweren Mißerfolg mochte Sanherib natürlich auf seinem Denkmal nicht eingestehen. Er gab daher der Sache die Wendung, als ob der von Hiskia bezahlte Tribut die Folge der Belagerung Jerusalems gewesen wäre. Daß er die Stadt nicht erobert hat, giebt Sanherib selbst zu durch den prahlerischen Ausdruck: ich schloß ihn ein wie einen Vogel in einen Käfig. Indem Sanherib das, was der Einschließung Jerusalems vorausging, an den Schluß stellt, erweckt er den Schein, als ob er aus dem jüdischen Feldzug siegreich hervorgegangen wäre. Die biblische Darstellung dagegen bleibt streng bei der Wahrheit und verschweigt demgemäß die für Hiskia demütigende, überdies erfolglose Tributzahlung nicht. Für die wunderbare Errettung Jerusalems aber giebt der biblische Bericht allein dem Herrn die Ehre, während Sanherib auch da von eigenen Großthaten zu sagen weiß, wo er mit Schimpf und Schande abziehen mußte. Abgesehen von der Jahreszahl, welche in dem assyrischen Bericht richtiger als im Alten Testamente angegeben ist, findet sich noch eine Abweichung zwischen beiden Darstellungen. Sanherib spricht von 800 Talenten Silbers, die ihm Hiskia bezahlt habe, während 2 Kön. 18, 14 nur von 300 die Rede ist. Man hat aber gefunden, daß 300 hebräische Silbertalente 800 babylonischen gleichwertig sind.

Sanherib hatte es, als er seine Thaten verewigte, nur darauf abgesehen, Ruhm bei der Nachwelt zu ernten. Aber wider seinen Willen muß er durch seine eigenen Worte die Wahrheit des biblischen Berichtes bestätigen, der eine der größten Thaten Gottes für sein auserwähltes Volk mit schlichten Worten erzählt.

Die hier mitgeteilten Thatsachen sind einem Buche entnommen, das wir zum Schluß nachdenkenden Bibellesern angelegentlich empfehlen möchten: A. H. Sayce, Alte Denkmäler im Lichte neuer Forschungen. Ein Ueberblick über die durch die jüngsten Entdeckungen in Aegypten u. s. f. erhaltenen Bestätigungen biblischer Thatsachen. Leipzig, Otto Schulze. (232 Seiten)

Die jetzige Stellung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu Deutschland und der Schweiz.

Die britische und ausländische Bibelgesellschaft hat zu Anfang des Jahres 1886 an die deutschen Bibelgesellschaften ein Rundschreiben gerichtet, durch welches sie anzeigt, daß nach ihrem Dafürhalten jetzt die Zeit gekommen sei, wo ein Teil ihrer auf Deutschland und die Schweiz verwendeten Geldmittel, welche in den letzten Jahren die Summe von 200000 Mk. erreicht haben, flüssig gemacht werden könnte, um das Wort Gottes in reicherem Maße in muhammedanischen und heidnischen Ländern zu verbreiten. Der inzwischen erschienene deutsche Jahresbericht der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft teilt darüber, in welcher Art die Gesellschaft ihre Arbeit in Deutschland und der Schweiz einzuschränken gedenkt, folgendes mit: „Unser Komite ist eifrig bemüht, alles in seinen Kräften Stehende zu thun, um auf die Bibelgesellschaften Deutschlands die Verantwortlichkeit für die von ihrem Vaterland erforderte Versorgung mit heiligen Schriften zu übertragen. Es hat sich schon oft bereit erklärt, sich zu gunsten der deutschen Bibelgesellschaften zurückzuziehen, sobald es sich klar herausstellen würde, daß Deutschland gerüstet ist, jeden Teil seiner Bevölkerung wenigstens nach dem bereits erreichten

Maßstabe mit heiligen Schriften zu versorgen. Aber ohne eine gegründete Aussicht, daß dies könne geleistet werden, könnte unser Komite es nicht für recht halten, sich übereilt ganz und gar aus Deutschland zurückzuziehen, oder eine Organisation aufzulösen, welche erst durch lange Jahre von Arbeit und mit sehr bedeutenden Kosten zustande gekommen ist und welche jetzt ein großes und wichtiges Bedürfnis so wirkungsreich befriedigt. Wenn wir diese Verbindung mit der Vergangenheit zu plötzlich abbrechen wollten, so würde dadurch mehr Schaden als Gutes gestiftet werden. Sofern aber gleichzeitig die Ansprüche der sich immer mehr erweiternden Gelegenheiten zur Bibelverbreitung unter den Heiden auf die Geldmittel unserer Gesellschaft sich dringend geltend machen und unser Komite ganz und gar abgeneigt ist, auch nur den Schein eines sich Eindrängens auf ein Gebiet, das naturgemäß den deutschen Gesellschaften gehört, zu erwecken, so hat dasselbe mit Fleiß erwogen, welche vorbereitenden Schritte ohne ferneren Verzug gethan werden könnten, um den Rückzug allmählich anzubahnen. Unter den 45 Millionen, welche die Bevölkerung des deutschen Reiches bilden, sind 16 Millionen Katholiken, und unsere Gesellschaft steht allein in dem Bemühen, ihnen für ihre geistlichen Bedürfnisse das Wort Gottes darzureichen. Ferner giebt es über zwei Millionen Menschen, die nichtdeutschen Nationalitäten angehören: Juden, Polen, Litthauer und andere. Für diese ist nur unsere Gesellschaft hinlänglich mit den notwendigen Uebersetzungen in ihrer Muttersprache versehen. Keine deutsche Gesellschaft oder Gruppe von Gesellschaften ist in der Lage, an unsere Stelle zu treten, um die eine oder andere dieser Klassen, oder auch drittens das preußische Heer und die deutsche Flotte zu versorgen. Diese drei Abteilungen der Bevölkerung Deutschlands bilden daher zusammengenommen ein großes Gebiet, für welches gegenwärtig unsere Gesellschaft allein gehörig ausgerüstet ist. Sie kann die Fürsorge für dieses Gebiet nicht eher aufgeben, als bis einheimische Thätigkeit bereit ist, an unsere Stelle zu treten.

In Bezug auf die 27 Millionen deutscher Protestanten liegt die Sache anders, da unsere Gesellschaft nicht die einzige auf diesem Gebiet thätige ist. Die Nationalbibelgesellschaft von Schottland trägt ganz oder teilweise die Kosten für eine große Anzahl von Kolporteuren. Die amerikanischen bischöflichen Methodisten in Bremen, welche durch die amerikanische Bibelgesellschaft unterstützt werden, geben für letztere

Gesellschaft heilige Schriften heraus. Außer diesen giebt es noch wenigstens 25 deutsche Bibelgesellschaften. Einige darunter sind sehr klein und keine von ihnen treibt, außer in vereinzelten Fällen, Kolportage. Doch giebt es auch verschiedene religiöse Buch- und Traktatgesellschaften, welche zahlreiche Kolporteure zum Verkauf von heiligen Schriften wie auch andern Büchern beschäftigen. Unter all diesen Organen findet in einigen von den rein evangelischen Bezirken, wo sich ein leichter und reichlicher Absatz erwarten läßt, ein bedeutendes Uebergreifen statt. Hier, meint unser Komite, sei eine Einschränkung unserer Thätigkeit thunlich und werde wohlthätig wirken. Es ist handgreiflich eine Verschwendung von Geldmitteln, die zur Bibelverbreitung geschenkt sind, wenn mehrere Gesellschaften durch Kolporteure zur Versorgung evangelischer Deutscher auf demselben Gebiet thätig sind. In den katholischen Gegenden findet keine solche Konkurrenz statt; wir wollen ihnen eine ungeteiltere Fürsorge widmen. Unter den Evangelischen thut das Lesen der Bibel mehr not, als Extraexemplare derselben."

Es ist nicht mehr als billig, daß die englische Bibelgesellschaft sich nach und nach aus Deutschland zurückzuziehen wünscht und daß die deutschen Bibelgesellschaften in die von den englischen Glaubensgenossen geräumten Stellungen nachrücken. Es hat daher die württembergische Bibelgesellschaft im Dezember v. J. an die deutschen Bibelgesellschaften die Aufforderung gerichtet, eine Konferenz von Abgeordneten dieser Gesellschaften zu halten, auf welcher über die Mittel und Wege verhandelt werden soll, um in Beziehung auf die Bibelverbreitung vom Ausland unabhängig zu werden. Als Gegenstände der Beratung wurden folgende Punkte vorgeschlagen: 1) Abgrenzung der einzelnen Arbeitsgebiete. 2) Veranstaltung gemeinsamer Bibelausgaben. 3) Feststellung einheitlicher Verkaufspreise. 4) Bibelverbreitung unter dem Heer und der Flotte. 5) Verbreitung unter den Deutschen im Ausland und in den deutschen Schutzgebieten. Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Auf Einladung der Canstein'schen Bibelanstalt wurde Halle zum Ort der Zusammenkunft gewählt. Die Konferenz soll in der Woche nach Pfingsten stattfinden.

Einige Regeln A. H. Franke's

für den rechten Gebrauch der heil. Schrift.

(Schluß)

11) Deswegen lies fein ein ganzes Buch oder eine ganze Epistel in guter Ordnung, mit gutem Bedacht und habe acht auf die Sache, davon gehandelt wird und wiederhole es oft, so wirst du besser von allen Sachen urteilen können.

12) Wenn du dich erinnerst, daß auch sonst an anderen Orten der Schrift von eben der Sache gehandelt wird, so vergleiche es mit einander und siehe zu, wie eines dem andern einen klaren Verstand gebe.

13) Hiezu wird sehr dienlich sein, wenn du dir durch fleißiges Lesen die Schrift also bekannt machest, daß du bald zu sagen weißt, an welchem Ort der Schrift von dieser und jener Materie gehandelt wird.

14) Habe wohl acht auf die gute Ordnung, welche die Schrift sowohl in der Sache als auch in den Worten selbst zu halten pfleget. Denn diese wird dir in vielen Dingen ein klares und helles Licht geben.

15) Siehe, daß du das Neue Testament aus dem Alten und das Alte aus dem Neuen wohl verstehen lernest.

16) Betrachte nicht allein den buchstäblichen Verstand, solchen in das Gedächtnis zu fassen, sondern siehe zu, daß du durch Wirkung des heiligen Geistes auch den Sinn der Apostel und Propheten erkennen und ihre Liebe, Verlangen, Hoffnung, Freude und andere heilige Bewegungen, die Gott in ihren Herzen gewirket, aus ihren Worten erforschest und solche tief in dein eigen Herz schreiben mögest.

17) Laß dich nicht durch eine falsche Auslegung eines Spruchs, welche du dir in deinem fleischlichen Sinn gemacht, von dem wahren Sinn, den du vor dir siehest, abwendig machen. Sprich nicht: andere verstehen's auch also. Menschen können fehlen, aber Gottes Wort trüget nicht. Laß dich anderer Unglück und Exempel klug machen und witzigen, davon Petrus sagt, daß sie durch fleischliche Verdrehung der Schrift Kinder der Verdammnis werden (2. Petr. 3, 16. 17).

18) Gieb in Lesung der Schrift Alten und Neuen Testaments allemal wohl acht auf den Zustand der Kirche, ob es wohl oder übel gestanden und wie sich Gott dagegen verhalten. Denn solches wird dir zur Stärkung deines Glaubens und zu einem klüglichen und vorsichtigen Wandel eine große Hilfe sein.

Bibelverbreitung in Arabien.

Die muhammedanischen Länder sind dem Evangelium besonders unzugänglich und am wenigsten würde man wohl aus Arabien Nachrichten über das Eindringen des christlichen Glaubens erwarten. Aber wie neuerdings von General Haig ein nicht ganz vergeblicher Missionsversuch gemacht worden ist, so arbeitet auch die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft nicht fruchtlos in dem Lande, von wo der Islam ausgegangen ist. Es ist dies dadurch möglich gemacht, daß die Engländer seit 1839 die Halbinsel Aden im Süden des Landes besetzt haben. Wenn in den von den Engländern unabhängigen Gegenden auch noch keine eigentliche Bibelverbreitung möglich ist, so kommen doch die in Aden gekauften heiligen Schriften hinaus ins Land und so dürfen wir hoffen, daß auch in einem besonders unfruchtbaren Boden da und dort ein Samenkörnlein aufgehen werde. Die Bibelgesellschaft hat in Aden einen eigenen Kolporteur, Ibrahim Abd el Maseh. Am 1. April 1886 eröffnete derselbe einen Bibelladen, nachdem er zuvor Tage lang auf den Bazaren und in den Hauptstraßen mit der Bibel in der Hand umhergegangen war und den Leuten Bibeln zum Kauf angeboten und sie zum Besuch des zu eröffnenden Ladens eingeladen hatte. Es fehlte ihm keineswegs an Zuspruch. Kaufen konnten freilich schon darum nicht alle Besucher, weil die Kunst des Lesens in Arabien nicht sehr weit verbreitet ist. So las denn Ibrahim den Leuten bald aus diesem, bald aus jenem Buch der heiligen Schrift vor. Täglich kamen mehr Zuhörer und auch an Käufern fehlte es nicht. An einem Tag verkaufte er 24 heilige Schriften. Abends, wenn der Laden geschlossen ist, geht der Kolporteur an solche Plätze, wo er viele Leute antrifft, spricht mit ihnen und lädt sie ein, den durch ein Schild mit arabischer

und englischer Aufschrift kenntlich gemachten Bibelladen zu besuchen. Ein Scheich (Aeltester eines Stammes) kaufte eine mit Vokalen versehene arabische Bibel. Er sagte, er käme gerne oft, um die Bibel mit Ibrahim zu lesen. So kommt er denn nun fast jeden Tag. Auch ein Häuptling der Somali (im gegenüberliegenden Ostafrika) kam und fragte nach den Büchern, die er im Laden erblickte. Er erhielt die Antwort: „Das sind göttliche Bücher, das Alte Testament, welches die Bücher Moses und die Propheten enthält, und das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und seiner Apostel." Als der Kolporteur in ihn drang, das Buch zu kaufen, stellte sich heraus, daß der Häuptling auch nicht lesen konnte. Nach fünf Tagen kam er wieder, setzte sich und bat Ibrahim, ihm etwas von den Königen von Israel vorzulesen. Er las ihm die Geschichte von Davids Sieg über Goliath und fügte hinzu, daß David den Riesen nur darum habe besiegen können, weil er auf Gott vertraut habe und Gott mit ihm gewesen sei. Nachdem Ibrahim noch einige andere Bibelstellen vorgelesen hatte, kaufte einer von den Begleitern des Sultans ein Buch. Auch der Sultan von Berbera (im Somaliland) kam mit seinem Wesir, ohne übrigens zu kaufen. Außer den Muhammedanern fanden sich auch Juden und einige Abessinier ein. Ja, der Kolporteur wurde sogar einigemale von vornehmen Muhammedanern gebeten, sie in ihren Häusern zu besuchen. So kam ein angesehener Schiite (die Schiiten sind eine muhammedanische Sekte), Es Seyid Ali Hassan, und lud den Kolporteur ein, bei Nacht in sein Haus zu kommen und die heilige Schrift vorzulesen. Als Ibrahim zum erstenmale hinging, bemerkte er, daß eine ansehnliche Gesellschaft versammelt war; schon wollte er wieder umkehren, als der Hausherr ihn durch seinen Diener bitten ließ, einzutreten. Er trat mit der Bibel in der Hand ins Zimmer. Die Anwesenden baten ihn, er möge ihnen vorlesen, was er natürlich that. Allem nach hörten sie gerne zu. Schon am folgenden Tag kamen einige der Gäste in das Bibelhaus und kauften Bibeln. Ein andermal kam der Wesir des Sultans Muhammed Ben Salib. Er setzte sich und ließ sich aus der Schrift vorlesen, was ihm Freude zu bereiten schien. Er ging zu seinem Herrn und berichtete dem, was er gehört hatte. Tags darauf kam der Sultan selbst und ließ sich etwa eine halbe Stunde lang vorlesen. Dann stand er auf und sagte: Ibrahim, komm heute Abend in mein Haus. Der Kolporteur antwortete: „Das will ich

thun. Aber wenn ich in deine Wohnung komme, so muß ich das Wort Gottes vorlesen." Er sagte: „Ganz nach deinem Wunsch; es steht dem nichts im Weg." Am Abend sandte er drei Personen seines Gefolges, um Ibrahim abzuholen. Er ging hin und las ihm vor. Es waren mehrere achtbare Muhammedaner zugegen. Der Kolporteur ging erst nach Mitternacht wieder heim. Der Sultan ließ ihn hierauf mehrere Abende nacheinander zum Vorlesen holen.

Auf solche Begegnungen darf man allerdings nicht allzuviele Hoffnungen gründen. Es handelt sich da vielleicht mehr um eine höfliche Art, seine Neugierde zu befriedigen, als um wirkliches Heilsverlangen. Zudem bleibts bei dem Wort: Nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen (1 Kor. 1, 26). Doch ist schon dies erfreulich, daß die muhammedanische Selbstgenügsamkeit in dem unter britischer Herrschaft stehenden Aden nicht so sehr hervortritt, als anderswo. Auch dies ist wohlthuend, daß in dem Tagebuch des Bibelboten häufig von Juden die Rede ist, welche ihm zugehört und Bücher abgekauft haben. Derselbe geht aber auch den Europäern nach und besucht den Landungsplatz der Dampfer, um englischen Soldaten und Matrosen das Wort Gottes anzubieten. Das Bibelwerk ist in Arabien noch in seinen ersten Anfängen; aber wenn z. B. im Juli v. J. 117 Muhammedaner und 87 Juden sich im Bibelladen in Aden vorlesen ließen, wenn 88 heilige Schriften verkauft wurden, so darf man dies doch einen fröhlichen Anfang nennen. Möge der Herr einen noch gesegneteren Fortgang schenken.

Biblische Fragen.

1) Wo kommt in den vier Evangelien das Wort „Hoffnung" vor?
2) In welchem Kapitel kommt das Wort „Glaube" 24 mal vor?
3) In welchem Kapitel kommt das Wort „Lieben" 9 mal vor?
4) In welchen Kapiteln des Evang. Johannis kommt das Wort „Gott" kein einzigesmal vor?
5) In welchem Kapitel des N. T. kommt das Wort „Gott" am häufigsten vor?
6) Wie hießen die Christen, ehe sie diesen Namen bekamen?
7) Wo erscheint die Buße als eine Gabe Gottes?

8) Was wird im N. T. alles als „Geheimnis“ bezeichnet?

9) Wo findet sich der erste Missionsfestbericht?

10) Welches neutestamentliche Buch enthält die meisten Anführungen aus dem A. T.?

11) Was ist das erste Wort aus dem Munde Jesu, das uns berichtet ist?

12) Was ist die erste Frage in der Bibel?

13) Die letzte?

14) Das erste Wort aus dem Munde Petri, das uns berichtet ist?

15) Welches Erlebnis entspricht im Leben Petri der Erfahrung, welche Jesaias (Kap. 6, 5) machte?

16) Wo ist eine Maßregel dagegen getroffen, daß im Krieg die Feiglinge die anderen anstecken?

17) Beispiele davon, daß Gott die Menschen so behandelt, wie sie Ihn behandeln?

18) Umgekehrt: Beispiele davon, daß Gott die Menschen nicht so behandelt, wie sie Ihn?

19) Von wem ist am häufigsten berichtet, daß er „den Herrn fragte“?

20) Wo heißt es von jemand: „sein Zorn ergrimmte sehr“, nachdem eben der Geist Gottes auf ihn gekommen war?

Die Bibel in Rom.

Die Apostelgeschichte schließt damit, daß Paulus in Rom gelehrt habe von dem Herrn Jesu mit aller Freudigkeit unverboten. Wie ists doch in der Stadt der Päpste so ganz anders geworden. Gerade von Rom aus ist mehr als einmal die Verbreitung der Bibel verboten worden, und wer noch vor 20 Jahren das päpstliche Gebiet betrat, mußte sein Gepäck daraufhin untersuchen lassen, ob er keine italienischen Bibeln bei sich habe. Doch es gefiel Gott, dem Evangelium auch in Rom die Thüre aufzuthun. Es war am 20. September 1870. Seit fünf Uhr morgens wurde die Stadtmauer von den Italienern beschossen; bald war an der Porta Pia eine Bresche

gelegt und das siegreiche Heer hielt seinen Einzug durch die Straße, welche jetzt die Straße des 20. Septembers heißt. Da bot sich nun den Römern, welche ihren Befreiern entgegenjubelten, ein seltsamer Anblick dar. Zwischen den Kanonen kam ein von einem Hunde gezogener Karren; zur Seite gingen zwei junge Männer. Es waren Kolporteure der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. Sie wollten so rasch als möglich die Bibel nach Rom hinein bringen. So verschafften sie sich einen Karren, kauften einem Schäfer seinen Hund ab und spannten ihn an das mit Bibeln beladene Fuhrwerk. Jetzt ist die Bibel nicht mehr aus Rom zu vertreiben. Sie wird öffentlich verkauft „unverboten." Man braucht sie auch nicht mehr aus England einzuführen oder gar einzuschmuggeln, sondern sie wird in Rom selbst gedruckt. Die der Bibelverbreitung dienende Druckerpresse aber steht in der Folterkammer eines ehemaligen Gefängnisses. Im Jahr 1885 sind in Italien mehr als 90 000 Bibeln, Neue Testamente und Bibelteile verkauft worden.

Weggeworfene Bibeln.

Als die Deutschen im Jahr 1870 gegen Paris vorrückten, flohen viele Einwohner der Stadt und suchten irgendwo ein Unterkommen. So auch eine junge, kaum den Mädchenjahren entwachsene Frau. Sie fand eine Zuflucht in einem Hause in London, wo sie sich bald als eine ernste und verständige Christin erwies. Sie hatte den Heiland auf eine merkwürdige Weise kennen gelernt. Als Kind wurde sie einem Kloster zur Erziehung übergeben. Nach ihrem eigenen Geständnis war sie damals ein flatterhaftes Mädchen, das oft gestraft werden mußte. So hatte sie wieder einmal die Geduld der Nonne, die ihre Lehrerin war, in besonderem Grade geübt. Sie wurde aus dem Schulzimmer gewiesen und die erbitterte Schulschwester warf ihr gar noch ein Buch nach. Sie hob es auf; es war ein Neues Testament. Sie las dasselbe und wurde durch das Buch bekehrt. Zwei Jahre brachte sie in jenem Londoner Haus zu und übte einen guten Einfluß auf das ihr anvertraute Mädchen aus. Sie starb an einem qualvollen Herzleiden, aber voll freudiger Hoffnung.

Wie ist wohl das Neue Testament in jenes Kloster gekommen? Vielleicht wurde es bei der Pariser Weltausstellung im Jahr 1867 von dem Agenten der britischen Bibelgesellschaft jemand geschenkt und kam scheinbar ganz an den unrechten Ort. Aber eben dadurch, daß es weggeworfen wurde, erfüllte es durch Gottes Gnade seinen Zweck.

Hören wir noch, was ein Missionar von einer ins Feuer geworfenen Bibel erzählt. Babu Gopal Chandra Dutta stammt aus einer angesehenen Familie in Joynagar, einer größeren Stadt in der Nähe von Kalkutta. Seine Eltern hielten ihn zur genauen Beobachtung der religiösen Gebräuche der Hindu an. Aber bald erkannte er die Thorheit des Götzendienstes, obwohl er nie einen christlichen Prediger oder eine Bibel zu sehen bekommen hatte. Seine Eltern merkten, daß ihm an der Hindureligion nicht viel gelegen war; aus Furcht, er möchte ein Christ werden, gaben sie sich alle Mühe, ihm den schlimmsten Begriff vom christlichen Glauben beizubringen. Man sagte ihm, das Christentum sei nur eine Religion für den unwissenden Haufen, die Christen führen ein unsittliches Leben und machen sich kein Gewissen daraus, im Genuß von Rindfleisch und Wein zu schwelgen. Mit solchen Vorurteilen kam er nach Chitlah. Dort bemerkte er im Hause seines Oheims, daß zwei seiner Neffen, welche eine Missionsschule besuchten, sich auf ihre biblischen Lektionen vorbereiteten. Voll Wut darüber, ein so gefährliches Buch wie die Bibel in ihren Händen zu sehen, warf er es alsbald ins Feuer und meinte damit ein frommes Werk zu thun. Als das Buch etwa halb verbrannt war, dachte er, es sei doch thöricht von ihm, so mit einem Buche zu verfahren, dessen Inhalt er nicht geprüft habe. Er zog es wieder aus dem Feuer und fing an, begierig darin zu lesen. Er war auf das Evangelium des Johannes gestoßen. Dasselbe machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er nun die Bibel als das beste unter allen Büchern erkannte. Er bat seine Neffen, ihn zu einem christlichen Lehrer zu führen. So ließ er sich nun im Missionshaus drei Monate lang im Wort Gottes unterrichten und entschloß sich endlich, überzutreten. Die Zurüstungen zur Taufe waren getroffen; aber eine Stunde vor derselben wurde er zum großen Schmerz aller Gemeindeglieder von dem bei den Hindu nicht seltenen Wankelmut befallen und ging zurück. Drei Jahre lang hörte man nichts mehr von ihm. Im Jahr 1883 kam Fräu-

lein Taylor von der Londoner Miſſion, welche als Zenanalehrerin thätig iſt, nach Joynagar. Sie traf dort mit einigen jungen Leuten zuſammen, welche mit einander in der Bibel zu leſen pflegten. Sie nannten häufig den Namen des Miſſionars Chatterjee und ſprachen den Wunſch aus, denſelben zu ſehen. Er machte daher einen Beſuch in Joynagar und fand das Feld weiß zur Ernte. Mit der Zeit erfuhr er, daß die in Joynagar entſtandene Bewegung von niemand anders als von Babu Gopal Chandra Dutta herrührte. Nun beſuchte Chatterjee die jungen Leute in Joynagar zwei Jahre lang regelmäßig jeden Monat einmal und verweilte immer einige Tage dort. Zu Anfang des Jahres 1886 bekam er den Eindruck, als ob er ſich zu große Hoffnungen gemacht hätte, und ſchon war er entſchloſſen, nur noch bei Gelegenheit Joynagar zu beſuchen. Aber als er wieder einmal nach ſeiner Station zurückkam, wartete Gopal, der Leiter der jungen Leute in Joynagar, auf ihn. Er kündigte dem Miſſionar zu deſſen großer Freude an, daß er jetzt durch die Taufe in die chriſtliche Kirche aufgenommen zu werden wünſche. Am 24. Oktober v. J. wurde die heilige Handlung an ihm vollzogen. Der Same war alſo doch aufgegangen.

Tapezieren mit der Bibel.

Eine Frau in Japan ging in einen Laden, um Kuchen für ihre Kinder zu kaufen. Während ſie darauf wartete, ſah ſie, daß die Wände des Zimmers mit Blättern aus der hl. Schrift tapeziert waren. Das war ihr ſo auffallend, daß ſie die Alte, welcher der Laden gehörte, fragte, woher dies komme. Die alte Frau ſagte, ſie ſei eines Tages an einem Buchladen vorübergegangen und habe geſehen, wie eine Menge Papier weggeworfen wurde. Da ihr Laden gerade das Tapezieren nötig hatte, ſo dachte ſie, ſie könne das Papier dazu gebrauchen; ſo nahm ſie davon und beklebte damit ihre Wände. Eines Abends kam ihr Enkel herein und fing an, laut von dem Papier an der Wand zu leſen. Die Alte fand ſolches Wohlgefallen an dem, was er las, daß ſie eifrig zuhörte und jedermann der leſen konnte, veranlaßte, ihr vorzuleſen. Eines Tages kam ein junger Mann, der ſie fragte, ob ſie das Geleſene auch verſtehe und ob ſie

eine Christin sei. Sie sagte ihm, was sie höre mache ihr Freude, aber sie verstehe nicht viel davon. Er versprach, sie am andern Tag zur Kirche mitzunehmen. Sie erschien dort regelmäßig und wurde eine ernste Christin. Sie legt nun, wenn sie ihre Kuchen verkauft, jedesmal einen Traktat bei.

Bücheranzeige.

Mein Schatzkästlein. Das Evangelium von Jesu Christo, unserem Herrn, zur täglichen Erbauung eingeteilt. Frankfurt a.M. 1886. In Kommission der Schriftenniederlage des Evang. Vereins. geb. Mk. 3.50

Eine Art Evangelienharmonie oder Leben Jesu, verteilt in kurze Abschnitte für alle Tage des Jahres und je mit einer Betrachtung, einem Liedervers und einem Gebetlein versehen. Der Wunsch des ungenannten Verfassers für sich und für seine Leser geht dahin: „Jesum allein und Jesum ganz zu erkennen." Er hat sich mit Liebe und Begeisterung in seinen Gegenstand versenkt und dabei manche Perle gefunden. Die Gabe der Volkstümlichkeit aber scheint ihm zu fehlen. — Die typographische Anordnung des Buches fällt auf durch Mangel an Symmetrie. Praktisch ist der Anhang, welcher die Zehn Gebote ꝛc. enthält. Der Preis ist für den Umfang (700 S.) des Buches ein recht mäßiger. Es würde uns freuen, wenn recht viele dies „Schatzkästlein" (Matth. 13, 44) auch zu dem ihrigen machen wollten. H.

Hausig. Joseph und das alte Aegypten. Berlin, Hauptverein für christliche Erbauungsschriften. (31 Seiten.) 20 Pfg.

Eine hübsche Erläuterung der Geschichte Josephs durch allerlei, aus gelehrten Büchern gesammelte interessante Notizen.

Aus demselben Verlag empfehlen wir folgende Erzählungen:

Palmzweige, herausgegeben von W. Ziethe. Nr. 241–251, je zu 5 Pfg.

Die Pate. Von Erich Norden. (24 Seiten.) 15 Pfg.

Frisch und anziehend geschrieben.

Schwere Folgen. Von Erich Norden. (32 Seiten.) 20 Pfg.

Eine ergreifende Geschichte.

Christliche Volksbibliothek. Bd. 43. Durch Blut und Thränen. Von M. Meisner. (79 Seiten.) 50 Pfg.

Wenn auch da und dort etwas überschwenglich, so doch recht interessant und auf historischem Grund ruhend.

Aus dem Verlag von Heitz in Straßburg:

Verwaist, aber nicht verlassen. Von L. Schaller-Fischer. (72 Seiten.) 80 Pfg.

Nicht ganz wahrscheinlich, aber doch ansprechend.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. od. 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.
Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 3. 1887.

Zweifel an Gottes Wort. — Die 83. Jahresfeier der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. — Nach langer Irrfahrt zum Frieden. — Bücherschau.

Zweifel an Gottes Wort.

Ist es wohl eine Sünde, wenn man an irgend etwas zweifelt, was in der Bibel steht, oder wenn man gar gegen die Bibel überhaupt Bedenken hat? Auf diese Frage kann man nicht nur geschwind mit Ja oder Nein antworten. Es kommt ganz darauf an, wie der Mensch ist, der an Gottes Wort zweifelt und welcher Art seine Zweifel sind. Es ist merkwürdig, daß nicht bloß die erste Lüge, sondern auch der erste Zweifel vom Versucher ausgesprochen worden ist (1 Mos. 3, 1). Der Teufel ist ein Feind der Wahrheit, und wo er sie nicht geradewegs umstoßen kann, da rüttelt er wenigstens an ihr und sucht die scharfe Grenze zu verwischen, die Gott zwischen Wahrheit und Unwahrheit gezogen hat. Man darf nun freilich durchaus nicht sagen, jeder Zweifel komme von dem bösen Feinde her. Aber das ist gewiß, daß er eine Freude am Zweifel hat und gerne allerlei Zweifel vorausschickt, wo er von eines Menschen Herzen Besitz nehmen will. Wenn der Mensch einmal im Ungewissen darüber ist, was wahr und was unwahr ist, was Gott geboten und was er verboten hat, dann läßt er sich leicht

zu dem verleiten, womit er dem Teufel einen Gefallen thut. Es giebt Menschen, bei denen das Zweifeln zur Gewohnheit geworden ist. Sie zweifeln freilich nicht an allem. Sie sind ganz überzeugt von ihrer eigenen Vortrefflichkeit und von ihrem scharfen Verstand, der ja gerade darin sich zeigt, daß er das, was andern gewiß und heilig ist, mit Zweifeln benagt. Aber daß es in Betreff dessen was man nicht sieht, eine zuverlässige Wahrheit gebe, das glauben sie nicht. Sie fragen verächtlich wie Pilatus: Was ist Wahrheit? und meinen, die rechte Weisheit bestehe eben darin, daß man nichts glaube, sondern sich mit der Ungewißheit begnüge. Man kann ja die heilige Gotteswahrheit und die ernste Ewigkeit am leichtesten dadurch ferne von sich halten, daß man sagt: Wir Menschen können nichts wissen, als daß es nichts Gewisses giebt. Diese Art des Zweifels fährt hoch her und giebt sich für wahre Weisheit, ja wahre Demut aus und ist doch nichts anderes, als ein Zeichen von Leichtsinn, von Gottlosigkeit. Der Mensch muß Wahrheit haben und kommt erst dann zur Ruhe, wenn er die Wahrheit gefunden hat. Es ist immer noch besser, den Irrtum für Wahrheit zu halten, als zum voraus auf Wahrheit zu verzichten. Wer das Verlangen nach Gewißheit in sich ertötet, der wirft ein Stück seiner Menschenwürde weg und macht sich dem Tiere gleich, das nichts von Wahrheit weiß. Wo uns leichtfertige Zweifler und Spötter begegnen, da kann unseres Bleibens nicht sein, sondern da müssen wir daran denken, daß man das Heiligtum nicht den Hunden geben darf. Es mag sein, daß ein solch hartnäckiger Zweifler ein berühmter Mann ist, den viele anstaunen. Das darf uns nicht irre machen. Die Welt läßt sich ihre Götzen nicht nehmen und wer die Wahrheit nicht annehmen mag, muß den Aposteln der Lüge dienstbar werden.

Aber ein ganz anderes Ding ist der ehrliche Zweifel, dem es ernstlich um die Wahrheit zu thun ist und der doch nicht ohne weiteres alles annehmen und glauben kann, was die Bibel sagt. Vor Thomas haben wir weit mehr Achtung als vor Pilatus. Thomas hätte gerne geglaubt, aber er meinte, er könne und dürfe nicht glauben, was man ihm sagte. So gehts manchem aufrichtigen Menschen. Er hat seine Bedenken gegen dies und jenes, was die Bibel sagt. Er weiß vielleicht selber nicht, wie er zu diesen Zweifeln gekommen ist. Die liegen zu unserer Zeit in der Luft. Man hört so manchmal Dinge aussprechen, durch die man wider Willen in seinem Glauben

erschüttert wird. Man liest auch allerlei, was Fragen und Bedenken erregt. Mancher Mensch hat eine Neigung zum Grübeln, der er namentlich in jungen Jahren gerne nachgiebt, und leicht geschieht es, daß er allerlei Zweifel in sich trägt, obwohl er gar nicht leichtfertig ist, sondern etwas auf Frömmigkeit hält. Es kann auch der Fall sein, daß jemand durch schwere Erfahrungen, die er machen muß, an seinem Glauben irre wird. Wenn ein Mensch stirbt, den wir sehr lieb gehabt haben und nun der Schmerz um ihn nicht weichen will, da regt sich etwa der Gedanke: Ists denn wahr, daß Gott die Liebe ist? Wenn das Unrecht und die Lüge den Sieg davonträgt über die redliche, wenn auch vielleicht plumpe Unschuld, da erhebt sich die Frage: Giebt es einen gerechten Gott? Wer solche Zweifel hat, der steht nicht mehr fest im christlichen Glauben; er ist vielmehr nur noch lose mit demselben verbunden und leicht kann es soweit kommen, daß er den Glauben ganz aufgiebt. Soll man einem solchen ehrlichen Zweifler einen Vorwurf aus seinen Zweifeln machen und ihn merken lassen, daß man ihn als einen Gefallenen ansieht? Nichts wäre unverständiger und liebloser. Der Heiland hat den Thomas nicht gescholten, sondern hat ihm zurechtgeholfen; erst nachher, nachdem er ihn zum Glauben geführt hatte, hat er ihm bemerklich gemacht, daß er zuvor nicht auf dem richtigen Wege war. Es giebt ja wenige Menschen, die nie gezweifelt haben. Wenn wir jetzt einen festen Stand haben, so dürfen wir nicht die verachten, welche noch mit Zweifeln kämpfen. Ein ehrlicher Mensch, der nicht an Jesus glauben kann, muß uns sogar lieber sein, als ein unlauterer Christ, der den Glauben geerbt hat, wie man einen Acker erben kann, und der nicht daran denkt, mit seinem Glauben Ernst zu machen. Es sind unter den Menschen unserer Zeit, namentlich unter den Männern, viele sogenannte Ungläubige. Sieht man näher zu, so sind sie nicht Ungläubige, sondern Zweifler, Leute, die zwischen Glauben und Unglauben hin- und herschwanken. Mancher ließe sich gewinnen, wenn man ihm mit Liebe begegnete, seine Zweifel nicht gleich als einen Beweis von Gottlosigkeit hinstellte, sondern mit ihm Geduld trüge, wie der Heiland die, welche nicht alsbald glaubten, keineswegs gleich aufgegeben hat. Es ist immer ein Fehler solcher Christen, die in frommen Kreisen aufgewachsen sind, daß sie gar nicht begreifen können, wie jemand Mühe hat, zu glauben. Aber wir wollen denken: Wenn ich glauben kann, so ists nicht mein Verdienst,

sondern des Herrn Gnade, und darum will ich die, welche noch nicht glauben, nicht verachten, sondern tragen und sie dem Herrn befehlen.

Aber wer noch mit Zweifeln zu kämpfen hat, der soll an denselben keine Freude haben, sondern soll sich Mühe geben, daß er darüber hinauskommt und seiner Sache gewiß wird. Es sind vielleicht unter den Lesern der Bibelblätter auch solche, die sagen müssen: Es ist mir manches in der Bibel gar nicht klar und es giebt Dinge, die ich gerne glauben möchte, aber eben noch nicht glauben kann. Das ist ganz begreiflich. Die Jünger des Heilandes haben erst glauben lernen müssen und so geht es uns auch. Aber es wäre nicht gut, wenn wir bei unseren Zweifeln stehen blieben, sondern wir müssen mit denselben fertig werden. Es ist kein Glück für einen Christen, wenn er über Glaubenssachen im Ungewissen ist und noch weniger ists ein Ruhm, wenn man gegen alles Mögliche ein Aber vorzubringen weiß. Es giebt freilich Leute, die sich damit groß machen, daß sie gegen Bibel und Christentum allerlei Einwendungen wissen. Aber das ist eine traurige Prahlerei. Da will man seinen Verstand damit zeigen, daß man überall Widersprüche in der Bibel findet und doch ist es eher ein Zeichen von Unverstand, wenn man in dem was zusammenpaßt, nur Widerspruch sieht. Man spricht gläubig nach, was andere im Unglauben ausgesonnen haben, und während man seine freimütige Gesinnung zeigen will, beweist man nur, daß man ganz von Menschen abhängig ist. Ein gewissenhafter Mensch kann nicht stolz darauf sein, daß er Zweifel gegen die heilige Schrift hat. Es muß ihm vielmehr ein Schmerz sein, daß ihm manches dunkel ist und er muß sich um seiner Zweifel willen beugen, statt sich ihretwegen zu erheben. Tersteegen sagt: Die dunkeln Stellen in der Schrift sind vielmehr dunkle Stellen in deinem Herzen. Daran ist ganz gewiß etwas Wahres. Warum will uns manches in der Schrift nicht einleuchten? Weil wir eigenwillig oder selbstzufrieden sind oder sonst einen Grund haben, dem vollen Licht auszuweichen. Es handelt sich gar nicht immer um den Verstand, als ob der so groß und tief wäre, daß es ihm schlechterdings unmöglich würde, zu glauben. Nein, manchmal handelt es sich auch um den Willen und wenn Gott unsern Willen gebrochen hat, dann wird es uns leicht, zu glauben, was uns zuvor unglaublich erschien. Doch, ob nun der Zweifel seinen Grund im Willen hat oder nicht, jedenfalls ists nötig, daß wir Hilfe suchen gegen die Zweifel am

Glauben und Gotteswort. Durch Grübeln wird wohl nichts beſſer werden. Man kann ſich auch nur immer tiefer ins Zweifeln hineinbohren. Es iſt auch nicht gut, wenn ein von Zweifeln umgetriebener Menſch allerlei Bücher lieſt, die ſeine Bedenken nur noch vermehren. Manches Buch iſt nur dazu geſchrieben, um unbefeſtigte Gemüter vollends um den letzten Reſt von Glauben zu bringen. Nein, wenn ich ſpüre, daß ich ein Mißtrauen gegen die Bibel habe, dann darf ich nicht Bücher oder Zeitſchriften leſen, die dieſes Mißtrauen nähren, ſondern dann werde ich beſſer daran thun, die Bibel ſelber zu leſen. Die Bibel? Die iſts ja gerade, deren Inhalt mir zweifelhaft iſt. Wie kann ſie mir Gewißheit geben? Nun, wer weiß, ob meine Zweifel nicht gerade daher kommen, daß ich die Bibel gar nicht recht kenne. Dem Wort Gottes geht es oft, wie einem Menſchen, über den man mir allerlei Nachteiliges geſagt hat. Ich kenne ihn nicht, aber ich habe nun ein Mißtrauen gegen ihn. Es trifft ſich nun ſo, daß ich dieſen Menſchen kennen lerne und da merke ich, daß er gar nicht ſo ſchlimm iſt, als ich gemeint hatte. So kann ich auch gegen die Bibel und das was darin ſteht, allerlei einzuwenden haben. Ich fange nun an, die Bibel pünktlich zu leſen und da wird mir immer klarer: Dinge, die ich der Bibel zugetraut hatte, ſtehen gar nicht darin. Was aber darin ſteht, iſt ſo einleuchtend, daß ich eigentlich nichts dagegen ſagen kann. In einzelnen Dingen iſt mir vielleicht da und dort etwas noch nicht klar. Aber da kann ich ja fragen. Giebts nicht Leute, die froh ſind, wenn jemand zu ihnen kommt und wiſſen will: Wie iſt dies oder jenes in der Bibel gemeint? Wenn man in die Unterhaltungsblätter hineinſieht, ſo findet man, daß die Leute nach allem Möglichen fragen. Da will jemand wiſſen, wie ers anfangen muß, um einen ganz überflüſſigen Prozeß zu gewinnen, oder es fragt jemand, wie man mit wenig Geld ein flott ausſehendes Geſellſchaftseſſen veranſtalten kann u. drgl. Aber wie wenige giebt es, die fragen, wie ſie dieſe oder jene Lehre des chriſtlichen Glaubens oder die und die Stelle der heiligen Schrift zu verſtehen haben. Wie manchmal könnte ein Menſch uns Auskunft geben über Dinge, die uns lange beunruhigt haben. Aber freilich, wir können nicht alles vom Menſchen erwarten. Es thut not, daß wir unſere Zweifel mit Gott beſprechen. Wer etwas, was die Bibel lehrt, nicht glauben kann, der bitte den Gott der Wahrheit um Licht. Gott freut ſich derer, die aufrichtig die Wahrheit ſuchen, und weil

die heilige Schrift von ihm zeugt, so kann er nicht anders, als sie durch seinen Geist denen erklären und nahe bringen, die ihn suchen und von ihm Gewißheit begehren. In Gott ist kein Dunkel und kein Zweifel, sondern lauter Licht und Gewißheit. Er will die Seinen zur vollen Wahrheit führen.

Die 83. Jahresfeier
der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft.

Die englische Bibelgesellschaft ist ein so großartiges und so reich gesegnetes Unternehmen, daß es unsere Leser gewiß nicht ermüdet, wenn wir auch in diesem Jahre einiges von dem Jahresfest erzählen, das wie so manche andere religiöse Versammlungen, im Mai in London gehalten zu werden pflegt. Keine der bestehenden Bibelgesellschaften kann sich hinsichtlich der Ausdehnung ihres Werkes auch nur entfernt mit der britischen vergleichen, und neidlos blicken wir, die wir derselben so viel verdanken, auf ihre Erfolge, die sie nicht als menschliche Verdienste, sondern als Beweise göttlicher Gnade rühmt. Die britische Bibelgesellschaft ist in dem religiös so sehr gespaltenen Lande nicht die Sache einer einzelnen Kirche oder Partei, sondern sie umfaßt alle evangelischen Religionsparteien und ist so eine Vorläuferin der wahren evangelischen Union, die wir hoffen. Der Ausschuß der Gesellschaft besteht aus 15 Mitgliedern der anglikanischen Kirche, 15 Angehörigen der übrigen protestantischen Kirchen und 6 in London wohnenden Ausländern. Die laufenden Geschäfte werden von zwei Sekretären besorgt, von denen der eine der Staatskirche angehört, der andere nicht.

Am 4. Mai d. J. versammelte sich die Festgemeinde in der großen Exeterhalle unter dem Vorsitz des neuen Präsidenten, des Grafen von Harrowby. Die Engländer sind in ihrer überwiegenden Mehrheit loyale Unterthanen, und so konnte auch der Vorsitzende nicht anders, als an das fünfzigjährige Jubiläum der Königin Viktoria anknüpfen. Aus diesem Anlaß warf er einen interessanten

Rückblick auf die Lage, in welcher sich die britische Bibelgesellschaft vor 50 Jahren befunden hatte. Damals betrugen die Einnahmen 2000000 Mk., eine nach unseren festländischen Begriffen schon sehr anständige Summe. Jetzt belaufen sie sich auf nahezu 4500000 Mk. Die inländischen Hilfsvereine haben sich innerhalb 50 Jahren von 2370 auf über 5300 vermehrt. Im Ausland gab es vor 50 Jahren 260 Hilfsvereine, jetzt sind es 1500. Während damals jährlich 600000 Bibeln und Bibelteile verbreitet wurden, sind es jetzt 4000000. Die billigste Bibel kostete vor einem halben Jahrhundert 2 Mk.; jetzt kostet sie 50 Pf. Das billigste Neue Testament wurde damals um 85 Pf. verkauft, während es jetzt kaum 10 Pf. (einen Penny) kostet. Diese unglaublich billigen Preise werden nicht auf Kosten der mit der Herstellung der Bibeln beschäftigten Arbeiter ermöglicht. Diese Leute werden weder mit Arbeit überfordert, noch schlecht bezahlt. Während vor 50 Jahren die Bibel in 163 Sprachen verbreitet wurde, ist diese Zahl jetzt auf 280 gestiegen. Es giebt nur noch ein großes Volk, das noch nicht die ganze Bibel in seiner Sprache lesen kann; es ist dies merkwürdigerweise das Volk von Japan. Doch wird noch in diesem Jahr die japanische Bibelübersetzung vollendet werden. Vor 50 Jahren hatte die britische Bibelgesellschaft besoldete Agenten in Frankreich, Deutschland, Griechenland, der Türkei, Westindien, Kanada und China. Jetzt giebt es eigene Agenturen in Frankreich, Deutschland, Belgien, Holland, Oesterreich, Italien, Spanien, Portugal, Dänemark, im nördlichen und im südlichen Rußland, in der Türkei, in Aegypten, Algier, Marokko, Persien, unter den Malayen, in Nord-, Mittel- und Südchina, Japan, im östlichen und im westlichen Australien, in den Laplata-Staaten und in Brasilien. Vor 50 Jahren war die Kolportage noch in den Anfängen. Jetzt arbeiten in den verschiedenen Ländern Europas 300 je den betreffenden Ländern angehörige Kolporteure. In andern Weltteilen giebt es 200, die meisten davon in Indien. — Von den 4 Millionen heiliger Schriften, welche alljährlich gedruckt werden, bleiben 1400000 allein in England und Wales. (Schottland und Irland haben je eine eigene Bibelgesellschaft.) Nach Australien, Indien und ins Kapland kommen 600000. Obwohl die Gesellschaft grundsätzlich die heiligen Schriften nicht unentgeltlich abgiebt und $^{19}/_{20}$ derselben zum vollen Preis verkauft werden, werden doch auch auf dem europäischen Festland, wo man kein besonderes Verlangen

nach Gottes Wort vermuten würde, sehr viele Bibeln abgesetzt. Frankreich bezieht jährlich von der Gesellschaft 124000 heilige Schriften, das fast ganz katholische Belgien 7000, Holland 30000, Deutschland und die Schweiz (seither) 363000, Italien 130000, Spanien 56000, Dänemark 46000 und — wer würde es glauben? — Rußland 450000. Nach der Türkei kommen 50000, nach Aegypten ungefähr ebensoviele, nach Indien 250000. Diese großen Zahlen sind so erfreulich, daß unsere Leser gewiß gerne davon Kenntnis nehmen, obwohl viele Zahlen nach einander sonst für langweilig gelten.

Schließlich sprach Graf Harrowby noch davon, daß unter dem englischen Volke das Interesse für die Bibel nicht im Abnehmen, sondern im Zunehmen begriffen sei. „Vor einigen Wochen war ich in einer Stadt in Staffordshire (zwischen Birmingham und Chester). Da fand ich, daß hundert Arbeiter allwöchentlich die Bibelklasse besuchen. In der letzten Woche hörte ich in einem Winkel von Whitechapel (Stadtteil von London) dasselbe: Hundert Handwerker kommen Woche für Woche in die Bibelklasse. Unter den Matrosen zeigt sich ein lebhaftes Interesse für die Bibel. Unter den Soldaten giebt es viele, welche sie lesen. Die Fischer zahlen auf ihren gefahrvollen Reisen in den nördlichen Meeren hohe Preise für die heilige Schrift.

Aus dem von Revd. Paull vorgelesenen Jahresbericht heben wir hervor, daß den 4435080 Mk. betragenden Einnahmen eine Ausgabe von 4635520 Mk. gegenübersteht, so daß eine Unzulänglichkeit von 200000 Mk. vorhanden ist. Interessant ist auch die Mitteilung, daß die Hilfsgesellschaft in Viktoria (Australien) sich durch den Gouverneur der Kolonie mit folgender Bitte an die Königin gewendet hat: „Angesichts des bevorstehenden fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Ihrer Majestät ist es der Wunsch vieler Ihrer Unterthanen in dieser Kolonie, jedem Schüler in den Staatsschulen zur Erinnerung an diese Feier ein Neues Testament zu schenken. Ihre Majestät wird nun unterthänig gebeten, einen Bibelvers in Verbindung mit Ihrem Namenszug schreiben zu wollen, damit ein Faksimile davon jedem dieser Neuen Testamente beigegeben werden kann." Als die Königin hörte, daß in den betreffenden Schulen kein Unterricht in der heiligen Schrift erteilt wird, bewilligte sie die Bitte und schrieb: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Viktoria, Schloß Windsor 8. März 1887. — Während des Monats April wurden nun 200000 Neue Testamente mit entsprechendem

Beiblatt gedruckt, gebunden und nach Melbourne geschickt. Die Hilfsgesellschaften von Queensland und von Südaustralien bestellten gleichfalls je 40000 solche Neue Testamente und zwei englische Dampfschifffahrtsgesellschaften beförderten die hübsche Jubiläumsgabe um die Hälfte der sonst üblichen Fracht.

Der Jahresbericht schließt mit den Worten: Daß die Bibel alt ist, beweist nicht, daß sie kraftlos ist. Die Sonne ist noch viel älter als die Bibel; aber ihr Glanz ist nicht schwächer geworden und die Erfindungen der Neuzeit haben die Sonne nicht entbehrlich gemacht. Obwohl die Sonne so alt ist, so ist doch das von ihr ausströmende Licht jeden Morgen neu. Ebenso ist es mit dem Wort Gottes.

Der Erzbischof von Canterbury hob in seiner Ansprache hervor, daß der katholische Erzbischof von Paris die Verbreitung einer verbesserten Evangelienübersetzung von Lasserre gestattet habe. Das Buch ist freilich „unserer lieben Frau von Lourdes“ gewidmet; aber das Evangelium bleibt doch Evangelium. Der Patriarch von Lissabon hat die Bibelverbreitung erlaubt und aus diesem Anlaß erklärt, die Bibel sei das Buch für Männer, Weiber und Kinder. Demgemäß findet die Bibel nun in Portugal erfreulichen Eingang. Der Bischof von Siebenbürgen hat einige tausend Bibelteile gekauft, um sie unter die Jugend seiner Diözese zu verteilen. In Rußland wird die Bibel mehr und mehr in den Schulen gelesen. Der heilige Synod hat 100000 Neue Testamente beschafft und will noch weitere 100000 herstellen lassen. Der koptische Patriarch in Kairo kauft arabische und koptische Bibeln in großer Anzahl. — Revd. Young, Präsident der wesleyanischen Konferenz, sprach seinen besonderen Dank dafür aus, daß das Missionswerk der Methodisten durch die gütige Unterstützung der Bibelgesellschaft wesentlich befördert werde. Auch hob er anerkennend hervor, daß die Gesellschaft den Zöglingen der theologischen Bildungsanstalten hebräische und griechische heilige Schriften zu schenken pflege. — Der Bischof von Manchester verursachte vielleicht bedenkliches Kopfschütteln, wenn er vor Bibelknechtschaft warnte. Er erklärte dies aber so: Es sei verkehrt, wenn man meine, die Bibel enthalte eine Zusammenfassung aller Wissenschaften, so daß man auch über Zeitrechnung, Altertumskunde, Geschichte und Naturlehre sich aus der Bibel müsse belehren lassen. Solche Uebertreibungen schaden nur der guten Sache und erschweren die Ver-

teidigung des göttlichen Wortes. Der Mann hatte, so wie er sich näher aussprach, ganz recht; man darf der Bibel nicht Dinge zumuten, die sie gar nicht geben will. — Der Bischof von Sydney in Australien bemerkte unter anderem, man hebe die Verschiedenheiten in der Bibelauslegung oft so stark hervor, daß die Leute meinen könnten, in der Bibel selber stehe eigentlich nichts, sondern es komme alles auf die Auslegung an. In Betreff des Sinkens der Jahreseinnahme sagte der Bischof: Ich höre, die Zeiten seien schlecht. Aber gehen Sie einmal mit mir an einem schönen Sommerabend in den Hydepark (in London) und beobachten Sie den Glanz der sich dort hin- und herbewegenden Welt. Besuchen Sie die Verkaufshalle der Herren Christie und Manson und achten Sie darauf, wie man für ein paar elende Stücke Porzellan 800000—1000000 Mk. ausgeben kann. Gehen Sie an einem Feiertag unter die Leute und sehen Sie, ob es ihnen unmöglich ist, sich das zu verschaffen, was doch nur zum Genuß und zum Luxus gehört. Dann kommen Sie und sagen Sie, wenn Sie können, es sei ein Rückgang im Geschäftsleben, nicht aber im Glauben und in der Opferwilligkeit eingetreten.

Revd. Bryant aus dem nördlichen China erinnerte daran, daß in China 300 Millionen Menschen mit dem Wort Gottes zu versehen seien. Wenn die Gesellschaft in mehr als 80 Jahren 112253547 heilige Schriften verbreitet hat und in demselben Verhältnis mit der Bibelverbreitung fortfährt, so dauert es noch 250 Jahre, bis alle Chinesen das Wort Gottes haben. Wenn man aber den in den letzten drei Jahren eingehaltenen Schritt beibehält, wo man 4 Millionen heilige Schriften verbreitet hat, so steht es noch 80 Jahre an, bis China die Bibel hat. Ueberdies wird bald in Korea ein neues Gebiet sich öffnen. Vorerst ist der Uebertritt zum Christentum und die Einführung christlicher Schriften in Korea verboten. Dennoch haben Missionare das Land betreten und Kolporteure arbeiten dort seit Jahren. Die Chinesen lesen gerne solche Bücher, welche die Tugend befördern oder welche dafür gelten, daß sie diese Wirkung haben. Besonderen Wert legt man auf die Tugenden des Wohlwollens, der Gerechtigkeit, des Anstandes, der Weisheit und der Wahrhaftigkeit. Darum namentlich können unsere Bücher so ungehindert im ganzen Lande verkauft werden. Ich bin froh, daß wir nicht in Oesterreich oder Griechenland oder Rußland sind. Wir haben in China eine Freiheit, von der man auf dem europäischen

Festland wenig weiß. Sobald wir nur einen Paß von unserem Konsul haben, der bezeugt, daß wir anständige Leute sind, so können wir jederzeit reisen wohin wir wollen, können predigen, lehren und unsere Bücher verkaufen. Vor 50 Jahren war China der Mission verschlossen. Damals gab es nur vier Missionsgesellschaften mit einem halben Dutzend Missionaren, alle in der Gegend von Kanton. Vor 50 Jahren gab es nicht ein Dutzend eingeborene evangelische Christen in China und keiner derselben hätte gewagt, ein Lehrer seiner Landsleute zu werden. Heute giebt es in China nicht vier, sondern 37 Missionsgesellschaften. Heute giebt es nicht bloß sechs, sondern 600 Missionare. Jetzt haben wir 140 ordinierte eingeborene Geistliche, 1296 Nationalgehilfen, 10579 Schüler, 28000 Kommunikanten, welche im letzten Jahr 64000 Mk. Missionsbeiträge gaben. Vor 50 Jahren arbeitete keine Bibelgesellschaft in China; jetzt haben wir dort außer unserer eigenen auch noch die amerikanische und die schottische. Diese drei Gesellschaften haben 25 ausländische und 162 eingeborene Arbeiter in China stehen.

Theodor Monod, Pfarrer in Paris, hob hervor, daß die katholische Kirche in Frankreich vor einigen Jahren eine französische Uebersetzung der ganzen Bibel herausgegeben habe. Das ist ein großer Fortschritt. Am Ende des 17. Jahrhunderts (1687) schrieb der fromme Quesnel, ein Katholik, eine Erklärung des Neuen Testaments. Aus derselben wurden 101 Sätze als ketzerisch verdammt. Einer dieser Sätze lautete: Es ist jederzeit, überall und für jedermann notwendig, die heilige Schrift zu lesen. Ein anderer hieß: Den Christen die Bibel aus der Hand nehmen, heißt dem Herrn Jesus den Mund schließen. Es ist in der katholischen Kirche Frankreichs viel besser geworden. Aber wie groß noch die herrschende Unwissenheit ist, mag man daraus ersehen, daß ein französischer Staatsmann vor kurzem schreiben konnte, Ester sei eine große Feindin der Juden gewesen. Auch nimmt die Abneigung gegen den Protestantismus manchmal die Form eines starken Mißtrauens gegen England an. Ein französischer Deputierter behauptete neulich in einer Versammlung in Paris, er habe überzeugende Beweise von einer englischen Verschwörung. Er hatte nämlich eine Karte, welche angiebt, an welchen Orten Frankreichs Bibelkolporteure stehen! Monod führte auch noch Viktor Hugo als Zeugen für die Bibel an und verlas aus einem Gedicht desselben die Stelle: „Jede Seite (der

Bibel) zittert unter Gottes Hauch von Leben. Darum hat die Welt gesprochen: Ich will sie lesen. (Wie herablassend von der Welt!) Völker, die dieses Buch nicht haben, bitten darum und zwanzig Jahrhunderte beugen sich über dasselbe, um seine Tiefen zu ergründen." Für solch hochtrabendes Gerede hat man wohl nicht überall ein Verständnis. Um so mehr aber können wir uns einverstanden erklären mit Monods Wort: Während wir dazu beitragen, die Bibel zu verbreiten, wollen wir selber lebendige Bibeln sein.

Nach langer Irrfahrt zum Frieden.

Haim Herschell war der Sohn jüdischer Eltern in Polen. Als er elf Jahre alt war, faßte er den kühnen Entschluß, allein an einen weitentfernten Ort zu reisen, wo eine berühmte Rabbinenschule war. Er wollte dadurch seinem Vater, der schwere Vermögensverluste erlitten hatte, die Sorge für seinen Unterhalt abnehmen. Als er an Ort und Stelle war, sagte er dem Rabbi, er wolle durch Stundengeben sein Brot verdienen, und auf die Frage, worin er unterrichten könne, antwortete er: In drei Sprachen, Hebräisch, Deutsch und Polnisch. Jahre lang lernte er nun unter Anleitung gesetzesstrenger Lehrer, und wenn seine Frömmigkeit auch durch den Umgang mit einem weltlich gesinnten Freund einen Stoß erlitt, so war er doch ein überzeugter Jude. Während einer Vakanz machte er eine Reise nach England. Dort wohnte er im Hause einer christlich gesinnten Frau, welche ihm zum Abschied ein Neues Testament schenkte. Er warf es weg, ohne es auch nur eines Blickes zu würdigen. Einen Empfehlungsbrief, den sie ihm nach Paris mitgab, steckte er zu sich, ohne zu ahnen, wie wichtig derselbe für ihn werden sollte. In Paris führte er mit leichtsinnigen Kameraden ein lustiges Leben. Aber nun starb seine Mutter, an die er sehr anhänglich war und zugleich befiel ihn eine Krankheit, an der er schon früher gelitten hatte. Nun nahm er sich vor, ein frommes Leben zu führen. Er wollte jede Woche einen Tag fasten und auch den Armen Gutes thun. Aber die Vorwürfe seines Gewissens plagten ihn sehr. Eines

Morgens ging er in einen Laden, um etwas zu kaufen. Der betreffende Gegenstand war in ein Blatt der Bibel eingewickelt, das einen Teil der Bergpredigt enthielt. Was er da las, machte einen großen Eindruck auf ihn und er hätte gerne das Buch gehabt, dem jener Abschnitt angehörte. Daß dieses Buch das Neue Testament sei, daran dachte er nicht entfernt. — Einige Tage darauf kam er in das Haus eines Bekannten, wo er ein Buch auf dem Tisch liegen sah. Er schlug es auf und als er darin blätterte, fand er gerade den Abschnitt, der ihn so sehr interessiert hatte. Er entlehnte das Buch und las es begierig; aber das beharrliche Vorkommen des Namens Jesus war ihm so unangenehm, daß er das Buch mehreremale wegwarf. Doch entschloß er sich, es durchzulesen. Als er an das 23. Kapitel im Matthäus kam, war er erstaunt, wie genau hier der Pharisäismus beschrieben ist, und Christi Klage: Jerusalem, Jerusalem u. s. f. rührte ihn zu Thränen. Bei der Leidensgeschichte wunderte er sich über die Sanftmut und Liebe Jesu und der Haß, den Jesus erfuhr, erfüllte ihn mit Entrüstung gegen seine Mörder. Aber er sah noch keinen Zusammenhang zwischen seinen Sünden und dem Leiden des Heilands. Doch regte ihn das Lesen des Buches auf und er fürchtete, wenn er damit fortfahre, so könne er dadurch dem Glauben seiner Väter entfremdet werden.

So entschloß er sich, das Neue Testament wegzulegen und sich ganz dem Lesen des Alten Testaments hinzugeben. Er merkte, daß er bisher die Bibel nie mit dem Verlangen gelesen habe, Gott darin zu finden. Bisher hatte er sich darauf verlassen, daß die Bibelerklärungen der Rabbinen die Wahrheit enthalten; nun sah er ein, daß solches Vertrauen auf Menschen eine Thorheit sei. Es kam ihm die Frage: Warum bin ich unglücklich? Er fand die Antwort in 1 Mos. 3. Seine Herzensstellung war ganz dieselbe, wie die Adams und Evas, als sie sich vor dem Herrn zu verstecken suchten. Als er daran dachte, wie genau jedes Wort des über den Mann und das Weib ausgesprochenen Urteils in Erfüllung gegangen ist, war er überzeugt, daß auch jedes Wort, das zu der Schlange gesprochen worden ist, in Erfüllung gehen müsse. Er fragte sich: Was muß der Weibessame thun, um den durch den Sündenfall zerstörten glücklichen Zustand wiederherzustellen? Offenbar muß er den Menschen wieder zu Gott zurückbringen. Aber wenn der Weibessame selber dem gefallenen Geschlecht angehört, wie kann er ein solches Werk

vollbringen? Er muß offenbar ein Mittler sein, der sowohl menschliche als göttliche Art an sich hat. Herschell konnte sich nicht verbergen, daß er ohne es zu wollen, das Bild Jesu von Nazareth gezeichnet hatte. Nachdem er eifrig im Alten Testament geforscht, dachte er, es sei doch unvernünftig, daß er das Neue Testament weggelegt habe. Wenn das was darin steht, falsch ist, dann kann es ja nichts schaden, es zu lesen. Wer aber im Ungewissen darüber ist, ob jenes Buch wahr oder falsch ist, der muß es um so mehr prüfen. Die ganze Art, wie das Neue Testament erzählt, machte ihm den Eindruck der Wahrheit. Was Jesus gesagt und gethan hat, hätte ein Betrüger unmöglich sagen oder thun können. Auch fiel ihm auf, daß nicht eine einzige Verheißung, die Jesus seinen Jüngern gegeben hat, fleischlichen Gelüsten entgegenkommt. Nach reiflicher Ueberlegung mußte Herschell zu dem Schluß kommen, daß Jesus der Messias sei, daß das Neue Testament ebenso wie das Alte zum Wort Gottes gehöre. Aber diese Ueberzeugung schien die Unruhe seiner Seele nur zu verzehnfachen. Der ganze Haß gegen das Christentum, den er von Jugend auf in sich getragen, erwachte aufs neue und sein Herz bebte zurück vor dem, was sein Verstand für wahr hielt. So warf er sich eines Tages auf die Kniee und bat den Herrn unter bittern Thränen, ihm Frieden zu schenken. Er konnte endlich rufen: Herr, ich glaube, daß Jesus der Messias ist, der Heiland, der König von Israel; er konnte Jesum um Vergebung und Frieden bitten. Nach diesem Gebet zog der Friede Gottes in seine Seele ein. Aber er vermochte diese selige Ruhe nicht festzuhalten.

Es kam eine Zeit der Ungewißheit über ihn. In seiner Not besuchte er den katholischen Erzbischof von Paris. Dieser hielt ihm ein Kruzifix vor. Er war darüber ganz empört, ging traurig aus des Erzbischofs Palast und warf das Kruzifix in die Seine. Aber die Katholiken ließen ihn nicht gleich los. Es wurde ihm ein Jesuit beigegeben, der selbst einst vom Judentum zum katholischen Glauben übergetreten war. Dieser sein Lehrer war Sekretär des Herzogs von Bordeaux. Statt ihm viel mit Beweisen zuzusetzen, suchte er den jungen Herschell zu schriftstellerischer Thätigkeit zu veranlassen. Er sollte einige jüdische Schriften in christlicher Ueberarbeitung herausgeben. Diese Beziehung dauerte mehrere Wochen lang. Man schmeichelte dem gelehrten Juden und er wurde von hochgestellten Personen

beachtet. Schon war er im Begriff, zur Beichte zu gehen, welcher die Taufe folgen sollte. Da wurde er von Traurigkeit ganz überwältigt. So brach er seine Verbindung mit den Katholiken rasch ab, zog sich aber dadurch Feindschaft zu. Es wurde in seine Heimat berichtet, er sei vom jüdischen Glauben abgefallen und es liefen gereizte Briefe bei ihm ein. Er war nun auch ohne Geldmittel und geriet in die größte Armut. Eines Nachmittags ging er über die Elysäischen Felder, ohne daß er den ganzen Tag etwas zu essen gehabt hätte. Es schien ihm, er sei von allen Menschen verlassen, und zu Gott wagte er nicht zu kommen. Er kehrte in seine Wohnung zurück, in der Absicht, etwas zu verkaufen, damit er seinen Hunger stillen könne. Da fiel sein Blick auf den Brief, den ihm jene Frau in London mitgegeben hatte. Ohne recht zu wissen was er that, überbrachte er den Brief selber. Er war an eine Frau gerichtet, die ein Haus besaß, in welchem Fremde vorübergehenden Aufenthalt nahmen. Sie nahm den jungen Mann herzlich auf und ließ sich mit ihm in ein religiöses Gespräch ein. Er merkte aus ihren Aeußerungen, daß er in dem Brief als ein Ungläubiger bezeichnet worden war. Er beeilte sich, diesen Irrtum zu berichtigen. Nun sprach die Dame davon, welche Freude ein Christ genießen dürfe. Eben darnach sehnte sich Herschell und wußte doch nicht, wie er zu solcher Freude kommen solle. Er fühlte sich hingezogen zu der anspruchslosen Frau und schüttete ihr sein Herz aus. Sie lud ihn zum Essen ein; er fand unter den Anwesenden solche, die seinen zerschlagenen Geist aufrichteten, und nun vermochte er erst recht im Namen Jesu zu beten.

Seine neuen Freunde rieten ihm, nach England zu gehen; das hätte er gerne gethan, aber es fehlte ihm an Mitteln. In dieser Verlegenheit erhielt er von der Dame, die ihn Tags zuvor eingeladen hatte, einen Brief, welchem 250 Franken beigelegt waren. Sie bat ihn, diese Summe als Darlehen anzunehmen und schickte ihm zugleich Empfehlungsbriefe nach England. Als er Paris verließ, war ihm zu Mut, als ob die Steine auf der Straße von Gottes Barmherzigkeit zeugten. In London fand er bei seinen jüdischen Freunden keinen liebenswürdigen Empfang. Er suchte nun um Aufnahme in ein Haus nach, das kurz zuvor für Proselyten gegründet worden war. Dieselbe wurde ihm gewährt. Seine ehemaligen Genossen machten diesen seinen Aufenthalt ausfindig und haßten ihn aufs bit-

terste, als sie bemerkten, daß er sich mit dem christlichen Glauben beschäftige. Doch ließ er sich dadurch nicht aufhalten. Am 14. April 1830 wurde er mit elf anderen Proselyten vom Bischof von London getauft. Hinfort war er sowohl in England als in andern Ländern eifrig für die Judenmission thätig und entschlief nach einem reichgesegneten Tagewerk am 20. März 1864 in London.

Bücheranzeige.

Aus dem Verlag von C. F. Spittler in Basel:

An Gottes Hand. Erinnerungen aus einem Diakonissenleben von A. L. (187 Seiten). Mk. 1.20.

Ein Büchlein für einfache Leute, anspruchslos und glaubensinnig. Die Verfasserin ist begeistert für den Diakonissenberuf und möchte für denselben werben, eine Absicht, der wir guten Erfolg wünschen. In dem Bemühen, auch im Kleinen Gottes Führung nachzuweisen, geht die Verfasserin vielleicht dann und wann zu weit. Jedenfalls aber ist der Gebrauch des Loses zu mißbilligen.

Zurlinden Samuel. **Im Morgenland.** Reisebilder (215 Seiten). Mk. 1.60.

Diese Reiseerinnerungen sind recht frisch und anziehend geschrieben, so daß man den Verfasser gerne auf seinen keineswegs nur allbekannten Pfaden folgenden Streifzügen begleitet. Abgesehen von einem Uebermaß poetischer Zitate ist an dem Büchlein nur dies zu bedauern, daß gerade die interessantesten Punkte, an denen die Christenheit ein unerschöpfliches Interesse nimmt, nur kurz geschildert werden, weil der Verfasser daselbst nur kurze Zeit verweilen konnte.

Stirner. Predigt über Joh. 6, 66—69, gehalten am Bibelfest zu Nürnberg am 15. Juni 1887. Nürnberg, Raw. 20 Pfg. (Gegen Einsendung von 23 Pfg. in Briefmarken frei nach auswärts geliefert.)

Ein ernstes, in edler Sprache gehaltenes Zeugnis vom göttlichen Wesen und von der göttlichen Kraft der heiligen Schrift.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. od. 40 Pf.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 4. Erfahrungen britischer Bibelkolporteure in drei Weltteilen. — Ein Fremdling aus Japan. — Ich bekenne, Sie haben mich geschlagen. — Der abessinische Mönch und seine Last. — Allerlei. 1887.

Erfahrungen britischer Bibelkolporteure in drei Weltteilen.

Begleiten wir einmal die im Dienst der britischen Bibelgesellschaft stehenden Kolporteure auf ihren Gängen. Sie tragen das Wort Gottes hinaus in heidnische Länder und sind treue Mitarbeiter der Missionare. Aber sie greifen auch das Heidentum an, das sich mitten in christlichen Ländern breit macht. Die Erfahrungen, welche sie machen, sind oft schmerzlich; aber sie finden doch oft gerade da Eingang, wo es am wenigsten zu vermuten gewesen wäre. Ein Kolporteur in Berlin betritt eine sogenannte Destillation, ein Wirtshaus, das von geringeren Leuten besucht wird. Da sitzen drei Männer, die Bier und Branntwein vor sich stehen haben. Der Bibelbote bietet ihnen seine Schriften an. „Was sollen wir mit Bibeln anfangen?“ sagt der eine. „Ich ziehe etwas Geistiges vor,“ rief der zweite und hob sein Glas in die Höhe. Der dritte aber erklärte: „Die Bibel hat keinen Wert für mich. Ich bin Sozialdemokrat.“ Der Kolporteur antwortete: „Nun hat jeder von Ihnen

seine Meinung gesagt, darf ich die meinige auch sagen?" „Natürlich." „Mein Glaube ist der: Thut Ehre jedermann. Habt die Brüder lieb. Fürchtet Gott. Ehret den König" (1 Petr. 2, 17). Dann wandte er sich zu dem, der gerne Geistiges trank, und sagte: „Wehe denen, so Helden sind, Wein zu saufen und Krieger in Völlerei" (Jes. 5, 22). Er fügte hinzu: „Der ist ein undankbarer Mann, der beim täglichen Genuß der Gaben und Gnaden Gottes nie daran denkt, nach dem zu fragen, welcher der Geber alles Guten ist." „Das ist nicht übel," riefen zwei von ihnen zugleich. Der dritte fügte hinzu: „Dieses Programm können wir auch brauchen." Der Kolporteur antwortete: „Nun gut, ich biete Ihnen mein Programm an." Er zeigte ihnen die Stelle 1 Petr. 1, 17. Schließlich kaufte einer von ihnen, der Sozialdemokrat, eine Bibel. — Ein anderer Berliner Bibelkolporteur erzählt: Einige Herren saßen in einer Wirtschaft an einem Tisch. Als ich einem derselben meine Bibel anbot, rief sein Nebensitzer: „Dieser Herr ist ein Doktor, der kann ohne Bibel auskommen." Ich erwiderte: „So, der Herr ist ein Doktor, und ich habe hier die Arznei." Sie lachten alle, und einer bemerkte: „Sehr gut. Zeigen Sie uns Ihre Arznei." Nun hatte ich Gelegenheit, Christum zu bekennen. „Ist das Branntweintrinken Sünde?" fragte einer. „Trinken im Uebermaß ist Sünde," antwortete ich. „Gottes Wort sagt: Saufet euch nicht voll Weins, daraus ein unordentliches Wesen folget." Als ich bemerkte, daß ihnen diese Antwort gefiel, las ich Jes. 5, 11 und einige Verse aus Sprüche 23 vor. „Nun, das ist stark," sagte einer. Ein anderer kaufte die Bibel, nahm ein Stück Papier und schrieb die Stellen auf, die ich vorgelesen hatte. Ein dritter aber sagte: „Daran ist kein Zweifel, es ist gut, wenn man eine Bibel im Hause hat." „Nicht bloß im Hause," bemerkte ich, „sondern zum täglichen Gebrauch. Nur so kann sie ein Segen sein." Der Doktor war ein Katholik und hatte schon eine katholische Uebersetzung des Neuen Testaments. Aber er kaufte ein Neues Testament für die Kellnerin. Die Wirtin kaufte eines für sich. Es wurden bei dieser Gelegenheit drei Testamente, eine Bibel, ein Psalter und der in vielen Sprachen gedruckte Spruch Joh. 3, 16 gekauft.

Aus Westpreußen berichtet ein Bibelbote: Ein Weib traf ich in großer Angst und innerer Not. Sie hatte in einem katholischen Blatt gelesen, es sei irgendwo ein Brief vom Himmel gefallen, in

welchem der Untergang der Welt auf das laufende Jahr angekündigt worden sei. Dabei habe es geheißen, wer den Brief kaufe und die Vorschriften desselben befolge, werde gerettet werden. Unter anderem sollten drei Wachskerzen gekauft werden, weil es drei Tage lang ganz dunkel sein werde. Ich wies die arme Frau auf Christum hin und zeigte ihr aus der Schrift, daß denen, die ihn zum Freund haben, kein Leid geschehen dürfe. Sie hörte aufmerksam zu und schien getröstet zu sein. Sie kaufte auch ein Neues Testament. Ich brachte wenigstens eine halbe Stunde im Gespräch mit ihr zu und glaube, daß diese Zeit nicht vergeudet worden ist. Als ich ging, sagte sie, gewiß habe mich Gott zu ihr geschickt, um ihr solche Worte zu sagen. — Ein Deutscher in Rumänien, so erzählt ein dortiger Kolporteur, war sehr bitter und sagte, wenn es nach seinem Wunsch ginge, so würde ich nicht ein einziges Buch verkaufen. Ich fragte, ob er das Buch gelesen habe, oder aus welchem Grund er es so sehr verachte. Hierauf las ich Joh. 3 vor. Er hörte zu, und als ich ihn am folgenden Tage wieder besuchte, hörte er wieder zu. Nach und nach wuchs sein Interesse und bald bekannte er mir, er habe bisher gar nicht gewußt, was dieses Buch sei. Er lud mit der Zeit auch andere Leute ein, zu kommen und zuzuhören. Ehe ich den Ort verließ, standen wir aufs herzlichste mit einander. Er begleitete mich zum Dampfschiff und als ich Abschied von ihm nahm, war er ganz gerührt.

In Rußland kommt der sonderbare Aberglaube vor, wer die Bibel lese, verliere den Verstand. In dem Dorfe Tschelnovo zeigte der Kolporteur einem Manne die Bibel und las einige Stellen daraus vor, unter anderen auch Jes. 55. Das machte einen tiefen Eindruck auf den Mann. Er fragte sein Weib, ob er das Buch kaufen solle, wobei er jenen Aberglauben erwähnte. Die Frau, auf welche jene Stelle auch einen Eindruck gemacht hatte, rief unter Thränen: „O, du unverständiger Mann! Warum redest du wie die Ungläubigen, daß den Christen sein Glaube zum Narren mache? Er sagt dir vielmehr die Wahrheit über dein böses Thun. Kaufe das Wort Gottes, oder ich lasse dir keine Ruhe mehr.“ Er kaufte eine Bibel und zwei Neue Testamente. — Demselben Kolporteur richtete auf einem Dampfschiff der Kassier Grüße von seinem kürzlich verstorbenen Bruder aus. Im Augenblick wußte der Kolporteur nicht, von wem die Grüße kommen. Endlich fiel ihm ein, daß er ungefähr vor zwei Monaten auf der Eisenbahn einen jungen Mann getroffen

hatte, der im letzten Stadium der Schwindsucht sich befand. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und machte ihn darauf aufmerksam, daß er für Zeit und Ewigkeit keine Hoffnung habe. Hierauf schenkte er ihm das Evangelium Matthäi und bezeichnete ihm die Stellen, die ihn trösten und ihm zurechthelfen konnten. Der junge Mann nahm dies dankbar auf, und nun stellte sich heraus, daß Gott das gesprochene Wort gesegnet hatte. — Auf einer Reise auf der Wolga traf der Kolporteur einen Mann, der sich nicht dazu bringen ließ, ein Neues Testament zu kaufen. Am nächsten Morgen hatte ihm ein Dieb einen Teil seiner Kleider entwendet. Nun fing er an, vor den Ohren des Bibelboten über die Verdorbenheit der Menschen zu schelten. Der Kolporteur erinnerte ihn an seine Abneigung gegen die Bibel und sagte ihm, wenn alle Leute die Bibel lesen und ihr folgen würden, dann gäbe es gar keine Diebe. Der Mann war von diesem wahren Wort so betroffen, daß er ein Neues Testament kaufte, und auch andere bekamen einen solchen Eindruck, daß in kurzer Zeit für zehn Rubel heilige Schriften gekauft wurden. — In dem Dorfe Tscherkassi kam der Kolporteur in das Haus eines Bauern, der mit seinem Weibe daheim war. Als er sie aufforderte, die heilige Schrift zu kaufen, wollte die Frau, die nicht lesen konnte, etwas von dem Inhalt des Buches wissen. Der Kolporteur las Luk. 22, 40—47 und beschrieb ihnen die Leiden des Herrn. Die gute Frau wurde so gerührt, daß sie weinte und ihren Mann bat, das Buch zu kaufen. Er hatte keine Lust und sagte, das sei nicht nötig. Aber sie drang so in ihn, daß er ihr einen Rubel gab, um den sie ein groß gedrucktes Neues Testament kaufte. Sie war dankbar, küßte das Buch und dankte ihrem Manne. Sie sagte aber auch, er müsse ihr jeden Tag etwas daraus vorlesen, weil sie selig werden wolle. Er versprach es.

In Aegypten kam ein amerikanischer Kolporteur in ein Städtchen, wo die Leute geneigt gewesen wären, heilige Schriften zu kaufen. Da kam der Priester daher, zerriß ein Neues Testament, das einer gekauft hatte, unter Schimpfen und Fluchen, schüchterte die Leute ein und vertrieb den Kolporteur aus dem Ort. Einige Zeit hernach kam derselbe wieder, um noch einmal einen Versuch zu machen. Zufällig war gerade der Bischof anwesend, der nun von den Leuten hörte, was der Priester gethan hatte. Er machte demselben scharfe Vorwürfe und sagte ihm und den andern Leuten, sie brauchen sich gar nicht vor den Schriften zu fürchten, die der Kolporteur gebracht

habe, denn dieselben seien jetzt im ganzen Land in den koptischen Schulen in Gebrauch. — Ein anderer ägyptischer Kolporteur erzählt: Ich hatte meine Bücher mehrfach einem Apotheker angeboten, der mich aber immer mit Entrüstung abwies. Er ist Katholik und wirft uns vor, unsere Uebersetzungen seien gefälscht. Ich konnte die Sache nur dem Herrn befehlen und ihn bitten, er möge das Herz jenes Mannes aufthun. Das that er auch. Ich litt an Rheumatismus und mußte ärztliche Hilfe suchen. Mit dem Rezept des Arztes in der Hand ging ich in die Apotheke. Als der Apotheker mich eintreten sah, fuhr er von seinem Sitz auf und rief ganz aufgeregt: „Was, kommen Sie noch einmal mit ihren albernen Bibeln?“ „Nein,“ antwortete ich, „diesmal bringe ich Ihnen keine Bibeln. Ich bringe mein Geld, das Sie hoffentlich annehmen werden.“ Ich übergab ihm das Rezept. Nun wurde er ruhiger, nahm das Rezept und lud mich ein, Platz zu nehmen. Während er die Arznei bereitete, ließ er sich in eine Unterhaltung mit mir ein, fragte, was mein Heimatland sei, welche Gesellschaft mich angestellt habe und wie viel ich dafür bekomme, daß ich den ganzen Tag umherziehe. Auf letztere Frage antwortete ich, ich bekomme so viel als ich brauche, und überdies lege ich noch mehr zurück, als ihm sein Geschäft eintrage. Damit meinte ich die Schätze im Himmel, von denen der Heiland spricht. „Wie? Was? Zahlt Ihnen die Bibelgesellschaft wirklich so viel, daß Sie mehr zurücklegen können, als mir mein Geschäft einbringt?“ Nun that mir der Herr den Mund auf, daß ich offen von der Torheit des Menschen redete, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott. Ich sprach weiter von dem Tage des Gerichts, wo jeder von allen seinen Werken und Worten Rechenschaft geben müsse. Ich sprach davon, wie nötig wir alle den Heiland brauchen und wie wir durch ihn mit Gott versöhnt werden. Ich sprach so warm über diese und andere Stücke der göttlichen Wahrheit, daß ich meinen Schmerz ganz vergaß. Meine Worte waren, Gott sei Dank, nicht ohne Wirkung, denn der Mann war ganz bewegt und Thränen standen ihm in den Augen. Zuletzt sagte er: „Nun, wenn Sie wieder vorbeikommen, so bringen Sie mir eine französische Bibel. Ich möchte jetzt doch sehen, was es mit diesem Buch ist.“ Hierauf übergab er mir die Arznei und nahm keine Bezahlung dafür an. Am folgenden Tage brachte ich ihm die Bibel, die er sogleich bezahlte. Einige Tage darauf ging ich wieder an dem Hause vorüber. Da

rief er mich hinein und bat um eine zweite französische Bibel. Er sagte: „Meine Frau und ich lesen die Bibel, die Sie mir gebracht haben, mit vieler Freude und großem Interesse. Aber da ich die Bibel gerne in meinen Laden mitnehme, während meine Frau gerne zu Hause darin lesen möchte, so entsteht unter uns Streit darüber, wer die Bibel den Tag über haben dürfe. Bitte, bringen Sie mir noch eine Bibel für meine Frau, denn ich möchte das Buch gerne bei mir im Laden behalten, damit ich darin lesen kann, wenn ich einige freie Minuten habe." Ich brachte ihm die Bibel, er schlug Matth. 10 auf, deutete auf das Kapitel und sagte: „Ich beneide Sie darum, daß Sie des Herrn Gebot befolgen." Wir gaben uns die Hand und schieden von einander.

Aus Persien schreibt Dr. Bruce: Wir kamen durch eine Stadt, die unser Kolporteur Petrus mehrfach besucht und wo er namentlich unter den Juden Eingang gefunden hatte. Zwei mohammedanische Kaufleute, vermögliche, einsichtsvolle und ernstgesinnte Männer, besuchten mich und blieben bis in die Nacht hinein bei mir. Durch die Schriften, die sie gekauft, und durch die Belehrung, die sie von Petrus erhalten hatten, waren sie von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt worden. Sie wollten sich taufen lassen und ihren Glauben öffentlich bekennen; sie fügten aber hinzu, wenn sie dies in ihrer Stadt thun, so kommen sie sicherlich ums Leben. Doch seien sie bereit, um Christi willen, der für sie gestorben sei, den Tod zu erleiden. Sie fragten mich nun um Rat. Wenn man selbst ganz außer Gefahr ist, so ist es schwer, einem Bruder einen Rat zu geben, der ihn das Leben kosten könnte. Ich sagte ihnen, es sei meine Pflicht, ihnen einzuschärfen, daß sie ihren Glauben an Christum öffentlich bekennen müssen und daß man dem Worte Christi nicht ausweichen könne: Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. Ich fügte aber hinzu, der Heiland habe auch gesagt: Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere. Dann riet ich ihnen, sich eine Zeit lang bei den amerikanischen Missionaren in Teheran aufzuhalten, dort sich mit christlichen Brüdern am Gottesdienst zu beteiligen und sich weiter unterrichten zu lassen. Wenn es möglich sei, so sollen sie hierauf ihren Glauben öffentlich bekennen. Falls dieser Vorschlag unausführbar wäre, so sollen sie sich auf einige Zeit nach einer indischen Missionsstation begeben und dort warten,

bis ihnen Gott die Thüre zur Rückkehr in ihr Vaterland öffne. Ich glaube, es giebt noch manche andere Leute in Persien, die durch die Arbeit unserer Kolporteure ebensoweit gebracht worden sind, als jene Brüder.

Aus Hinterindien wird folgende Begebenheit berichtet. Ein Kolporteur suchte ein malayisches Dorf auf, das er unter vielen Schwierigkeiten erreichte. Er fand aber dort nur wenige Leute, und die waren sehr arm. Ein alter Mann kam und fragte den Kolporteur, was für Bücher er verkaufe. Die Antwort, die er bekam, freute ihn sehr. Er sagte, er habe von den Büchern gehört, die von Nabi Isa (dem Propheten Jesus) erzählen. Längst hätte er sich gerne ein solches Buch verschafft, um von Jesus und seinen Thaten zu lesen. Aber als ihm der Kolporteur bemerkte, der Preis eines solchen Buches sei 2 Mk., sagte er, es sei ihm ganz unmöglich, eines zu kaufen, da er kein Geld habe. Der Kolporteur möge eine Zeit lang warten, dann wolle er im Dorfe umhergehen und sehen, ob er das Geld von seinen Freunden entlehnen könne. Nach einiger Zeit kam er mit bekümmertem Gesicht zurück und sagte, er habe kein Geld bekommen. Ob er das Buch nicht mit Paddy (unenthülstem Reis) bezahlen dürfe? Auf die Antwort, daß dies nicht angehe, fragte er, ob ein Huhn an Zahlungsstatt angenommen würde. Der Kolporteur wollte sehen, ob es dem Manne Ernst sei und sagte ja. Sogleich ging er weg, um ein ihm gehöriges Huhn einzufangen. Aber nach zwanzig Minuten kam er ganz ermüdet und mit Thränen in den Augen zurück und sagte, er müsse alle Hoffnung, das Buch zu bekommen, aufgeben, da er das Huhn nicht einfangen und sonst nichts bieten könne. Der Kolporteur sagt, die Anstrengung, die er nötig gehabt habe, um in jenes Dorf zu kommen, sei reichlich aufgewogen durch die Freude, die er im Gesicht des alten Mannes habe aufleuchten sehen, als er ihm ein Evangelium in die Hände gegeben und gesagt habe, er schenke es ihm. Der arme Mann legte das Buch aufs Herz, drückte seine Hände darauf und verbeugte sich immer wieder, um seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Hierauf führte er den Fremden in ein anderes, nicht weit entferntes Dorf, wo vermöglichere Leute wohnten und wo er eine Anzahl malayische Evangelien verkaufen konnte.

Hören wir noch, was ein Bibelmann in China erzählt. Die Kolporteure kamen eines Abends in ein Dorf, wo sie einige Tage

bleiben wollten. Es befand sich dort ein elendes Wirtshaus, dessen Besitzer ein schlechter, im ganzen Dorfe gefürchteter Mann war. Er behandelte die Kolporteure besonders unfreundlich, doch mußten sie sich dies gefallen lassen, weil kein anderes Wirtshaus da war. Sie brachten daselbst drei Nächte zu. Außer ihnen waren noch eine Menge Gäste im Hause, nämlich Lastträger, welche den Austausch der Erzeugnisse der einzelnen Provinzen besorgten. Nach dem Abendessen wollten die Kolporteure mit diesen Lastträgern einen Gottesdienst halten. Dem widersetzte sich der Wirt. Er sagte: „Die Lehre, die ihr predigt, ist ausländisch, und der Gott, von dem ihr redet, gehört den Barbaren. Was geht der uns Chinesen an? Wir haben unsere Götter und unsern Kaiser, und wir haben die Lehre unserer Weisen. Dies ist genug für uns. Warum sollten wir uns dazu hergeben, uns von den Barbaren lehren zu lassen?“ All das sagte er mit lauter und unfreundlicher Stimme. Aber die Kolporteure antworteten ihm höflich, er sei ganz im Irrtum, wenn er sage, Gott gehöre nur den Fremden an. Sie zeigten ihm, daß er auch der Gott der Chinesen sei, eben der, den ihre Vorfahren in alten Zeiten verehrt haben. Aber setzt euch, sagten sie, und lasset uns einige Verse aus dem Buch der Bergpredigt vorlesen. Während sie sprachen, bemerkten sie, daß mit dem Mann eine Veränderung vorging. Er gab seine Zustimmung zu dem beabsichtigten Gottesdienst. Die von der schweren Tagesarbeit ermüdeten Lastträger hatten sich inzwischen auf die harten Bretter niedergelegt, die ihnen als Betten dienen sollten. Der alte wacklige Tisch, der von Schmutz ganz schwarz war, wurde gefegt, das Licht wurde in Stand gesetzt und die Bibel hervorgeholt. Einige Männer waren vor Müdigkeit schon eingeschlafen. Aber die meisten sagten, sie wollen warten, was ihnen der Kolporteur zu sagen habe. Die Geschichte von der Liebe Gottes wurde wieder einmal erzählt. In ihr liegt ein Zauber, der seine Anziehungskraft nie verfehlt. Wenn sie in der rechten Weise erzählt wird, so verstummt der zornige Widerspruch der tapfersten Verteidiger des Heidentums. Die rückwärts gebeugten Gestalten mit dem traurigen Gesichtsausdruck horchten voll Begierde auf das, was ihnen gesagt wurde von einer Ruhe im Reich Gottes. Das war eine wunderbare Botschaft für sie, denn ihr Leben war eine ununterbrochene Arbeit.

Am darauffolgenden Abend wiederholte sich derselbe Vorgang, nur die Gesichter waren andere. Die Zuhörer vom letzten Abend

hatten ihre mühselige Wanderung fortgesetzt. An ihre Stelle waren andere getreten. Wie sie, so waren auch die Kolporteure ganz ermüdet von ihrem Tagewerk. Sie waren über Berg und Thal gewandert und hatten die Botschaft verkündigt, die in ihren Büchern stand. Sie hatten eine herzliche Aufnahme gefunden und nun kehrten sie wieder zurück in das schmutzige Wirtshaus. Aber was war mit dem mürrischen alten Wirt vor sich gegangen? Die Kolporteure haben ihr Nachtessen bereitet, sie sitzen wieder um den wackligen Tisch, auf dem die Bibel aufgeschlagen liegt. Der Wirt setzt sich zu ihnen und kann den Beginn des Gottesdienstes kaum erwarten. Er ist ausnehmend höflich. Seine ganze Art ist eine andere geworden. Die Verachtung des fremden Glaubens, die er Tags zuvor ausgesprochen, ist verschwunden. Er sitzt ganz ruhig da, so lange sie lesen und sprechen. Wie sie knieend beten, steht er andächtig daneben. Er wagt noch nicht, auch niederzuknieen, da er sich vor dem Spott seiner Gäste fürchtet. Aber ehe die Fremden aus der Gegend scheiden, hat er erklärt, daß er an Jesus glaube und ihm dienen wolle. Drei Monate später kommen sie eines Abends müde und mit wunden Füßen vor dem Wirtshaus an. Sie sind begierig, was für eine Aufnahme sie finden werden. Sie bleiben an der Thüre stehen und sehen in die notdürftig beleuchtete Stube hinein. Der Mann liegt betend auf seinen Knieen. Seit sie fortgegangen sind, hat er den Gottesdienst in einer eine Stunde entfernten Kirche regelmäßig besucht. Am andern Morgen gehen sie ins Dorf und fragen die Leute nach dem Wirt. Er ist ein anderer geworden. Jetzt ist er nicht mehr mürrisch und übelgelaunt, sondern freundlich und höflich und überall lobt man ihn. Es war ein fröhliches Wiedersehen.

Ein reicher Chinese in Schaklung kaufte zwei Evangelien, die er aufmerksam las und die einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Er bezeichnete sich alle die Stellen, die er nicht verstand, und ging dann zwei Stunden weit zu Missionar Dietrich, um ihn nach dem Sinn jener Stellen zu fragen. Er wünschte nicht, in seinem Hause von einem Missionar besucht zu werden, da er seiner Familie keinen Anstoß geben möchte. Dagegen kommt er immer noch zwei- bis dreimal wöchentlich zu dem Missionar, neuerdings nur bei Nacht. Wer denkt da nicht an Nikodemus, der bei Nacht zu Jesu kam (Joh. 3, 2), aber später den Herrn offen bekannte? (Joh. 19, 39.)

Aus Japan wird uns mitgeteilt: Ein armer Mann in Kannari kaufte sich eine Bibel und zugleich ein Wörterbuch, das ihm zum Verständnis der Schrift dienen sollte. Er las die Bibel genau und dann las er sie seinen Nachbarn vor. Als er hörte, daß in dem etwa 20 Stunden entfernten Sendai eine christliche Kirche sei, ging er hin, um sich taufen zu lassen. Er hatte vorher nie einen christlichen Prediger oder Lehrer gesehen.

Ein Fremdling aus Japan.

„Ich möchte sie nur auch einmal sehen und nicht immer nur von ihnen lesen," sagte Marie und sah dabei das Bild einer japanischen Familie an. „Wenn Dir's recht ist, will ich Herrn Kamio zum Thee einladen," bemerkte darauf ihr Bruder Philipp, „den kannst Du dann nach seinem Volk fragen. Darf ich, Mutter?" „Ja gewiß; Deine Freunde sind uns immer willkommen," war die Antwort. „Herrn Kamio zum Thee bitten," rief Marie voll Verwunderung. „Was, den kleinen japanischen Studenten?" fragte Emma. „Ich weiß gar nicht, wie ich mich da benehmen soll. Gewiß rede ich wieder zu laut, wie immer, wenn Fremde da sind." „Vielleicht nimmt er die Einladung gar nicht an," meinte Julie. „Das thut er gewiß nicht," sagte Philipp; „er ist ein feiner, artiger Mann." „Das ist er natürlich, wenn er Dein Freund ist," bemerkte Emma schnippisch. „Soll ich ihn auf morgen abend einladen?" fragte Philipp. „So bald schon!" riefen die Mädchen. „Ich muß einen Kaiserkuchen backen," sagte Marie; „die kennt man in Japan gewiß nicht." „Er wird nur noch kurze Zeit hier sein. In einigen Tagen macht er seinen Doktor und ohne Zweifel reist er gleich darauf heim," bemerkte Philipp. „Dann muß ich meinen Kuchen heute noch machen," sagte Marie. „Und ich will mir Mühe geben und will nicht laut reden," sagte Emma lachend. „Ist er ein Christ?" fragte Julie. „Das weiß ich nicht," antwortete Philipp in einiger Verlegenheit. „Ich sollte freilich mehr von ihm wissen." „Er wird nicht mehr lange in unserem christlichen Lande sein," bemerkte die

Mutter. So wurde denn beschlossen, Herrn Kamio auf den Abend des folgenden Tages einzuladen. Inzwischen hatte Julie ihre besonderen Gedanken. Erst vor kurzer Zeit hatte sie sich vorgenommen, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, wo sie ein Bekenntnis zu Jesus ablegen könne. Dieser junge Fremde sollte kommen und wieder gehen. Aber was konnte sie ihm sagen? Es war ihr nicht recht, daß er kommen sollte.

Der Abend kam und Herr Kamio erschien zum Thee. Allgemein war man entzückt von seinem gewandten Benehmen und seinen verständigen Reden. Er seinerseits hatte gewiß allen Grund, mit der Gastfreundschaft der Familie zufrieden zu sein. Nach dem Thee faßte sich Marie ein Herz und zeigte ihm das Bild der japanischen Familie. Das schien ihm sehr angenehm zu sein. Er bemerkte jede Kleinigkeit auf dem Bild und erklärte die Schriftzüge, welche Marie vorher Hieroglyphen genannt hatte. Er schien zu wissen, was die Leute auf dem Bild gerade thaten, ja fast worüber sie sprachen. Den Mädchen war zu Mut, als ob sie in eine japanische Familie eingeführt worden wären. „Sie sind so freundlich, mich von meiner Heimat erzählen zu lassen," sagte der Fremde. „Gewiß wollen Sie nicht mehr lang davon hören." „O doch, Sie können uns nicht zu viel erzählen," war die Antwort. So erzählte er denn gar anmutig von dem fernen Reich im Osten, das erst neuerdings mit andern Völkern in Verkehr getreten ist. Er erzählte von Bergen und Thälern, Früchten und Blumen und von den landschaftlichen Schönheiten seines Heimatlandes. Von der Mission sprach er nicht. Vielleicht war Julie die einzige, die dies bemerkte. Doch nein, auch Philipp hatte ein Gefühl davon, daß er in seinem Verkehr mit diesem jungen Fremden etwas versäumt habe. So sprach er davon, daß er auch nach Japan reisen wolle, wenn er ausstudiert habe. „Es wird mich freuen, wenn Sie einen Besuch bei uns machen," sagte Kamio. „Mehr als nur einen Besuch," antwortete Philipp. „Ich hoffe, mein Leben in Japan zuzubringen." Kamio erlaubte sich zu fragen, ob er in Japan ein Geschäft gründen oder Lehrer an einer Regierungsschule werden wolle. „Nein," war die Antwort, „ich möchte als ein Diener des Evangeliums dorthin gehen." „Ah, als ein Missionar für mein Volk?" sagte der junge Mann mit einer höflichen Verbeugung. „Sie nennen uns ja Heiden und bringen uns Ihre Bibel." Emma fiel es auf, daß er nicht sagte, die Bibel

oder unsere Bibel. Julie hatte jetzt die Antwort auf ihre Frage, ob er ein Christ sei. Als Kamio sich verabschiedete, hatte er für jedermann ein verbindliches Wort und ein Andenken an Japan. Julie hatte auch etwas für ihn. Es war ein kleines Buch mit dem Titel: Kommet zu Jesu. Sie übergab es ihm und sagte schüchtern: „Wollen Sie es lesen und die Einladung annehmen?" Er sagte: „Ich danke Ihnen. Glauben Sie an ihn?" Dabei deutete er auf den Namen Jesus. „Ja," war die Antwort. „Was würde sonst aus mir? An wen könnte ich sonst glauben?" „Ich glaube Ihnen," erwiderte er warm. „Aber Sie sind in diesem christlichen Land die erste, die mir etwas solches gesagt hat. Ich wußte nicht, ob die Leute im Herzen so denken, wie sie in den Kirchen sagen. Ich will dies lesen und will in Ihrer Bibel nach ihm suchen." „Es ist Ihre Bibel so gut als die unsere," antwortete Julie und wunderte sich selbst über ihren Mut. Als der Fremde fort war, dankte sie dem Herrn, der ihr Kraft zu einer schweren Aufgabe geschenkt hatte.

Ich bekenne, Sie haben mich geschlagen.

Eine arme Frau sagte zu einem meiner Freunde: „Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie meinen Nachbar Lang besuchten. Er ist sehr krank und ich fürchte, er kommt nicht mehr auf. Sie wollen hingehen? Das ist sehr freundlich von Ihnen. Aber ich darf Ihnen nichts verschweigen. Sie werden wahrscheinlich keine gute Aufnahme finden. Er gehört zu einer Gesellschaft von sogenannten Freidenkern. Denen macht es ein Vergnügen, wenn sie fromme Leute lesen und reden, predigen und beten hören. Da schnappen sie Redensarten auf, die sie zum Spott immer wiederholen." „Nun", antwortete mein Freund, „wenn der Herr will, so werde ich heute nachmittag hingehen und einen Versuch machen." Der Nachmittag kam und er trat seinen Gang an. Unterwegs besann er sich auf allerlei Bibelstellen, die er etwa dem Kranken vorlesen könnte. Es fiel ihm aber gar nichts Passendes ein und er kam sich so hilflos vor, daß er schon daran dachte, wieder umzukehren.

Inzwischen war er an die Thüre des Hauses gekommen, wo der Kranke wohnte. Er blieb einen Augenblick stehen und flehte zu Gott um Hilfe. Da war ihm, als ob eine innere Stimme ihm zuflüsterte: Wer hat dem Menschen den Mund geschaffen? (2 Mos. 4, 11). Er betrachtete dies als eine Zusage vom Herrn und klopfte an. Frau Lang öffnete die Thüre und sah hinaus, wer da sei. „Ich bin gekommen, um Ihren Herrn Gemahl zu besuchen. Ich höre zu meinem Bedauern, er sei krank. Glauben Sie, daß ein Besuch von mir ihn freuen würde?" „Er ist sehr krank; aber ich kann nicht sagen, ob Ihr Besuch ihm erwünscht ist." Sie rief: „Eduard, es ist ein Herr da, der Dich besuchen möchte. Was soll ich ihm sagen?" „Sag ihm, er solle hereinkommen, wenn er Lust hat," war die unfreundliche Antwort. Der Besucher trat ein und näherte sich dem Bette. Er blieb 15 bis 20 Minuten mit dem Hut in der Hand stehen, sprach von den Schmerzen des Kranken und von allerlei gleichgültigen Dingen. Er bekam nur wenige Antworten, möglichst kurz und schnippisch. Die Frau fragte schüchtern: „Eduard, möchtest Du den Herrn nicht bitten, Platz zu nehmen?" „Das kann er, wenn er Lust hat." Mein Freund machte Gebrauch von dieser mürrisch gegebenen Erlaubnis, setzte sich und zog seine Taschenbibel heraus. „Wäre es Ihnen lieb, wenn ich Ihnen etwas aus diesem Buch vorlesen würde?" „Das können Sie, wenn Sie wollen," brummte er. Unter dem stillen Gebet, daß ihn Gott die richtige Stelle finden lasse, schlug er den 51. Psalm auf und las ihn vor. Beim dreizehnten Vers: Verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir, hielt er eine Zeit lang inne. Hierauf las er den Vers noch einmal und setzte ruhig hinzu: „Was könnten wir in der Not anfangen, wenn wir keinen Gott hätten? Was für arme Geschöpfe wären wir, wenn er uns seine Gegenwart ganz entziehen wollte. Wenn sein heiliger Geist uns nicht mehr verträte, mit uns kämpfte und uns leitete, wie wären wir so ganz elend." Nun entstand eine lange Pause. Der Kranke schloß die Augen und dachte nach; der Besucher ließ ihn nachdenken. Die Frau war die Treppe hinaufgegangen. Man hörte nur das Ticken der Uhr in der Zimmerecke. Nach einiger Zeit wandte der todkranke Mann langsam den Kopf herum, blickte meinem Freund ins Gesicht, streckte die Hand aus und sagte: „Ich muß gestehen, Sie haben mich geschlagen." „Ich Sie geschlagen? Wie denn?

Wie meinen Sie das?“ „Als Sie anklopften und fragten, ob Sie eintreten dürfen, wünschte ich Ihren Besuch, weil ich Ihre Stimme erkannte und dachte, was Sie sagen und lesen, werde mir Spaß machen. Aber darüber kann ich nicht lachen. Es ist von Anfang bis zu Ende ein wunderbares Gebet, das ganz für mich paßt, namentlich die Worte, die Sie wiederholt haben. Die sind ganz wahr. Ich habe Gott verlassen und seinen heiligen Geist betrübt; aber glauben Sie, daß Gott sich meiner erbarmen würde, wenn ich jetzt dieses Gebet für mich spräche?“ Mein Freund blieb solange, als es der Zustand des Kranken erlaubte, und sagte ihm von Jesus und von seiner Liebe, wie er noch am Kreuz für seine Peiniger gebetet habe, wie er von den Menschen verachtet und verworfen worden und doch um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen sei; wie er uns geliebt und sich selbst für uns dahingegeben habe. Tag um Tag verging und der Leidende lag immer noch auf seinem Schmerzenslager. Keiner seiner früheren Genossen besuchte ihn. Ein Sterbebett hat nichts Anziehendes für solche Leute. Es giebt nichts, was ihnen mehr zuwider wäre. Aber der christliche Freund war immer willkommen, und je mehr das Leben dahinschwand, desto herzlicher wurde er aufgenommen. Die Vergebung der Sünden, die reinigende Kraft des Blutes Christi und der Trost des Heiligen Geistes waren immer deutlicher an dem Sterbenden zu spüren, bis er im Frieden entschlief.

Der abessinische Mönch und seine Kalk.

Missionar Flad erzählt aus der Zeit vor seiner Gefangenschaft in Abessinien: Ich hatte dem Vorsteher eines Klosters eine Bibel geschenkt. Vier Monate später kam ein Mönch zu mir mit der Nachricht, der Klostervorsteher wünsche so viele Bibeln zu bekommen, als der Mönch tragen könne. Er klagte darüber, daß die Mönche sich um die einzige in seinem Besitz befindliche Bibel streiten. „Ich muß,“ schrieb er, „die Woche in Tage, halbe Tage, Viertelstage einteilen (in Abessinien kennt man die Stundeneinteilung nicht), und wenn ihre Zeit abgelaufen ist, müssen sie die Bibel abgeben.

Schicke mir so viele Bibeln als möglich.“ Ich konnte ihnen nur eine einzige Bibel geben. Aber ich hatte viele Neue Testamente. Ich verpackte eine Anzahl in einen ledernen Sack und dachte, die Last sei nun schwer genug für den Mönch. Aber als er sie probierte, sagte er: „Lege noch einige hinein. Ich muß eine schwere Last haben.“ Ich that es, hob die Bücher auf seine Schulter und er ging fort. Der junge Mann interessierte mich, denn während der kurzen Zeit, solange er bei mir war, besuchte er die Gottesdienste und fragte offenbar nach dem Herrn. Später bemerkte ich, daß er wirklich glaubte. Als er von mir ging, bat ich den Herrn angelegentlich, er möge seinen Segen mitschicken. Nach vier Monaten kam er wieder mit einem Brief des Klostervorstehers. Er bedankte sich sehr für die Neuen Testamente. Sie waren alle in den Händen der Mönche und wurden eifrig gelesen. Aber sie genügten nicht. „Bitte, schicke noch mehr.“ Es freute mich sehr, daß ich dieser Bitte entsprechen konnte. Nun fragte ich den Mönch: „War die Last nicht sehr schwer auf dem weiten Weg?“ Er antwortete: „Am ersten Tag war sie nicht so schwer als am zweiten und am zweiten nicht so schwer als am dritten. Als ich nach Warradau kam, waren sie so schwer, daß ich dachte, es wäre besser, wenn ich der dortigen Kirche die Hälfte schenkte und die übrigen mitnähme. Aber dann dachte ich wieder: Nein, es ist eine große Gnade, daß ich der Lastesel sein darf, der das heilige Buch trägt, und so ging ich weiter. Nun möchte ich wieder meine Last forttragen, wenn du mir noch mehr Bücher geben willst.“ Ich fragte: „Was thun die Mönche damit?“ „Das will ich dir sagen,“ antwortete er. „Einer sagte am Sonntag morgen zu uns: Wir sind alle im Irrtum gewesen. Ich habe die Bibel von Anfang bis zu Ende gelesen und es steht kein Wort davon darin, daß Jesus oder die Apostel zu den Leuten gesagt haben, sie sollen ins Kloster gehen und ihr Leben in Trägheit zubringen, indem sie Gebete und Psalmen hersagen. Jesus sagt: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Ich sage euch, ich will nun jeden Samstag und Sonntag mit meinem Buch in die benachbarten Dörfer gehen und will den Leuten das Evangelium vorlesen. So gehen nun er und die andern Mönche am Samstag und Sonntag in die Dörfer in der Nähe, sammeln die unwissenden Leute um sich und lesen ihnen das Evangelium vor.“

Allerlei.

Innerhalb der letzten 25 Jahre sind mehr als 100 000 heilige Schriften in Griechenland verbreitet worden. Die Regierung legt der Bibelverbreitung nichts in den Weg und gewährt den Kolporteuren Schutz gegen den Widerstand der orthodoxen Geistlichen. Die vier Evangelien werden in den oberen Klassen der Volksschulen gelesen.

Die Londoner Baptistenmissionsgesellschaft hat die ersten Druckbogen von Bibelteilen in der Kongosprache erhalten; dieselben wurden in der Missionsdruckerei der Station Underhill gedruckt.

Delitzsch's hebräische Uebersetzung des Neuen Testaments findet unter den Juden in Sibirien reißenden Absatz. 30 000 Exemplare sollen im Umlauf sein.

Das Evangelium Marci ist in chinesischer Blindenschrift gedruckt worden. Es sollen nun in 250 Sprachen Bibelteile in Blindenschrift gedruckt sein.

In Japan ist viel Nachfrage nach der Bibel. Im Jahre 1886 wurden von der amerikanischen Bibelgesellschaft über 41 000 heilige Schriften verkauft. Für diese Schriften wurden ℔ 36 717 eingenommen. Nimmt man dazu, was zwei andere in Japan wirkende Bibelgesellschaften ausgerichtet haben, so darf die Summe der abgesetzten heiligen Schriften auf 90 000 geschätzt werden.

In Mexico ist die Bibel immer noch verboten, nicht von der Regierung, welche für die Gewissensfreiheit eintritt, aber von der katholischen Kirche. Das Verbot des Priesters hält Millionen ab, eine Bibel zu öffnen. Manche werden aber auch gerade durch das kirchliche Verbot veranlaßt, eine Bibel zu kaufen, um zu sehen, warum sie verboten ist. So sind im Jahr 1885 von 25 Kolporteuren 1470 Bibeln, 1679 Neue Testamente und 3947 Evangelien verkauft worden.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. od. 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Stanford University Libraries
3 6105 012 817 594

BV
20
E8
18

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.